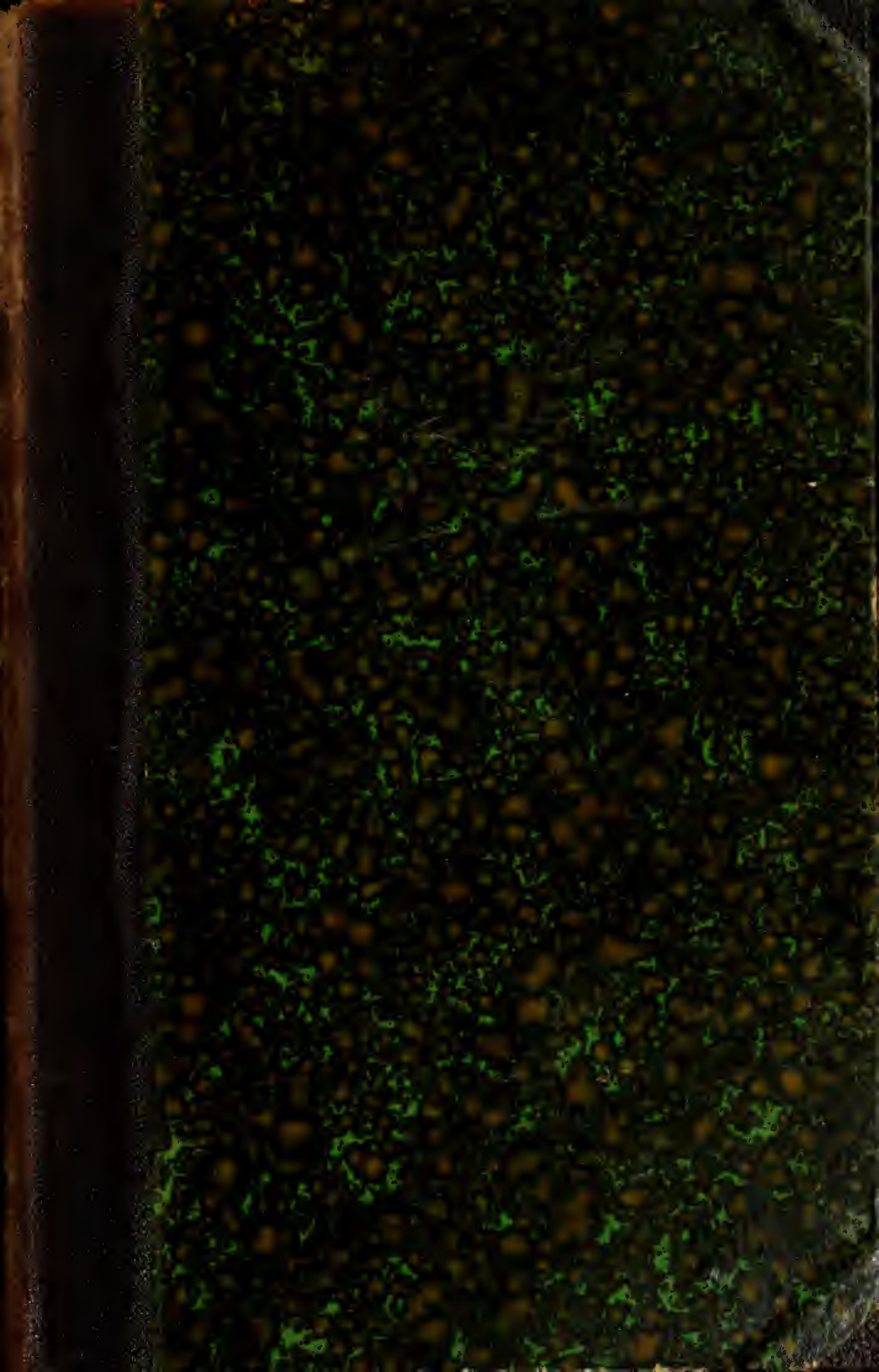
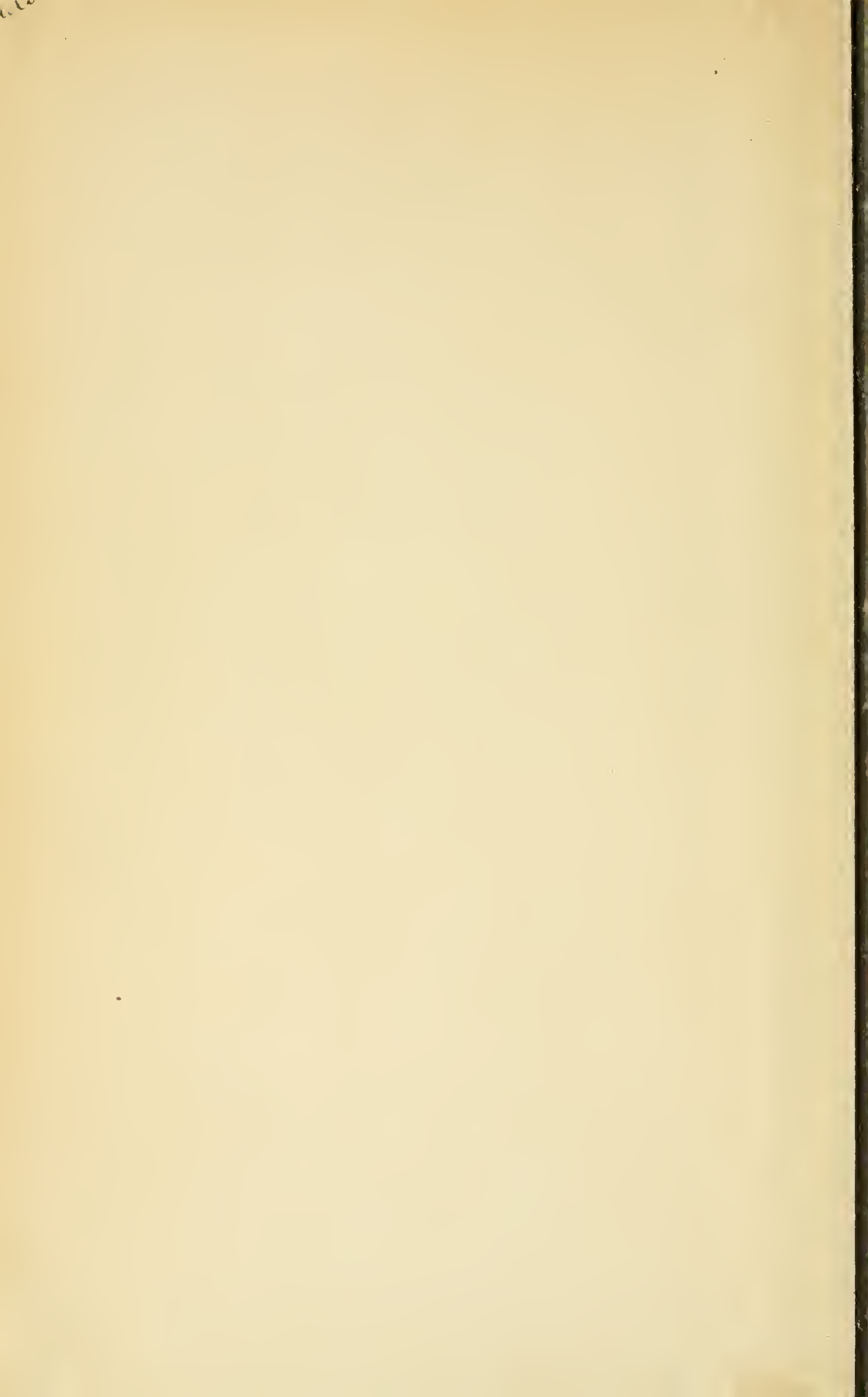
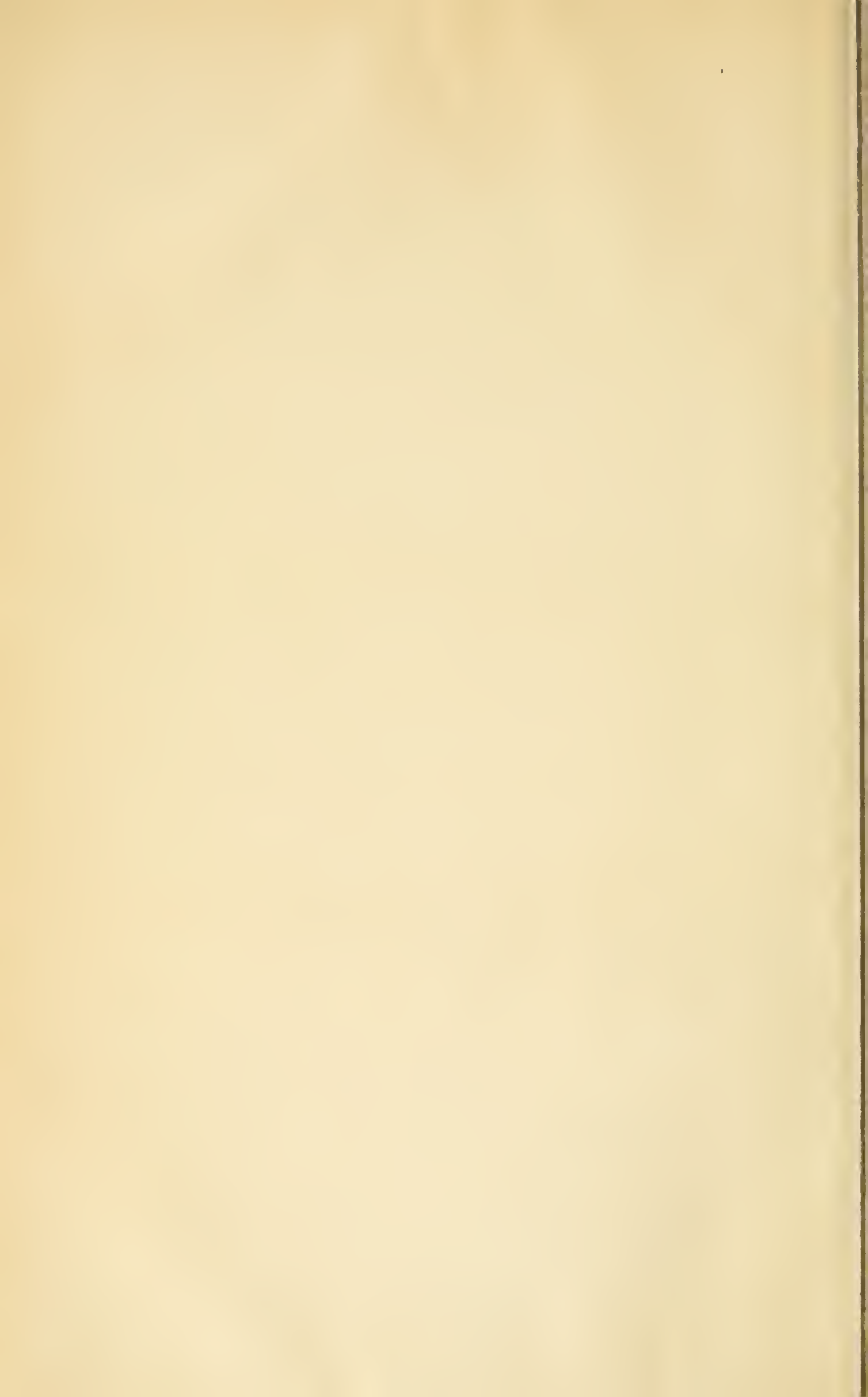








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.



XV. JAHRGANG, 28. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1860.

Inhalts-Verzeichniss des XXVIII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Proben baskischer Dichtkunst.*)

Um die Untersuchung der Geschichte der Basken, des im Nordosten Spaniens und in dem daran grenzenden Westen Frankreichs zwischen dem Ebro und Adour noch vorhandenen, jetzt auf 7 bis 800,000 Bewohner zusammengeschmolzenen, uralten, von den weitverbreiteten Iberern abstammenden Volkes, und zumal der in Wort- und Satzbildung höchst eigenthümlichen, von den Basken selbst Euscara, Eskuara oder Esquera genannten Sprache, sowie der schriftlichen Denkmäler derselben, haben sich besonders Franzosen und Deutsche verdient gemacht, namentlich Wilhelm von Humboldt in zwei Schriften, in den „Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates über die cantabrische oder baskische Sprache, Berlin 1817“ und in der „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache, Berlin 1821,“ sodann Francisque Michel in „le pays basque etc. Paris 1857,“ und E. A. F. Mahn in seiner kürzlich erschienenen, auch durch eine einleitende umfassende Sprachenvergleichung sich auszeichnenden Schrift, „Denkmäler der baskischen Sprache, Berlin 1857.“

Aus beiden letzteren, besonders aus Michel's reichhaltiger, Urschrift und Uebersetzung in das Französische enthaltenden Blumenlese sind die Lieder entnommen, welche ich hier in einer zumal der Form nach freien Uebersetzung mittheile. Es findet in der baskischen Dichtkunst keine Sylbenmessung, sondern nur Sylbenzählung statt, wie in den sämmtlichen westeuropä-

*) Vorgelesen in der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen etc. in Berlin den 5. April 1859.

ischen Sprachen, der Reichthum an Reimen ist gross, aber es wird häufig unrein und willkürlich abwechselnd gereimt.

Der Gesang der Cantabrer.

Das älteste auf uns gekommene dichterische Erzeugniss der Basken ist ein Lied, oder richtiger der Anfang eines Liedes, ein Rest der Kriegsgesänge der Cantabrer, eines vorzugsweise kriegerischen Stammes der Basken, aus der Zeit ihrer Kämpfe mit den Römern, von welchen sie unter Kaiser Augustus zwar besiegt, aber nicht völlig unterjocht wurden. Wilhelm von Humboldt sagt, dass es ihm im Lande selbst aus einer in mehr als vierzehn Foliobänden bestehenden Manuskriptensammlung mitgetheilt sei, welche ein gewisser Juan Ibannez de Ibarguen machte, als er 1590 den Auftrag erhielt, die Archive von Simanca und Vizcaya zu durchsuchen. Ibarguen fand dies Lied auf einem alten, schon halb von Würmern zerfressenen Pergament, es war sehr lang, er begnügte sich desshalb, sechszehn Sätze oder Strophen abzuschreiben. Der Ueberrest ging unstreitig nachher verloren. Die biscayschen Gelehrten schreiben diesem Liede ein hohes Alter zu, und setzen es in die ersten Jahre nach dem cantabrischen Kriege. Wie es jetzt vorliegt, mag es, wegen des erst später vorkommenden Namens Biscaya, überarbeitet sein. Humboldt fügt hinzu, dass der Ausdruck etwas Eigenthümliches und das Gepräge der Rauheit eines ungebildeten Volkes habe, und macht auf die Einfachheit der beiden in dem Liede vorkommenden Gleichnisse aufmerksam. Auch in der Form unterscheidet es sich. Alle späteren baskischen Gedichte haben Reime und bestehen aus 2-, 4-, 8- und 10zeiligen Gebinden, dieses hat keine Reime, nur einige, wie es scheint, zufällige Halbreime oder Assonanzen mit Ausnahme des je vierten auf denselben Reim ausgehenden Verses, der nur drei oder vier Sylben enthält, während die je ersten drei Verse mehrsylbig, meistens fünfsylbig sind. Als Probe schreibe ich die vier ersten Gebinde ab.

Lelo, il Lelo;
Lelo! il Lelo;
Leloa! Zarac
  Il Leloa.

Romaco aronac
Aleguin, eta
Vizcayac daroa
  Cansoa.

Octaviano	Ichasotatic
Munduco Jauna	Eta leorrez
Leocobidy	Ymini deuscu
Vizcaycoa.	Molsoa.

Zum Verständniss der im Einzelnen nicht ganz aufzuhellenden Dunkelheiten sagt Humboldt: „Als August die Cantabrer besiegte, zogen sie sich auf einen hohen Berg zurück, auf dem die Römer sie durch Abschneidung aller Lebensmittel zur Uebergabe zu zwingen suchten.“ Auf diesen Umstand spielt die siebente Strophe an. Das in der vierzehnten verstümmelten Strophe vorkommende Wort Uchin ist nach Ibarguen der Name des cantabrischen Feldherrn, der nach dem Frieden sich in Italien niederliess und Stammvater des Geschlechts der Urbino's wurde. Unmittelbar nach dem Frieden scheinen die Cantabrer einen Anführer Lecobidi gehabt zu haben, der in dem dritten Absatze genannt wird. „Die erste Strophe bezieht sich auf eine Sage, welche gleichfalls Ibarguen, und, wie er versichert, nach dem Zeugniss einer alten Schrift erzählt. Lelo war ein angesehener Mann in Vizcaya. Während eines Feldzuges, den er ausserhalb seines Vaterlandes zu machen genöthigt war, trieb seine Frau Bulschaft mit einem gewissen Zara. Lelo kehrte zurück und beide vereinigten sich, ihm das Leben zu rauben. Der Mord gelang ihnen, aber die That wurde ruchtbar, und man beschloss in einer Volksversammlung, in der die beiden Ehebrecher aus dem Lande verwiesen wurden, dass bei dem Anfange jedes Gesanges immer zuerst des unglücklichen Lelo erwähnt werden sollte. Das Sprichwort betico Leloa, d. h. das ewige Lelo, womit man die zu häufige Wiederholung derselben Sache bezeichnen will, scheint sich auf diese Erzählung zu beziehen. Bemerkenswerth ist noch die Aehnlichkeit dieser Sage mit der Geschichte Agamemnons. Allein auch in andern biscayischen Volksmärchen kommen griechische Geschichten und Mythen unter einheimischen, und selbst oft unter Heiligennamen vor.“ — Ich habe dies meistens mit Humboldts Worten erzählt, der auch eine, wie er selbst sagt, dem Sinne möglichst entsprechende Uebersetzung hinzufügt. In der meinigen bin ich der Form ziemlich treu geblieben. Sie lautet mit Weglassung der 13., 14., und 15. verstümmelten und unlesbaren Strophe:

1.
Lelo, todt Lelo!
Lelo, todt Lelo!
Lelo! durch Zara
Erdolcht ward er.

2.
Die Fremden, die Römer
Entboten Kraft, und
Das Siegslied anstimmte
Biscaya's Heer.

3.
Octavianus
Und Lecobidi,
Weltherr ist Jener,
Biscaya's der.

4.
Octavianus
Umschloss uns, hernieder
Stieg er von den Bergen,
Er kam vom Meer.

5.
Die Ufer der Flüsse,
Die Wälder und Haine,
Die Höhlen der Berge
Bedrängt' er sohwer.

6.
Wir treten ihm muthig
An günstigen Pässen,
Wir setzen entgegen
Ihm tapfere Wehr.

7.
Wir beben mit nichten
Bei Waffengleichheit;
Trog des Brots, du bist
Erkrankt und leer.

8.
Schwer sind die Kürasse,
Die Jene tragen,
Wir tanzen in leichtern
Behend daher.

9.
Wir haben nicht Ruhe
Bei Nacht noch bei Tage.
Der Krieg, fünf Jahre
Schon dauert er.

10.
Wenn Einen der Unsern
Die Feinde tödten,
Erschlagen wir ihnen
Fünf Zehnd' und mehr.

11.
Doch sind sie zahllos,
Und wir nur wenige,
Wir machten Vertrag drum,
Nun ruht der Speer.

12.
Dem Land der Feinde,
Wie unsern Marken —
Ohn' Band wird dem Saumthier
Die Last zu schwer.

16.
Die starken Eichen
Erkranken an Kraft,
Verlässt sie das Bohren
Des Spechts nicht mehr.

Der Gesang Altabiscars, wahrscheinlich des Namens einer Landschaft in den Pyrenäen, der nächstälteste uns erhaltene, betrifft die Zeiten der Kriegszüge Karls des Grossen gegen die Cantabrer, zumal den Untergang seines Heeres bei Ronce-

valles, und soll auch aus jenen Zeiten herrühren. Auffallend ist der in dem Gesange vorkommende Name Carlomano, scheinbar Karlmann, aber wahrscheinlich mit Charlemagne zu vergleichen, wesshalb ich ihn durch Karl übersetzt habe. Die Urschrift besteht aus willkürlich längeren und kürzeren, und, mit einer Ausnahme vor dem Schluss, reimlosen, meine Uebersetzung aus gegereimten Zeilen:

Es erscholl ein Schrei
In der baskischen Alpen Reih.
Des Hauses Eigner tritt hervor,
Und spricht mit lauschendem Ohr:
„Was ist's? Es war, als ob es rief."
Und der Hund, der zu den Füssen des Herren schlief,
Springt auf, Altabiscars Gauen erfüllend mit Bellen.
Ebanneta's Schluchten aufs neue gellen
Von der Rechten nieder,
Von der Linken wieder.
Nun dumpfes Gemurmel, es naht ein Heer,
Nun Antwort herab von des Berges Steile —
Es ist der Hörner Klang,
Es ist der Unsern Kriegsgesang. —
Der Hausherr schärft die Pfeile.

„Sie kommen, sie kommen! Wie ragen die Partisanen!
Welch ein Wald von Lanzen, wie flattern die Fahnen!
Wie blitzen die Waffen! Mein Bursch, schau, schau!
Wie viel sind's Banner? Zähle genau!"
— Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn,
Bis funfzehn, bis zwanzig kann ich sehn. —
„Und mehr noch erscheinen, wir wollen's nicht hehlen;
Doch lass uns die Zeit nicht verbringen mit Zählen.
Fort, fort, wir sind ja stark und gewandt,
Zu schleudern Steine vom Klippenrand,
Felsstücke zu wälzen herab
Von den Almen,
Sie zu zerfleischen, zu zermalmen.
Sie sollen im Engpass finden ihr Grab.

Was wagten sie sich auf solchen Pfad?
Was wollen sie hier auf unsrem Grat?
Die Berge, zu Grenzen ja sind sie gesetzt,
Weh Jedem, der sie mit Frevel verletzt!
Ha, sieh, sieh jetzt!
Die Blöcke, die Schollen, die Schrollen,

Sie springen, sie stürzen, sie rollen.
Die Feinde, zerbrochen
Sind ihnen die Knochen,
Wir haben uns an den Frechen gerochen.
Flieht, flieht, was noch übrig, in wildem Lauf,
Mit dem rothen Helm und den schwarzen Federn darauf,
Flieh, Karl! Flieh du, sein Genosse,
Du, Roland, auf eiligem Rosse!
Mut ward euch zum Verderben verliehn.

Sie fliehn, sie fliehn!
Wo sind nun die Partisanen?
Wo der Wald von Lanzen? Wo flattern die Fahnen?
Wo blitzen noch Waffen? O Bursch, schau, schau!
Wie viel sind der Banner? Zähle genau!
Sind es zwanzig, sind es funfzehn, sind es zehn, sind es sieben?
Nicht vier, drei, zwei sind übrig geblieben.
Ich sehe nicht eins. —

Nein, keins!
Vorbei ist's. Geh heim, Hausherr, mit dem Hunde nun,
Mit Frau und Kindern in Frieden zu ruhn!
Nach Schlachtengebraus
Stelle fort die Waffen, und dann schlaf aus!
Indessen verzehren die Adler die Leichen,
Und der Feinde Gebeine werden bleichen.

Nach diesen beiden ältesten Gedichten, zwischen deren Veranlassung und wahrscheinlich auch Entstehung ein Zeitraum von achthundert Jahren liegt, finden sich in der Sammlung von Michel noch einige ähnliche, hauptsächlich aus der neueren Zeit, eines aber auch aus dem Mittelalter, das freilich nur noch in Bruchstücken vorhanden ist, und sich auf die Schlacht von Beotibar am 19. September 1321 bezieht, in welcher die Guipuzcoaner über die Biscayaner in einem Bürgerkriege den Sieg davontrugen.

Der Vicomte von Belsunor, Bruchstück eines Volksgesanges, preist das ganze adliche Geschlecht der Belsunor aus dem spanischen Navarra, besonders aber den Abkömmling, welcher bei Hastenbeck den 20. Junius 1757 sich auszeichnete, und 1764, von seinen Wunden geheilt, nach seiner Heimath zurückkehrte.

Das Lied zu Ehren des Grafen von Estaing,

eines französischen Seehelden, der, geboren 1729, zuerst in Ostindien, dann nach einer längeren Gefangenschaft in Nordamerika sich als Krieger bewährte, 1783 die vereinigte Flotte von Frankreich und Spanien befehligte, trotz seiner Freiheitsliebe aber am 28. April sein Leben unter der Guillotine verlor, ist dem vorigen, aber mit wenigem Glücke, nachgebildet.

Das Volksfest ist ein komisches Spottgedicht auf die französische Revolution, welche die freiheitsliebenden Basken dennoch nicht begünstigten.

Nationalfest.

Der Pfarr zu Sankt-Pé, zum preislichen Feste
Lud alle Welt er zusammen als Gäste,
Ein Nationalfest feierte man, —
Ich schildr' es, so gut ich nur immer kann.

Frühmorgens ein Trupp von alten Weibern
Zog mit herausstaffirten Leibern
Zum Marktplatz; da sie sich sahen allein,
In ein Wirthshaus gingen sie flugs hinein.

Sie sprachen zum Wirthe, die Weiber, die alten:
„Wir wollen ein wenig uns hier aufhalten,
Wir kamen zu früh, wir essen derweil,
Bring, Wirth, was Du hast, wir haben Eil."

Sie essen, sie trinken, ein Liedchen, man singt es.
„Auf Deine Gesundheit, Frau Schwester!" so klingt es.
„Es lebe — so ruft man mit hohem Ton —
Es lebe, ja lebe die ganze Nation!"

Die Augen der Alten, — sie sprühen vom Glanze,
Sie heben die Beine zum baskischen Tanze,
Sie hüpfen, sie springen, mit keuchender Brust.
Heut gilt es zu feiern mit Freud' und mit Lust.

Drauf gingen sie wieder hinaus aus dem Hause,
Mit tobendem Lärm und mit wirrem Gebrause,
Und als man auf dem Platze sie schaut,
Da lacht man über ihr Wesen laut.

Der Pfarr blickt aus dem Fenster hinunter,
Und spricht: „Ei, Kinder, so recht, ihr seid munter.
Ihr tanzet, so tanzet nur fort, ich bitt',
Ich komme hinunter, ich tanze mit."

Die Weiber, sie sprechen mit lallendem Schalle:
„So kommt denn, wir kennen als Tänzer euch alle,
Führt auf den Tanz, ihr lustiger Gauch,
Trotz eurem gemästeten, kuglichten Bauch!"

Und es kommt und dreht sich der Pfarr, der runde;
Da lachen die Weiber aus offenem Schlunde,
Die runzlichen Arm' in die Seite gesetzt;
Und der Volkshauf jubelt, weidlich ergetzt.

Die Alten, sie stehen nicht lang', sie umringen
Den Pfarr, und fassen beim Arm ihn, und springen.
Zu Haus' indess die Männer, traun,
Sind hungrig: „Wo bleiben denn unsre Fraun?"

Sie machen sich auf, sie kommen, sie grollen,
Sie sehn ihre Frauen springen und tollen.
Als der Pfarr sie erblickt, tanzt weiter er nicht,
Steht still, geht freundlich zu ihnen und spricht:

„Dominique und Johann, hier gibt es Getöse,
Trinkt, thut mir Bescheid und seid nicht böse!
Es lebe die Nation, stimmt ein!
Heut gilt es zu tollen, und wacker zu schrein.

Ihr Männer, ihr Frauen, wer will es uns wehren?
Ein Jeder muss heute sein Gläschen leeren;
Dann gehn wir alle friedlich nach Haus'!"
Also geschah's und das Fest war aus.

Es folgen Gesänge auf den Abenteurer Muñagorri, der Anhänger bald der Karlisten, bald der Christinos war.

Der Baum von Guernica, ein geschichtliches Lied, dessen Verfasser unbekannt ist, besingt den Baum, unter welchem die Junta von Alava mehrere Jahrhunderte ihre Versammlungen hielt. Die Uebersetzung lautet:

Der Baum von Guernica,
Er sei gebenedeit!
Geliebt wird er vom Volk
Der Basken weit und breit. —
Verbreite deine Frucht
Nach jedem Ort und Raum!
Wir ehren höchlich dich,
Du lieber, heilger Baum!

Wohl tausend Jahre sind
  Vergangen bis anjetzt,
Seit hier in Guernica
  Gott diesen Baum gesetzt.
Steh aufrecht immerdar!
  Denn in dem Augenblick,
Wo du fielst, träf' auch uns
  Ein gleiches Missgeschick.

Nein, nein, geliebter Baum,
  Dein Stamm ist fest und steht,
Wenn's in Biscaya nur
  Der Junta wohlergeht.
Wir lehnen uns an dich,
  Denn uns gehörst du zu,
Damit der Basken Volk
  In Frieden leb' und Ruh.

Ja, wachs' und grüne fort,
  Und werd' uns untreu nie!
Wir bitten Gott darum,
  Und werfen uns auf's Knie.
Wenn wir ihn angefleht,
  Wie in vergangner Zeit,
Dann bleibst Du uns, o Baum,
  Jetzt und in Ewigkeit.

An die bisherigen Lieder sind noch zwei aus der Zeit der neueren Kriege der Spanier untereinander und gegen die Franzosen anzuschliessen. Der Anfang des ersten Liedes ist folgender:

Viel Leute wollen Donna Isabelle
  Als unsre Königin nicht anerkennen:
Don Carlos müsse man an ihrer Stelle
  Den Erben Spaniens und König nennen.

Indessen Einge diess; das Andre meinen,
  Wünsch' ich, dass weder Sie noch Er regire.
Die besten Könige, so will's mir scheinen,
  Sind Brot und Wein nebst Bündlein Geldpapiere.

Das andre mag ganz hier stehen, es ist betitelt

Napoleon und Harispe.

Napoleon, Herr der Franzosen du,
  Und grosser Held in Kriegeszügen!

General Harispe, du dazu,
Krieg, edler Baske, war dein Vergnügen.

Von Saragossa warst du einmal
Und aus Valencia gekommen.
Verwundet ward unser General
Der für Napoleon hell entglommen.

Wild ging's in Saragossa her,
Man schalt des Weichbilds Unterfangen.
Harispe setzte sich zur Wehr;
Wie sollt' ihm doch vor Räubern bangen!

Gross ist dein Ruhm, o General,
Und auch geheilt sind deine Wunden.
Zu zählen deiner Thaten Zahl,
Dazu gehörten viele Stunden.

Die Wunden sind — sie kennt die Welt —
Vernarbt, lasst Gott uns Dank abstatten!
Werd' hundert Jahr' alt, theurer Held,
Und deine Gattin mit dem Gatten!

Die Sammlung besteht ferner aus einer verhältnissmässig bedeutenden Anzahl von Liebesliedern in verschiedener Form, mehrere sind erzählend, einige auch gesprächlich, und noch mannichfacheren Inhalts, freudvoll und leidvoll, hoffend und verzweifelnd, bittend und klagend, warnend und spottend, und nicht wenige den besten Troubadours- und Minneliedern an Unbefangenheit, Innigkeit und Glut gleichzustellen, viele zugleich bildlich oder allegorisch. Aus älterer Zeit scheinen die beiden ersten elegischen zu sein: die Braut von Tardets und die Geliebte im Kloster. Das erstere fängt bildlich an:

Zu Tardets gilben Citronen zwei,
Ongriagarath, der Spanier wirbt um die eine.
Man spricht, wann gereift das Pärchen sei,
Soll eine von beiden werden die seine.

Der Cretine ist ein Gespräch zwischen einem Hirten, einem vermeintlichen Cretinen und einer Hirtin, seiner Geliebten, welche er aber überzeugt, dass er es nicht ist. Er sagt:

Ob Jemand als Cretin geboren,
Das sieht man leicht an seinen Ohren.
Gross ist das ein', und ihm gepaart
Ein rundes, und das ganz behaart.

Sie wird dadurch zufriedengestellt, indem sie antwortet:

Dann bist du keiner, deine beiden
Sind, mein' ich, nicht zu unterscheiden.
Ich sag' es gleich dem Vater an,
Und andern Sinnes wird er dann.

Hier noch einige Liebeslieder.

Die Geliebte.

Ich seh' die Theure
Wol nimmermehr.
Ist sie ein Sternlein
Im Himmelsheer?
Dann wünscht' ich, dass ich
Ein Stern auch wär.

Die Eiche, die man
Gefällt allhier,
Die arme wähl' ich
Zum Bilde mir.
Bald bin ich völlig
Vergleichbar ihr.

Doch ihr, der Theuern
Geliebten mein,
Ihr soll, es hegt sie
Mein Herzensschrein,
Mein letzter Seufzer
Gewidmet sein.

Klage und Weigerung.

Kein Stern am trüben Himmel lacht,
Es regnet, dunkel ist die Nacht;
Doch regn' es, dunkl' es noch so sehr,
Mit froher Hoffnung komm' ich her.

Du bist mein Stern, bist Du zu Haus'?
O schau zum Fensterlein hinaus!
Ich steh schon lang' und warte hier,
Wie gerne plaudert' ich mit Dir!

„Hinausschaun? Nein das, geht nicht an,
Nachrede, schlimme, gäb' es dann.
Du bist wie Alle, dünkt' es mich,
Und kein Vertraun setz' ich in Dich."

Vertrau mir, holde Schöne Du,
Ich füge Dir nichts Uebles zu.
Lass rühren Dich! Wüsst' ich nur wie!
Ich falle vor Dir auf die Knie.

„Nein nicht um Alles in der Welt!
Fall draussen hin, wenn's Dir gefällt.

Du wirst nicht beugen meinen Sinn,
Drum geh zu einer Andern hin.

Abendbesuch.

Die Wachtel schlug im Weizenfeld im Julius und August;
Als ich von Dir zurückgekehrt, vernahm den Schlag ich just.
Nun fenstr' ich hier, die Liebe will's, und so hab' ich gemusst.

Der Liebe, die es redlich meint, fehlt Gegenliebe nicht,
Und nie, ich liebe Dich so sehr, thu' ich auf Dich Verzicht;
Nein, nimmermehr, ich schwör' es Dir, bis mir das Auge bricht.

Sieh, wie der Vogel seine Brut im Loche speist am Ast.
All junge Bursche haben Fraun, was mir auch, dünkt mich, passt.
Das Alter, liebe Mutter, hab' ich ja zum Freien fast.

Wie lieblich ist das Veilchen doch in süsser Frühlingszeit!
Dass ich zuletzt mein Liebchen sah, ist eine Ewigkeit.
Her musst' ich, sonst fiel ich bei ihr ganz in Vergessenheit.

„O nicht doch, ich vergass Dich nicht, ich denke täglich dran,
Um Dich erlitt ich schon so viel ein Mädchen leiden kann,
Und feuchte desshalb immerfort mein Brot mit Thränen an."

Die Nacht ist dunkel, weit der Weg und stürmisch weht der Wind,
So lass mich Dein Gesicht denn sehn, Du liebes, holdes Kind,
Und lass mich ein und öffne mir das Pförtchen ganz geschwind!

Und mag die Nacht auch dunkel sein, es fehlt an Lichte nicht,
Gleich einem hellen Sterne glänzt, mein Liebchen, Dein Gesicht;
Und bin ich in dem Kämmerlein, find' ich Dich ohne Licht.

Der Rosenstrauss.

Im Februar schickt' einen Rosenstrauss
  Ich einem jungen Herren zum Geschenke.
Gepflanzt hatt' er den Strauch bei mir zu Haus';
  Ich bat ihn, dass er mein dabei gedenke.

Ich glaubt' ihm zu bereiten Freud' und Glück,
  Der Strauss war meiner ja nicht mehr als seiner;
Jedoch er wies und sandt' ihn mir zurück,
  Und schwur, das er nicht denken wolle meiner.

Wolan, Du lieber Strauss, willkommen sei!
  Ich achte Dich als Theil von meinem Leben.

Ich schwöre Dir, dass ich mich ganz Dir weih,
Ich will den Namen jenes Herrn Dir geben.

Singt, Schwestern, immerhin ein frohes Lied!
Ich aber bin betrübt, betrübt zum Sterben.
Und jener jungen Herren Freundschaft flieht!
Ich that es nicht, und das ist mein Verderben.

Liebesabschied.

Kraft frischer Jugend schwing' ich
Mich wie die Schwalbe hin und her,
Und manche Nacht verbring' ich
Als ob ein Tag es wär',
O,
Bei meinem holden Schatz.

„Solch wunderlich Geplauder
Muss mir fürwahr gehässig sein,
Und flösst mir minder Schauder
Als Mitleid mit Dir ein.
O,
Hinweg, hinweg mit Dir!"

Wie kannst Du doch ergrimmen!
Denn nur aus Lieb' ereifr' ich mich.
Weltmeere zu durchschwimmen
Bin ich bereit für Dich.
O,
Denn Du bist schön, sehr schön.

„Und wenn ich schön auch wäre,
Doch wär' ichs nicht für Dich, es gibt
Ja Andre, die beehre,
Und werd' in sie verliebt!
O,
Geh hin zu ihnen, geh!" —

Der dieses Lied gesungen,
Den schmerzte solch ein Abschied nicht,
Und auf sein Pferd geschwungen
That diesmal er Verzicht.
O,
Es gibt der Mädchen viel.

Die Liebeslieder beschliesse ein Lied auf den Ehestand.

Eheleute, wie gefällt euch euer Leben?
Soll auch ich dem Ehestande mich ergeben,
Oder bleib ich lieber, wie ich jetzo bin?

Wollt' ich eine Schöne nehmen,
Müsst' ich, weil sie faul, mich schämen.

Wählt' ich die mit rother Nase,
Fänd' ich sie wol stets beim Glase.

Einer Bleichen sich vermählen
Heisst sich selbst die Bleichsucht wählen.

Eheleut', ihr habt kein neidenswerthes Leben,
Mich bewahrt vor eurem Loos mein frischer Sinn.

Den Liebesliedern gesellen sich die Trinklieder. Mit dem Trank ist zwar hauptsächlich der Wein gemeint; dennoch haben die Basken ein ziemlich langes von zwölf zehnzeiligen Gebinden, in welchem Wein und Wasser um den Vorrang streiten. Das Wasser sagt zum Beispiel:

Durch mich erfrischt wird Wies' und Feld,
Wenn Dürre sie gefesselt hält,
Sei es durch Thau nach Sonnenglut,
Sei es durch Regens milde Flut.
Damit nicht bloss Landkrämer handeln,
Lass auf dem Meer ich Schiffe wandeln.
Und o, der Täufling harret mein,
Zum Christenthum führ' ich ihn ein.

Darauf antwortet der Wein:

Auch hierin steh' ich Dir nicht nach;
Denn als das Brot der Heiland brach,
Da fügt' er auch den Wein hinzu.
Der heilge Trank bin ich, nicht Du.
Nicht feiern könnte man das Mahl,
Glänzt' ich nicht itzt noch im Pokal;
Und noch zuletzt, wenn nah das Ende,
Sehnt sich der Mensch nach meiner Spende,
Dass fromm, von mir die Lippe feucht,
Zu Gott empor die Seele fleucht.

Gegen den Schluss vergleicht sich das Wasser in folgenden Worten mit dem Wein:

Du bist oft nützlich, oft auch schädlich,
Ich immer nützlich, immer redlich,

Ich reize nicht, verführe nicht,
Der Wahrheit gleich' ich und dem Licht.

Das Lob des Weines wird in folgendem Liedchen gesungen:

Ein Mann, der Wein nicht hat,
Den acht' ich lebenssatt.
Nach Wein im Todesleide
Schrein seine Eingeweide.
Doch stärkt' ihn Weingenuss,
Und zwar im Ueberfluss,
Wer er auch immer sei,
Er gilt mir dann für zwei.

Die Liebe zum Weine und die Trunkenheit scheint übrigens bei den Basken zu Hause zu sein, und nicht blos bei dem männlichen, sondern auch bei dem weiblichen Geschlechte, und fast in noch höherem Grade, denn die Sammlung bietet nur ein Lied betitelt: der Trunkenbold, aber zwei auf Trinkerinnen, und schon in dem früher mitgetheilten Liede „Nationalfest" erschienen die Frauen zwar als Tänzerinnen, aber zugleich als Schlemmerinnen. Hier ist das kleinere, obgleich das grössere noch komischer, und freilich auch derber ist.

Im Dorfe gibt es der Mädchen vier,
Die gehen gern in's Wirthshaus hier,
Wo jüngst ich des Abends sie sämmtlich fand,
Ein Glás mit Wein gefüllt in der Hand.

„O lieber, köstlicher Trank!" so rief
Die Erste — „schon sitzt mir die Mütze schief."
Die Zweite sprach: „Was kümmert Dich das?
Ich wollt' ich ertränk' in dem Glas, in dem Fass!"

Die Dritte sprach: „Gebt auf euch Acht,
Sonst werden wir von den Menschen verlacht."
Die Vierte sprach zur Wirthin: „Schenk' ein!
Wer denkt an Andres jetzt als an Wein?"

Ich gebe aus meinen Uebersetzungen nun noch eine Reihe von Gedichten sehr verschiedenen Inhalts. Die beiden ersten zeigen uns die Basken von zwei entgegengesetzten Seiten, als ruhige und zufriedene Ackersleute und Dorfbewohner, die sich mit den Städtern fast im Tone des Matthias Claudius vergleichen, und als verwegene Schmuggler, in deren Liede die erste Zeile

an den Gesang von Altabiscar erinnert. Ein drittes Gedicht bezeugt den Widerstand der Basken wegen der ihnen eingeräumten Vorrechte, der sogenannten Fueros, gegen die Spanier als ein mit ihnen nicht zu vermischendes Volk, und ihren Anschluss an die Franzosen, und ist daher mit dem „Napoleon und Harispe“ betitelten zu vergleichen. Dann folgen drei kleine Gedichte. Den Schluss machen drei ernste, ein Klagelied um den Tod einer Mutter, einige Zeilen auf den Sonntag und auf Christi Leiden und Sterben.

Der Ackersmann.

Glück und Heil dem Ackersmann!
Ihm verdanken wir das Leben;
Denn er strengt sich täglich an,
Dass die Felder Korn uns geben.

Seiner Amme pfleget sich
Gern der Säugling zuzuneigen.
Ackersmann ernähret Dich,
Dankbar musst Du ihm Dich zeigen.

Aber ihm, der stets sich müht,
Und der Allen dient zum Heile,
Ob es kalt ist, ob es glüht,
Ihm wird Undank oft zu Theile.

Städter deckt sich Abends zu,
Und verschläft sogar den Morgen;
Ackersmann hat wenig Ruh,
Früh und spät hat er zu sorgen.

Kümmert Zeitenwechsel ihn?
Nein, denn wachsen die Geschäfte,
Sind ihm Kräfte doch verliehn,
Und er schont nicht seine Kräfte.

Deinethalb gibt er sich Preis,
Städter, lässt vom Sturm sich beizen;
Er begnüget sich mit Mais,
Und Dir bringet er den Weizen.

Was ein König einst versprach,
Wird's ihn Sonntags nie erlaben?
Ja, er muss dann — sprecht es nach! —
Auch sein Huhn im Topfe haben.

Der Schmuggler.

In Uhart, Arneguy, Altabiscar
Nehm' ich die Nacht heut meine Zeit wohl wahr,
Trotz Mauthnern hoff ich mich schon durchzufechten,
Wenn sie zur Linken gehn, geh' ich zur Rechten.

Die Mutter spricht: „Du bist dem Frosche gleich,
Den sein Gequak verräth im Wasserreich.
Dem Gemsbock ist das stille Springen eigen,
Der Bär pflegt stumm den Schafen sich zu zeigen."

Wenn ein Geweih am Kopf dem Gemsbock ward,
So dunkelt auf dem Kinne mir der Bart;
Der Bär ist stumm, die Hirten nicht zu wecken,
Mich soll ein Ruf den Zöllnern nicht entdecken.

Das Wild verführt man oft durch List und Trug;
So thun wir Mauthnern auch mit Recht und Fug.
Wir machen schwer es ihnen, uns zu treffen,
Und kennen alle Pfad', um sie zu äffen.

Die Gems liebt Höhn, der Maulwurf liebt die Kluft,
Der Fisch das Wasser, und der Aar die Luft.
Als Fisch, Aar, Maulwurf, Gems soll man mich kennen,
Man soll mich Rockelaure bald, bald Mina nennen.

Es dunkelt. Horch, die Eul' im Walde klagt!
Ich geh, und Du sei, Mutter, unverzagt!
Hätt' Acker mir und Wiese Gott gegeben,
Dem Landbau weiht' ich gerne dann mein Leben.

Die in der Ebne haben gute Zeit,
Wir oben mit den Zöllnern ewgen Streit.
Der Berg trägt wenig oder keine Aehren,
Schleichhandel muss uns Bergbewohner nähren.

Ade und gute Nacht, lieb Mutter Du,
Und auch dem Vater wünsch' ich sanfte Ruh.
Ich habe Mut. Thät Noth es, zeigen würd' ich,
Dass ich ein Spross bin, edler Abkunft würdig.

Spottlied.

Lebour und Soul und Kleinnavarra, alle
Zusammen lasst uns gehn mit Kriegesschalle
Zum Marktplatz in Madrid in Rang und Reih,
Und singt: „Franzosen stehn die Wege frei.

Ihr Feinde, tanzt, wir singen euch ein Liedel,
Der Franzmann spielt den Tanz auf seiner Fiedel,
Die Bomb' ist Pauk', Karthaun die Flöte wohl,
Die Spanier führen auf die Carmagnole.

Die Spanier werden wie in alten Tagen
Mit den Franzosen schwerlich sich vertragen.
Das dauert wol im Himmel selbst noch fort,
Franzos' und Spanier schlagen sich auch dort.“

Ein Priester Sanct Johann's liess diess erklingen,
Und durch ganz Baskenland mag man es singen
Dem Frankenherrscher und uns selbst zum Glimpf,
Jedoch den Spaniern zu Spott und Schimpf!

Die Mitgift.

Mein Vater gab mir eine schöne Mitgift,
Ja Mitgift, Mitgift, Mitgift!
Die bunte Kuh, bubu,
Gluckhenn' und Küchlein, gluglugIu,
Und einen grossen Sack und Zwiebeln drin.

Ach, wo, wo ist sie nun, die schöne Mitgift?
Ja Mitgift, Mitgift, Mitgift!
Ein Wolf zerriss die Kuh,
Der Fuchs die Hühner gluglugIu,
Die Zwiebeln faulten, Alles ist dahin.

Unglück und Glück.

Ein Unglück war es zwar, es sei!
Doch mein ich, war ein Glück dabei.
Ein Bär biss eine reiche Maid,
Die reichste Erbin weit und breit.
Er biss und zauste sie, indessen
Aus Achtung hat er sie nicht aufgefressen.

Die armen Reisenden.

Geld, wenn wir das hätten,
Ja, Geld!
Gern würd' uns da betten
Die Welt.
Der Beutel zur Stunde
Ist leer,
Kein Bissen im Munde,

Kein Tröpfchen im Schlunde.
Woher?

Wirthsmädchen, Du liebes,
Versteh
Mitleidigen Triebes
Solch Weh!
O fülle den Becher
Mit Wein,
Lass gütig die Zecher,
Uns müdeste Schächer,
Hinein!

Klage um den Tod der Mutter.

Die Glocke von A-ussurucq
Wehklagt, als ob sie weine.
Ach, unsre theure Mutter starb
Beim ersten Morgenscheine.

Augustsachtzehnter Tag ist heut,
Tag voll von Kümmernissen:
Da ward die liebe Mutter uns
Um drei Uhr früh entrissen.

Im heissen Sommermond August
Vertrocknen oft die Quellen;
Doch unsrer Augen Quelle wird
Von ewgen Thränen schwellen.

August, Du böser, schlimmer Mond,
Dein Strahl ist pestentglommen.
Du hast die Herzensmutter uns
Durch Deine Glut genommen.

Ein früher Tod, ein traurger Tod!
Du bist, o helle Sonne,
Nicht minder oftmals Mörderin
Als unsre Freud' und Wonne.

Wenn Gute reisen, regnet es,
Hier regnet es schon lange.
Fleht Gott an, dass das Mütterlein
Er mild und hold empfange.

Jetzt thut der Himmel hell sich auf,
Ich seh die Engel schweben.

Jetzt steigt ein Engel himmelwäts,
Indess wir jammernd leben.

Michel vergleicht den Schluss mit einigen Versen in der 2. Canzone der vita nuova:

Ich hob die Augen, die in Thränen schwammen,
Und sah, dem Regen gleich von süssem Manna,
Die Engel schweben zu des Himmels Auen.

Der Sonntag.

Am Sonntag ist zu prüfen unsre Pflicht,
Wie oft wir in der Woche überschritten
Den Willen Gottes, und, wenn rein wir nicht
Uns fühlen, um Vergebung ihn zu bitten,
Die Seele reinigend gleichwie den Leib.

Christi Leiden und Sterben.

Betrachten wir die heilge Passion!
Blutrünstig sehn am Holz wir aufgehangen,
Durchlöchert Händ' und Füsse, Gottes Sohn.
Wer könnt' ihn anschaun ohne schmerzlich Bangen.

Man kreuzigt', einem Missethäter gleich,
Inmitten zweier Schächer ihn zum Hohne.
Wie starrt sein Blick, wie ist die Wange bleich,
Die Stirn umrankt von einer Dornenkrone!

Und als den theuren Sohn die Mutter sah,
Sein brechend Auge, seine Schmerzgeberde,
O welch ein Schwert durchfuhr die Brust ihr da,
Um ihn, den guten Hirten seiner Heerde.

K. L. Kannegiesser.

Ueber Amadis von Gallien
und
die bedeutendsten Ritterromane der Spanier.

Die hervorragendsten Gelehrten aller Nationen haben die unerreichbaren Schönheiten des Meisterwerkes zu würdigen gewusst, welches Don Miguel de Cervántes Saavedra in seinem Don Quijote der Welt gegeben hat. Sie nennen den edlen Spanier einen der ausgezeichnetsten Schriftsteller seines Jahrhunderts, und sein Buch eins der kostbarsten und reichsten in Bezug auf Reinheit der Sprache, Philosophie und Wissen. Ihrem Urtheile zufolge wäre es das Werk eines tiefen Denkers, eines unvergleichlichen Redners, eines scharfsinnigen Geschichtschreibers und erfahrenen Politikers; geschrieben von einem Kenner und Beobachter des menschlichen Herzens und seiner Zeit; von einem Gelehrten, bewandert in einheimischen und fremden Literaturen: überhaupt von einem Manne, der die umfassendsten Kenntnisse aller Wissenschaften in sich vereinigte und mit diesen den grössten Zauber der Darstellung verband.

So wurde denn der Name Cervántes in beiden Hemisphären ein gepriesenes Gemeingut der Nationen, und sein Werk, die grossartigste Erscheinung der modernen Literaturen, mannigfach schon seit Jahren in alle gebildeten Sprachen übersetzt, begeisterte Dichter und Dichterlinge zu zahlreichen Nachahmungen, Fortsetzungen und misslungenen Versuchen, die Geschichte des Ritters Don Quijote dramatisch zu behandeln. Diese Unsterblichkeit errang sich der geniale Cervántes — fast möchten wir sagen — indem er durch den Mund eines Narren und eines Tölpels redete. —

Nicht wenige Kritiker haben die „Thaten des sinnreichen Junkers Don Quijote“ ein episches Gedicht genannt. Und in der That, sie sind der getreue Spiegel einer Epoche mit allen ihren Ansichten, Meinungen und Sitten, mit allen ihren Bestrebungen und Gefühlen, und geben uns gleichzeitig ein unerreichtes Bild von dem ewigen Kampfe zwischen der Idee und der Materie, zwischen dem geistigen und dem physischen Leben, zwischen dem Idealen und Positiven. Don Quijote also veranschaulicht uns das Ringen der menschlichen Phantasie mit der unbesiegbaren Trägheit der Dinge. Sancho Pansa erscheint als das Symbol des Realen; für ihn sind die sonderbaren Unternehmungen und glänzenden Tugenden seines Gebieters unerforschliche, unbegreifliche Mysterien. Hieraus entsteht natürlich der beständige Gegensatz zwischen dem Ernst und der Würde des Ritters und der bäurischen Rohheit und Possenhaftigkeit des Knappen. Daher stammt der bewunderungswürdige Contrast zwischen der Heiterkeit, welche das Gewebe der Erlebnisse und Abenteuer hervorruft, und der Strenge in der Haltung der Charaktere. In der Person des Ritters sehen wir die fortwährende Thätigkeit des Heldenmuthes und die unaufhörlichen Täuschungen der Tugend: erhabene Eigenschaften, die uns in der Geschichte des Menschengeschlechts entgegen treten, Lieblingsobjecte der Dichtkunst, welche den Cultus der edelsten Gefühle zum Ziele hat. Gegenüber gestellt dem materiellen Leben, dem vergänglichen Staube, aus dem wir bestehen, muss dieser Heroismus, dieser erhabene Ideengang, diese wahrhaft adelige Denkungsweise im Gegensatze zu der prosaischen Wirklichkeit, welche erstickend und vernichtend auf jene einwirkt, nothwendig einen unermesslichen Schatz von Lächerlichem darbieten, weil der, welcher allenthalben edle Gesinnungen und wahrhaft ritterlichen Heldenmuth zu finden glaubt, sich bei jedem Schritte auf das Beklagenswertheste getäuscht sieht.

So geschieht dem sinnreichen Junker Don Quijote. Alle die Jämmerlichkeiten des Lebens, alle die Täuschungen der Welt, alle Unfälle seiner Ritterlaufbahn, die er ohne den gehofften Erfolg betreten hat, jeden Augenblick misshandelt und verhöhnt, sind ebenso viele Quellen grotesker Situationen — welche aber bei uns neben dem Lachen die Thräne der Weh-

muth hervorlocken — in dem Gewande der Jovialität, in welches sich Cenvántes hüllt, um die Bitterkeit seines Herzens mit der unnachsichtigen Hartnäckigkeit des Heldenmuthes zu bedecken, welcher vergebens der Verwirklichung jener Ideen nacheilt, die ihn begeistern und zu dem höchsten Fluge hinreissen. — Dieses ist die Grundidee des Buches, eine zermalmende Idee, obgleich sie uns im Gewande des Demokrit und unter der Maske des Momus vorgeführt wird.

Der Ritter Don Quijote nahm sich vor, in seinen ritterlichen Fahrten und Abenteuern besonders dem Amadis von Gallien nachzueifern.*) So äussert er sich gegen seinen getreuen Schildknappen: „Wenn ein Maler in seiner Kunst berühmt werden will, so nimmt er sich die Originale der besten Meister zu Mustern seiner Nachahmung. Amadis war der erste, vornehmste und einzige Ritter, ja die Krone von Allen, welche zu seiner Zeit die Welt durchzogen. Er war der Nordstern, Leuchtthurm und die Sonne aller tapfern und verliebten Ritter, dem wir Alle, die wir unter dem Panier der Liebe und Ritterschaft streiten, billig nachahmen. Da dieses nun ausgemacht ist, so muss auch derjenige fahrende Ritter, der ihm am meisten nachahmt, der Vollkommenheit in seinem Stande am nächsten kommen, u. s. w.“ (Siehe Don Quijote I, 25). Der edle Manchaner wählte sich dieses Vorbild also, weil er in ihm alles vereinigt fand, was einem vollendeten Ritter Noth that; denn vor allen Andern bewahrte Amadis der Dame seines Herzens die treuste, unwandelbarste Liebe; er war ferner edlen und leicht bewegten Gemüthes, von lebhaftem Ehrgefühle, und allgemein als der tapferste und berühmteste Ritter angesehen. Dieser dem Amadis von Gallien eingeräumte Vorzug vor der übrigen Menge der fahrenden Ritter veranlasst uns, den Verehrern des Don Quijote einen kurzen Abriss der Geschichte dieses Helden und seines Buches zu bieten. Zugleich werden wir der vorzüglichsten Ritterromane gedenken, welche nach dem Erscheinen des Amadis

---

*) Der gelehrte Spanier Pellicer nennt den Don Quijote einen wahren Amadis von Gallien im burlesken Style.

in Spanien dem eifrigen Publikum in so grosser Anzahl geboten wurden. —

Unter sämmtlichen Ritterromanen macht keiner dem Amadis von Gallien den ersten Rang streitig. Cervántes selbst sagt bei Gelegenheit des Gerichtes, welches der Priester und der Barbier über die Bibliothek des Don Quijote halten, dass die vier Bücher des Amadis von Gallien der erste Ritterroman gewesen, der in Spanien gedruckt sei, und dass alle übrigen nur Nachahmungen wären. Daher entschlossen sich die beiden Richter trotz ihrer Strenge, ihm das Leben zu lassen; hüteten ihn daher vor den Händen der eifrigen Haushälterin, welche ihn sehr bereitwillig durchs Fenster in den Hof auf den Scheiterhaufen befördern wollten; denn „er sei das beste aller Bücher dieser Gattung und einzig in seiner Art.“

Dieser berühmte Roman ist — ein Beweis seines Werthes — vielfach bestrittenen Herkommens, und sowohl über die Zeit seines Entstehens herrschen Zweifel als wie über die Nation, welche ihn den Ihrigen zu nennen berechtigt ist. Blühender Styl machte dieses Buch nicht weniger anziehend, als der ehrenwerthe tapfere Degen, der Rächer verfolgter Unschuld, welcher ihm den Namen gab, und die unmöglichen, durch die Anschauungsweise des Zeitalters bedingten, abenteuerlichen Situationen, aus denen er sich durch die wunderbarsten Mittel zu befreien verstand: obgleich Amadis in diesem Punkte doch nur sehr wenig im Vergleich zu andern Ritterromanen bieten kann.*) Dieser Hauptketzer, wie Cervántes das Buch nennt, soll im 14. Jahrhundert das Licht der Welt erblickt haben. Die Niederländer betrachten ihn als ihr Eigenthum, und behaupten, dass ihn ein gewisser Acuerdo de Oliva, und zwar möglichst willkürlich, in das Spanische übersetzt habe. Nach dieser Uebersetzung soll die erste französische entworfen sein, welche bald in alle Schichten der Bevölkerung drang, und in der Büchersammlung des Königs Heinrich III. zwischen Aristoteles und Plato aufbewahrt wurde. Lope de Vega nennt eine portugiesische Dame als Verfasserin, und andere Autoritäten stimmen für den

*) Ein unerschöpflicher Strom der Einbildungskraft zeigt sich auch in den Ritterromanen der Araber, unter denen sich „Antar“ durch Kunst und Interesse auszeichnet.

Bischof Alonso de Cartagena, und für den Historiographen Lopez de Ayala († 1407). Doch dürfte seine Entstehung*) nicht in den Anfang des 14. Jahrhunderts fallen, weil weder Dante noch Petrarka ihn zu kennen scheinen, wenigstens seiner bei ihrem Verdammungsurtheile über die Ritterbühne nicht gedenken.

Die Franzosen reclamiren den Amadis als Werk ihres Genies und stützen sich hauptsächlich auf die Auctorität des Grafen Tressan, welcher einen Troubadour aus der Zeit des Königs Philipp-August als Verfasser annimmt. Der Spanier Montalban zwar führt dieses Buch als den ersten Ritterroman in Spanien ein, erklärt jedoch in der ältesten Ausgabe, die sich erhalten hat — und zwar vom Jahre 1521**) — ausdrücklich, dass er ihn nur reformirt habe. Wenn die Spanier in diesem berühmten Werke eine getreue Schilderung spanischer Sitten und Gebräuche zu erkennen glauben, so dient ihnen dieser Umstand als Beweis, dass nicht ein Franzose oder Niederländer der Verfasser sein konnte, hebt aber die nachgerade unbestritten anerkannten Rechte der stammverwandten Portugiesen durchaus nicht auf. In der That betrachtet man den Portugiesen Vasco de Lobeyra als den Vater dieses berühmten Buches, dessen schnelle Verbreitung, schaale Nachahmungen und Fortsetzungen von zum Theil unbekannten Händen bald eine Reihe der abgeschmacktesten Ritterromane hervorriefen, deren gänzliche Ausartung sie im Laufe der Zeit um allen Credit brachte, sodass von der Kanzel und von dem Katheder herab gegen sie — freilich erfolglos — geeifert wurde,***) bis endlich Cervántes durch seinen Don Quijote der ganzen Sippschaft den Gnadenstoss gab. Sie verschwanden von dem Schauplatze, den sie so lange widerrechtlich occupirt hatten, und sind jetzt in den Büchersammlungen

*) Auffallend genug wird auch die heil. Therese von Jesus für die Verfasserin des Amadis gehalten; freilich nur, weil sich diese Heilige — zufolge der bestimmtesten Erklärung ihres Beichtvaters — von dem Zeitgeiste hingerissen fühlte und einen unheiligen Ritterroman geschrieben hat.

**) Andere Ausgaben sind: Mit Bildern, Sevilla 1526, 1552; Salamanka 1575.

***) Gegner der Ritterromane: Juan Luis Vives, Mejía, Caro, Alejo Venegas u. A.

eine Augenweide der Bibliomanen. Jedoch hat sich unter diesem Haufen der berühmte Stammvater Amadis von Gallien bis auf den heutigen Tag in der Gunst des Publikums erhalten, wie er es nicht minder als das Product einer schöpferischen Phantasie, denn als die würdigste Reminiszenz an die vergangene Herrlichkeit des Ritterthumes verdiente, nach dessen Verfall er ohne Zweifel erst geschrieben wurde. Der Held tritt uns, zumal in den sittlichen Beziehungen, als eine edle Erscheinung entgegen, weit erhaben über die Masse seiner Nachkommen und Nachahmer, welche sich z. B. durchaus nicht wie platonische Liebhaber geberden, und dem keuschen Don Quijote sicher nicht als Vorbild bei seinem uneigennützigen Seufzen nach Dulcineàs Reizen dienen konnten.

Vasco de Lobeyra starb 1403 in Oporto, und die Originalhandschrift seines Amadis soll der herrschenden Ansicht zufolge bei dem Erdbeben in Lissabon 1755 verloren gegangen sein; zuletzt war sie im Besitze des Herzogs von Aveiro. Unter den Amadisromanen, deren bis zu vierzehn, nach anderer Berechnung vierundzwanzig Bücher aufgezählt werden, umfassen die vier ersten das Leben des Amadis von Gallien.*) Sie sind uns in der spanischen Uebersetzung oder Bearbeitung von dem schon angeführten Garci Ordoñez de Montalban erhalten und bis zum Jahre 1505 im Drucke erschienen. Dieser fügte zugleich ein fünftes Buch „Thaten des Esplandian, des Sohnes des Amadis von Gallien“ hinzu, und zwar um das Jahr 1492. Der zahlreichen Fortsetzungen und Nachahmungen der Spanier, welche die grosse Begeisterung für diese Art Lectüre beweisen, gedenken wir später und erwähnen jetzt erst die Bemühungen anderer Nationen, unter denen sich die Franzosen durch eine Fortsetzung bis zu 24 Büchern hervorthaten, welche neun Auflagen erlebten. Nicolas d'Herberay gab 1540 — 48 die erste Sammlung von acht Büchern heraus. Wie sehr man dieses Phantasiegebilde schätzte, lehrt der Umstand, dass man es für die passendste Lectüre zur Ausbildung junger Edelleute erklärte und zu diesem Zwecke einen sehr selten gewordenen compendiösen Auszug entwarf, welcher die Quintessenz aller Schön-

*) Nur diese werden gerettet; alle andern Amadisromane werden dem Scheiterhaufen überantwortet.

heiten des Romans enthielt und im Jahre 1582 in Lyon veröffentlicht wurde. Gilbert Saunier schrieb einen „Roman des romans“ aller im ganzen Sagenkreise vollbrachten Abenteuer, und zwar in sieben starken Bänden. Die Dame de Lubert gab im 18. Jahrhundert eine zeitgemässe Auswahl aus sämmtlichen Amadisen, und zur Zeit Ludwig XVI. verfasste der Graf Tressan einen geistreich modernisirten Auszug in zwei Bänden 1779; neu aufgelegt 1787. Wie einst Bernardo Tasso in seinem „Amadigi“ die Abenteuer des Amadis dichterisch behandelte oder nachahmte (von 1545 — 1559), so lieferte Creuzé de Lesser im Jahre 1813 das epische Gedicht „Amadis' de Gaule, poème faisant suite aux chevaliers de la table ronde.“ Früher schon, und zwar im Jahre 1803, schrieb der Engländer William Stewart Rose ein Epos „Amadis de Gaul, a poem in three books.“ —

Ohne der englischen, italienischen, holländischen Uebersetzungen und wiederholten Auflagen des Ganzen oder der einzelnen Theile zu gedenken, führen wir an, dass Amadis kurz vor 1569 nach Deutschland gebracht und bis zum Jahre 1570 von dem Buchhändler Feierabend in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Eine andere Ausgabe einer deutschen Uebersetzung ist vom Jahre 1583, und eine spätere umfasst 24 Octavbände. Im Laufe der Zeit hat sich diese Sammlung bis auf 30 Theile erweitert. Die letzte Ehre bei uns — es wäre denn, dass er sich durch den spätern Wielandschen Namensvetter „der neue Amadis“ geehrt fühlte — widerfuhr dem ritterlichen Amadis durch die Händelsche Oper gleiches Namens, 1715.

Die grosse Schwärmerei der Spanier für die Ritterromane im Allgemeinen und für Amadis von Gallien im Besondern veranlasste zwei Versuche, den gepriesenen Ritter auf die Bühne zu bringen. So schrieb 1532 der Portugiese Gil Vicente († 1557) in spanischer Sprache ein Auto über das Liebesverhältniss des Amadis und der unvergleichlichen Oriana.*) Ferner dichtete Micer Andres Rey de Artieda († 1613) im Jahre 1581 eine

*) Dieses Werk wurde indessen 1559 von der Inquisition auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, und ist uns nur noch in einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters vom Jahre 1562 erhalten, welche in Lissabon veranstaltet wurde.

Komödie „Amadis von Gallien,“ die uns aber gleich den übrigen dramatischen Werken dieses Dichters nicht aufbewahrt ist.

Also ein halbes Jahrtausend hindurch hat dieser Ritterroman eine Beachtung gefunden, welche das sprechendste Zeugniss für seinen Werth ablegt. Er ist, wie schon erwähnt, nicht das erste Buch seiner Art gewesen, welches Rittergeschichten behandelt und veröffentlicht hat; er war das erste und zugleich beste dieser Gattung in Spanien, und ist durch den Don Quijote für ewige Zeiten einem unverdienten Vergessenwerden entrissen, welchem so häufig das Beste anheim fällt. — Wir beginnen jetzt den kurzen Abriss seines Inhalts.

Liswarte, ein Bruder des grossbritannischen Königs Falangris, befand sich am Hofe des Königs von Dänemark, mit dessen Tochter Brisena er vermählt war, als sein Bruder, der König von Grossbritannien, plötzlich das Zeitliche segnete. Zu dessen Nachfolger ausersehen, schiffte er sich mit seiner Gattin und seinen Töchtern Leonoreta und Oriana zur Heimkehr ein; stattete jedoch, bevor er in seine neuen Staaten zog, dem Könige von Schottland, Languines, einen Besuch ab. Ein Aufruhr in Grossbritannien erheischte indessen unbedingt seine Gegenwart daselbst, weshalb er sich eilig zur Abreise entschloss, nachdem er der Sorgfalt der Königin von Schottland seine Tochter Oriana, eine Prinzessin in der Blüthe der Jugend und Schönheit, empfohlen hatte. Die Königin glaubte diesem Wunsche auf das Beste zu entsprechen, wenn sie den Junker del Mar, einen an ihrem Hofe in allen ritterlichen Künsten erzogenen Jüngling, zum Beschützer der jungen Dame ernannte. Der Junker war beinahe gleichen Alters mit der seinem Schutze Anvertrauten, und das Herz der Prinzessin entbrannte alsbald in leidenschaftlicher Liebe für den Jüngling; dieser nicht weniger war bald sterblich in die unvergleichliche Oriana verliebt und fühlte sich durch diese Gluth zu den grössten Heldenthaten angefeuert. Unter andern warf er sich einst bei Gelegenheit einer Waldpartie unerschrocken auf einen Löwen, der im Begriffe war, die Prinzessin zu verschlingen, und erschlug die Bestie. Diese ausgezeichnete Dienstleistung, das Ergebniss der heissen Liebe, fachte dieselbe nur noch mehr an, während gerechte Dankbarkeit das Feuer in Oriana's Busen mehr und mehr schürte. Ein anderes Mal

wurde die Königin, Oriana und deren Gefolge von einem der ungeschlachtesten Riesen nebst vier anderen Unholden verrätherisch überfallen. Der Junker ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, neue Beweise seiner Tapferkeit zu geben, bekämpfte alle jene Unholde, und tödtete den Riesen und dessen Gesellen. Zum zweiten Male verdankte ihm Oriana das Leben, ja noch mehr als das Leben; denn jenes Ungeheuer war ein wilder Korsar von einer zwischen Grossbritannien und Irland gelegenen Insel, welche ihm gehörte. Dahin wollte er die Prinzessin Oriana mit ihren Gefährtinnen bringen, um sie mit noch andern hundert Jungfrauen in einem Harem zu vereinigen, den er sich zur Erholung hielt.

Oriana und die Uebrigen kehrten nach diesem schrecklichen Abenteuer dann erst und zwar in Begleitung des tapferen Befreiers nach der Stadt zurück, als sich der Tag schon zu Ende neigte. Plötzlich sehen sie in einiger Entfernung hunderte von brennenden Fackeln (Don Quijote I, 19), die ihnen entgegen kommen, und eine anmuthige, höfliche Jungfrau, welche sich naht, um die Königin nebst Fräulein Oriana einzuladen: „sie möchte es sich bis zum folgenden Tage in dem nicht weit entfernten Schlosse gefallen lassen, woselbst ihrer auch die Zauberin Urganda*) harre.“ Um die Zögernden zur Annahme der Einladung zu bewegen, setzte die Jungfrau hinzu, dass sie nichts zu befürchten hätten, indem einer der berühmtesten und tapfersten Könige über ihre Sicherheit wachen würde. Kaum hatte sie dieses gesagt, als der König selbst, nämlich Perion, Beherrscher der Gallier und zugleich Verwandter der Königin von Schottland, herankommt und die Damen nach der Behausung der Zauberin geleitet.

Während die hohe Gesellschaft die von unzähligen Kerzen erleuchteten Prachtgemächer des Schlosses bewunderte, standen Oriana und der Junker del Mar einander gegenüber, ohne dass die Ueberschwenglichkeit ihrer Gefühle eine Unterredung, ja kaum einen verstohlenen Blick zuliess. Schliesslich brach der Junker das Schweigen; aber nur um die Prinzessin zu bitten,

---

*) Urganda die Versteckte oder Heimliche fungirt in dem Romane als der unverdrossene gute Genius oder Schutzengel der ganzen Familie.

dass sie seine Fürsprecherin beim Könige sein möge, damit dieser ihm den Ritterschlag ertheile; weil es ihm dann erst erlaubt wäre, die Welt zu durchziehen und die schwierigsten und gewagtesten Abenteuer zu bestehen. (I, 3, 20.)

Unterdessen naht Urganda, um ihre Gäste zu bewillkommnen; ebenso der anderweitig benachrichtigte König von Schottland. Die beiden Könige sowohl als Urganda vernahmen die Heldenthaten des Junkers mit Theilnahme und spendeten seiner Tapferkeit die verdienten Lobsprüche. Diesen günstigen Augenblick benutzte Oriana, um von dem König Perion die Ertheilung des Ritterschlages zu erbitten. Der König gewährt diese Bitte und erfüllt sie sogleich. Nach Beendigung der üblichen Ceremonie bereitete sich Perion zur Abreise vor. Denn er war nur in der Absicht nach Schottland gekommen, den König, seinen Schwager, um Beistand gegen den wilden Abies, König Irlands und der Orkaden, zu bitten, welcher mit einer Horde Barbaren seine Staaten überschwemmt hatte. Dieser Beistand wurde ihm zugesichert, und der neue Ritter, angestachelt durch Liebe und Ehrsucht, wünschte dem Könige zu folgen. Zuvor nahm er das kostbare Schwerdt, welches ihm der schottische Edelmann Gandales, sein Erzieher seit der frühsten Jugend, gegeben hatte, und andere werthvolle Sachen in einem Kästchen zu sich. Unter diesen war ein äusserst kostbarer Ring und eine Kugel von Wachs. Fräulein Oriana empfing diese Kugel als Andenken von ihrem Ritter, und der Junker del Mar trat in Begleitung seines Knappen Gandalin die Reise an. Gandalin war der Sohn des edlen Gandales, mit ihm erzogen, ja sogar sein Milchbruder und nicht weniger begierig, die Welt nach Abenteuern zu durchstreifen, als der Junker selbst.

Dem König Perion nachfolgend begegnete der junge Ritter auf seinem Wege bald einer ehrbaren Dame und einer Jungfrau. Die erstere, welche ihm eine Lanze reichte mit der Bemerkung, dass er mit dieser Waffe das Königshaus, von dem er abstamme, von einem sichern Untergange retten würde, war die Zauberin Urganda: sie entschwand sogleich wieder seinen Blicken. Die Jungfrau dagegen war aus Dänemark und in Diensten der Königin von Grossbritannien, an deren Hof sie im Begriff war zurückzukehren. Jedoch erklärte sie dem Ritter, dass sie vorher

einige Tage bei ihm verweilen werde, um zu sehen, wie er sich der magischen Lanze zu bedienen wisse. Den ersten Gebrauch davon machte er, um den König Perion zu befreien, welcher durch Nachstellungen einiger Unholde in der allergrössten Lebensgefahr schwebte. Die Uebelthäter wurden alle mit der Lanze durchbohrt oder mit dem Schwerdte in Stücke gehauen. Der König voller Dankbarkeit umarmte seinen jugendlichen Befreier und konnte nun ungehindert die Reise in seine Staaten fortsetzen, während der Junker, begierig nach neuen Abenteuern, einen andern Weg als König Perion wählte. Die dänische Jungfrau, Augenzeuge des Vorgefallenen und zufrieden mit des Helden Tapferkeit, nahm Abschied von ihm und begab sich an den schottischen Königshof, wo sie die gewaltigen Abenteuer des Junkers erzählte und dadurch das Herz der unvergleichlichen Oriana nicht wenig erfreute. Weil diese Prinzessin bald zu ihrem Vater reisen musste und es dann nicht leicht war, Nachrichten von ihrem Ritter zu bekommen, entschloss sie sich, die dänische Jungfrau zu ihrer Vertrauten zu machen. Als solcher theilte sie ihr desshalb ein wichtiges Geheimniss mit, nämlich, dass sie in der Wachskugel, welche ihr der Junker hinterlassen, ein Papier gefunden habe, auf dem sein eigentlicher Name geschrieben stände, mit dem Zusatze, dass er der Sohn eines Königs sei. Zugleich bat sie die Jungfrau, sich in ihrem Namen mit diesen Kennzeichen zum Junker zu begeben, um über die Beständigkeit seiner Zuneigung Gewissheit zu erhalten.

Als für Oriana die Zeit der Abreise nach Grossbritannien gekommen war, holte sie die Zauberin Urganda in einem prachtvollen Schiffe ab und setzte die liebende Prinzessin während der Ueberfahrt von den näheren Umständen der Geburt des Junkers in Kenntniss. Er verdankte sein Dasein demselben Könige Perion, welcher ihm den Ritterschlag ertheilte ohne ihn zu kennen, und dem er das Leben gerettet hatte. Urganda setzte hinzu, dass sich Perion in seiner Jugend, da er ausgezogen, um Ruhm und Ehre zu suchen, einst in Folge gewisser Ereignisse im Schlosse des Grafen von Salandria aufgehalten und mit dessen Tochter im Geheimen einen Sohn erzeugt habe, welcher den Namen Florestan erhielt. Nachher habe sich Perion nach Kleinbritannien begeben und daselbst Guirlanda und Elisenda,

die Töchter des Königs Garinter, gesehen. Sterblich verliebt in Elisenda vermählte er sich mit ihr, während einzig die Zofe der Prinzessin um das Geheimniss wusste. Aus dieser Vereinigung entspross ein Sohn, der heimlich geboren wurde, und Elisenda, um ihre Ehre vor der Welt zu retten, übergab das Knäblein in einer Wiege von Cedernholz dem Meere. Neben das Kind legte sie Perion's Ring und Schwerdt, welche er bei seiner Abreise hinterlassen hatte, so wie eine Wachskugel, in welcher sich der Name des Kindes und der Stand des Vaters auf einem Zettel geschrieben befand. Später verheirathete sich Elisenda öffentlich mit Perion und herrschte mit ihm über die Gallier. Beide aber, setzte die Zauberin hinzu, beweinen noch immer den Verlust des ersten Pfandes ihrer Liebe. Zufällig an dem Tage, wo das Kind ausgesetzt wurde, fuhr Urganda fort, erging sich ein schottischer Ritter Namens Gandales an dem Ufer des Meeres und erblickte die Wiege. Sogleich liess er sie auffischen und in sein Haus bringen, und nannte den Knaben — durch den Namen auf den Ort anspielend, wo die Wiege gefunden war — Junker del Mar (vom Meere). Der Rest der Geschichte, welche beim Einlaufen des Schiffes in den Hafen von Windilisora beendet wurde, war der Prinzessin Oriana schon bekannt.

Unterdessen bestand der Junker noch mancherlei Abenteuer, deren Aufzählung zu weit führen würde, und schiffte sich endlich mit dem schottischen Prinzen Agrages ein, welcher die von Languines dem König Perion zu Hülfe gesandten Truppen befehligte und mit dem Junker einen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Sie landeten wohlbehalten in der Normandie und gelangten bald zu der Stadt Baldam, in welcher sich Perion nach dem Verluste verschiedener Schlachten vom Feinde eingeschlossen sah und deshalb die Ankunft der beiden Ritter mit der grössten Freude begrüsste. Der wilde Abies vereinigte seine Irländer und zog vor die Stadt, um sie zu erstürmen. Perion, der Prinz von Schottland und der Junker del Mar bereiteten sich zu einem Ausfalle vor, um den Feind zurück zu drängen; fielen jedoch in einen Hinterhalt. Der Junker traf bei dieser Gelegenheit auf den wilden Abies und forderte ihn zu einem Zweikampfe auf, der auch angenommen wurde und die Niederlage und den

Tod des Irenkönigs nach einem langen, wüthenden und niemals gesehnen Kampfe zur Folge hatte.

Indem nun der Sieger im Triumphe zur Stadt geführt wurde und der König von Gallien unumwunden nur ihm seine und seines Reiches Erhaltung zuschrieb, langte die Jungfrau von Dänemark an, die Vertraute der Prinzessin Oriana, um den ihr gegebenen Auftrag zu erfüllen. Hierdurch erfuhr der Junker seinen Namen und seine königliche Abstammung; aber noch wusste er nicht, welchen König er Vater nennen durfte. An demselben Tage fügte es der Zufall, dass das Herrscherpaar von Gallien den Ring bemerkte, welchen der Junker am Finger trug. Da die Gatten den Zusammenhang zu ahnen begannen, verfügten sie sich Nachts in das Schlafgemach des jungen Helden, den sie in tiefem Schlummer fanden. Der König nahm das Schwerdt, welches zu Häupten des Schlafenden lag, und erkannte es als dasselbe, welches er einst bei der erzwungenen Entfernung von Elisenda dieser hinterlassen hatte; und dieses Schwerdt nebst dem Ringe waren Zeichen, welche kaum noch einen Zweifel aufkommen liessen. Die Ausbrüche des Entzückens weckten den Junker, aus dessen Munde sie nun erfuhren, wie er erst heute Kunde erhalten habe, dass er nicht der Sohn des edlen Gandales, seines Erziehers, sei, wie er bisjetzt geglaubt, sondern, obgleich ein Königssohn, doch nur ein unglücklicher Jüngling, den jener schottische Ritter gefunden habe, in einer Wiege von Cedernholz der Willkür des Meeres überliefert. Nun waren alle Zweifel beseitigt. Elisenda und Perion erkannten ihren Sohn, und dieser führte von dem Tage an den Namen „Amadis von Gallien.“ Ebenso wurde er auch „Ritter mit dem grünen Schwerdte“ ganannt (I, 19), und zumal in Deutschland kennt man ihn nur unter diesem Namen. Die Schwerdtscheide, welche diesen Beinamen veranlasste, bestand aus dem grünen Knochen eines sehr seltenen Fisches, und war so dünn und durchsichtig, dass die Klinge durchschien. (I, 18.) Der Zauber dieses Schwerdtes bestand darin, dass es nicht aus der Scheide gezogen werden konnte. Amadis indessen vermochte dieses in einem Waffenspiele, das zu Ehren der Prinzessin Oriana, der Gebieterin seines Herzens, veranstaltet wurde. Er führte noch andere Namen, z. B. „Ritter vom Löwen,“ „Ritter vom Zwerge“

u. s. w., die er nach Brauch der fahrenden Ritter von verschiedenen Abenteuern angenommen hatte. (I, 19; II, 17.)

Wenige Tage waren verflossen seit dem Ritter diese Enthüllungen über das Geheimniss seiner Geburt gemacht wurden, als er zu der unvergleichlichen Oriana zurückzukehren beschloss. Dem Könige, seinem Vater, gegenüber versteckte er indessen diese Sehnsucht hinter dem Vorwande, dass er die Welt durchziehen wolle, um Ruhm und Ehre in neuen Wagstücken zu suchen. Trotz seiner väterlichen Zärtlichkeit konnte Perion solch edlen Vorsätzen nicht hindernd entgegentreten, und Amadis, wie wir in seiner Geschichte lesen, „schickte sich an, nach Abenteuern auszuziehen, damit er die verlorene Zeit wieder einholen könnte, welche er schon zur grössten Schmälerung seiner Ehre müssig verlebt hatte.“ (II, 53, 57.) Sobald Amadis wieder in Grossbritannien angekommen ist, besteht er Abenteuer über Abenteuer, ohne Unterbrechung.

Der König Perion und die Königin Elisenda hatten nach ihrer Thronbesteigung noch einen andern Sohn gezeugt, den sie Galaor nannten; aber er wurde von einem Riesen geraubt, wenn auch diesmal in einer löblichen Absicht, um ihn nämlich der Zauberin Urganda (I, 43) der Versteckten zu überliefern, welche über das Geschick der beiden Brüder wachte und dem jüngsten eine ihren Absichten entsprechende Erziehung geben wollte. Sie war es denn auch, die ihn zum Amadis führte, damit er von diesem zum Ritter geschlagen würde.

Die innige Liebe des Ritters und der Prinzessin Oriana wurde auf lange und harte Proben gestellt und hatte die verschiedenartigsten Hindernisse zu überwinden. Nicht minder setzte sich Amadis durch das Interesse, welches er an seinem Bruder nahm, grossen Gefahren aus; denn die Charaktere der Brüder waren durchaus verschieden. Gleich an Schönheit und, wenn man will, an Tapferkeit, waren ihre Herzen auch gleichmässig für Liebe empfänglich. Aber Amadis hatte ein Herz nur für Eine: die unvergleichliche Oriana war ihm alles. (I, 16, 30, 43; II, 44, 58, 59, 70, 72.) Galaor hingegen räumte der ganzen weiblichen Welt Rechte über sein Herz ein, und man konnte von ihm sagen, dass er zu jedem Frauenzimmer, welches er nur sah, auch in Liebe erglühte. Alle Thaten des

Ritter Amadis waren im vollsten Sinne des Wortes ritterlich. Er weihte den Frauen seine Dienste, indem er sie der Gefangenschaft bei Riesen, die sie geraubt hatten, entriss, und aus den Händen unritterlicher Ritter, welche sie bedrückten, befreite. (I, 8, 9, 14, 35, 52.) Er stand den Waisen bei, nahm sich der Wittwen an und suchte nach Kräften jedem Unrecht zu steuern, keinen andern Zweck im Auge habend, als nur den Pflichten des strengen Ritterordens zu genügen. (I, 4, 18, 22, 31, 52; II, 12, 22, 44, 56.) Galaor hingegen unterliess nicht, inmitten seiner tapfern Thaten den Lohn für das, was er gethan, gleich hinzunehmen und in allen möglichen Genüssen, welche die Gelegenheit bot, zu schwelgen. Da er weniger vorsichtig und wachsam war als sein Bruder, fiel er in alle ihm gelegte Schlingen, aus denen ihn immer Amadis befreien musste. Amadis war zu gleicher Zeit das Muster einer stets bewährten Liebe, der reinsten Freundschaft und brüderlichen Zuneigung. (I, 25.)

Die Zauberin Urganda wachte über Beiden und leitete mittelst tausend Zwischenhandlungen und höchst gefährlichen Abenteuern die so ersehnte Vereinigung des Ritters mit der Prinzessin Oriana ein. Die Liebenden waren schon durch die Ueberzeugung und Gewissheit gegenseitiger Zuneigung glücklich, und in ihren geheimsten Gesprächen stand der gegenseitigen Liebe eine gleiche Enthaltsamkeit nicht nach. Eines Tages aber entsandte der Zauberer Archelor, ein Feind der Prinzessin Oriana und ihres Vaters Liswarte, einige Unholde, welche Oriana raubten. Amadis setzte ihnen nach, holte sie in einem Walde ein, stürzte sich wie ein Blitz auf sie und rettete abermals die Herrin und Gebieterin seines Herzens. Dankbarkeit, Liebe und Wonne, sich nach solchen Gefahren glücklich wieder vereint zu sehen; die Nacht, die Einsamkeit, der Wald: alles vereinigte sich, um das Herz Oriana's zu bewegen und die Schüchternheit des Ritter Amadis zum ersten Male zu überwinden. . . Doch breiten wir einen Schleier über dieses Bild und eilen an den Hof in Windilisora, wohin Amadis bald nachher seine Gebieterin geleitete, in der Hoffnung, sein Glück durch Vermählung mit der angebeteten Oriana für immer sichern zu können. Aber

tausendfach traten Hindernisse, besonders verzehrende Eifersucht, diesem Plane entgegen.

Die schöne und jugendliche Briolanja nämlich erflehte die Hülfe des tapfern Amadis, um den Tod ihres königlichen Vaters zu rächen, der von einem elenden Usurpator ermordet war. (I, 29, 37.) Die strengen Bestimmungen des Ritterordens und die eigene Hochherzigkeit befahlen dem Ritter Amadis, jener erlauchten Prinzessin Beistand zu leisten und dieses Abenteuer zu unternehmen. (I, 29.) Hierdurch und durch andere Umstände glaubte Oriana überzeugt sein zu müssen, dass Briolanja das Herz ihres Ritters gefesselt habe. Sich deshalb den grössten Ausbrüchen der Eifersucht überlassend, schrieb sie ihm einen Brief voll der heftigsten Klagen über seine vermeintliche Treulosigkeit und befahl ihm, nie wieder vor ihr zu erscheinen. Der Anfang des Briefes, den sie durch den Junker Burin absandte, lautete: „Ich bin die Jungfrau mit der Spitze des Schwerdtes im Herzen getroffen, und Ihr seid es, der mich traf.“ Diese Epistel langte bei dem Ritter Amadis an, als er gerade die Eroberung der festen Insel beendet hatte und die Einwohner von Sobradisa sich anschickten, den tapfersten und edelsten Ritter zu krönen, dessen Heldenanstrengungen es gelungen war, die Prinzessin Briolanja wieder auf den bestrittenen Thron zu setzen. Amadis empfing den Brief, las ihn und gab sich der wildesten Verzweiflung hin, indem er ein starkes Geschrei erhob und reichlich Thränen vergoss. (I, 25.) Da er hinfort auf Abenteuer verzichtete, nahm er beim Einbruch der Nacht Abschied von seinem Schildknappen Gandalin, den er zu seinem Bedauern mit nur geringen Gnadenbezeugungen belohnen konnte: er liess ihn als Statthalter der festen Insel zurück. (I, 10, 50; II, 3, 4, 32, 44, 45, 49.) Amadis selbst, ohne Begleitung und unbewaffnet, verliess die feste Insel und zog sich in ein Gebirge zurück, um daselbst Busse zu thun unter Anleitung eines Einsiedlers Andalod, dessen Klause sieben Meilen von der Küste mitten im Meere in einem steilen und schmalen Felsen angebracht war. (I, 25, 26.) Diese Klippe hiess der Armuthsfelsen. Der desperate Amadis ersuchte den Klausner, ihm einen andern Namen zu geben, weil er nicht erkannt sein wollte; und in Erwägung seines schönen Aeussern und seiner Seelenschmerzen

nannte ihn der Einsiedler Dunkelschön, welches die Schönheit des Körpers und die traurige, melancholische und trübe Stimmung des Gemüthes andeuten sollte. Die Bussübungen des Ritters bestanden darin, dass er bei der Vesper zugegen war, dem Eremiten beichtete, die Messe hörte, Bussgebete hersagte und andere fromme Uebungen machte. (I, 26.) Vor allem aber kasteite er sich mit Seufzen, Schluchzen und heissen Thränenströmen (I, 29), hoffend durch solche Bussen bei seiner Gebieterin Oriana wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Ausserdem verfasste der büssende Ritter unter seinen Thränengüssen noch verschiedene Gesänge, die er selbst anstimmte und klagend sang. (I, 26; II, 46, 68.)

Nachdem sich Fräulein Oriana von der Grundlosigkeit ihrer Eifersucht überzeugt hatte, sandte sie durch die Jungfrau von Dänemark einen zweiten Brief, welcher den Ritter bewog, die Klause zu verlassen und sich auf das Schloss Miraflores bei London zu begeben. (I, 27, 31.) Hier angelangt hatte er Gelegenheit, den König des Landes wieder auf seinen Thron zu setzen. Amadis befand sich dabei in der allerschwierigsten Lage, in welcher jemals ein fahrender Ritter gewesen ist; denn er unternahm den ungleichen Kampf mit Cildadano, dem Könige von Irland, und mit einer Schaar von Riesenraufbolden, welche er alle besiegte und über die Klinge springen liess.

Glorreich waren ebenso die andern Abenteuer, die er während seines Aufenthaltes am Hofe des Königs Liswarte glücklich bestand, bis dieser hintergangen von neidischen Höflingen den Ritter veranlasste, die reizende Wohnung, das Schloss Miraflores, zu verlassen. Amadis zog nun nach dem Oriente, um neue Abenteuer zu suchen. Wollten wir uns auf die Erzählung aller seiner Thaten, die er in jenen Ländern ruhmvoll ausführte, einlassen, so würden wir niemals fertig werden. Wir erwähnen deshalb nur seiner Ankunft in Constantinopel, wo er seinen Ruf als tapferster und höflichster Ritter von neuem bewährte. In Micenas wurde er von Seiten der wunderschönen Prinzessin Grasinda mit der grössten Auszeichnung empfangen. Dieser Königstochter hatte sich übrigens eine höchst sonderbare Idee bemächtigt. Da sie nämlich die Schönheit der Damen am englischen Hofe vielfach rühmen gehört, ersuchte sie den Ritter

Amadis, sie mit sich nach London zu nehmen und dem ganzen Hofe gegenüber zu erklären, dass es dort keine schönere Jungfrau gäbe, als die Prinzessin Grasinda. Natürlich sollte er in Folge dieser Behauptung Alle zum Zweikampf fordern, welche anderer Ansicht wären oder sich unterfingen, die Sache in Abrede zu stellen. (I, 4; II, 64.) Amadis in grosser Verlegenheit wusste kaum was er erwiedern sollte; doch alsbald fiel ihm bei, dass er nur behaupten sollte, Grasinda sei die schönste aller Jungfrauen, und nun war kein Grund vorhanden, diese Bitte abzuschlagen; denn er wusste zu gut, dass seine Oriana nicht mehr zu diesen gerechnet werden konnte. Beide begeben sich also auf die Reise und kamen glücklich vom Oriente her in London an, woselbst Amadis seinem Versprechen gemäss bei einem grossen Turniere erschien, und zwar unter dem Namen „der griechische Ritter." In diesem Waffenspiele überwand er in Gegenwart des ganzen Hofes alle Ritter, welche zu behaupten wagten, dass es eine schönere Jungfrau als Grasinda gäbe. Diese empfing denn auch schliesslich in Gegenwart aller Zuschauer aus den Händen des griechischen Ritters die der Schönsten bestimmte Krone.

Die Dame Oriana wurde durch diese Niederlage der britannischen Jungfrauen wenig compromittirt, denn sie war heimlich eines Knäbleins genesen, welches im Laufe der Zeit unter dem Namen Esplandian eine grosse Berühmtheit erlangte.

Mittlerweile begehrte der Kaiser von Rom, unbekannt mit dem Liebesverhältniss des Ritters Amadis und der Dame Oriana, diese zur Gattin. Liswarte, der ebenso wenig von diesem Verhältniss wusste, bewilligte ihm die Hand der Tochter, und es kam eine grosse römische Flotte, um die Braut nach Rom zu geleiten. Amadis, der sich auf seine feste Insel zurückgezogen hatte, liess auf die erste Nachricht von dem, was vorging, in grösster Eile ebenfalls eine Flotte herrichten, schiffte sich ein und erwartete wohlversehen mit Soldaten und Matrosen das feindliche Geschwader, welches bald im Angesichte der Insel erschien. Er stürzt sich auf die römische Flotte, bemächtigt sich der Dame Oriana und bringt sie auf der festen Insel in Sicherheit. Nun entbrannte offen ein Krieg zwischen Amadis und dem König Liswarte. Eines Tages, wo eine grosse Schlacht

geschlagen wurde, war es Amadis, der abermals dem Könige, in welchem er stets den Vater seiner geliebten Oriana verehrte, das Leben rettete. Die Feindseligkeiten wurden einstweilen unterbrochen, und während des Waffenstillstandes gelang es dem braven Einsiedler, welcher das Knäblein Esplandian erzog, den Zorn beider Parteien etwas zu besänftigen. Er redete dem Könige zu, in die Vereinigung der beiden Liebenden zu willigen, indem er ihm zuvörderst das Familiengeheimniss des mannhaften Amadis mittheilte, welches dem Monarchen durchaus unbekannt war. Andere Ereignisse, welche den stets noch widerstrebenden König in neue Gefahren verwickelten, aus denen ihn stets Amadis befreite, bahnten den Frieden an, welcher denn auch endlich geschlossen wurde. Liswarte, der keinen legitimen Sohn besass, trat das Königreich London dem Ritter Amadis ab, dessen Vermählung mit Oriana auf der festen Insel gefeiert wurde, welche, entzaubert durch den Schutzengel Urganda, von nun an der glückliche Aufenthaltsort des glorreichen Amadis und seiner unvergleichlichen Oriana war.

So weit der Inhalt des berühmten Ritterromanes, welcher Leben und Thaten des Amadis von Gallien erzählt. Der Tod dieses mannhaften Helden wird uns in dem später zu erwähnenden Buche „Liswarte II. von Griechenland“ (dem achten der Amadisromane) mitgetheilt.

Tirante der Weisse oder Glänzende.

Einer ähnlichen, wenn auch weniger allgemeinen Berühmtheit als Amadis von Gallien erfreute sich Tirante der Weisse oder Glänzende. Die Thaten und Abenteuer dieses Ritters sind einfacher, nicht so unnatürlich wie die Erlebnisse jenes, weshalb dieses Buch die Phantasie weniger in Anspruch nahm und weniger gelesen wurde. Bei Gelegenheit des Gerichts über die Bibliothek des sinnreichen Don Quijote wird es auf ehrenvolle Weise von dem Scheiterhaufen losgesprochen. „Glaubt mir, Herr Gevatter, äussert der Pastor zum Barbier, es ist, was seinen Styl betrifft, das beste Buch von der Welt. Hier essen und schlafen doch die Ritter, sterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Testament und thun tausend andere Dinge, davon andere der Art nichts wissen.“

— Dieser berühmte und seltene Roman „Tirante der Weisse von Roka Salada“ (Salzfelsen) besteht aus vier Büchern und erzählt die ritterlichen Thaten, vermöge deren Tirante die Prinzessin Carmesina, Tochter des Kaisers von Konstantinopel, heirathete, viele Abenteuer bestand, welche der Nachwelt ewig aufbewahrt zu werden verdienen und schliesslich Herr und Kaiser des griechischen Reiches wurde. Ueber die Herkunft des Ritters lautet die Geschichte folgendermassen. Es waren zwei Brüder, von denen der eine Uther Pandragon hiess und Vater des Königs Arthur von England war; der Name des andern Bruders ist unbekannt. Diese beiden Brüder bemächtigten sich eines festen Schlosses, welches auf dem Gipfel eines Salzfelsens gebaut war und daher den Namen erhielt. Uther Pandragon war zum Schwiegersohne des Königs von Frankreich ausersehen; aber der jüngere Bruder weiss sich durch List und Täuschung die Verlobte anzueignen und auf den Salzfelsen zu entführen, woselbst alsbald Tirante geboren wird; indessen sich Uther Pandragon mit einer natürlichen Tochter des Königs von Frankreich begnügen muss. Der Held des Ritterromanes nannte sich Tirante, weil sein Vater Herr der Markgrafschaft Tirania war, die, so belehrt uns das Buch, vermittelst des Meeres an England grenzt; und der Weisse oder Glänzende oder Strahlende oder Hochachtbare ward er zubenannt, weil seine Mutter Blanka hiess.

Ob dieses Buch ursprünglich in spanischer, portugiesischer, englischer oder limosinischer Sprache geschrieben ist, kann nicht erwiesen werden; denn jede dieser Sprachen hat in dem Streite darüber ihre Vertreter. Sicher ist, dass es im zuletztgenannten Idiom 1490 in Valencia gedruckt wurde. Die Bibliotheken in Paris und Madrid haben kein Exemplar dieses seltenen Buches aufzuweisen; und die Büchersammlung der Sapienza in Rom bewahrt eins — wahrscheinlich das Einzige der Welt — welches, wie der Titel besagt, „zur Ehre Jesu Christi und der allerheiligsten Jungfrau Maria, seiner Mutter“ von Joanot Martorell, einem Cavalier Ferdinand's von Portugal, geschrieben ist. Den Titel ziert rings ein gestochener Saum; das Werk besteht aus einem Bande in Folio, ohne Seitenzahl, und enthält 487 Ka-

pitel.*) In spanischer Sprache wurde Tirante 1511 in Valladolid veröffentlicht. Wahrscheinlich schrieb Martorell um's Jahr 1460 die drei ersten Theile; den Rest ein gewisser Juan de Gualba. Italienisch übersetzt von dem Doctor Lelio Manfredi erschien dieser Roman 1538 in Venedig; zweite Auflage 1566. Aus dem Spanischen in's Französische übertrug ihn 1740 der Graf Caylus. —

Wie wir schon andeuteten besitzen die Spanier eine Reihenfolge von Amadis- und andern Ritterromanen,**) wie keine Nation eine ähnliche aufzuweisen hat, und alle vereinigt würden eine stattliche Bibliothek bilden. Sie liefern den Beweis, wie das klassische Zeitalter einer Literatur mit gleicher Ueppigkeit Meisterwerke und Jammererscheinungen hervorbringen kann, was das 16. Jahrhundert in Bezug auf die Heroen des spanischen Parnasses und in Bezug auf die vielen Ritterromane gethan hat.

In diesem Jahrhundert der Ritterromane wurde auch die Chronik des Pseudo-Turpin in die spanische Sprache übersetzt: jene Chronik, welche von den Thaten Karl's des Grossen und seiner Helden handelt, die schon seit Jahrhunderten in Liedern besungen waren. So erschien in Sevilla 1525 das Buch von Roland, Rinaldo von Montalban und den übrigen Paladinen, und 1528 in derselben Stadt die Geschichte Karls und der zwölf Pairs. Zu allen Zeiten ein Lieblingsbuch der Spanier erfreut es sich noch jetzt der allgemeinsten Theilnahme von Seiten der niedern Klassen.

[Die Geschichte des heldenmüthigen Kaiser Karl entflammte die Phantasie verschiedener Dichter, sowohl Spanier als Italiener. Unter den Erstern erschien zuerst das „illustrirte Spanien," ein Gedicht von 40 Gesängen, welches die letzte Expedition Karl's des Grossen und seiner Pairs bis zur Schlacht bei Roncesvalles besingt. Im Jahre 1585 schrieb Agustin Alonso ein episches Gedicht, welches die Thaten des unbesiegbaren Ritters Bernardo del Carpio feierte, und nachdem die Blüthe

*) Eine neue Ausgabe des Originals ist zufolge einer von P. Mendez aufgestellten Behauptung 1497 in Barcelona erschienen.

**) In der Bibliothek des Ritters Don Quijote befanden sich über 300 Ritterromane. (D. Q. I, 24.)

der Rittergeschichten schon gewelkt, d. i. nach dem Tode des grossen Cervántes, schrieb 1624 Bernardo de Valbuena ein Heldengedicht, welches den eben erwähnten Bernardo del Carpio verherrlicht. Die Niederlage der Franzosen in dieser Schlacht hatte schon früher dem Valencianer Nicolas de Espinosa zu einem Gedichte in 35 Gesängen den Stoff geliefert. Dieses Epos, eine Fortsetzung des Orlando von Ariost, besingt die Schlacht und den Tod der zwölf Pairs von Frankreich. (Zaragoza 1555; Antwerpen 1557; Alcala 1579.) Ueber dasselbe Ereigniss verfasste ebenfalls Francisco Garrido de Villena ein Epos, welches 1583 in Toledo erschien.]

Nicht minder französischen Ursprungs, als die Karlssage, und ebenfalls durch Uebersetzung in Spanien eingebürgert, ist die Geschichte der „Neun Helden des Ruhmes.“ Die Thaten und der Lebenslauf dieser neun Helden war seiner Zeit ein sehr beliebtes Volksbuch, welches im Jahre 1530 von Antonio Rodriguez Portugal aus dem Französischen übersetzt und in Lissabon gedruckt wurde. Das Original dieser spanischen Uebertragung war 1507 in Paris erschienen. Eine neue Auflage erlebte die Uebersetzung 1585 in Alcala.

Die wichtigsten Ritterromane, welche als Fortsetzungen und Nachahmungen des Amadis von Gallien zu betrachten sind.

Amadis von Gallien, der Stammvater, wird — wie wir schon angegeben — in vier Büchern abgehandelt.

Esplandian. Die Thaten dieses würdigen Sohnes des Amadis von Gallien lieferten den Stoff zu dem fünften Buche der Amadisromane. Garci Ordoñez de Montalban verfasste dieses Buch und gab es 1526 in Sevilla heraus. Gleich vielen andern Erzeugnissen, zumal Ritterromanen, jener Zeit, wird auch bei diesem angegeben, dass es ursprünglich in einer fremden Sprache geschrieben sei; denn Ordoñez erklärt, das Buch wäre von dem Meister Helisabad in griechischer Sprache verfasst. Der Sohn des grossen Amadis theilte bald, wie die vielen Ausgaben und Uebersetzungen beweisen, den Ruhm des Vaters. Mambrino Roseo übertrug das Buch italienisch, und in dieser Sprache erlebte es bald vier Auflagen. 1543 wurde

in Paris eine französische Uebersetzung gedruckt. Spanische Ausgaben erfolgten ferner in Zaragoza 1587 und in Alcala 1588.

Florisandus oder Flores von Griechenland, Sohn Florestan's und Neffe des Stammvaters. Dieses sechste Buch der Amadisromane schrieb Pelayo de Ribera.

Liswarte II. von Griechenland. Dieser Sohn Esplandian's und Enkel des Amadis von Gallien; ferner Perion von Gallien, Bruder des Amadis; dann die Geburt des Amadis von Griechenland, Sohn des genannten Liswarte — also Urenkel des Stammvaters — und der Tod des gemeinschaftlichen Ahnherrn werden in diesem siebten und achten Buche der Amadisromane abgehandelt. Der Verfasser ist Juan Diaz, Baccalaureus des kanonischen Rechts.

Amadis von Griechenland liefert den Stoff des neunten Amadisbuches. Er war ein Sohn des Liswarte von Griechenland und der Prinzessin Onolaria, folglich — wie schon gesagt — ein Urenkel des Stammvaters, und Ritter vom feurigen Schwerdte zubenannt. Durch seine Thaten gelang es diesem Helden, Kaiser von Konstantinopel, König von Rhodus u. s. w. zu werden. Das Werk besteht aus zwei Theilen, und war der Sitte gemäss aus der griechischen Sprache in die lateinische und aus dieser in die spanische übertragen. Der grosse und weise Zauberer Alquifa schrieb das Buch und widmete es dem Altvater Amadis, König von Grossbritannien. Ausgaben erschienen in Burgos 1535; Sevilla 1542; Lissabon 1596.

Florisel von Nicea bildet das zehnte Buch der Amadisromane, und enthält den ersten und zweiten Theil von Florisel's Thaten und die Abenteuer seines Bruders Anaxartes, beides Söhne des Amadis von Griechenland, folglich Ururenkel des Amadis von Gallien. Wie der Verfasser Feliciano de Silva erklärt, verbesserte er den Originaltext, welchen die Königin Zirfea von Argines geschrieben hatte. (Im zweiten Theile wird erzählt, wie Florisel sich entschloss, hinfort ein Schäferleben zu führen und idyllisch auf einem Dorfe zu wohnen. Zu dem Zwecke verschaffte er sich einige Schafe und auch Hirtenkleider. Diese Episode nachahmend lässt Cervántes den Ritter Don Quijote (II, 67) dasselbe beschliessen.) Ausgaben dieses Ritter-

romanes erschienen in Burgos 1535; Zaragoza 1584; Lissabon 1596.

Die Fortsetzung von demselben Verfasser bildet das eilfte Buch der Amadise und enthält im dritten Theile die Abenteuer der Söhne des Florisel von Nicea und der Prinzessin Helena, Tochter des Königs von Apolonien, also der Ururur-enkel des gemeinschaftlichen Ahnherrn. Sie heissen Rogel von Griechenland und Agesilaos von Kolkos. Zugleich werden die Thaten der Söhne des Falanges von Astra abgehandelt. Das vierte Buch erschien schon 1551 in Salamanka, und zerfällt in zwei Theile, welche zufolge der Erklärung des Verfassers Silva ursprünglich von Galerris griechisch verfasst und von Filastres Campaneo lateinisch übersetzt waren. Im ersten Theile lesen wir die Unternehmungen Rogel's, und im zweiten seine Liebesaffairen mit der wunderschönen Archisidea, der Kaiserin des Morgenlandes, einer Tochter des Grosskhan Aquilidon. Er heirathete diese Dame und zeugte mit ihr einen Sohn Faramund, den letzten Sprössling aus dem gallischen oder Amadis-Heldenstamme, welcher mit ihm erlosch.

Der Ritter vom Kreuze oder Leopolem, Sohn des Kaisers von Deutschland. Dieser Roman bildet das zwölfte Buch der Amadise und wird — wie Cervántes dieselbe Quelle für seinen Don Quijote angiebt — für eine Uebersetzung aus dem Arabischen ausgegeben, welche ein Sclave in Tunis von dem Originale lieferte, das ein Maure Namens Xarton auf Befehl des Sultans Zulema verfasst hatte. Der eigentliche Verfasser dieses Romanes ist jedoch Pedro de Lujan, wie er selbst in einem andern Werke erklärt. Eine Ausgabe des Kreuzritters erschien 1542 in Toledo; eine andere in Sevilla, jedoch ohne Jahreszahl, vielleicht schon 1534.

Leander der Schöne bildet das dreizehnte Glied in der Amadiskette und ist von dem Verfasser des vorhergehenden Romans geschrieben, nämlich von Pedro de Lujan, der jedoch — wie es der Brauch zu heischen schien — ein griechisches Original aus der Feder des weisen Königs Artidor nur übersetzt. Es erschien in Toledo 1543 und hatte gleich dem Kreuzritter die Ehre, in die französische und italienische Sprache, letzteres in Venedig 1580, übertragen zu werden.

Belianis von Griechenland, Nachkomme des Amadis von Gallien, war ein Sohn des Kaisers Belanius und der Kaiserin Clarinda. Seine Geschichte bildet das vierzehnte Buch der Amadisromane, und besteht aus vier Theilen, als deren Verfasser sich am Ende des vierten der Licenciat und Advokat Geronimo Fernandez in Madrid nennt. Der Roman enthält die höchst gefahrvollen Thaten des Belianis, seine Liebesabenteuer mit der Prinzessin Florisbella, einer Tochter des Sultans von Babylon, und erzählt ferner, wie die Prinzessin Polyxena, die Tochter des Königs Priamus von Troja, aufgefunden wurde. Dieses Buch ist ebenfalls nach einem griechischen Originale bearbeitet, dessen Verfasser der weise Freston sein soll. Ausgaben erschienen in Estella 1564; in Antwerpen 1564: in Burgos 1579; in Zaragoza 1580. In italienischer Sprache von Mambrino Roseo 1586; in französischer von Gabriel Chapuys, zugleich mit sämmtlichen Amadisromanen, in Lyon, Paris und Antwerpen 1575 und 1577.

Der Ritterspiegel. Dieses Werk umfasst fünf Bücher. Das erste Buch, aus zwei Theilen bestehend, ist von Diego Ordoñez de Calahorra geschrieben und dem Sohne des berühmten Cortez gewidmet. Es enthält die Geschichte von den Thaten des Grafen Roland und Rinaldo's von Montalban. Sevilla 1533 — 36, 1550, 1562. In Zaragoza erschien 1580 ein Fürsten- und Ritterspiegel, in welchem der Ritter vom Phöbus und sein Bruder Rosicler (Söhne des grossen Trebaz, des Kaisers von Konstantinopel) und die Liebesabenteuer des Ritter Rosicler mit der wunderschönen Prinzessin Claridiana u. s. w. verherrlicht werden. Das zweite Buch dieser Sammlung, ebenfalls zwei Theile umfassend, wurde von Pedro de la Sierra geschrieben und 1580 in Zaragoza gedruckt. Der Licenciat Marcos Martinez ist der Verfasser des dritten und vierten Buches, jedes aus zwei Theilen bestehend (Alcala 1589) und erzählt nebst andern Geschichten noch Thaten der Vorigen und dann die Unternehmungen deren Söhne Cloridiano und Rosabel, Enkel des Kaisers Trebaz. Ob die beiden Theile des fünften Buches je gedruckt sind, ist ungewiss; sie existiren als Manuscript in der königl. Bibliothek zu Madrid, und Feliciano de

Silva wird als Verfasser des ersten Theiles dieses letzten Buches genannt.

Palmerin vom Oelbaum. Was die Geburt dieses berühmten Ritters anbetrifft, so werden wir durch den Roman, welcher seinen Namen trägt, belehrt, dass ein macedonischer König, Florendos geheissen, die Infantin Griana, eine Tochter des Kaisers von Konstantinopel, wider den Willen ihres kaiserlichen Vaters liebte. Sie trug die Frucht dieser verbotenen Liebe in einen Olivenwald und hing den Säugling vermittelst eines Korbes an einen Palmbaum, wo ihn der Bauer Geraldo, herbeigelockt durch das Weinen des Ausgesetzten, fand und in Erwägung des Baumes und Waldes Palmerin vom Oelbaum nannte. Eine mitleidige Frau Namens Marcella, deren eigenes Kind gerade gestorben war, nahm sich des Findlings an. Indessen wurde Griana gewaltsam mit Tarisius, der die Krone Ungarns usurpirt hatte, vermählt; aber Florendos erschlug diesen und setzte sich wiederum in den Besitz der geliebten Griana.

Palmerin zeigte schon in zarter Jugend einen ungewöhnlichen Muth und erfuhr bald, dass er nicht der Sohn des gutherzigen Landmanns sei. Daher sehnte er sich, die Welt nach Abenteuern zu durchstreifen und seine Eltern aufzusuchen. So wollte es der Zufall, dass er von seinem Vater, dem Könige von Macedonien — ohne jedoch die gegenseitigen Beziehungen zu ahnen — zum Ritter geschlagen wurde, als welcher er die gefährlichsten Unternehmungen in den fernsten Gegenden glücklich ausführte. Weil er einst eine Schlange oder einen Lindwurm tödtete, der einen heilkräftigen Quell bewachte, so nannte er sich auch Ritter von der Schlange. (D. Q. I, 21.) Da nun ein Ritter nicht ohne Herzensdame sein durfte, versäumte er nicht, sich eine Gebieterin seiner Gedanken in der Tochter des deutschen Kaisers zu wählen, der wunderschönen Polinarda, der zu Ehren er gewaltige Thaten vollbrachte und verschiedene Kriege führte. Bei einem solchen Abenteuer hatte er Gelegenheit, Griana und Florendos aus dem Gefängnisse zu befreien und den Thronräuber, der sie eingekerkert hielt, vom Throne zu stossen. Dieses glückliche Ereigniss führte ihn übrigens in die Arme seiner hocherfreuten Eltern, welche ihn als den lange

beklagten und zurückgewünschten Sohn erkannten. Der Kaiser von Konstantinopel hatte endlich nichts mehr gegen eine Verbindung seiner Tochter Griana mit dem Könige Florendos einzuwenden, und der deutsche Kaiser gab ebenfalls seine Einwilligung zu der Verbindung seiner Prinzessin Polinarda mit dem ritterlichen Palmerin, welcher nach mancherlei Schicksalen und höchst rühmlichen Thaten seinem Vater und Grossvater in der Regierung Macedoniens und Konstantinopels folgte, und — wie uns der Roman belehrt — einer der berühmtesten Kaiser wurde.

Palmerin hatte zwei Söhne, einen von seiner Gattin Polinarda, Primaleon geheissen, und einen andern von der Königin von Tarsis, den er Polendos nannte. Primaleon, dessen Herzensdame Gridonia hiess, ward berühmt wie sein Vater, und bestand die unerhörtesten Abenteuer, um sich die Liebe der schönen Gridonia zu erwerben. Vermählt mit ihr regierte er auf Befehl seines Vaters als Statthalter in Griechenland und führte siegreich die schrecklichsten Kriege. Schliesslich erbte er den Thron und mit ihm den Ruhm seines unbesiegten Vaters.

Der Ritterroman Palmerin vom Oelbaum umfasst zwei Theile, deren erster die gewaltigen Thaten des vaterlosen Findlings enthält und 1526 in Venedig, sodann in verschiedenen Städten Spaniens und zuletzt 1580 in Toledo herausgegeben wurde. Im zweiten Theile (Medina del Campo 1563) werden die Fahrten der Söhne Palmerin's, nämlich Primaleon und Polendos u. s. w. erzählt. Ausserdem erschien schon 1516 und 1518 eine Ausgabe, und 1598 eine solche in Lissabon, welche dem Titel zufolge die Thaten Primaleon's, dessen Bruders Polendos, des englischen Prinzen Duard und anderer trefflicher Ritter vom Hofe des Kaisers Palmerin erzählt. Dieses berühmte Buch wurde von einer spanischen Dame geschrieben, deren Namen unbekannt geblieben ist. Der Italiener Ludwig Dolce schrieb zwei epische Gedichte, Palmerin und Primaleon, welchen er diesen Ritterroman zu Grunde legte.

Palmerin von England. Dieser Roman, der ehrenvoll vom Scheiterhaufen losgesprochen wird, besteht aus sechs Theilen,

wurde wahrscheinlich in portugiesischer Sprache geschrieben und 1553 in die spanische übertragen. Eine Ausgabe, welche 1786 in Lissabon erschien, belehrt uns, dass der Portugiese Francisco de Moraes diesen Roman verfasst und 1567 in Evora veröffentlicht habe. Cervántes dagegen nennt „einen weisen König von Portugal“ als Verfasser: welcher? ist nicht ermittelt. Im Jahre 1568 erschien in Toledo der erste und zweite Theil dieses Romanes, wo sich ein Spanier Luis Hurtado als Verfasser nennt. Sie enthalten die Erlebnisse und Thaten des Ritter Palmerin von England, Sohn des Königs Duard, und seine Liebesabenteuer mit einer Infantin Polinarda. Die übrigen Theile erzählen die Geschichte von einem Bruder des Palmerin von England, Florian, zubenannt „der Wüstenritter,“ und die Abenteuer des Prinzen Florendos, eines Sohnes des schon genannten Primaleon. Der dritte und vierte Theil wurde von Diego Fernandez de Lisboa, und der fünfte und sechste von Baltasar Gonzalez de Labato, beides Portugiesen, geschrieben.

Der Ritter Platir, Sohn des Kaisers Primaleon, und der Ritter Flotir, Sohn des Ritter Platir. Dieser Roman, wahrscheinlich spanischen Ursprungs, wurde im Jahre 1533 in Valladolid gedruckt. Gabriel Chapuys übersetzte ihn französisch, und es erfolgten zwei Ausgaben in Lyon 1580 und 1618. Mambrino Roseo gab eine italienische Uebersetzung heraus, Venedig 1559.

Celidon von Iberien ist der Titel eines elenden Rittergedichts in 40 Gesängen in gereimten Octaven, welches Gomez de Luque zum Verfasser hat.

Cirongil von Thracien. Dieser Roman erzählt in vier Theilen die Thaten des gewaltigen Cirongil, eines Sohnes des edlen Königs von Macedonien Elesfron. Selbstverständlich war er ursprünglich griechisch geschrieben, und zwar von Navarco, dann lateinisch von Promusis und wurde schliesslich im Jahre 1545 von Bernardo de Vargas in Sevilla in spanischer Sprache veröffentlicht.

Clarian von Landanis und dessen Sohn Floramánt von Köln, verfasst von Gerónimo Lopez.

Cristalian von Spanien, Fürst von Trapezunt, und die ruhmvollen Werke seines Bruders Lucescan, geschrieben von der Dame Beatriz Bernal.

Claribalt oder der Ritter vom Glücke, verfasst von Gonzalo Fernandez de Oviedo.

Florismarte von Hirkanien. Diesen Roman schrieb Melchor de Ortega unter dem Titel „Geschichte des Prinzen Felixmarte von H.;“ Valladolid 1556. Ueber die Geburt des Prinzen theilt uns der Roman mit, dass die Prinzessin Martedina, Gattin des Prinzen Floraran von Mysien, unter dem Beistande einer milden Frau Namens Belsagina im Walde eines Knäbleins genesen sei und dasselbe Florismarte benannt habe, um die Namen der Eltern im Namen des Sohnes zu vereinigen. Indessen sei ihr später der Name Felixmarte wohlklingender vorgekommen, weshalb der Ritter bald so, bald Florismarte genannt wird.

Florand von Kastilien ist der Titel eines traurigen Rittergedichtes von Geronimo de Huerta.

Florambel von Lucea, Sohn des Königs Florisius von Schotttland.

Felix-Magnus, Sohn des Königs Filangris von England.

Florand von England und seine Liebesabenteuer mit der Prinzessin Rosalinda, Tochter des Kaisers von Rom.

Die Verfasser sind unbekannt.

Liebetraut von Schottland, verfasst von Juan de Córdoba.

Olivante von Laura. Dieser berühmte Roman, welcher bei dem Gerichte über die Bibliothek des sinnreichen Junkers als abgeschmackter Bengel zum Scheiterhaufen verdammt wird, lehrt uns, dass besagter Olivante von Laura ein Prinz von Macedonien war und durch seine wunderbaren Heldenthaten es dahin brachte, Kaiser von Konstantinopel zu werden. Dieses dem König Philipp II. gewidmete Buch besteht aus drei Theilen und wurde nach dem Jahre 1520 von Antonio de Torquemada verfasst, der es 1564 in Barcelona drucken liess. Wie auch der Pfarrer bei der Verdammung des Buches erklärt, war Tor-

quemada ausserdem noch Verfasser des „Blumengartens," ein Werk ebenfalls in dem wunderlichen und verdrehten Geschmacke der Ritterbücher geschrieben.

Polisman Florisius oder der Wüstenritter, geschrieben von Fernando Bernal.

Der Ritter Clamades, Sohn des Königs von Kastilien, und seine Liebesgeschichten mit der schönen Claramonda, Tochter des Königs von Toskana. Autor unbekannt.

Die schöne Magelona, Tochter des Königs von Neapel, ihr Leben und ihre Liebesabenteuer mit Peter von der Provence. Verfasser unbekannt. Das französische Original dieser Geschichte wurde bald nach 1524 in die spanische Sprache übersetzt.

Die edlen Ritter Oliver von Kastilien und Arthur von Algarbien. Autor unbekannt.

Der tapfere Graf Partinuples und seine Heldenthaten, welche ihm den Kaiserthron von Konstantinopel verschaffen. Der Verfasser ist unbekannt.

Der Prinz Chrysokalus, geschrieben von Bernardo de Vargas, Verfasser des schon genannten Romanes Cirongil.

Tablante von Reichenberg. Dieser wüste und weitschweifige Roman wurde von einem gewissen Garray geschrieben. Eine nach des Cervántes Tode erschienene Ausgabe, Sevilla 1629, giebt sich für die Uebersetzung eines französischen Originalromanes oder einer Chronik aus.

Der weise Merlin. Noch gedenken wir eines Buches, welches allerdings kein Ritterroman ist, dessen angeblicher Verfasser aber in den Ritterromanen eine bedeutend wichtige Rolle spielt, und auch mehrfach im Don Quijote (II, 22, 35 ff. ff.) in seiner ursprünglichen Wichtigkeit erscheint. Merlin, der grosse Zauberer und Genosse der Könige Uther und Arthur von Grossbritannien, wurde in Wales geboren; seine Eltern waren eine keusche Jungfrau und der — Teufel, welcher sich jener ohne ihr Wissen während des Schlafes bemächtigt hatte.*) Von

*) Der Pater Martin del Rio, ein sehr gelehrter Jesuit, citirt die gewichtigsten Auctoritäten zur Begründung der Ansicht, dass sein Namensvetter

seinem Vater mit den mannigfachsten übernatürlichen Gaben ausgerüstet, erlangte Merlin durch seine Zaubereien, durch seine Abenteuer mit den britannischen Königen u. s. w. eine Berühmtheit, welche durch das angeblich von ihm selbst verfasste Buch Jahrhunderte hindurch genährt wurde. Dieses Werk enthält neben der Erzählung von Merlin's Geburt und andern schmutzigen Geschichten und Thaten auch eine Reihe von Prophezeiungen, welche nicht nur auf die englischen Verhältnisse Anwendung fanden, sondern denen durch Uebersetzungen eine Ausdehnung über die verschiedensten Länder eingeräumt wurde. Nach einem langen und abenteuerlichen Leben ereilte den Zauberer ein wunderbarer Tod. Gleich Simson enthüllte er in schwachen Augenblicken auf vieles Drängen seiner Geliebten, der Hexe Viviane, den Zauber, welcher alle seine eignen Künste und Mittel an Stärke übertraf. Neugierde und Zweifel an der Wahrheit dieser Enthüllungen trieben Viviane zu einem Versuche an; aber der Zauber wirkte so stark, dass nichts ihn wieder zu lösen vermochte: Merlin verschwand und wurde, selbst unsichtbar, in einen unsichtbaren Kerker gebannt, sodass nur seine weissagende Stimme aus einer Grotte im Walde Breceliande in England vernommen wurde. In Burgos erschien 1498 in spanischer Sprache dieses Buch, welches von dem weisen Merlin handelt und dessen Weissagungen enthält. Ein höchst seltenes Werk, wird das Exemplar auf der königl. Bibliothek in Madrid für das Einzige der Welt gehalten.

Hier schliessen wir das Verzeichniss der Ritterbücher, ohne es jedoch erschöpft zu haben. Noch viele liessen sich aufzählen; aber die Angegebnen genügen unserm Zwecke, den wir in Bezug auf den sinnreichen Junker Don Quijote im Auge hatten. Die vielfachen Auflagen und Ausgaben dieser Ritterromane beweisen hinlänglich die Leidenschaft der Spanier für solche Bücher. Nicht nur erstreckte sich diese Manie auf die Schichten einer zweifelhaften Bildung — denn deren Geschmack

---

Martin Luther der Sohn eines Ziegenbocks und eines Weibes sei, und versichert zugleich, dass im Jahre 1598 ein Geschöpf geboren wurde, dessen Vater ebenfalls der Satan unter der Maske eines Ziegenbocks gewesen, der mit einem irdischen Frauenzimmer verkehrte.

hat sich wenig geändert — sondern sie umfasste die ganze Nation: alle Classen des Volkes, und zwar, wie wir sahen, in dem Zeitalter der grössten Blüthe der Literatur, wetteiferten im Schreiben und Lesen dieser Ausgeburten einer kranken, irregeleiteten Phantasie. —

Dr. Herrmann-Twiste.

Ueber

Was und Welches.

Viele scheinen es sich zur Regel zu machen, statt des bezüglichen Fürworts „welches," stets „was" anzuwenden, wenn eine Beziehung nicht auf ein einzelnes Nennwort oder Fürwort Statt findet, sondern auf einen ganzen Satz oder ein zusammengesetztes Satzglied. Sie sagen z. B.

„Sein ältester Sohn brach sein rechtes Bein, was (nicht „welches") mich mit innigem Bedauern erfüllt."

Sie gebrauchen hier „was" und nicht „welches," weil das Fürwort sich nicht auf das rechte Bein bezieht, sondern auf das Brechen des Beins. Ob diese Regel die richtige ist oder nicht, mag sich aus Folgendem herausstellen.

Lassen wir uns zuvörderst die englische Sprache zum Massstabe dienen in Absicht auf den Unterschied, welchen diese zwischen „welches" und „was" macht; ich meine nämlich zwischen which und what. Denn dass Letzteres (als dem plattdeutschen „wat" so ähnlich lautend) dem deutschen „was" entspricht, erscheint ausgemacht. Und prüfen wir hernach, ob der von dem Engländer gemachte Unterschied der richtige ist. Der Engländer wendet in dem angeführten Satze „welches" (which) und nicht „was" (what) an. Er sagt also:

1. His eldest son broke his right leg, which (nicht what) fills me with sincere compassion.

Der Engländer sagt ferner:

2. „Ich verstehe Alles, welches (oder „Alles, das," nicht „Alles, was") Sie sagen."
I understand all which (oder all that, nicht all what) you say.

3. „Ich verstehe was (oder „das, welches," nicht „das, was") Sie sagen."
I understand what (oder that which, nicht that what) you say.
4. „Er achtete nicht auf was ich sagte" (oder Er achtete nicht auf das, welches ich sagte," nicht „Er achtete nicht auf das, was ich sagte").
He did not attend to what I said (He did not attend to that which I said, nicht He did not attend to that what I said).
5. „Er war nicht zufrieden mit was ich ihm gab." („Er war nicht zufrieden mit dem, welches ich ihm gab," nicht „Er war nicht zufrieden mit dem, was ich ihm gab.")
He was not content with what I gave him (He was not content with that which I gave him, nicht He was not content with that what I gave him).
6. „Was Gott uns auferlegt, müssen wir tragen" (nicht „Was Gott uns auferlegt, das müssen wir tragen").
What God inflicts upon us we must endure (nicht What God inflicts upon us, that we must endure).

Ferner wendet der Engländer „was" noch in folgender eigenthümlichen Weise an. Sätze wie:

„Ich hatte das Geld, welches ich bei mir hatte, ausgegeben."
I had given out the money which I had about me.
„Die wenigen Möbel, welche er hinterliess, wurden von seinen Gläubigern in Beschlag genommen."
The few articles of furniture which he left were seized upon by his creditors.

kann er auch in folgender Weise geben:

„Ich hatte was Geld ich bei mir hatte ausgegeben."
I had given out what money I had about me.
„Was wenige Möbel er hinterliess, wurden von seinen Gläubigern in Beschlag genommen."
What few articles of furniture he left were seized upon by his creditors.

Aus den Beispielen 1 bis 5 ergibt sich, dass der Engländer nie „was“ (what) anwendet, wenn ein Wort, ein Satz oder ein Satzglied vorhergeht, worauf es sich beziehen könnte. Aus Beispiel 6 ergibt sich, dass er „was“ auch nicht anwendet, wenn ein Wort folgt, worauf es sich beziehen könnte. Letztere Regel ist indessen insofern zu beschränken, als in der Englischen Bibelübersetzung mitunter solche Sätze vorkommen, wie z. B.

> And what he hath seen and heard, that he testifieth.
> „Und was er gesehen und gehört hat, das bezeugte er.“

Einen Satz oder ein Satzglied, worauf „was“ (what) sich bezieht, lässt der Engländer jedoch zuweilen folgen; z. B.

> His house was burned down, and — what (oder which) fills me with sincere compassion — his eldest son broke his right leg on that occasion.

Er gebraucht in solchen Sätzen also beliebig „was“ oder „welches,“ während er, wie oben gezeigt, wenn der Satz nicht als Parenthese eingeschoben wird, nur „welches“ und nicht „was“ anwenden darf. Im Deutschen wendet man in dergleichen Parenthesen bekanntlich nur „was“ und nicht „welches“ an, obgleich in Luther's Bibelübersetzung sich auch Beispiele mit „welches“ finden:

> „Denn ich habe Euch zuvörderst gegeben — welches ich auch empfangen habe — dass Christus gestorben sei für unsere Sünden nach der Schrift.
>
> (1. Korinther 15 V. 3.)

Wenn ich nun der Meinung bin, dass auch der Deutsche in der Wahl zwischen „welches“ und „was“ nach derselben Regel verfahren sollte wie der Engländer, so möchte ich dies durch Folgendes begründen:

Es liegt auf der Hand, dass „was“ das Neutrum von „wer“ (Genitiv „wessen,“ Dativ „wem,“ Akkusativ „wen“) ist, dass also „was“ sich zu „welches“ verhält wie „wer“ („wessen,“ „wem,“ „wen“) zu „welcher“ (Gen. „welches“ oder „dessen,“ Dat. „welchem,“ Akkus. „welchen“). Insofern wie nun der Engländer ein „was“ (what) anwendet, wenn eine Beziehung zu einem vorhergehenden Worte Statt findet, verfährt der Deutsche

genau nach derselben Regel in der Wahl zwischen „wer“ u. s. w. und „welcher“ u. s. w. Wir sagen:

„Wer das gesagt hat, hat gelogen,“

als gleichlautend mit

„Der, welcher das gesagt hat, hat gelogen,“

aber nicht

„Der, wer das gesagt hat, hat gelogen,“

so wie der Engländer sagt

„Was ich Dir sage, ist Wahrheit,“

als gleichbedeutend mit

„Das, welches ich Dir sage, ist Wahrheit,“

aber nicht

„Das, was ich Dir sage, ist Wahrheit.“

Wir würden sagen können:

„Wessen Gott sich erbarmen will, erbarmt er sich,“

als gleichbedeutend mit

„Dessen, welches Gott sich erbarmen will, erbarmt er sich,“

aber nicht

„Dessen, wessen Gott sich erbarmen will, erbarmt er sich.“

Ferner:

„Wem Gott gnädig ist, ist er gnädig,“

für

„Dem, welchem Gott gnädig ist, ist er gnädig,“

aber nicht

„Dem, wem Gott gnädig ist, ist er gnädig,“

ferner

„Wen Gott annehmen will, nimmt er an,“

für

„Den, welchen Gott annehmen will, nimmt etc.“

aber nicht

„Den, wen Gott annehmen will etc.,“

so wie der Engländer sagt

„Ich verstehe, was Du sagst,“

als gleichbedeutend mit

„Ich verstehe das, welches Du sagst,“

aber nicht

„Ich verstehe das, was Du sagst.“

Beim Analysiren dieser Sätze ist Folgendes zu bemerken: In dem Satze „Wer das gesagt hat, hat gelogen,“ ist nicht „Wer,“ sondern das ganze mit „Wer“ anhebende Satzglied („Wer das gesagt hat“) das Subjekt des ganzen Satzes. In dem Satze „Wen Gott annehmen will, nimmt er an,“ ist „Wen“ zwar das rectum des Infinitiv „annehmen.“ Aber das Objekt des ganzen Satzes ist das ganze mit „Wen“ anhebende Satzglied („Wen Gott annehmen will“).

In dem Bau der angeführten Sätze mit what („was“) verfährt der Engländer augenscheinlich nach folgender Regel:

Man vertauscht das bezügliche Fürwort „welches“ (which) mit dem Fragefürwort „was“ (what), welches dann den Begriff des Correlativums von which (nämlich that) involvirt, so dass dieses Correlativum weggelassen werden muss.

I understand that which you say.

I understand what you say.

He was not content with that which I gave him.

He was not content with what I gave him.

Mit Sätzen dieser Art hat es jedoch eine andere Bewandtniss als mit folgenden Sätzen:

I know what you hold in your hand.

„Ich weiss, was Du in Deiner Hand hast.“

„Ich weiss, wer das gesagt hat.“

„Ich weiss, wen Du meinst.“

Denn Sätze letzterer Art haben wirklich eine Beziehung zu einer Frage, und what, „was“ „wer“ und „wen“ behalten ganz die Natur eines Fragefürworts. Auch darf hier nicht what mit that which, „was“ mit „das, welches,“ „wer“ mit „denjenigen, welcher,“ „wen“ mit „denjenigen, welchen“ vertauscht werden. In der Mitte zwischen Sätzen ersterer Art und letzterer Art steht etwa folgender Satz:

Show me what you hold in your hand.

„Zeige mir, was Du in Deiner Hand hast,“

indem derselbe einerseits den Sinn zulässt: „Lass mich das Ding, welches Du in Deiner Hand hast, näher betrachten!“ andererseits aber auch folgenden Sinn: „Ich weiss nicht, was Du in Deiner (geschlossenen) Hand hast. Thu es mir dadurch

kund, dass Du es mir zeigst.“ Im ersteren, nicht aber im letzteren Sinne, lässt what sich mit that which vertauschen.

Insofern wie der Engländer „was“ (what) auch nie anwendet, wenn eine Beziehung zu einem im Satze nachfolgenden Worte Statt findet und z. B. nicht sagen darf

What God inflicts upon us that we must endure,

sondern nur

What God inflicts upon us we must endure,

verfährt der Deutsche in der Wahl zwischen „wer“ etc. und „welcher“ etc. freilich nicht nach derselben Regel, nach welcher der Engländer in der Wahl zwischen what und which verfährt, indem der Deutsche sehr oft zum Ueberflusse ein determinatives Fürwort folgen lässt, z. B.

„Wer das gesagt hat, der hat gelogen.“

„Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ (Joh. 3 V. 18.)

„Wer von der Erde ist, der ist von der Erde.“ (Joh. 3. V. 31.)

„Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und wess ich mich erbarme, dess erbarme ich mich (2. Mos. 33 V. 19) (statt „Wem ich gnädig bin, bin ich gnädig; und wess ich mich erbarme, erbarme ich mich“ oder „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich mich erbarme, dess erbarme ich mich,“ wie es auch Römer 9 V. 15 steht),

„Wen Gott annehmen will, den nimmt er an.“

Nicht überflüssig erscheint es, ein determinatives Fürwort folgen zu lassen in folgenden Sätzen, wo die zu quasi-relativen Fürworter gemachten Fragefürwörter in einem anderen Kasus stehen, als die Determinativa.

„Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstossen.“

„Wer an mich glaubet, von dess Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fliessen.“

„Wer anklopft, dem wird aufgethan.“

„Wessen Gott sich erbarmet, der ist wohl berathen.“

„Wem Gott gnädig ist, der ist wohl berathen.“

„Wen Gott verschonen will, der ist und bleibt verschont.

„Den,“ „dess,“ „dem“ und „der“ dürfen hier nicht fehlen; wohl aber könnte man die Fragefürwörter mit bezüglichen Fürwörtern vertauschen und sagen:

„Welcher zu mir kommt, den werde ich nicht etc.“

„Welcher an mich glaubt, von dess Leibe werden etc.“

„Welcher anklopft, dem wird aufgethan.“

„Welches Gott sich erbarmt, der ist wohl berathen.“

„Welchem Gott gnädig ist, der ist wohl berathen.“

„Welchen Gott verschonen will, der ist etc.,“

wie man ja, wenn man den Satz mit dem determinativen Fürworte anheben würde, nothwendig die bezüglichen Fürwörter anwenden müsste; z. B.

„Den, welcher (nicht „Den, wer“) zu mir kommt, werde ich nicht hinausstossen.“

„Vom Leibe dessen, welcher (nicht „dessen, wer“) an mich glaubet, werden Ströme lebendigen Wassers fliessen“ u. s. w.

Die Anhebung eines Satzes mit einem bezüglichen Fürworte ist dem modernen Ohr auffallend. In Luther's Bibelübersetzung finden sich aber manche Beispiele derselben, so auch in dem angeführten Satze Römer 9 V. 15.

„Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich mich erbarme, dess erbarme ich mich.“

Wie man nun viele Sätze findet, wie die oben angeführten, wo nach einem Fragefürworte das determinative Fürwort zum Ueberflusse angewandt ist, findet man in Luthers Bibelübersetzung andererseits auch Sätze, in welchen in einer vielleicht nicht zu rechtfertigenden Weise das determinative Fürwort weggelassen ist, obgleich kein Fragefürwort, sondern ein bezügliches Fürwort angewandt ist; z. B.

„So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will“ (Römer 9 V. 18),

wo es wohl richtiger heissen müsste:

„So erbarmt er sich nun, wessen er will, und verstockt, wen er will.“

„Der von oben her kommt, ist über Alle“ (Joh. 3 V. 31),

wo es wohl heissen müsste:

„Der (Relativum) von oben herkommt, der (Determinativ) ist über Alle.“ („Wer von oben her kommt, ist über Alle“ kann es freilich nicht heissen, da Johannes von Jesu spricht, also nicht von einer fraglichen, sondern von einer bestimmten Person. Anders verhält es sich in dem Satze „Wer das gesagt hat, hat gelogen.“ Statt des relativen Fürworts mit dessen Korrelativ kann man ein Fragefürwort anwenden, wenn es sich nicht von bestimmten, sondern von noch fraglichen Personen handelt. Diese Bemerkung kann einen Fingerzeig abgeben auf den Ursprung dieser Redeweise.)

Niemand fährt gen Himmel, als der (richtiger „der, welcher“) vom Himmel hernieder gekommen ist.“ (Joh. 3 V. 12.)

Anders ist der Fall, wenn auf schon in Rede stehende Personen oder auf eine abgeschlossene Anzahl Personen Bezug genommen wird. Obgleich z. B. auf A.'s Frage:

„Wen soll ich senden?“ (Whom shall I send?)

B.'s Antwort lauten würde:

„Sende, wen Du willst“ (als gleichbedeutend mit „Sende Jeglichen, welchen Du willst“),

Send whom you choose (oder Send whomsoever you choose) (als gleichbedeutend mit Send any one whom you choose oder altenglisch Send any one which you choose),

so würde doch auf A.'s Frage:

„Welchen soll ich senden? Ludwig? Wilhelm? oder Franz?“

B.'s Antwort nur dann „Sende, wen Du willst,“ lauten, wenn es ihm gleichgültig ist, ob A. einen der genannten drei oder jeglichen Anderen sende. Wenn er aber will, dass A. jedenfalls Einen der genannten drei sende, so wird er sagen müssen:

„Sende, welchen Du willst“ (als gleichbedeutend mit „Sende Jeglichen derselben, welchen Du willst“).

Send which you choose (oder Send whichsoever you choose) (als gleichbedeutend mit Send of the three

any one whom you choose oder altenglisch Send of the three any one which you choose).

In dem Satze „Sende, welchen Du willst“ ist welchen nur ein quasi-bezügliches Fürwort, d. h. ein Fragefürwort so angewandt, dass es ein bezügliches Fürwort nebst dessen Correlativ (welche Verbindung: „Sende Jeglichen derselben, welchen Du willst“ sich übel und schleppend ausnehmen würde) ersetzt.

Vergleichen wir parallele Sätze mit sächlichen Fürwörtern; z. B.

A. „Was soll ich nehmen?“

What shall I take?

B. „Nimm, was Du willst.“

Take what (whatsoever) you choose.

A. „Hier ist Salat, Spinat und Apfelmuss. Von welchem soll ich nehmen?“

Here is salad, spinage, and apple-sauce. Of which shall I take.“

B. „Nimm, von welchem Du willst.“

Take of which (of whichever) you choose.

Ich komme nun darauf zurück, dass „was“ augenscheinlich das Neutrum von „wer“ ist.

Da wir nun „wer“ nicht eigentlich als bezügliches Fürwort anwenden, so ist es nicht der Analogie gemäss zu sagen:

„Sein ältster Sohn hat sein Bein gebrochen, was mich mit innigem Mitleid erfüllt.“

Gegen meinen Vorschlag, hier „welches“ anzuwenden, möchte man einwenden:

„Welches“ darf sich nur auf ein Nomen oder Pronomen beziehen, nicht aber auf ein zusammengesetztes Satzglied. Wenn „welches“ hier angewandt würde, so könnte man verstehen, dass des ältesten Sohnes rechtes Bein, und nicht der Verlust desselben, den Redenden mit Mitleid erfüllte.

Ob dieser Einwand genügt, die Anwendung eines fragenden, statt eines bezüglichen Fürwortes zu berechtigen, lasse ich dahingestellt sein.

Da wir nicht sagen:

„Jeder, wer sich mir naht etc.,“

sondern:

„Jeder, welcher („Jeder, der“) sich mir naht etc.,“

so ist es nicht der Analogie gemäss zu sagen:

„Alles, was Sie sagen etc.“

Gegen meinen Vorschlag, hier „welches“ oder „das“ anzuwenden, liesse sich einwenden:

„Alles, welches Sie sagen“ oder „Alles, das Sie sagen“ klingt etwas auffallend und ist gegen den Gebrauch.

Auch die Haltbarkeit dieses Einwandes lasse ich dahingestellt sein. Uebrigens kommt in Luther's Bibelübersetzung „Alles, das“ mitunter vor; z. B.

„Ich faste zwier in der Woche und gebe den Zehnten von Allem, das ich habe“ (Lukas 18 V. 12),

obgleich dort auch in vielen Fällen „Alles, was“ angewandt ist; z. B.

„Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.“

Da wir nicht sagen

„Der, wer das gesagt hat, hat gelogen,“

so ist es nicht der Analogie gemäss zu sagen

„Das, was ich sage, ist Wahrheit.“

„Ich bestreite das, was Du behauptest.“

Gegen meine Behauptung, dass „das“ hier vollkommen überflüssig ist, wird wohl Nichts eingewandt werden, da es ja schon geschmackvoller ist zu sagen

„Was ich sage, ist Wahrheit.“

„Ich bestreite, was Du behauptest.“

Selbst wo das Versmass das überflüssige „das“ nöthig zu machen scheint, kann der Dichter sich in manchen Fällen anders helfen. So z. B. würde der erste Vers der 4. Strophe des Schefflerschen Kirchenliedes „Mir nach, spricht Christus, unser Held,“

„Ich zeig' euch das, was schädlich ist,
zu fliehen und zu meiden,“

richtiger lauten

„Ich zeige euch, was schädlich ist,
zu fliehen und zu meiden.“

In ähnlichen Fällen das bezügliche Fürwort „welches“ oder „das“ anzuwenden und z. B. zu sagen:

„Das, welches (oder „Das, das“) ich sage, ist Wahrheit“

würde freilich gegen den Geschmack verstossen, ausser in solchen Sätzen, in welchen das relative Fürwort nicht unmittelbar auf das determinative Fürwort folgt. Ganz richtig heisst es also 2. Korinther 3 V. 11:

„Denn so das Klarheit hatte, das (nicht „was“) da aufhört, vielmehr wird das Klarheit haben, das da bleibet.“

Sollte hier „was“ angewandt werden, so würde die Stelle lauten müssen:

„Denn so, was da aufhört, Klarheit hatte, vielmehr wird, was da bleibet, Klarheit haben.“

In folgenden Lutherschen Sätzen scheint ein dem heutigen Gebrauche oder Missbrauche entgegengesetzter Fehler obzuwalten, nämlich „das“ angewandt zu sein, wo „was“ richtiger gewesen wäre:

„Von Gottes Gnade bin ich, das (richtiger „was“) ich bin“ (Röm. 15 V. 10).

„Wir reden, das (richtiger „was“) wir gesehen haben“ (Joh. 3 V. 11).

„Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, das ihr höret, und haben es nicht gehöret“ (Lukas 10 V. 23 und 24).

Da wir nicht sagen:

„Ich bin nicht einverstanden mit dem, wer (sondern „mit dem, welcher“) dies behauptet.“

„Ich werde schiessen auf den, wer (sondern „auf den, welcher oder „auf den, der“) mir entgegentreten sollte,“

so ist es nicht konsequent zu sagen

„Er war nicht zufrieden mit dem, was ich ihm gab.“

„Er achtete nicht auf das, was ich sagte.“

Gegen den Vorschlag zu sagen:

„Er achtete nicht auf das, welches ich sagte.“

„Er war nicht zufrieden mit dem, welches ich ihm gab,“

liesse sich einwenden:

„Welches“ darf nur dann in Beziehung auf „dem“ oder „das“ gebracht werden, wenn „dem“ oder „das“ auf ein schon in Rede stehendes Nomen zurückweiset; z. B.

„Ich gab ihm auf sein Verlangen ein Messer, aber er war nicht zufrieden mit dem (scil. Messer), welches ich ihm gab,“

nicht aber wenn „dem“ oder „das,“ wie in den fraglichen Sätzen, einen substantivischen Charakter hat.

Gegen den Vorschlag, in Nachahmung der englischen Sprache, zu sagen:

„Er war nicht zufrieden mit was ich ihm gab“

„Er achtete nicht auf was ich sagte“

liesse sich einwenden:

Ein zusammengesetztes Satzglied zum rectum einer Präposition zu machen, ist ein Verstoss gegen den Gebrauch.

Auch die Haltbarkeit dieser Einwendungen lasse ich dahingestellt sein.

Höchst fehlerhaft erscheint mir aber die Anwendung des „was“ nach dem Superlativ in folgender Weise:

„Dies ist das Merkwürdigste, was (statt „das“) mir je vorgekommen ist,“

zumal nach einem Gattungsworte, z. B.

„Dies war das erste englische Buch, was (statt „das“) ich las.“

Die Fehlerhaftigkeit dieser Sätze springt in die Augen, wenn wir ihnen folgende Parallel-Sätze gegenüberstellen:

„N. N. ist der seltsamste Mensch, wer (statt „der“) mir je vorgekommen ist.“

„N. N. war der erste Mensch, wen (statt „den“) ich dort traf.“

Fehlerhaft erscheinen mir auch Sätze wie folgender:

„Dies ist’s, was Zwingli verkannt hat.“

Dieses Satzes Hauptglied („Dies ist’s“) ist zweier Analysen fähig. Entweder „Dies“ ist Subjekt, und „’s“ ist der prädikativische Nominativ, oder umgekehrt „’s“ ist

Subjekt und „dies“ der prädikativische Nominativ. In ersterem Falle ist der Sinn:

„Dies ist dasjenige, welches Z. verkannt hat.“

Will man nun „welches“ mit „was“ vertauschen, so sollte man kein bestimmendes Fürwort (weder „dasjenige,“ noch „das“ noch „’s“) voraufgehen lassen, sondern sagen:

„Dies ist, was Z. verkannt hat,“

so wie der Engländer sagen würde:

This is what (This is that which) Z. has not duly appreciated.

In letzterem Falle (und in diesem Sinne wird der Satz wahrscheinlich gemeint sein) ist der Sinn:

„Dies (Dies eben) hat Zwingli verkannt,“

mit welchem Satze man, zur nachdrucksvollen Hervorhebung des „Dies“ eine Umschreibung vorgenommen hat, derjenigen ähnlich, mit welcher man etwa den Satz

„Mit einem Messer verübte Tomlinson den Mord.“

durch

„Mit einem Messer war’s, dass Tomlinson den Mord verübte.“

umschreiben könnte — eine Umschreibung, welche in der englischen Sprache sehr viel, in der deutschen aber viel seltner vorkommt. Diese Umschreibung sollte aber nicht lauten:

„Dies ist’s, was Zwingli verkannt hat,“

sondern

„Dies ist’s, das Z. verkannt hat.“

This it is (oder It is this) which Z. has not duly appreciated,

wenn man nicht sagen will:

„Dies ist’s, dass Z. verkannt hat.“

This it is (It is this) that Z. has not duly appreciated.

Die Richtigkeit der Sätze:

„Was er sagt, das ist Wahrheit.“

„Was Du behauptest, das bestreite ich.“

„Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist,“

liesse sich zwar anfechten auf Grund des in der verwandten

englischen Sprache üblichen Verfahrens, nach welchem man nicht sagen darf What he says that is truth (statt What he says is truth) und auf Grund der augenscheinlichen Ueberflüssigkeit des „das“ in diesen Sätzen; aber nicht auf Grund des Umstandes, dass „was“ das Neutrum von „wer“ ist. Denn mit „wer“ bildet man, wie oben gezeigt, ähnliche Sätze, wie z. B.

„Wer dies gesagt hat, der hat gelogen.“

Auch hier ist freilich „der“ augenscheinlich überflüssig.

Auf Grund des Gesagten wage ich die Vermuthung, ob nicht vielleicht ursprünglich — d. h. vor der Zeit, um welche Luther die Bibel übersetzte (da in der Bibel allerdings „was“ — wenngleich seltner als jetzt — als bezügliches Fürwort vorkommt) — „was“ ein bezügliches Fürwort war. Es gab (so vermuthe ich) Sätze wie

„Ich verstehe, was (statt „das, welches“) Du sagst,“

oder wie

„Nimm Dir, von was Du willst,“

auf die Frage „Von was soll ich nehmen?“, in welchen Sätzen „was“ als ein quasi-relatives Fürwort erscheint. Diese Anwendung des „was“ als quasi-relatives Fürwort veranlasste dann eine Begriffsverwirrung, welche Viele bewog, „was“ durch Bildung solcher Sätze wie die vorhin erwähnten (deren Richtigkeit ich in Frage stellte) als wirklich relatives Fürwort anzuwenden. Dieses ungrammatische Verfahren fiel Niemanden auf, und so hat das Wort sich allmählich als relatives Fürwort eingeschlichen. Ich wiederhole indessen, dass dies nur eine Vermuthung von mir ist, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ich dahinstelle.

Eine andere Vermuthung drängt sich mir auf in Bezug auf die englische Sprache, die Vermuthung nämlich, dass es dem Engländer mit who ähnlich ergangen ist wie dem Deutschen mit „was“. In älterem Englisch, auch noch in der englischen Bibelübersetzung, im Common Prayer-book und im Shakspeare, kommt who (Akkusativ whom, Genitiv whose) nur als allgemein fragendes Fürwort vor, also als dem deutschen „wer“ („wen“) („wessen“), niemals als bezügliches Fürwort, als dem deutschen „welcher“ entsprechend. Als

bezügliches Fürwort wurde stets which angewandt, auch in Bezug auf Personen: z. B.

The man which brought me the books.
(„Der Mann, welcher mir die Bücher brachte.")
The men which brought me the books.
(„Die Männer, welche mir d. B. brachten.")

Dieses which ersetzte man, wenn man sich etwas nachlässig ausdrückte, oft durch das Bindewort that („dass"), welches dadurch quasi zu einem bezüglichen Fürworte geworden ist, und sagte:

The man that brought me the books.
(„Der Mann, dass mir die Bücher brachte.")
The men that brought me the books.
(„Die Männer, dass mir die Bücher brachten.")

Dieses Bindewort that ist nicht zu verwechseln mit dem hinweisenden und determinativen Fürworte that („jener," „jene," „jenes," „derjenige," „diejenige," „dasjenige"), welches im Plural sich in those verwandelt.

Im neueren Englisch hingegen gilt folgende Regel:

Auch als bezügliches Fürwort, dafern dasselbe einen substantivischen Charakter hat, werde in Bezug auf Personen stets who angewandt; und which werde, als bezügliches Fürwort, nur in Bezug auf leblose Gegenstände angewandt.

Demgemäss sagt man heutzutage:

The man who (oder that) brought me the books.
The men who (oder that) brought me the books.

Auch in Bezug auf leblose Gegenstände wendet man das Bindewort that an; z. B.

The books that (which) he brought me.
„Die Bücher dass (welche) er mir brachte."

Es leuchtet ein, dass dieses Bindewort that nie eine Präposition vor sich leidet, dass man also nicht sagen darf

The books with that he provided me,
(„Die Bücher, mit dass er mich versorgte.")

sondern sagen muss:

The books with which he provided me.
„Die Bücher, mit welchen er mich versorgte."

Wohl aber darf man sagen:

The books that he provided me with.

(„Die Bücher dass er mich versorgte mit.“)

Ferner darf man das relative Fürwort nur dann durch das Bindewort that ersetzen, wenn das mit demselben anhebende Satzglied zur näheren Bestimmung eines im Hauptgliede enthaltenen Nomens dient. Wenn aber die mit dem relativen Fürworte anhebende Wortverbindung nicht ein Satzglied, sondern ein ganzer Satz ist, darf that nicht angewandt werden. Nehmen wir z. B. folgendes:

„Er versorgt mich mit Wein, welcher schlechter ist als Halbbier.“

Der Sinn kann 1. sein:

„Der Wein, mit welchem er mich (wie Sie wissen) versorgt, ist schlechter als Halbbier.“

So aufgefasst, ist das Ganze ein Satz, aus zwei Gliedern bestehend, und der Engländer darf that („dass“) anwenden:

He provides me with wine that („dass“) is worse than small beer.

Der Sinn kann aber 2. sein:

„Er versorgt mich mit Wein; dieser Wein aber ist schlechter als Halbbier.“

So aufgefasst, bildet die mit dem bezüglichen Fürworte anhebende Wortverbindung nicht ein Satzglied, sondern einen zweiten Satz, und der Engländer sagt

He provides me with wine, which (nicht that) is worse than small beer.

In ersterem Falle macht der Redende dem Angeredeten nur eine Mittheilung, nämlich dass der ihm von N. N. gelieferte Wein (dass N. N. ihn liefert, weiss der Angeredete) von sehr schlechter Qualität ist. In letzterem Falle macht er ihm zwei Mittheilungen, nämlich 1. dass N. N. ihn, den Redenden, mit Wein versehe; 2. dass dieser Wein von sehr schlechter Qualität ist. Zu bemerken ist noch, dass der Engländer nur in letzterem, nicht aber in ersterem Falle ein Komma hinter wine setzt.

Bei einigen englischen Schriftstellern findet man zwar mitunter that angewandt in Sätzen, welche dem so eben angeführten Beispiel, in letzterem Sinne genommen, entsprechen,

namentlich im Vicar of Wakefield, welchem überhaupt von Manchen der Vorwurf gemacht wird, dass er nicht durchweg Muster-Englisch enthalte. Diese Verstösse scheinen darin begründet, dass es dem Bewusstsein selbst der Engländer entschwunden ist, dass dieses that eigentlich das Bindewort that („dass“) ist.

Diese Abschweifung erlaubte ich mir, um meine Vermuthung zu begründen, dass that, welches das relative Fürwort ersetz, eigentlich das Bindewort that ist. Ich komme jetzt darauf zurück, dass die Engländer heutzutage, als bezügliches Fürwort, wenn es sich auf Personen bezieht, who (und nicht which), anwenden, während in älterem Englisch, als relatives Fürwort, auch in Beziehung auf Personen, which angewandt wurde. Das Vaterunser beginnt demnach in der Bibel und im Common Prayer-book:

Our father, which art in Heaven,

wie es denn auch noch jetzt sonntäglich in der Liturgie verlesen wird. Einige wenige Prediger sagen auf der Kanzel, wo sie ohne Buch beten, who art in Heaven.

Das adjektivisch angewandte relative Fürwort wird freilich auch jetzt noch stets durch which gegeben; z. B.

He had two sons, Charles and William, who lived (aber which two brothers lived) in perfect harmony.

Ueber den Ursprung dieser im Verlaufe der Zeit eingetretenen Veränderung in der Anwendung von who und which hege ich folgende Vermuthung.

Obgleich who in älterem Englisch nur als Fragefürwort vorkam, kamen doch jederzeit Sätze vor wie die oben angeführten:

Send whom (whomsoever) you choose. „Sende wen Du willst.“ (Aber nicht Send any one whom you choose, sondern Send any one which you choose.)
Let who (whosoever) choose oppose me. Es trete mir entgegen, wer da will.“ (Für Let any one which choose oppose me.)

In diesen Sätzen erscheinen whom und who als quasi-relative Fürwörter. Dass sie keine wirkliche relative Fürwörter sind, ergibt sich schon daraus, dass wir sie mit „wer“

und „wen“ (nicht mit „welcher“ und „welchen“) ins Deutsche übersetzen würden. Diese Anwendung des who und whom als quasi-relative Fürwörter veranlasste dann eine Begriffsverwirrung, welche Viele bewog, who und whom überhaupt auch als relative Fürwörter anzuwenden, bis es allmählich zur Regel wurde, in Bezug auf Personen stets who und whom anzuwenden. Es scheint also dem Engländer mit who ergangen zu sein wie dem Deutschen mit „was,“ indem Ersterer who, Letzterer „was“ aus einem fragenden Fürwort auch zu einem bezüglichen gemacht hat.

In der Anwendung von what hingegen ist der Engländer sich, wie ich oben zeigte, konsequent geblieben; er hat es nie zu einem relativen Fürworte gemacht. Nur gänzlich ungebildete Engländer wenden what als bezügliches Fürwort an und zwar auch in Bezug auf Personen. So z. B. gibt ein ungrammatisch sprechender Küster in Bulwer's Eugene Aram folgende Definition des Wortes vagrant („Vagabund“):

> A vagrant is a man what (statt who) wanders, and what has no money. „Ein Vagabund ist ein Mensch, der umher irrt, und der kein Geld hat.“

Ich lasse nun noch die Erklärung von Sätzen folgen, in welchen what scheinbar als bezügliches Fürwort angewandt ist.

> 1. There was scarce a farmer's daughter but what („welche nicht“) had found him successful and faithless.

Um zu erkennen, dass what hier kein relatives Fürwort ist, müssen wir zuerst in's Auge fassen, dass but „ausser“ („ausgenommen“) heisst. Nun nehmen wir den Satz:

> What money I have (für The money which I have) is fairly earned. „Das Geld, welches ich habe, ist redlich erworben.“
>
> I have no money but what (für but such as oder but that which) is fairly earned. „Ich habe kein Geld, ausser solchem, welches redlich erworben ist“ (mit andern Worten: „Ich habe kein Geld, welches nicht redlich erworben wäre“).
>
> What friends (für The friends whom) I have had have forsaken me. „Die Freunde, welche ich gehabt habe, haben mich verlassen.“

I have had no friends but what (für but such as oder but those who) have forsaken me. „Ich habe keine Freunde gehabt ausser solchen, welche mich verlassen haben.“ („Ich habe keine Freunde gehabt, die mich nicht verlassen hätten.“)

In dieser Weise hat but what die Bedeutung von „welche nicht“ erlangt. Dieses scheint dem Bewusstsein der Engländer zum Theil entschwunden zu sein, da Einige es für provinziell halten, in dergleichen Sätzen nach but (zum Ueberflusse, wie sie meinen,) noch what folgen zu lassen. Deshalb haben einige Ausgaben des Vicar of Wakefield:

There was scarce any farmer's daughter but (ohne what) had found him successful and faithless;

und allerdings kommt in heutigem Englisch das einfache but sehr oft im Sinne von „welcher nicht“ vor.

2. Is that what you call his generosity? „Ist das seine von Dir gerühmte Grossmuth?“

Um diesen Satz richtig aufzufassen, müssen wir zuvörderst Folgendes ins Auge fassen.

Sätze wie folgender:

„Wir nahten uns dem sogenannten Putziger Wyk.“

sind in folgender Weise ins Englische zu übersetzen:

We approached what (statt that which) is called Putziger Wyk.“

Demgemäss heisst what is called generosity „seine so genannte Grossmuth“ und what you call his generosity „seine von Dir gerühmte Grossmuth.“ In dem vorliegenden Satze Is that what you call his generosity dient what you call his generosity also keineswegs zur näheren Definirung des Subjekts (that), sondern es entspricht dem sogenannten prädikativischen Nominativ, der hier aus einem zusammengesetzten Satzgliede besteht; und dieses Satzglied zerfällt wiederum in Subjekt (you) und Prädikat (what — call his generosity). Wollte man in diesem Satze which anwenden, so würde man ein zweites that anwenden müssen und sagen:

Is that that which you call his generosity?,

welches freilich übel klingen würde. Eben so ist Is this what

you call his generosity? gleichbedeutend mit Is this that which you call his generosity?

3. Remember that there is a local propriety to be observed in all companies, and that what is extremely proper in one company may be, and often is, highly improper in another.

Das dem what vorhergehende that ist aber das Bindewort („dass") und nicht das Fürwort („das"). Hätte Chesterfield, statt des Fragefürwortes what, das relative Fürwort which anwenden wollen, so hätte er zweimal that angewandt (and that that which is extremely proper etc.

4. I told them all what I knew.

Dass in diesem Satze what nicht, wie es scheinen möchte, bezügliches Fürwort ist, ergibt sich daraus, dass der Sinn nicht sein soll:

„Ich erzählte ihnen Alles, was ich wusste"

(in welchem Sinne jeder Engländer sagen würde I told them all which oder all that — I knew), sondern

„Ich erzählte ihnen Allen, was ich wusste."

Die verschiedenen Arten der Anwendung des what lassen sich in 5 Rubriken bringen.

1. What entspricht dem deutschen „was" im Sinne von „Etwas"; z. B.

I 'll tell you what. „Ich will Dir was sagen."

Das Kompositum somewhat entspricht dem deutschen Adverbium „etwas"; z. B.

I am somewhat better to-day. „Ich bin heute etwas besser."

2. What ist ein Fragefürwort und zwar

a) substantivisch gebraucht; z. B.

What is this? „Was ist dies?"

Unter diese Rubrik gehören auch die meisten der vorhin angeführten Beispiele, in welchen what als quasi-relatives Fürwort erscheint; z. B.

He did not attend to what I said. „Er achtete nicht auf was ich sagte."

b) adjektivisch gebraucht; z. B.

What book is this? „Was für ein Buch ist dies?"

Unter diese Rubrik gehören unter den Beispielen, in welchen what als quasi-relatives Fürwort erscheint, alle die, welche dem folgenden entsprechen:

> I had given out what money I had about me. „Ich hatte das Geld, welches ich bei mir hatte, ausgegeben.“

3. What ist ausrufendes Fürwort. Dieses what hat, wenn ein Gattungswort im Singular folgt, den Artikel a nach sich; z. B.

> What a book is this! „Was für ein Buch ist dies!“
> What books are these! „Was für Bücher sind dies!“

Wenn aber ein Nomen folgt, welches kein Gattungswort ist, d. h. keines Plurals fähig ist, so ist es richtiger, den Artikel wegzulassen; z. B.

> What impertinence! „Welche Impertinenz!“

4. What, mehrmals wiederholt (oder auch, nicht wiederholt, in Verbindung mit and), ist zuweilen mit dem sich in einem Satze wiederholenden „theils“ zu übersetzen. In diesem Sinne ist es als Adverb aufzufassen; z. B.

> What with attending dinner-parties, what with visiting exhibitions, what with calling on my friends, what with making excursions to the places of public resort (oder What with attending dinner-parties, visiting exhibitions, calling on my friends, and making excursions to the places of public resort), I contrived to make a tight week of it. „Theils durch Theilnahme an Mittagsgesellschaften, theils durch Besuch der Ausstellungen, theils durch Einsprechen bei meinen Freunden, theils durch Ausflüge nach den Vergnügungsplätzen, wusste ich die Woche recht auszufüllen.“

5. Not but what steht zuweilen statt des richtigeren not but that („freilich“); z. B.

> At this hour I am seldom at leisure; not but what I am always at the service of a voter. „Um diese Stunde bin ich selten bei Musse. Freilich stehe ich einem Wähler stets zu Diensten.“

In folgender Stelle im Vicar of Wakefield ist (wie es auch richtiger ist) not but that angewandt:

Thus we lived several years in a state of much happiness, not but that we sometimes had those little rubs which etc. etc. „So lebten wir mehrere Jahre in einem Zustande grosser Glückseligkeit. Freilich hatten wir mitunter solche kleine Unannehmlichkeiten, welche etc. etc."

Der Ursprung dieser Weise, „freilich" („zwar") durch not but that auszudrücken, erklärt sich aus Folgendem.

Wenn but einem eine Verneinung enthaltenden Satze eingeschoben wird, so erlangt dieser Satz dadurch den entgegengesetzten Sinn; z. B.

I could not smile. „Ich konnte nicht lächeln."

I could not but smile. „Ich musste lächeln" (konnte mich des Lächelns nicht enthalten").

Frage: Have you seen the execution? „Hast Du die Hinrichtung mit angesehen?"

Antwort 1: No, and I would not have seen it for 100 Thalers. „Nein; und ich hätte sie auch nicht ansehen wollen, wenn man mir gleich 100 Thlr. dafür geboten hätte."

Antwort 2: Yes, and I would not but have seen it for 100 Thlr. „Ja, und die Erinnerung (sie angesehen zu haben) ist mir 100 Thlr. werth."

I have a notion she will find many lovers. Not that she is very handsome (für I do not mean to say that she is very handsome); still however etc. etc.

„Ich glaube, sie wird viele Liebhaber finden. Ich will nicht sagen, dass sie sehr schön ist; aber doch etc. etc."

I fear she will find no lover. Not but that she is very handsome; still however etc. etc.

„Ich fürchte sie wird keinen Liebhaber finden. Freilich (Zwar) ist sie sehr schön, aber doch etc. etc."

Stettin. Haupt.

Épître de saint Paul aux Éphésiens,

et Histoire de sainte Susanne,

en provençal.

En fait de prose provençale, un des manuscrits les plus curieux est celui qui est inscrit sous le n⁰ 8086 au catalogue de la bibliothèque impériale de Paris. C'est un petit in-8⁰ de 211 feuillets à deux colonnes en parchemin, qui contient une traduction du Nouveau Testament, faite sur la vulgata, mais dont, par malheur, les premiers 31 feuillets, comprenant l'Évangile selon saint Matthieu et les premiers 17 vers de l'Évangile selon saint Marc, ont disparu. L'écriture est du XIIIIe siècle, mais la langue étant d'une grande correction et la règle difficile de l's final se trouvant presque partout bien appliquée, on pourrait même croire cette traduction antérieure au XIIIIe siècle. En général le traducteur a suivi, avec une grande fidélité, le texte de la vulgata: mais quelquefois il a omis, soit des vers, soit des passages entiers, dont, à ce qu'il paraît, il croyait pouvoir se passer, et ce n'est que bien rarement que la traduction porte plus que son original. Sur les pages suivantes, pour donner quelque chose de complet, je communique de cette traduction dont j'ai pris une copie, l'épître de saint Paul aux Éphésiens. Mais pour faire voir, combien la langue de cette traduction est supérieure à celle d'une autre qui se trouve dans le manuscrit n⁰ 8086. 3. de la même bibliothèque, j'ajoute l'histoire de sainte Susanne que j'en ai tirée. Ce deuxième manuscrit est un grand in-8⁰ de 366 feuillets, vélin, d'une écriture du XVe siècle, qui, d'après le catalogue, devrait comprendre la traduction complète de la Sainte Bible, mais dont cette table

de matières, inscrite sur le premier feuillet, décrit plus exactement le contenu:

> Ayso es lo prologue del comensament del[s]. v. libre[s] de moyses con dieu fes tot quant es . . . I. — Ayso es lo comensament del premier libre de moyses que ha nom genesis e es lo premier dels. v. libres que el fes . . . III. — Aysi comensa lo libre que a nom exhod(i)us . . . lvi. — Ayso es lo ters libre que s'apella leuit[ic]us . . . lxxv. — Aysi comensa lo libre de las generacions quant foron comtats al desert de sinay per moyses e per aaron per que es apellat (libre) libre dels nombres . . . Cvi. — Apres la mort de moyses regnet profeta en israel josue filh de nuni e comenset son libre per aital via . . . Cxxxii. — Aysi comensa lo libre dels juges . . . [?]. — Aysi comensa lo libre dels reys . . . CCxxi. — Ayso es lo libre de l'estoria e de la vida de tobias, bon home e just . . . CCxliii. — Ayso es lo libre de las profecias de daniel tot complit . . . CClviii. — Ayso es lo libre de l'estoria de la sancta suzanna. E es lo xviii. capitol . . . CClxxxvii. — Aysi comensa lo libre de judich e de olofern primpce e maistre de las osts de nabuchodonozor rey, al qual la sancta donna judich talhet la testa . . . CCxCiiii. — Aysi comensa lo libre de ester la reyna con desliura(r) de mort los juzieus . . . CCCix. — Aysi comensa lo libre dels maquabieus . . . CCCxviii. — Aysi fenis lo premier libre dels maquabieus . . . CCClviii. — Ayso es la somma de la trinitat e de la fe catholica e de los drechs que foron fachs apres la mort de Jhesu Christ . . . CCClxiii. —

Pour ce qui regarde la règle de l's, elle a à peu près disparu dans ce deuxième manuscrit, la langue, en discernant le singulier et le pluriel, suivant l'usage moderne: c'est pourquoi, à mon avis, quand même il y en aurait encore des traces, il faudrait les effacer, pour donner au texte le même coloris. Quant à cette règle pénible, sur l'emploi de laquelle M. Raynouard est en quelque désaccord avec les deux grammaires provençales de Hugues Faidit et de Raymond Vidal de Besaudun, publiées pour la seconde fois par M. Guessard en 1858,

même l'autre manuscrit, comme l'on verra après, a son caractère propre: j'ai donc quelquefois écarté les s finaux qui n'y étaient entrés que par une erreur de copiste, à en juger par des cas analogues dans le même texte, comme, de l'autre côté, il m'en a très-souvent fallu ajouter. Pour mentionner encore deux choses caractéristiques du ms. n⁰ 8086, l's final est très-souvent supprimé devant un mot commençant par s, tandisque, quand le mot suivant commence par l ou n, on a encore ajouté ces mêmes consonnes au mot précédent. V. p. ex. l'épître aux Éphés. ch. I, 18 . . cal sia la esperansa del-l'apellament de lui, e cals sian las manencias de la heretat d'el el santz; ch. VI, 12 car lucha non es a-n nos encontra la carn el sanc.

Mais voici les deux textes en question.

Ad Ephesios.*)

I.

Pauls apostols de Jhesu Christ per la uoluntat de dieu a totz los santz, li cal son ad Ephesi, et als fizels en Jhesu Christ: (2) gracia sia a uos e pas de dieu lo paire et del senhor Jhesu Christ. 3. sia beneses, lo cals benezic nos en tota benedictio esperital, en las celestials cauzas en Christ, (4) si com elegi nos e lui meteis denant l'establiment del mon, per ayso que nos fossem sang e non laysat en l'esgardament d'el en caritat. 5. lo cals denant destinet nos en l'afilhament del filh per Jhesu Christ en el meteis segon lo prepauzament del-la sieua uoluntat, (6) e lauzor de gloria de la sieua gracia, e la cal fes nos agradables el sieu amat filh, (7) el cal auem redempcio per lo sanc d'el e redempcio de peccat segon las manencias de la sieua gracia, (8) la cal sobre aondet en nos en tota sauieza et en prouensa de dieu: (9) per ayso que el fes conoyser a nos lo sagrament de la sieua uoluntat segon lo be plazer de lui, lo cal prepauzet a el. 10. e l'aordenament del-la planetat del temps restauret en Christ totas aycellas causas, las cals son el cel e las cals son en terra en el meteis: (11) el cal neis nos em apellat per sort, auant destinat segon lo pre-

*) Ms. n⁰ 8086, fol. 164 v. — 168 v. — ms.: I 3 esperitals. 8 prezencia de dieu; vg.: in omni sapientia et prudentia.

pauzament d'aycel, lo cals obra totas cauzas segon lo concelh de la sieua uoluntat: (12) per so que nos, li cal denant esperem en Christ, siam en lauzor de la gloria de lui: (13) el cal uos ancar, carisme, con aguesses auzida la paraula de ueritat de l'auangeli del uostre salut, el cal uos neis crezent [es] ensenhat el iorn de la promissio del sant esperit, (14) lo cals es heretiers de la nostra heretat, en redempcio de conquerement, e la lauzor de la gloria d'el.

15. Per aisso neis ieu auzent la uostra fe, la cal es el senhor Jhesu, e l'amor en totz los santz, (16) non cessi fazent gracias per uos, fazent renembransa de uos e las mieuas oracions, (17) per aiso que dieus de gloria, paire de nostre senhor Jhesu Christ, done a uos esperit de sauieza e de reuelacio en la conoycensa d'el; (18) enlumenat los huuels de uostre cor, per so que uos sapias, cal sia la esperansa del-l'apellament de lui, e cals sian las manencias de la gloria de la heretat d'el el santz. — 21. [Lo cals] sobre tot principat e poestat es eissausatz en senhoria e sobre tot nom, lo cals es nomnat non solament en aquest segle, mas neis en l'auenidor. 22. e sotzmes totas cauzas sotz los sieus pes, e donet el meteis cap sobre tota la gleyza, (23) la cals es cors d'el [e] plenetat d'el, lo cals adumpli totas cauzas en totz.

II.

E uos con fosses mort als forfatz et als uostres peccats, (2) els cals uos anes a la uegada segon lo segle d'aquest mont, segon lo prince de la poestat d'aquest aire, de l'esperit, lo cals

11 lo cal, mais, dans ce ms., le masculin du nom. sing. est à l'ordinaire (V. v. 5) lo cals, du nom. plur. (v. 1) li cal; le féminin du nom. sing. (v. 8) la cal, (pourtant la cals se trouve v. 23; III, 2, 7 et 20; IIII, 18; V, 4), du nom. plur. (v. 10) las cals. 13 nos... aguessem, mais la vulg. (v. 9): et vos cum audissetis el cal nos neis crezent ensenhant; vg.: in quo et credentes signati estis. les vers de la vg. 19, 20: „et quae sit supereminens magnitudo virtutis eius in nos, qui credimus secundum operationem potentiae virtutis eius, quam operatus est in Christo, suscitans illum a mortuis, et constituens ad dexteram suam in caelestibus" ont été omis dans la traduction. Pour écarter l'incohérence, j'ai intercalé v. 21 lo cals. 23 ce qui se lisait entre poestat et en senhoria, est effacé. 23 cors d'el, plenetat; vg. corpus eius et plenitudo.

II. 1 morts (V. v. 5 con fossem mort).

obra ara els filhs de mescrezensa: (3) els cals neis nos tug conuersem a la uegada els dezires de la nostra carn, fazent la uoluntat de la carn e de las cogitacions, et eram filh d'ira per natura si co neis li autre: (4) mas dieus, lo cals es manentz en misericordia per la sieua mot granda caritat, per la cal nos amet, (5) e con fossem mort els peccats, ensemps uiuifiquet nos en Christ, per la gracia del cal uos es saluat, (6) et ensemps nos resuscitet e fes nos ensemps setis en las celestials causas en Jhesu Christ: (7) per so que demostres sobre nos las auondans riquezas de la sieua gracia el sobre uenent segles, en bontatz en Jhesu Christ.

8. Car uos [es] saluat per gracias e per la fe; et ayso non es de uos, car dons es de dieu; (9) e non de las obras, per que alcus non se glorieie. 10. car nos em fazedura d'el meteis, creat en bonas obras, las cals dieus auant aparelhet, per ayso que nos annem en ellas. 11. per la cal cauza siatz renembrador, car uos li cal sias a la uegada en la carn paga, li cal sias dig prepucis, d'aycella, la cals es dicha circumcisios, en carn facha de ma: (12) li cal sias en aycel temps ses Christ, estrenhat de la conuersacio d'I[s]rael et oste del testament d'el, non auent l'esperansa de la remissio, e sias ses dieu en aquest mont. 23. mas uos es ara en Jhesu Christ, uos, li cal sias a la uegada lueng et es ara fag prop el sanc de Christ. 14. car el meteis es li nostra pas, lo cals fes las unas e las autras cauzas l'una cauza, e la meiaciera paret de la mazeria destruent, la enemistat e la sieua carn: (15) enuanezent la ley des mandamens per los decretz, per so que el bastisca dos e si meteis, fazent pas, en u nouel home, (16) [e] per zo que los reconsilie ambedos a dieu per la cros en u cors, aucizent la enemistat e si meteis. 17. e uenc e preziquet pas a uos, li cal fos lueng, e pas ad aycels, li cal eran prop. 18. Car amb el auem aprobencament per el meteis en u esperit al paire.

19. Doncas ia non es oste et es estrang, mas es cioutadan dels santz e domesgue de dieu: (20) sobre hedificat sobre lo

---

5 peccat. 6 l'écriture du ms. est à peu près effacée. 7 riqueas 8 uos saluat; j'ai suppléé es, car la vg. porte: estis salvati. 12 dirael. 14 lo cal car. 16 à cause de la leçon de la vg.: et reconciliet j'ai suppléé e. 19 cioutadans.

fundament dels apostols e dels prophetas, e meteis Jhesu Christ la sobeyrana peira anglar: (21) el cal tota edifications garnida cris el sant temple el senhor: (22) el cal uos neis es ensemps edificant en l'abitacle de dieu el sant esperit.

III.

Per la gracia d'aquesta cauza, ieu Pauls, liatz de Jhesu Christ per uos gens, (2) si enpero uos auzist l'aordenament de la gracia de dieu, la cals es donada a mi e uos: (3) car lo sagramens es fachs connogut a mi segon reuelacio, si com eu de sobre en breu escriossi: (4) aissi con uos legent podes entendre la mia sauieza el menestier de Christ: (5) lo cals non fo conogut a las autras generacions, als filhs dels homes, aici con es ara reuelat als santz apostols de lui et als prophetas, (6) las gens esser ensemps ertieras en esperit, et esser ensemps parçoniers de la promissio en Jhesu Christ per l'auangeli: (7) del cal ieu suy fait ministres, segon lo do de la gracia de dieu, la cals es dada a mi segon la obra de la uertut d'el. 8. mas aquesta gracia es donada a mi menre de totz los santz, prezicar en las gens las non encercablas riquezas de Christ, (9) et enluminar tots, cals sia l'aordenament del sagrament rescost dels segles en dieu, lo cals crezet totas cauzas; (10) per so que sia connogut als princes et als poestatz e las celestials cauzas, per la gleiza de la mot formabla sauieza de dieu, (11) segon l'auant-adordenament dels segles, lo cal fes el nostre senhor Jhesu Christ: (12) el cal nos auem fizansa et aproismament en confizansa per la fe de lui. 13. per la cal cauza queri que non defalhas en las mias tribulacions per uos: la cals es uostra gloria.

14. Per la gracia d'aquesta cauza ieu flegezic los mieus ginols al paire de nostre senhor Jhesu Christ, (15) del cal tota paternitat es nomnada el cel et en la terra, (16) per aisso que uos done uertut segon las riquezas del-la sieua gloria, esser efforsat lo dedinzan home per l'esperit d'el, (17) habitar Christ per la fe els uostres cors: enraigat e fundat en caritat, (18) per so que uos puscas conpenre am totz los santz, cals sian la largueza, la longeza, l'auteza e la pregondeza, (19) saber neis la sobre-apareysent caritat de la sciencia de Christ, per so que uos

---

III. 3 faghz. 9 tot lo cal. 11 lo cals. 13 nostra gloria; vg.: gloria vestra. 16 dedinza (V. IIII, 9).

sias aumplit en tota la pleneza de dieu. 20. mas aycel, lo cals es poderos de far totas cauzas sobre-aondozament que nos querem o entendem segon la uertut, la cals obra en nos: (21) a el meteis sia gloria en la gleyza, et en Jhesu Christ, en totas las generacions del segle des segles uerament.

IIII.

Doncas, fraire, ieu liatz el senhor pregui uos el senhor, que annetz dignament en l'apellament, el cal es appellat, (2) am tota humilitat et am soaueza, am paciencia, sotzportant l'uns l'autre en caritat, (3) curios gardar la humilitat de l'esperit e liam de pas. 4. uns cors et us esperitz, si con es apellat en una esperansa del nostre apellament. 5. uns senher es, una fes es, us babtisme es. 6. us dieus es el paire de totz, lo cals es sobre totz e per totas cauzas et en totz nos.

7. Mas gracia es donada ad u cascu de nos segon la mensura de la donacio de Christ en una esperansa de nostre apellament. 8. per la cal cauza dis Christ: poiant en aut menet la preizo preza: donet dos als homes: (9) mas so que el puget, cal cauza es, si no que el deycendet premierament en las dedinzanas partidas del-la terra? 10. aycel lo cals puiet, es neis si el meteis, lo quals puget sobre totz los cels, per so que el adumplis totas cauzas. 11. et el meteis certas donet alcuns apostols, mais alcuns prophetas, mais los autres pastors e doctors, (12) al-l'acabament dels santz en la obra de menestier, en la hedificacion del cors de Christ: (13) entro que tug contracorram en la humilitat de la fe e de la conoysensa del filh de dieu, — (16) del cal totz lo cors es aiustatz et enlassat per tota mesura d'aministrament, segon la obra e la mezura d'u cascu menbre, fa acreysement d'el en caritat.

17. Doncas ieu dic ayso e testimoni el senhor, que ia non

---

20 lo cal   que nos non querem; vg.: quam petimus.

IIII. 1 appellatz.   5 senhers. 6 lo cal el sobre. 8 menet la preza preio. 9 dedinssauas partidas (V. III, 16). 10 aycels lo cal   lo qual. 13—15 le traducteur a omis ces mots latins: „in virum perfectum, in mensuram aetatis plenitudinis Christi: ut iam non simus parvuli fluctuantes, et circumferamur omni vento doctrinae in nequitia hominum, in astutia ad circumventionem erroris, veritatem autem facientes in charitate, crescamus in illo per omnia, qui est caput Christus".

annetz si co las gens uan en la uanetat de lor sen, (18) auent escurzit l'entendement de tenebras, estrangnat de la uia de dieu, per la desconoysensa, la cals es en els per la ceguetat del cor de lor; (19) li cal desesperan lur meteyses, lioureron se tug a-n no-castitat, en obrament d'oreza, en auaricia. 20. mas uos non aprezes enayci Christ, (21) si empero uos auzis el, et es esseignat en el, aisi con es ueritat en Jhesu, (22) depauzar uos lo uelh home segon la anciana conuersacio, lo cals es corrumput segon los desiriers d'error.

23. Mas sias renouellat per l'esperit de la uostra pessa, (24) e uistets lo nouel home, lo cals es criatz segon dieu en drechura et en santitat de ueritat. 25. per la cal cauza depauzant mesonega, parlas us cascus ueritat am son prueme, car nos em menbre l'uns de l'autre. 26. irayces uos e non uulhas peccar: lo soley non morra sobre la uostra ira. 27. non uulhas luoc donar al diable. 28. cel que panna, ia non panne; mas maiorment laore obrant am las sieuas mans so que es be, per so que aia don que done als sufrent la bezonha.

29. Nenguna mala paraula non iesca del-la uostra boca: mas si alcuna cauza es bona a la hedificatio de la fe, per so que done gracia als auzens. 30. e non uulhas contristar lo sant esperit de dieu, el cal crezent es senhat el iorn de redempcio. 31. tota amareza [et ira] et endignacions e cridors e maldigz sia tout de uos am tota maleza. 32. mas sias entre uos benigne, misericordios, perdonant l'uns a l'autre, si con neis dieus perdonet a uos en Christ.

V.

Doncas sias resemblador de dieu aysi coma filh car. 2. annas en caritat, aysi con Christ amet nos e liouret si meteis per nos ufrenda e sacrifici a dieu en odor de suauetat. 3. mas fornications e tota oreza o auaricia non sia nomnada en uos, si co coue los sants; (4) o lageza o folla paraula o cortezia, la cals non aperte a cauza; mas maiorment fazement de gracias. 5. mas uos entendes e sapias ayso, que tot fornicaire o non-netz o

---

19 li cal desprezan; vg.: desperantes. 22 los uelhs home desiriers de lor; vg.: desideria erroris. 31 j'ai suppléé et ira à cause de la leçon de la vg.

V. 1 filhs cars. 2 sacrif...

auars, la cal cauza es seruiment de las ydolas, non a heretat el regne de dieu.

6. Nenguns non uos enganne am uanas paraulas, car la ira de dieu uenc per ayso es filhs de mescrezensa. 7. doncas non uulhas esser lurs parsoniers. 8. Car uos sias adonc en tenebras, mas ara es lus el senhor: annas coma filh de lus: (9) car lo fruc de lus es en tota bontat et en drechura et en ueritat: (10) esplorant cal cauza sia ben plazers a dieu: (11) e non uos uulhas acompanhar a las non fruchosas obras de las tenebras, mas maiorment las reprennes. 12. car laia cauza es dire aquo que es fach en rescost. 13. car totas aycellas cauzas son manifestadas, las cals son reprezas, de lum: car tot so que es manifestat, es lums. 14. per la cal cauza dis: leua tu, lo cals dormes, e leua dels mortz e Christ alumenara tu.

15. Doncas, fraire, ueias, en cal maniera annetz sauiament, no coma non-saui, (16) mas coma saui: rezement lo temps, car los iorns son mal. 17. per ayso non uulhas esser non-saui, mas entendent, cals sia la uoluntat de dieu. 18. e non uulhas esser enebriat del[ui], el cal es la luxuria: mas sias adumplit de sant esperit, (19) parlant a uos meteyces en salmes et en hymnis et en cantz esperitals, cantant e salmeiant en uostres cors al senhor, (20) fazent gracias tota ora per totz uos e nom de nostre senhor Jhesu Christ a dieu et al paire, (21) sotzmes l'uns a l'autre en la temor de Christ.

22. Las femnas sian sosmessas als homes si con al senhor; (23) car l'ome es caps de la femna, si con Christ es caps de la gleyza: el meteis es saluaire del cors de ley. 24. mas aysi con la gleyza es sotzmessa a Christ, enayci neis las femnas a lur maritz en totas cauzas. 25. baron, amats uostras molhers, aisi con neis Christ amet la gleyza, e liouret si meteis per lei, (26) ayso que sanctifiques lei, mundant lei am lo lauament de l'aygua e la paraula de uida, (27) per so que el meteis dones glorioza gleiza, non auent laysadura o alcuna cauza d'aquesta maniera, mas per ayso que sia sancta e non-laysada. 28. en

---

13 als cals. 14 en Christ. 18 ui ne se lisait pas dans le ms.; vg.: inebriari vino, in quo est luxuria. 21 sotzmesi. 22 son sosmessas. 24 barons amat. 26 sanctifiques el. 27 gleia.

ayci neis li baro deuon amar lurs molhers coma lurs cors, car el, lo cals ama sa molher, ama si meteis. 29. car anc nengus non ac en odi la [sieua] carn, mas la noiris e la pais, aysi con Christ la gleyza: (30) car nos em menbre del cors de lui e de la sieua carn e de sos osses. 31. per aisso laissara om son paire e sa maire, et aiostaran duy en una carn. 32. aquest sacramens es grans, mas ieu dic el Christ et en la gleyza. 33. mas uos us cascus ame sa molher coma si meteis, mas la molher temia son marit.

VI.

E uos, filhet, obezes a uostres paires el senhor, car ayso es iusta cauza. 2. onra ton paire e ta maire, lo cals es premiers mandamens en la repromissio: (3) per aisso que sia bens a tu, e sias de longa uida sobre terra. 4. e uos, paire, non uulhas escomoure uostres filhs ad ira, mas noires los en la disciplina et el castiament del senhor. 5. [sers], sias obezent als uostres senhors carnals am tota temor et am paor en la simplicitat de uostre cor, aysi com a Christ, — (8) sabent que, cal que be us cascus fara, aquest recebra del senhor, o sers, o franx. 9. e uos, senhor, fatz aquellas meteissas [cauzas] a els, perdonant las menassas; sabent que neis lo senhor d'els e lo uostre es el cel e que recebmens de personas non es endreg dieu.

10. D'ayci endreg, fraire, confortas uos el senhor et en lo sieu poder. 11. uistes uos l'armadura de dieu, per ayso que puscas istar contra los agaitz del diable. 12. car lucha non es a-n nos encontra la carn el sanc, mas encontra los princes della poestat, contra los gouernadors del mont d'aquestas tenebras, contra las esperitals cauzas de fellonia en las celestials. 13. per ayso recebes l'armadura de dieu, per so que puscas contrastar al mal iorn et istar perfiech en totas cauzas. 14. doncas istas sotzceng los uostres lumbes en ueritat, uestit l'aubert de drechura, (15) e causat los pes el dauant-aparelhament de l'auangeli de pas, (16) prenent en totas cauzas l'escut de la fe, el cal

---

28 lo cal. 29 j'ai suppléé sieua; vg. carnem suam. 33 u cascu.
VI. 1 filhets. 4 paires. 5 j'ai suppléé sers. 9 fatz aquellas meteissas a el; vg. eadem facite illis. 10 fraires.

puscas estenher totz los dartz forgitat del fello: (17) e prenes l'elme de salut el glazi d'esperit, lo cals es la paraula de dieu.

18. Per tota oracio e preguiera [preguant] totz los temps en esperit, e uelhant en el en tot fazement de gracias [e] preguiera per totz los santz; (19) e per mi, per so que paraula sia donada a mi en l'ubrement de la mia boca, far conoyser lo menester de l'auangeli am fizansa: (20) per lo cal ieu usi della messaiaria en aquesta cadena, en ayci que ieu auze parlar en el aysi co me coue. mas la paraula de dieu non pot esser liada. 21. mas per so que uos sapias aquellas cauzas que son uiro mi, cal cauza ieu fassa: Tychic, mon fraire cars e fizels menistres el senhor fara conoiser totas cauzas a uos: (22) lo cal ieu tramesi a uos en ayso meteis, que uos conoscas aycellas cauzas que son enuiro uos e lo uostre cor sia consolat. 23. pas sia als fraires e caritat am fe de dieu lo nostre paire e del senhor Jhesu Christ. 24. gracia sia a totz cels, li cal aman nostre senhor Jhesu Christ en non-corrupcio uerament.

Ayso es lo libre de l'estoria de la sancta Suzanna.*)

Un baron era habitant en Babilonia, e lo nom d'el era Joaquin: e pres molher per nom Suzanna, la filha d'En Alquias, bella fortment e tement lo senhor, car los parents d'elleis com els fossan just, ensenheron la lur filha segon la ley de Moyses. mas Joaquin, lo marit de luy, era ric fortment, e vergier era a luy prop de la sieua mayson: e los Juzieus si ajustauan a luy meteys per ayso, car el era plus honrat de tots. mas dos vielhs juges foron adordenat en aquel an, dels quals lo senher parlet: „car la fellonia iysit de Babilonia dels plus vielhs juges, los quals eran vist gouernar lo pobol". aquestos souenian en la mayson de Joaquin, e totz aquels, los quals auian los juiaments, ajustauan si ad els. mas

16 forgitant. 17 salutz. 18 j'ai suppléé preguant; vg.: per omnem orationem et obsecrationem orantes en totz fazement gracias preguiera; vg.: instantia et obsecratione. 20 la phrase „mas la paraula de dieu non pot esser liada" est due au traducteur, car dans l'original il ne se trouve rien de pareil. 21 tic mon fraire car e fizel menistre. 23 en caritat.

*) Ms. nº 8086. 3. fol. 286 vers. — 289 vers.

ms.: v. vg.: 2 filiam Helciae. 3 los parents d'ellos; d'ellos, forme du génitif pluriel qui, au lieu d'elleis, s'est encore glissée dans le texte p. 12, vv. 3 et 6.

com los pobols s'en fossan retornats a prop lo miech dia, Suzanna intraua e anaua al vergier del sieu baron. e los vielhs vezent luy per cascun jorn intrar e iysir, arderon en cobezissia d'elleis, e trastorneron lurs sens e enclineron lurs huelhs, que non vissan
5 lo cel ni se recordessan del drechurier juiament. adoncas amdos eran naffrats en l'amor d'elleis, e non demostrauan la lur dolor lo vn a l'autre, car els auian vergonha fortment de demostrar la lur nequicia, volent jasser am luy. e l'un dis a l'autre: „annem a mayson, car hora es de maniar". e els si departiron l'un
10 de l'autre, e com fossan retornat, vengron en semps, e enserquant entre ellos, demostreron l'un a l'autre la causa de la lur cobezissia. adoncas adordeneron temps couenhable, que la poguessan trobar sola. mas fon fach, e com els agardessan lo jorn couenhable, Suzanna intret am sas doas donzellas al vergier del
15 sieu baron, enaysi coma[ ] zo [y]er e a la vegada traspasset tresdia, e uolc esser lauada, certas calor fazia. e hom non era aqui si non los dos vielhs, los quals eran esconduts, regardant la. ella dis a las donzellas: „aportas mi l'oli e los onhements, que yeu sia lauada, e clauses la porta del vergier". e feron en-
20 aysi com ella auia comandat ad ellas, e clauseron la porta del vergier, e iyseron per la posterla, que aportessan aquellas causas, las quals auia comandadas, e non sabia[n] los dos vielhs que fossan esconduts de dints. mas quant las donzellas foron iysidas, los dos vielhs si leueron e vengron ad ella e diyseron:
25 „ve ti que la porta del vergier es claus[a] e dengun non nos vey e nos auem enueia de tu, per la qual causa tu concent a nos e sias mesclada am nos. mas si tu non voles, nos darem testimoni encontra tu, que .i. jouencel fon am tu, e per aquesta causa tramezist las donzellas foras de tu". Suzanna si esbait e
30 dis: „engoysa es a mi de sa e del-la, car si yeu fauc ayso, mort es a mi, e si non o fauc, non escaparay de las vostras mans: au ut mielhs es a mi cazer en las vostras mans ses l'obra, que peccar al regardament del senhor". mas Suzanna cridet am grant vouts e los vielhs escrideron encontra la vouts
35 d'ella, e. i. d'els correc e hubri la porta del vergier. mas com

---

3 arteron. 15 zoer. 22 sabia; vg.: nesciebantque. 25 claus. 30 engoysa a es a mi.

los seruents, los quals eran en la mayson, aguessan auzit lo crit del vergier, embriueron si per la posterla, que vissan qualque causa. mas pueys que los vilhars parleron, los seruents agron uergonha fortment, car hanc mays paraula d'aquesta maniera non era stat dicha de Suzanna. mas fon fach en l'endeman: com 5 los pobols foron venguts al marit d'ella Joaquin, los dos preueyres vengron plens de las fellonias e cogitacions encontra Suzanna, que l'aucizessan. e diyseron dauant lo pobol: „trametes a Suzanna, la filha d'Alquias, la molher de Joaquin". e hom trames viuassament ad ella. e venc am sos parents e am sos 10 filhs, e certas Suzanna era amorosa trop e bella per semblansa. mas los fellons comanderon, que fos descuberta la cara d'ella, car cuberta era, que los [lurs] huelhs fossan sadollats de la beutat d'ella. adoncas los sieus plorauan e tots aquels, los quals l'auian conoguda. mas los dos preueyres, leuant en miey del 15 pobol, empauseron las lurs mans sobre-l cap d'ella, la qual plorant regardet al cel, car lo sieu cor auia fiansa al senhor. e los dos preueyres d[i]yseron: „com nos anauam sol yer al vergier, aquesta intret am sas donzellas e claus la porta del vergier e gitet las donzellas de si. e .i. jouencel, lo qual era es- 20 condut, venc e jac amb ella. mas com nos fossem al canton del vergier, vezent la fellonia, correguem ad els e vim los en semps mesclats egalment. e certas non lo poguem penre, car el era plus fort que nos, e hubrit las portas del vergier e iysit s'en. mas com nos aguessem aquesta presa, demandem li, qual 25 fon aquel jouencel e non o volc dire a nos: nos em testimoni d'aquesta causa". mas la mouteza del pobol crezet en els, enaysi com a viellis del pobol e a juges, e condampneron la a mort. e Suzanna cridet am grant vos: „o dieu durable, lo qual yest conoysent de las causas escondudas, lo qual conoguist totas las 30 causas enants que sian fachas, tu sabes que fals testimoni parleron encontra mi. e ve ti, que yeu mori, com yeu non ay fach alcuna d'aquestas causas, las quals aquestos maliciozes compauseron encontra mi". mas lo senhor eysausit la sieua vouts.

---

[2] vergier e embriueron. [6] foron venguts lo marit d'ella joaquin vic, los dos. [10] e hom li trames. [13] que los huelhs non fossan sadollats; vg.: ut vel sic satiarentur decore eius. [17] cors. [31] la mieua vouts; vg.: vocem eius.

e com ella fos menada a mort, lo senhor suscitet lo sieu sant sperit a [un] tozet joue, lo nom del qual era Daniel. e cridet am grant vos: „yeu fuy d'aquest sanc just!“ e tot lo pobol retornant ad el, dis: „qual es aquesta paraula, la qual tu par-
5 liest?“ e el dis ad els: „o filhs de Israel, est enaysi fols, non juiant ni conoysent que convers condampnest la filha de Israel? retornas al juiament, car fals testimoni parleron encontra ella“. e tot lo pobol retornet am cocha, e los vielhs diyseron a luy: „ven e sey en miech de nos e ensenha a nos, car dieu donet a
10 tu honor de vilheza“. e Daniel lur dis: „departes los luenh l'un de l'autre, e yeu juiaray los“. e com fossan departits, apellet l'un d'ellos e dis li: „o envelheir[e] en mals jors, aras son venguts los tieus peccats, los quals tu as hobrats premierament, non juiant drechurier juiament, oppriment lo non nozent e
15 laysant lo nozent, lo senhor disent: non ausiras lo non nozent el just! doncas si vist els, digas aras, sots qual albre vist els parlar en semps?“ lo qual dis: „sotz .i. cerier“. mas Daniel dis drechurierament: „as mentit en lo tieu cap; ve ti l'angel del senhor, e receupuda sentencia de luy, talhara tu per miech“.
20 e luy mogut, comandet [venir l'autre e li dis: „semensa de Chanaan] e non de Juda, belleza ti deceup e la cobeesa transtornet lo tieu cor. vos fazias enaysi a las filhas de Israel, e ellas tement parlauan a vos; mas la filha de Juda non sostenc la vostra fellonia. donc digas a mi: aras sots qual albre
25 vist els?“ e el dis: „sots .i. prunier“. e Daniel dis ad el: „tu as mentit drechurierament al tieu cap, car ve ti l'angel del senhor per man auent glazi, que partira tu per miech e aussira vos“. e tot lo pobol cridet am grant vos, e beneziron dieu, lo qual fas salus los sperants a si. quant Daniel agues veneut
30 els de la lur bocca auer dich fals testimoni, leueron si encontra los dos preueyres, que fezessan ad els enaysi com els auian fach malament encontra lo pruesme. e aussiron los, e lo sanc non nozent fon saluat en aquel jorn. e Daniel fon fach grant dauant lo pobol en aquel jorn e daqui auant. mas Al-
35 quias e la molher de luy lauzauan dieu per Suzanna, la lur filha, am Joaquim, lo marit d'ella, car neguna causa de lageza non fon trobada en ella. dieu de pas e d'amor permania tostemps en nostres corages etc.

---

[2] a tozet. — cridant; vg.: exclamavit. [3] e tots lo pobols. [12] envelheir en. [14] aprimant lo nom nozent; vg.: innocentes opprimens. [17] cerlier; vg.: sub schino. [19] e talhara. [20] a luy mogut. — j'ai suppléé venir — Chanaan; vg.: iussit venire alium, et dixit ei: semen Chanaan. [21] e nom de juda. [29] fassau los sperants am si; vg.: qui salvat sperantes in se. [30] e leueron.

I. W.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Christian Friedrich Ludwig Wurm. 1. Band 1 — 6. Lieferung. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung, 1858 — 1859.

Kurz nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen der Wörterbücher von Grimm und Sanders sind auch die ersten Hefte des Wörterbuches von Wurm erschienen. Es ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „aus dem gefühlten Bedürfnisse der Selbstunterrichtung in Deutscher Sprache und Literatur“ entstanden. Es soll aber, das ward zuletzt die eigentliche Aufgabe desselben, von der Gegenwart ausgehend, daher auch die lebendigen Mundarten mitumfassend, „das der Anwendung vorzüglich förderliche Wörterbuch Adelungs durch Ergänzung und Erweiterung mit dem heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft möglichst in Einklang setzen.“ Dennoch als Grimms Wörterbuch erschien, schwankte der Verfasser nicht lange über die dem Grimmschen Wörterbuch gegenüber „zu ergreifende Partie; er bot mit Unterdrückung seiner Abneigung oder, wenn man will, Grille gegen das äusserliche Gewand desselben seine Vorarbeiten Herrn Jacob Grimm,“ bereit „sich als dienendes Glied einem Ganzen zu unterordnen.“ Warum indess dieses Anerbieten von Jacob Grimm nicht angenommen worden, warum der Verfasser selbst sich heftigst gegen die Gebrüder Grimm, wie er selbst sagt, in scharfer, selbst schroffer Manier ausgelassen habe, darüber lässt er uns im Dunkeln. Doch versichert er, dass ohne die Arbeit der Gebrüder Grimm seinem Werke ein gut Theil gediegenen Materials, Kenntnisse und Anregung aller Art abgegangen sein würde.

Nächstdem verbreitet er sich über den geschichtlichen Ausgangspunkt des Wörterbuchs. Er findet, dass er etwas früher, als mit Luther und dessen Zeit beginnen müsse, indem Hochdeutsch älteren Datums, als die Reformation und die Lutherische Bibel sei. Gewiss, denn Luther hat die Sprache nicht erfunden und gemacht, sie ist auch nicht plötzlich und zugleich überall in die Erscheinung getreten, aber der *eine* Guss, das *eine* Gepräge, in welches er die Bibel gebracht, hat doch durch das rasche und tiefe Eindringen in die damalige Welt fast eine neue Sprachperiode hervorgerufen, die freilich erst nach Jahrhunderten den Gipfel der Classicität erreichte. Dass aber Luther altfränkische, ja gothische Wortformen absichtlich zurückführte, wie der Verfasser behauptet, entbehrt jedes Beweises. Wenn nun der Verfasser nach seiner Ansicht von der Zweckmässigkeit der Sache in das 15. Jahrhundert, ja zuweilen in frühere Jahrhunderte zurückgegriffen, so hat er mehr dem wissenschaftlichen Standpunkte ein Genüge gethan, als dem Bedürfniss der Gebildeten. Denn diesen muss das Alles mehr störend als fördernd entgegentreten. Dasselbe gilt durchaus auch von der massenhaften

Aufnahme alles Mundartlichen. Es mag vollkommen so sein, wie er p. X sagt: „Die Mundarten verheissen der gebildeten Sprache nicht allein einen Zuwachs an bezeichnenden, körnigen und naturwüchsigen Ausdrücken, sie geben häufig den Schlüssel der concreten Bedeutung, der geschichtlichen Entwicklung und der ersten Abstammung.“ Für den Sprachforscher und Philologen ist dies Alles sehr wahr und richtig bemerkt, aber für die Zwecke eines allgemein gehaltenen Wörterbuchs, welches dem gebildeten Publicum Aufschlüsse geben soll über die jetzige Sprache, ist es vom Uebel. Sollte aber der Verfasser glauben, dass nach Mittheilung älterer, nach seiner Ansicht besserer Wörter sich das Volk dergleichen aus dem Wörterbuch heraushole und zu alltäglichem Gebrauch aneigne, so hat er sich, wie ich glaube, nur einer trügerischen Vorspiegelung hingegeben. Gewiss kommt oft ein älteres Wort wieder unversehens zum Vorschein und gewinnt wieder neues Leben, bald in derselben, oftmals in veränderter Bedeutung, aber das geht mehr aus zufälliger Nothwendigkeit, als aus Absicht und Willkür hervor. Wie manches ältere Wort haben Göthe und Schiller wieder aufgenommen und dem Volke wieder näher gebracht. Noch mehr hat dies Rückert gethan, wenn gleich nicht mit besondrem Erfolg. Der Verfasser hätte also nach meinem Dafürhalten einen grossen Theil des Materials, viele ganze Artikel fortlassen können, unbeschadet der Vortrefflichkeit oder Nützlichkeit seines Buches. —

Sodann bespricht er sein Verhalten hinsichtlich der Etymologie und Grammatik, die er streng in ihre Schranken zurückweist, um so mehr, da das grosse Gebiet des Realismus dem Wörterbuch anheimfalle. Er führt eine grosse Menge von Werken der realen Wissenschaften an und verspricht sich von der Benutzung derselben für die Sprache selbst etwas Erkleckliches. „Das Sprachbewusstsein scheint von dem real-praktischen Gebiete jenen kräftigenden Einfluss erholen zu müssen, welchen der ringende Antäus aus der Berührung mit dem Boden einsaugte; von dem festen Grunde der Realität losgehoben erstickt es in der Umarmung des buchstabischen Formalismus. Nur durch ein enges Anklammern mit allen Organen an das Wirkliche, an das Palpable wird die Sprachwissenschaft auf sicherem Pfade zur Abstraction vorschreiten und dem Ziele ihrer Aufgabe sich annähern, welches darin besteht, die herkömmlichen Ausdrücke, welche, nach Göthes Ausspruch, einen schädlichen Einfluss verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben, auf ihren wahren Inhalt zurückzuführen und den allenthalben auftauchenden Wortdifferenzen entgegenzuarbeiten.“ Wie dem auch sei, schon diese ungeheure, ja unerschöpfliche Masse dieses Materials konnte den Verfasser belehren, dass das Anstreben der Vollständigkeit immer nur relativ zu fassen sein könne. Die eigentliche Aufgabe des Wörterbuchs fasst der Verfasser sowohl in der ersten Ankündigung als auch in der Vorrede S. XXII so, dass er behauptet, „das Wörterbuch habe nicht genug geleistet durch Rath und Anweisung zur stilistischen Darstellungsbildung, es habe zu gleicher Zeit das Geschäft eines fortlaufenden Commentars der gesammten neuhochdeutschen Literatur zu vertreten.“ Diese Behauptung ist nun wohl nicht in gewöhnlichem Sinne buchstäblich zu fassen, selbst wenn es sich bewähren sollte, dass jedem Artikel, wie der Verfasser S. XXVII. sagt, „diejenige Bearbeitung und Abrundung gegeben, dass er von formaler und materialer Seite betrachtet ein ganzes Bild in seinem Rahmen darstellen und als solches sich am füglichsten betrachten lassen sollte.“

Er nennt dennoch sein Wörterbuch kein kritisches (S. XXVI) wie Adelung, weil ihn „ein Freund durch den Franklin'schen Hutmacherschild davon abwendig gemacht“ habe. Schliesslich (S. XXVII) erwähnt er noch, dass er handschriftliche Sammlungen Schmellers habe benutzen dürfen, und dass somit „das Wörterbuch den überaus glücklichen Beruf habe, die Ergebnisse einer Zusammenstellung des reichen und gerade an den geheimsten

Bildungen früherer Zeiten reichen Schmellerschen Schatzes, des Grimmschen Füllhorns und des eigenen vieljährigen Ernte-Ertrages den Freunden unserer Sprache darzubieten."

So weit aus der Vorrede, an der mir ausser einer gewissen zu grossen Zuversichtlichkeit des Geleisteten und Ueberschwänglichkeit in der Forderung des zu Leistenden neben einer gewissen Phrasenmacherei ganz besonders eine von der allgemeinen hochdeutschen oder muss ich sagen norddeutschen Darstellungsweise in Wörtern und Redensarten vielfach abweichende Sprache aufgefallen ist. Sollte dies Absicht sein, würde ich es nicht schön finden; sollte es die wirkliche Sprach- und Schreibweise des Verfassers sein, würde ich darin ein für die Abfassung eines allgemeinen Deutschen Wörterbuches der modernen hochdeutschen Sprache nicht günstiges Moment erblicken. Nur einige der auffallendsten Wörter und Wendungen mögen hier Platz finden: Missannahme; der unbezirkte Rittergeist; ein bereites Werkzeug; auf platter Hand; dass Luther die vor ihm bearbeiteten Verdeutschungen zu seinem Nutzen gezogen; als Luthers seine; Beispielhaftigkeit; feinere und abgezogenere Ausdrucksform; bei so gestalten Sachen; unwidertreiblich; Vorerstigkeit; Reform (st. Reformation); von dieser Seite findet das Wörterbuch seine Stelle genugsam ausgezeigt durch eine Bemerkung Wielands; in meinen Nutzen zu verwenden; die jüngst abgeflossene Sprachperiode; die Stellenbeischaffung; Arbeitseligkeit; die allgemein gängen Compositionen; stilistische Darstellungsbildung; mancherlei Unzukommlichkeiten; ob ich wohl fühle, dass brüsker Laconismus kein urbaner Atticismus sei; ich finde die Gebrechen die lässlichsten; ein Publicum, welches mit den weltläufigen Sprachkenntnissen ausgestattet.

Eine solche Abweichung vom allgemein hochdeutschen Sprachgebrauch schadet nicht bloss der Darstellung des Verfassers, sondern muss nothwendig sein Urtheil in mancherlei Weise beschränken und beirren. Und so finden wir in der That Bemerkungen, die dem hochdeutschen Sprachbewusstsein und Sprachgebrauch, so wie dem bisher in grammatischen und lexicographischen Werken als mustergültig Empfohlenen völlig widerstreiten. So, um nur Einiges anzuführen, gleich im ersten Artikel, der weitschweifig Vieles dem Wörterbuch gar nicht Angehörendes enthält, die Angabe von nie allgemein vorhanden gewesenen, oder ganz unbekannten, oder nur der gewöhnlichen Unterhaltungssprache angehörigen Pluralformen Mägen, Wägen, Schwane, u. a., denen er ebenso gut Schäfe, Rähme, Kästen, Ganse, Hahne und dgl. hätte beifügen können. Mitten unter den Beispielen die nun folgen, die aber jedenfalls für das Wörterbuch an dieser Stelle noch zu zahlreich sind, findet dann folgende Regel ihren Platz: „Mit dem Umlaute verliert der Begriff an seiner Ganzheit, Grösse und Würde und der Wagen erscheint in Wägen (sic) vereinzelt und verringert, wie er in Wägelchen und Wäglein verkleinert erscheint." Ein anderes Beispiel, wo der Verfasser weniger einem einseitigen Sprachgebrauch als einem ihm zur fixen Idee gewordenen Theorema folgt, ist alles das, was er über den vermeintlichen Unterschied von adelig und adelich sagt. Wie viel einfacher, kürzer und richtiger hat dies Sanders in seinem vortrefflichen Wörterbuche dargestellt. Der Lexicograph muss noch viel weniger Sprachmeister und Sprachschöpfer sein wollen, als der Grammatiker. Auch andere speciell grammatische Ansichten des Verfassers müssen Anstoss erregen. So z. B. findet sich unter acht die Bemerkung: „der Plural ächt von acht ist oberdeutsch." Den Lutherschen Ausdruck „auf adelsch" erklärt er durch: „auf Adels (Weise); isch ist das blosse Genitiv-s."

Selbst diese Fehlerhaftigkeit des Grammatischen und überhaupt Sprachlichen abgerechnet hat der Verfasser die Aufgabe, ein allgemeines Wörterbuch zu schreiben, nach meinem Dafürhalten schlecht begriffen. Er giebt bei jeder Gelegenheit eine Fülle von Notizen der speciellsten, aber für den Gebildeten überflüssigsten und lästigsten Gelehrsamkeit. Oft füllt er Seiten

mit Notizen, die für ein etymologisches Wörterbuch zu ausführlich wären; oft behandelt er der Grammatik Angehöriges mit grosser Sorgfalt und vernachlässigt darüber das Lexicalische; z. B. gleich der erste Artikel, wie unglaublich dürftig ist derselbe und gänzlich verfehlt! Denn die ersten drei Columnen sind für das Lexicon überflüssig, das Lexicalische aber ist in zwei allbekannten Notizen enthalten. Viele Artikel sind mit zu vielen oft überflüssigen Citaten versehen, bei anderen fehlt jedes Citat Mehrere Belegstellen sind angegeben, bei vielen oft wichtigen fehlt die Angabe der Stelle oder des Schriftstellers. Eine zu grosse Menge von Citaten sind den Zeitungen oder Zeitschriften entnommen, und nicht näher als mit Z. unterzeichnet. Während der Verf. den Schriftstellern des 15. Jahrhunderts, den Volksdialekten, älteren und neueren, besonders den Süddeutschen grosse Beachtung geschenkt hat, hat er die Schriftsteller der Gegenwart, selbst die bedeutenderen fast gar nicht berücksichtigt. Endlich fehlen trotz des Prinzips, nach Möglichkeit alle Wörter zu geben, eine unglaubliche Menge von Wörtern, sowohl echt deutsche als auch nicht deutsche, sogenannte Fremdwörter, die jedoch, ich darf wohl sagen, jedem Deutschen mundgerecht sind. Es darf dies um so mehr befremden, da der Verf. in der Vorrede sowohl, als auch sonst im Wörterbuche häufig Fremdwörter gebraucht, wie dies in den oben gegebenen Sätzen und Sprachproben leicht zu ersehen ist. — Zu diesen gerügten Mängeln kommt endlich noch einer hinzu, der sich bei grösseren Artikeln besonders fühlbar macht. Das ist die geringe Sorgfalt für gehörige, nach irgend einem Prinzip vorgenommene Anordnung der Bedeutungen eines Artikels. Bei manchen zumal grösseren Artikeln scheint der Verf. ganz willkürlich seine Collectaneen nach zeitlicher oder räumlicher Aufeinanderfolge des Sammelns ohne alles Prinzip dem Wörterbuche einverleibt zu haben. Als Beispiel mögen die ersten Nummern des Artikels Auge, der in 74. einzelne Theile zerfällt, hier Platz finden. 1) Das Glied, womit (!) gesehen wird; 2) die Raben hacken nach den Augen; 3) Künstliche Augen; gläserne, porcellanene Augen; 4) Bei den Augen verbieten; 5) Einem die Augen braun und blau schlagen; 6) Daher scherzhaft: Das schickt sich, reimt sich, wie eine Faust aufs Auge 7) als zartes, besonders empfindliches Glied. 8) Daher, Das ist ihm ein Dorn im Auge. 9) Wie Augapfel, der Gegenstand der Sorgfalt und Liebe. 10) Die Augen, worin (!) der Blick ruht, als Ausdruck des Gesichts und der Gebärde; 11) in anderen physischen Erscheinungen: schwarze, blaue, blonde, helle, frische Augen, ein krankes, blödes, schwaches, mattes Auge; 12) Natürlicher Weise tritt bei Auge, wie bei allen paarigen (!) Gliedern die Bezeichnung der Dualität häufig hinzu; 13) Die Augen zuthun, zumachen, zudrücken, schliessen u. s. w.; 14) Einem Sterbenden die Augen zudrücken, schliessen. 15) Die Augen verdrehen, verkehren. Starrende, stiere Augen. 16) Weinende Augen, thränende Augen; 17) Auge als Gesichtssinn, als wirkendes Organ; 18) Gesicht in weiteren Verbindungen; 19) Das hängt mir über den Augen u. s. f. Genug der Probe. Wo bleibt da die versprochene Abrundung, das Bild des Ganzen in einen Rahmen gefasst? wo Uebersicht, Ueberschaulichkeit und leichtes Auffinden des Einzelnen? Wie überhaupt das Wörterbuch dem gebildeten Publicum die Erzeugnisse der deutschen Literatur und eine Anleitung zur Bildung der Darstellungskunst bieten soll, ist nach solcher Leistung erst recht unverständlich und unbegreiflich. Ebenso wenig begreife ich, um endlich die letzte Ausstellung zu machen, wie das Wörterbuch bei dem ungeheuren Umfange, den es dem Anschein nach bekommen muss, — die ersten 60 Bogen reichen bis zum Artikel aushauen, während Sanders für das gleiche Gebiet nicht ganz 8 Bogen hat, — Käufer finden soll, die den Kostenbetrag auch nur einiger Massen zu decken im Stande wären, noch weniger, wie der Verf. Zeit und Musse finden wird, eine so weitschichtige Arbeit zu vollenden. — Nach allen diesen Ausstellungen kann ich nur der Ansicht sein, dass, da das Sanderssche Wörterbuch in so vorzüglichem

Grade den Bedürfnissen der Gebildeten und Gelehrten entspricht, das Grimm'sche und Weigand'sche dem gelehrten Interesse mehr oder weniger vollkommen genügt, der Verf. Mühe und Fleiss lieber einzelnen Partien der Sprachwissenschaft, etwa der süddeutschen Lexicographie, oder der Lexicographie des 14 — 16 Jahrhunderts hätte widmen sollen, als ein Werk liefern, welches mit den anderen Werken gleicher Art einen Vergleich auszuhalten so wenig im Stande ist, dass es höchstens ein mit Vorsicht zu benutzendes Material für spätere lexicographische Arbeiten abgeben dürfte.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. 1860. Nro. 1 — 4.

Erläuterungen zu dem Nienburger Bruchstück zur Geschichte der Lausitz. Von Freiherrn von Ledebur in Berlin. — Anknüpfend an eine Urkunde des Kaisers Otto III. vom Jahre 1000 giebt der gelehrte Kenner märkischer Geschichte einige wichtige Notizen zur Geschichte der Markgrafschaft Lausitz im 11. und 12. Jahrhundert.

Gengenbach. Von Jos. Maria Wagner in Wien. Herr Wagner vermuthet ein von Goedeke als noch nicht aufgefunden bezeichnetes Werk Gengenbachs in einem Werke, welches Butsch in seinem 1857 in Augsburg herausgegebenen Kataloge verzeichnet, und das um 1520 gedruckt sein soll.

Die Sammlung musikalischer Instrumente im Germ. Museum. Nach kurzer Uebersicht über ältere musikalische Instrumente überhaupt folgt ein Verzeichniss von 66 im Germ. Museum sich befindenden Instrumenten, die dem 16. — 19. Jahrhundert angehören. Von einigen derselben ist eine Abbildung beigefügt.

Alte historische Prophezeiungen. Von E. Weller in Zürich. Mittheilung einiger Practica und Prognostica aus dem 16. Jahrhundert.

Ueber Dorfeinfriedigungen und Grenzwehren von Marken, Gauen und Ländern. Von Fr. Thudichum, Privatdocent in Giessen. Aus Caesar, Tacitus und Ammianus Marcellinus, so wie aus mittelalterlichen Schriftstellern wird nachgewiesen, dass es uralter Gebrauch der deutschen Völkergemeinden war, ihre gegenseitigen Gränzen durch grosse Erdaufwürfe und Gräben, durch lebendige Hecken, zuweilen auch durch gesetzte Steine zu bezeichnen und einzufriedigen. Derartige Einfriedigung wird meistens Landwehr, Landgewehr, Langwehr, Langwohr auch Landfriede genannt. In anderen Gegenden ist auch der Name Snaat, Heimschnat, Gebück, Heege u. a. m. gebräuchlich.

Mittelalterliche Siegel mit Jahreszahlen. Von Mauch in Gaildorf. Veranlasst durch den in Nro. 7. des Anzeigers von 1859 S. 251 ausgesprochenen Wunsch theilt der Verf. aus seiner Siegelsammlung mehrere Siegel mit Jahreszahlen mit.

Die Ausstattung der Hoffräulein im Mittelalter. Vom Archivrath Dr. Märcker in Berlin. Beispiele von einzelnen Ausstattungen und testamentarischen Bestimmungen und Legaten für unverheirathet gebliebene Jungfrauen (Hofdamen) und Dirnen (Kammerfrauen.)

Zur Geschichte des deutschen Gildenwesens im Mittelalter. Von Dr. Kausler in Stuttgart. Mittheilung einer im Besitz des Germ. Museums befindlichen Urkunde aus Petrikau vom 27. Jan. 1487, die zwar nicht eigentlich deutsche Verhältnisse betrifft, aber ein offenbar deutsches Gepräge hat und für das Gildenwesen des Mittelalters von einigem Werth ist.

Ueber alte Gewichte. Von Dr. J. Müller. Nach einer allgemeinen Bemerkung über die verhältnissmässig geringen Hülfsmittel für das Studium der alten deutschen Münz- und Gewichtkunde theilt der Verf. eine Abbildung eines Gewichts aus dem Jahre 1249 mit und sucht dasselbe nach seiner Entstehung und Währung näher zu bestimmen.

Zur Geschichte der Gründung des Bisthums Bamberg. Von Prof. Hefele in Tübingen. Da von Ussermann und Anderen ein Irrthum über die Entstehungsgeschichte des Bisthums Bamberg in Umlauf gesetzt worden ist, beweist der Verf. nach Darstellung des ganzen Hergangs der Gründung durch Heinrich II., dass nur eine grosse Synode zu Frankfurt und zwar am 1. November 1007 abgehalten worden. Kaiser Heinrich hatte die Freude, schon im Mai 1012 der Einweihnung des Domes von Bamberg beiwohnen zu können.

Ein Brief Melanchthons an den Magistrat der Stadt Kremnitz in Ungarn. Von Prof. Schröer in Pressburg. Empfehlungsschreiben eines in Wittenberg ordinirten Geistlichen, Paulus Niceus von Namslau: „er hat uleissig studirt und ist zuchtig, das ich hoffe ehr werde sich geburlich halden.“

Venusberg. Von Prof. Reuss in Nürnberg. Beispiel einer Dämonomanie aus dem 17. Jahrhundert und Darstellung der Venus vor einem grünen Berge aus einem Wappenbriefe des 17. Jahrhunderts.

Tympanon an der Altstädter Kirche zu Pforzheim. Von Dr. Ullmann, Prälat zu Karlsruhe. Bildliche Darstellungen vielleicht schon aus dem 12. Jahrhundert, die bis jetzt noch nicht enträthselt sind, wie es an anderen Kirchenportalen vielfach deren ähnliche giebt.

Ein Weisthum aus dem 13. Jahrhundert. Das Germ. Museum besitzt ein Bruchstück eines Weisthums, das nach dem Elsass hinweist.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges. Von Prof. Voigt in Königsberg. Mittheilung eines Briefes des Grafen Wilhelm von Henneberg an den Herzog Albrecht von Preussen vom 2. Februar 1525, der nicht bloss über die Theilnahme des Grafen an den damaligen Ereignissen, sondern auch von anderen Verhältnissen manches für die Zeitgeschichte Interessante darbietet.

Bruchstück des Wilhelm von Orange von Wolfram von Eschenbach. Mitgetheilt von Jos. Maria Wagner in Wien. Ein Pergamentdoppelblatt in kl. 4. anscheinend aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts enthält etwa 300 Verse aus dem Anfange des Willehalm, die wenige Abweichungen vom Lachmannschen Texte bieten. Die Mundart des Schreibers ist die bairisch-österreichische.

Die ältesten Buchdrucker Nürnbergs. Von J. Baader, Conservator am Königlichen Archiv in Nürnberg. — Nach der Einnahme von Mainz durch den Erzbischof Adolf im Jahre 1462 zogen viele Druckergesellen Schöffer's und Fust's aus der Stadt. Dass manche derselben nach Nürnberg gezogen, lässt sich vermuthen. Erst 10 Jahre später erhält der ehemalige Diener und Geselle Guttenbergs Heinrich Keffer das dortige Bürgerrecht; es ist aber wahrscheinlich, dass derselbe schon längere Zeit vor diesen Jahren sich in Nürnberg aufgehalten habe.

Ein Schreiben des Raths zu Schlaggenwald an Melanchthon. Mitgetheilt von Anton Kohl, Gymnasiallehrer, in Prag. Der Rath in Schlaggenwald in Böhmen bittet um einen Lehrer und Cantor. „So langt an E. u. W. unser freundtliches undt dinstliches hochuleissiges bitten, dieselben wollen uns einen gelertten gesellen, der ein gut christlich Schulregiment anzurichten, zu regieren und zu erhalten weste, do einer in Wittenberg als uns nit zweiffeldt zu bekommen umb der ehre Gottes willen, gun-

stig zuweysen undt beferdern. Dergleichen auch einen guten Cantoren der ein chor versorgen konntte."

Fränkische Gemeindeordnungen. Von Dr. Jul. Haudinger in Nürnberg. Verzeichniss mehrerer Gemeindeordnungen, die abschriftlich dem Germ. Museum einverleibt sind, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Entstehung und Inhalt derselben.

Notiz zur Erklärung der heidnischen Bronceringe. Abbildung einer Reliefverzierung einer äusserst merkwürdigen bei Colchester in England gefundenen römisch-britischen Graburne, welche ausser einigen Jagdthieren die Gruppe zweier Kämpfer enthält. Die vielen an der Rüstung angebrachten Ringe dürften die Annahme rechtfertigen, dass die gedachten Bronceringe nur Rüstungsstückchen sind, nichts Anderes.

Die Beilagen bringen in gewohnter Weise die Chronik des Germ. Museums, den Zuwachs zum Museum, Kritiken, Nachrichten, Auszüge aus hist.-antiquarischen Zeitschriften und vermischte Anzeigen und Notizen der mannigfachsten Art.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Vierter Jahrgang, 4. Heft. Wien 1859.

Die Insel der Nerthus, ein historisch-antiquarischer Versuch von Karl Maak. Der Verf. fand bei seinen Studien über die Urgeschichte der Schlesswig-Holsteinschen Lande ein von den bisherigen Ansichten und Hypothesen ganz verschiedenes Resultat. Nachdem er zuerst die Localität der Insel und die Wohnsitze der von Tacitus genannten bei der Verehrung der Nerthus gemeinsam betheiligten sieben Völker im Allgemeinen bestimmt hat, verbreitet er sich ausführlicher über die Ursitze der Angli, Varini, Eudoses, Suardones, Nuithones, Reudigni, Aviones, gothische Völkerschaften in Südskandinavien, bestimmt die Nerthusinsel näher und kommt schliesslich zu folgendem Resultat: 1) Die Nerthusvölker waren Seeküsten und Seeinselbewohner. 2) Die Nerthus-Insel lag in der Ostsee. 3) Die sieben Nerthusvölker bewohnten die Küsten der südwestlichen Ecke der Ostsee und die Dänischen Inseln. 4) Die Nerthusinsel, ungefähr im Mittelpunkte dieses Völkerkreises liegend, war die einst von dem Festlande vollkommen abgerissene Ostecke Holsteins, die damals mit der Insel Fehmarn zusammenhing. 5) Der lacus secretus des Tacitus war der See von Siggen. 6) Der von Tacitus erwähnte Tempel der Göttin stand im vormaligen Dorfe Siggen, dessen Name einem christlichen Pfaffendorfe entspricht. 7) Von dem Einschiffungsorte des göttlichen Wagens, hleithra genannt, zeugt noch heutigen Tages der Name der Stadt Heiligenhaven, wo einst ein Tulendorf bestand d. h. das Dorf am dunklen, geheimnissvollen, heiligen Wasser. Talendorf ist gleich Heiligenhafen. 8) Der Cultus der 7 Nerthusvölker war wesentlich verschieden von dem Frö-blôt der Dänen auf Seeland.

Der deutsche Parcival, der Conte del Graal und Chrestiens Fortsetzer von Alfred Rochat. Nachdem Rochat den Inhalt des ungeheuren Gedichtes Chrestiens von Troyes und seiner drei Fortsetzer in Paris näher kennen gelernt und aufgezeichnet hat, theilt er das Ergebniss dieser zweiten Untersuchung (vergl. Germania III, 81, ff.) im Gegensatze zu San Martes Ansicht hier mit. Zugleich sucht er klarer, als bisher geschehen, die Art darzustellen, wie der Conte del Graal in seiner abschreckenden Länge und Weitschweifigkeit gedichtet wurde.

Zum Nibelungenliede. Von Friedrich Zarncke. Gegen Müllenhoffs Aufsatz in der Zeitschrift für deutsches Alterthum II, 262 fg., in welchem jener Zarncke angegriffen und sich wegen worgeworfener Schnitzer und Flüchtigkeiten vertheidigt hat, polemisirend verbeitet sich der Verfasser ausführlich über Gebrauch und Bedeutung des Wortes ruore und über die Vertauschung des k mit ch in einer Handschrift des Nibelungenliedes. Sodann giebt er Varianten zur Klage, die geeignet sein sollen, „das Vertrauen zu Lachmanns Genauigkeit und Zuverlässigkeit wesentlich zu erschüttern" und folgert aus dem Umstande, dass ein Halbvers in der Strophe 1896, 1. in den Handschriften fehlt, in Lachmanns Ausgabe oder Variantensammlung aber steht, dass „Lachmanns Variantenapparat mit dieser Enthüllung alles Recht auf Vertrauen verloren" habe. Es ist nur zu sehr zu beklagen, dass derjenige, über den hier so thatkräftig abgeurtheilt wird, nicht darauf antworten kann. Es wäre dann vielleicht die „Enthüllung" erspart worden. Diesem heftigen Erguss lässt Zarncke noch „Weiteres" zu seinen Beiträgen folgen, in denen er schliesslich nachzuweisen sucht, wie „schülerhaft Herrn Müllenhofs Kenntnisse in den Realien sind" und wie die Schilderung des Saalbrandes in der Handschrift A „eine einzige grosse Schwierigkeit, richtiger eine einzige grosse Albernheit" ist.

Sante Margareten marter. Herausgegeben von Karl Bartsch. Dieses aus 680 Versen bestehende, in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Prag vorhandene Gedicht vindicirt Herr Bartsch dem 12. Jahrhunderte. Ausser den Beweisen, die er dafür angiebt, lässt er eine Anzahl erklärender und rechtfertigender Anmerkungen folgen.

Zu der Thüringer Chronik des Joh. Rothe von Reinhold Bechstein. Der Verfasser verbreitet sich besonders über den Vocalismus Rothes in dessen Thüringischer Chronik und in dem Leben der heiligen Elisabeth mit Beziehung auf die neuesten Ausgaben Rückerts und von Liliencrons. Seine Arbeit ist so ein Beitrag zur Geschichte der Thüringischen Mundart und zur Vorgeschichte des Neuhochdeutschen.

Ueber Rosenblüts Disputaz eines Freiheits mit einem Juden. Von Reinhold Köhler. Der Verfasser stellt nicht bloss aus den abendländischen, sondern auch aus orientalischen Schriften diesen Schwank einer Darstellung durch Zeichensprache zusammen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, dass die S. 488, Anm. angedeutete Erzählung aus der neuesten Zeit von Prof. v. Schubert herrühre. Ich erinnere mich wenigstens eine solche in einem Kalender oder in den gesammelten Erzählungen Schuberts gelesen zu haben.

Zur Gudrun. Von Holland. Vergleichung einer Stelle der Gudrun Str. 928 mit einer Stelle der altfranzösischen Chanson des Loherains.

Recensionen. Joh. Kelle's Speculum ecclesiae. Altdeutsch. Recens. von Fedor Bech. — La vie de la vierge Marie, de Maître Wace publiée d'après un manuscrit inconnu aux premiers éditeurs suivie de la vie de Sainte George poème inédit du même trouvère. Tours 1859. rec. von K. Bartsch.

Berlin. Dr. Sachse.

Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) gesammelten Schriften. Zusammengestellt von Albert von Rütte, Pfarrer. Berlin, Springer.

Ein für das genauere Verständniss der Gotthelfschen Schriften unentbehrliches Büchlein. Zwar hat Jer. Gotthelf in seinen späteren Werken, so wie in der zweiten Ausgabe derselben sich bestrebt, die specielle Färbung des Schweizerdialectes im Emmerthale zu mildern und sich in Ausdrücken, Redensarten und Satzbildung mehr dem allgemeinen Hochdeutschen angeschlossen; allein es bleibt doch noch eine so grosse Menge von sprachlichen Eigenthümlichkeiten in Wort und Phrasen zurück, dass eine Sammlung, wie die vorliegende, für Alle, die ein vollständiges Verständniss der Lectüre erzielen, ein wahres Bedürfniss ist. Der Verfasser hat sich überall der möglichsten Kürze befleissigt. Manche kleinere Abweichungen wie Abe für Abend, Afflicat für Advocat, oder Verdrehungen der Wörter, die dem Einzelnen in den Mund gelegt werden, nicht aber der Mundart angehören, hat er der Raumersparniss wegen fortgelassen. Aus demselben Prinzip hat er zusammengesetzte Wörter da und dort unter die Stammwörter gebracht. Ueber Einzelnes in Betreff der Anordnung der Wörter und der Orthographie, über nicht bernische und doch schweizer Wörter und Wortformen udgl. giebt die Vorrede kurz aber ausreichend Auskunft. Und so wird das kleine Buch gewiss dazu beitragen, die zum Theil so lesenswerthen Schriften von Bitzius, dem liebenswürdigen Pastor zu Lützelflüh, noch lange recht fruchtbar werden zu lassen.

Aufsatzschule. Sammlung von Stoff zu Aufsatzübungen für geübtere Schüler. Von J. H. Möwing. Langensalza 1858.

In dem ziemlich umfangreichen Material behandelt der Verf. 19 verschiedene Arten von Aufsätzen, die sich etwa zu Aufsätzen für Quarta und Tertia unserer gelehrten Schulen eignen möchten, in recht verständiger Weise. In der Vorrede bespricht er kurz den Plan seines Buches und begleitet die einzelnen Uebungen mit einigen erläuternden Worten. Es folgen dann die Uebungen nicht in einer in der Praxis bestimmt zu befolgenden Anordnung, sondern nur nach einem allgemeinen Plane vom Leichtern zum Schwereren fortschreitend. Er überlässt ganz richtig das Herausgreifen der einzelnen Aufgaben dem Ermessen des Lehrers. In den einzelnen Kapiteln selbst gehen leichtere Uebungen den schwereren voran, so dass hier jeder Zeit der Lehrer nach Massgabe des Standpunkts der Klasse oder des Schülers wählen kann. Sehr zweckmässig hat der Verf., bevor er das Thema stellt, mehrere Bearbeitungen desselben, entweder prosaische oder poetische, voraufgeschickt. Das ganze Buch zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit und Fülle des Stoffes, so wie durch umsichtige und geschickte Behandlung im Einzelnen aus. Es verdient daher jede Empfehlung und wird sich auch ohne Zweifel längst in vielen Kreisen eines segensreichen Gebrauchs erfreuen.

Deutsche Aufsätze verbunden mit einer Anleitung zur Anfertigung von Aufsätzen und Dispositionen vorzugsweise für die oberen Klassen der Gymnasien und höheren Lehranstalten von **Joseph Venn**. 2. Auflage. Düsseldorf 1859.

Der Verfasser dieses kleinen 151 Seiten umfassenden Buches „ging von dem Gedanken aus, dass, wenn gleich dem studirenden Jünglinge die vielen ausgezeichneten Aufsätze unserer klassischen Schriftsteller ein vorzügliches Mittel zur Bildung darbieten, es doch verhältnissmässig wenig Aufsätze gebe, die den Schülern der Gymnasien unbedingt zur Richtschnur dienen könnten. Bei vielen ist der Stoff, bei anderen die Darstellung dazu nicht geeignet.“ Daher versucht er, diesem Mangel abzuhelfen und den Schülern eine Richtschnur und zugleich ein Hülfsmittel für die Anfertigung ihrer Aufsätze an die Hand zu geben. Mit Rücksicht auf die fortschreitende Bildung der Schüler werden im Anfange leichtere Themata behandelt, gegen Ende schwerere. Ausserdem werden neben geschichtlichen Aufsätzen auch philosophische gegeben in verschiedenen Formen; die allgemein abhandelnde wechselt mit der Chrie, Characterschilderung und Rede. Bei den Aufsätzen philosophischen Inhalts ist die Idee zu Grunde gelegt, dass das Glück des Menschen in einem erfolgreichen Streben nach sittlicher Veredlung auf Grundlage der Religion beruhe. Daher haben die Aufsätze dieser Art durchgehends eine religiöse Färbung, was auch theilweise darin begründet sein mag, dass der Verfasser zur Zeit, als er einzelne dieser Aufsätze schrieb, als Zögling eines geistlichen Instituts — alumnus seminarii puerorum Novesiensis — Alles mit der Religion in Verbindung bringen zu müssen glaubte. Um den Nutzen der Aufsätze zu sichern, hat er die wesentlichsten Regeln zur Anfertigung derselben in einer Anleitung zusammengefasst und den Aufsätzen vorangestellt. Am Schlusse folgt eine Anzahl von Dispositionen. Mit dem Wunsche, dass das Buch in den Händen der Schüler Nutzen stiften möge, schliesst das Vorwort.

Mit diesem Wunsche kann ich mich am Wenigsten einverstanden erklären. Ich will zugeben, dass für junge Leute Manches aus dem Buche zu lernen, dass es allenfalls nützlich sei, wenn diese Aufsätze von jungen Leuten gehört werden, aber nichts weiter. Denn einmal behandeln die gegebenen Aufsätze die in Schulen mehr oder weniger regelmässig gestellten Themata. Es würde also für träge Naturen die dauernde Benutzung des Buches nur auf ein förmliches Abschreiben hinauslaufen. Sodann wird der Verfasser zugeben müssen, dass seine Aufsätze eine gewisse Einseitigkeit und Einförmigkeit verrathen, die keineswegs der Bildung junger, strebsamer Leute förderlich sind. Es würde also dadurch, dass das Buch in den Händen der Schüler, ein grosser Theil des Nutzens, den die Ausarbeitungen von Aufsätzen haben und haben sollen, ganz verloren gehen; oder es dürften nur Themata, die den gelesenen Aufsätzen ähnlich wären, gegeben werden. Das ist aber nicht leicht thunlich, denn die bearbeiteten gehören gerade zu den Aufgaben, die in der Schule, ich möchte sagen, unvermeidlich und stereotyp sind, und die daher auch in jeder Aufgabensammlung zu finden sind.

Sollte das Erscheinen der 2. Auflage durch einen solchen Gebrauch von Schülern veranlasst sein, wäre das sehr zu bedauern, und das Buch würde in den Händen der Schüler sicher mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben.

Es kann dasselbe Lehrern wohl von Nutzen sein, sicherlich aber Schülern nicht anders, als wenn der Gebrauch desselben von einem Lehrer vermittelt worden ist. Die übrigen Zuthaten, die Anleitung zur Abfassung von Aufsätzen, so wie 50 Dispositionen sind kurz gehalten und geben, wie dies nicht anders möglich ist, vielfach schon Bekanntes und praktisch Bewährtes.

Berlin. Dr. Sachse.

Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache, herausgegeben von Carl Schulze. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1860.

Der Verfassser liefert hiermit einen dankenswerthen, mit grossem Fleisse zusammengestellten Beitrag für das Quellenstudium unserer deutschen Sprichwörter, die noch immer eines gründlichen Sammlers harren; denn die vorhandenen Sammlungen erweisen sich leider nicht als ausreichend, und gar manches Goldkörnchen von Sprichwort liegt noch heute ungesehen und unbeachtet in den Schätzen unserer älteren Literatur verborgen. Unter den Quellen, aus denen unsere Volksweisheit schöpfte, nimmt die Bibel unstreitig eine der ersten Stellen ein. Nachdem der Verfasser in der Einleitung ein kleines Verzeichniss der hier einschlagenden Schriften vorangeschickt hat, dem wir noch „Mylius biblische Gleichnissreden und Sprüchwörter 1621. 8°. (751 S.)" und „Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit, von Tendlau, Frankfurt am Main, Keller 1860. (XII u. 425 S.)" hinzufügen möchten, deutet er kurz die kritischen Gesichtspunkte an, die ihn bei Aufnahme von Sprichwörtern in die vorliegende Sammlung leiteten, giebt einen Zusatz zu der bereits in der Zeitschrift für deutsches Alterthum von Haupt, B. VIII. mitgetheilten Aufstellung von „Ausdrücken für Sprichwort" und zuletzt Einiges über Verbreitung der biblischen Sprichwörter, über ihr Verhältniss zu einander und über ihren Inhalt. Die Gesammtzahl der im vorliegenden Werke behandelten Sprichwörter beträgt 296, von denen 179 auf das alte, 117 auf das neue Testament kommen. Wir möchten indessen die Nummern 21. 47. 205. 256. 58. 59. 262. 274. 77. 292. gestrichen wissen, denn die beigebrachten Beweisstellen gewähren durchaus keine Sicherheit. Ebenso ist es fraglich, ob z. B. Nr. 172 und 179 Quellen für deutsche Sprichwörter sind. Um die Sprichwörtlichkeit der verzeichneten Bibelworte zu beweisen, stellt nämlich der Verfasser in chronologischer Reihefolge aus allen Schriften unserer älteren deutschen Literatur die betreffenden Stellen unter dem Texte der Vulgata und der Luther'schen Uebersetzung zusammen und giebt dadurch ein treues Bild, in welcher Fassung sich ein Sprichwort durch Jahrhunderte hindurch bewegt hat. Zugleich sind Nachweise gegeben, wo das auf diese Weise erhärtete Sprichwort in den bekannten Sammlungen erscheint. Zwei Register erleichtern das Aufsuchen der behandelten Sprichwörter. Ref. vermisst übrigens einen Anhang aller derjenigen Sprichwörter, die dem biblischen Grund und Boden entwachsen sind, z. B. die Sprichwörter über Adam, Eva, Moses, David, Hiob, Christus, Herodes, Judas, Petrus, oder Sprichwörter wie: der Glaube macht selig (Marc. 16, 16), Gott ist mit im Schiffe (Matth. 8, 23), der Verräther schläft nicht (Matth. 26), u. s. w.

Wir empfehlen schliesslich das Buch allen Freunden deutscher Sprache und Literatur angelegentlich, da es an vielen Stellen interessante Proben des sprachlichen Ausdrucks und der Dialectverschiedenheit aus allen Jahrhunderten der vorlutherischen Zeit bringt.

H.

Elementarbuch der französischen Sprache für die ersten zwei Stufen des Unterrichts. 3. Die Syntax der französischen Sprache. Von Dr. C. A. Wittenhaus, Rektor der höheren Bürgerschule in Rheydt. Erfurt, Verlag von C. Villaret.

Die beiden ersten Theile des oben genannten Lehrbuches sind bereits in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift besprochen und der Beachtung ihrer Leser empfohlen worden. Wir äusserten damals den Wunsch, dass der Verfasser auch die Syntax in zusammenhängender Darstellung bearbeiten,

und damit seinem Werke den nöthigen Abschluss geben möchte. Das ist nun geschehen; Herr W. hat vor Kurzem eine Satzlehre erscheinen lassen, die, ohne darum den Character eines selbständigen Werkes zu verlieren, zu den beiden Abtheilungen seines Elementarbuches den dritten ergänzenden Theil bildet. „Auch sie zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die erste den einfachen Satz, die zweite das Satzgefüge behandelt. Jede dieser Abtheilungen wird für einen einjährigen Cursus hinreichenden Stoff enthalten, sodass in den jetzt erschienenen drei Theilen das Material für den französischen Unterricht in fünf aufsteigenden Classen einer Realschule oder eines Gymnasiums vorliegt. Für die drei unteren Classen enthalten die beiden ersten Theile dieses Material vollständig, für die beiden oberen Classen jedoch enthält der dritte Theil nur das grammatische Pensum, nebst den dazu gehörenden Uebungsbeispielen zum Uebersetzen. Den letzteren sind möglichst viele hinzugefügt worden, sodass nicht in jedem Jahre dieselben schriftlichen Ausarbeitungen gemacht zu werden brauchen. — Was die Methode betrifft, so ging der Verf. von dem theoretisch längst anerkannten, aber praktisch noch immer nicht zur allgemeinen Geltung gekommenen Grundsatze aus, dass in einer Lehranstalt, die nicht als Fachschule bloss materielle Zwecke verfolgt, also wie im Gymnasium, so auch in der Realschule jeder Unterrichtsgegenstand, zunächst und vorzugsweise geistiges Bildungsmittel sein solle. Hierdurch und besonders auch dadurch, dass die Resultate der wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete der Schule zugeführt werden, ist der praktischen Brauchbarkeit des Buches hoffentlich kein Eintrag geschehen.“ (Vorrede).

Der Verfasser hat sich unseres Erachtens in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Es ist ihm gelungen, die allerdings schwierige Aufgabe, den Anforderungen der Wissenschaft wie des Unterrichts gleichmässig gerecht zu werden, in recht befriedigender Weise zu lösen. Die systematische Anordnung und Vertheilung des syntaktischen Lehrstoffes tritt in ihrer consequenten Durchführung überall klar und übersichtlich heraus. Sie hindert indess nicht, wie das gar oft der Fall ist, dass diejenigen sprachlichen Erscheinungen, welche für das fremde Idiom vorzugsweise characteristisch, dem der Heimat aber mehr oder weniger fremd sind, und eben darum beim Unterricht eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen, mit dem erforderlichen Nachdrucke hervorgehoben werden. Die allgemeinen Bestimmungen, Definitionen, Erklärungen etc. hat der Verfasser sehr mit Recht auf ein angemessenes Mass beschränkt, und zugleich durch einen einfachen, leicht verständlichen Ausdruck der Fassungskraft der in Frage kommenden Altersstufe angepasst. Auch ist er mit Erfolg bestrebt gewesen, die einzelnen Regeln in eine präcise und bündige Form zu fassen, sodass sie unschwer verstanden, und mit Hülfe der zahlreichen und meist passend ausgewählten Uebungsbeispiele mit Sicherheit eingeübt werden können. Uebrigens ist die Gliederung, welche Herr W. dem Stoffe mit steter Rücksicht auf seinen doppelten Zweck gegeben hat, in ihren Grundzügen diese:

Erste Abtheilung. A. Der einfache Satz. — Erstes Kapitel: Das Subject. — I. als Substantiv, II. als substant. Adjectiv, III. als substant. Verb, IV. als subst. Partikel, V. als Pronomen (1. als persönl. Pronomen: pron. pers. conjoint u. absolu, il in unpersönl. Sätzen, il als grammat. Subjekt mit nachfolgendem logischen Subj., das Pron. als pleonast. Subjekt, die Frageform, Wiederholung des Pron. als Subjekt — 2. als demonstrat. Pronomen: ce substant. gebraucht, Unterschied von ce und il, ce als pleonast. Subjekt. — 3. als relat. Pron., 4. als interrogat. Pron., 6. unbestimmtes Pron. als Subjekt. — Zweites Capitel. Das Prädikat (S. 15. — 33). I. als einfaches Verb, II. als abstractes Verb mit einer prädikativen Ergänzung (als solche treten auf: Adjectiv, Substant., Infinitiv, Pronomen, Numerale, Adverb), III. Die Formen des Zeitworts als Prädikat (1. die Zeit-, 2. die Modalformen). — Drittes Kapitel: Die adverbialen Satzbestimmungen (— S. 77).

1. Die Kasus (der Genitiv wird z. B. a. als Orts- und Zeitbestimmung, b. in seinem Gebrauche für die Präposit. von und aus, als instrumentaler Genit., als Bezeichnung von Grund und Ursache, c. als partitiver Genitiv betrachtet; Die Casus der persönlichen Pronomina werden für sich behandelt). — II. Die Präpositionen. — III. Die Participialien (1. Der Infinitiv ohne und mit Präpos. — 2. das Particip in einfacher (activer und passiver) und zusammengesetzter Form. — IV. Das Adverb (Orts-, Zeit-, Modaladverb), Stellung der Adv., Adv. mit adject. Form, Praepos. als Adverb, Adverb. Ausdrücke), Satzadv. (die Negation). — Viertes Capitel: die attributiven Satzbestimmungen (— S. 93). I. Der Artikel, II. die attribut. Zahlwörter, III. die attribut. Fürwörter, IV. das attrib Adjectiv, (Congruenz, Comparation, Stellung der Adj.), V. das attrib. Substantiv, (Genitiv, Dativ, Substant. mit Präposit.), VI. und VII. das attrib. Adverb, u. der attr. Infinitiv, VIII. die Apposition. — B. der zusammengezogene Satz, C. der zusammengesetzte Satz (— S. 98). — Angehängt sind grössere, zusammenhängende Uebungsstücke S. 116. —

Zweite Abtheilung: Das Satzgefüge. A. das einfache Satzg. (S. 117 — 90) — Allgemeine Vorbemerkungen (Arten der Nebensätze, Verbindung von Haupt- und Nebensatz, Gebrauch der Modal- und Zeitformen). — Erstes Kapitel: der Nebensatz als Subjekt — S. 124, (der concrete und der abstracte Nebens. als Subj., der Modus im subj. Nebens., die Verneinung, der abgekürzte Nebens. als Subj.) — 2. Kap.: der Nebens. als prädicative Ergänzung — S. 125. — 3. Kap.: der Nebens. als adverbiale Satzbestimmung — S. 177. I. Der Kasussatz (als Accus.-, Genitiv-, Dativsatz, Modus und Negation in diesen Sätzen, ihre verkürzte Form), II. der präposition. Nebens. (in seiner ausgebildeten und verkürzten Form); III. Der Participial-Nebensatz (Infinitiv und Particip als verkürzter Nebensatz); IV. der adverbiale Nebens. (als Orts-, Zeitbestimmung, als causale Satzbest.) — der Grundsatz (eigentlicher Causal-, Conditional-, Concessivsatz) und der Folges. (Consecutiv-, Finalsatz), als Bestimmung der Art und Weise (qualitativ und quantitativ vergleichender Modalsatz). — 4. Kap. Der Nebensatz als attribut. Satzbest. — S. 187. I. der adjectivische Attributivsatz (auf ein Subst. des Hauptsatzes, auf den ganzen Hauptsatz bezogen, Verhältniss zum Haupts.), II. der substantivische Attributivsatz. — B. das mehrfach zusammengesetzte Satzgefüge (— S. 203). Ein oder mehrere Nebens. auf einen Hauptsatz bezogen, Nebens. einander untergeordnet. — Es folgen Uebungen über den Gebrauch der Modi und der Adverbien der Verneinung, und von S. 203-301 allgemeine Uebungen (historische und Naturschilderungen, Briefe). B.

Die 13. Auflage des

Lehrbuch der Französischen Sprache. Zweiter Cursus, oder Schulgrammatik von Dr. Carl Plötz,

ist erschienen mit einigen Aenderungen, welche ohne Zweifel Verbesserungen zu nennen sind und welche daher die Brauchbarkeit dieses weitverbreiteten Schulbuchs noch erhöhen werden. Zunächst ist die systematische Grammatik, welche früher mehr als Anhang figurirte, diesmal an die Spitze des Buches und vor den methodischen Theil getreten, eine an sich unwesentliche Aenderung, die aber Manchem lieb sein dürfte, welcher die erstere zur Grundlage seines Unterrichts macht. Die Vortheile dieser Nebeneinanderstellung beider Methoden sind augenfällig. Der nach dem methodischen Theil unterrichtete Schüler hat zugleich die systematische Uebersicht der grammatischen Elemente, die er allmälig in sich aufgenommen, und so wird diese Einrichtung z. B. bei Repetitionen gute Dienste thun. Wer andererseits nach dem systematischen Schema lernt, hat gleich daneben eine vortreffliche

Sammlung von Uebungsbeispielen, welche der Lehrer in allen Fällen, wo es ihm gut scheint, benutzen kann. Es macht keinen Einwurf, dass jene Uebungsstücke für eine andere Methode bestimmt sind und dass daraus Schwierigkeiten, besonders wegen des dort vorausgesetzten Wortschatzes für einen Schüler erwachsen, welcher jene Vokabeln nicht gelernt. Theils verschlägt es nichts, wenn der Lehrer ihm diejenigen sagt, welche er anderweitig nicht finden kann, theils sind vom Verfasser, aus wohlerwogenen Gründen, schon dagewesene Vokabeln und Redensarten wiederholt in das vocabulaire aufgenommen worden.

Der methodische Theil, welcher offenbar das eigenthümliche Verdienst dieses Buches ausmacht, hat vielfache Zusätze bekommen. Man vermisste früher z. B. in Lektion 50, welche sämmtliche Regeln über que mit dem Subjonctif enthielt, die nöthige Fülle von Uebungsbeispielen. Diesem Mangel ist in der genügendsten Weise abgeholfen: der Verfasser hat hier nicht weniger als vier französische und acht deutsche Stücke hinzugefügt, nämlich hinter jedem der vier Verbklassen, welche den Subjonctif regieren, stehn immer gleich die entsprechenden Aufgaben, und am Schluss finden wir als zusammenfassende Uebung die bereits vorhandenen Exercitien. Es ist ferner eine ganz neue Lektion (Lektion 76. a.) von der Konkordanz des Verb's mit dem Subjekt hinzugekommen, während in den früheren Aufgaben die bezüglichen Regeln sich hier und da zerstreut fanden. Natürlich ist dieser besondere §. auch dem systematischen Theil einverleibt worden. Auch im Einzelnen sind noch manche Abänderungen theils des Ausdrucks theils der ganzen Fassung der Regel, welche dadurch mehr Klarheit und Präcision erhält. Dabei hat der Verfasser darauf Bedacht genommen, den Gebrauch der älteren Ausgaben neben dieser leicht und bequem zu machen. Inhalt und Zahl der Lektionen sind durchaus dieselben, natürlich mit Ausnahme des oben erwähnten neu Hinzugefügten, dergestalt dass die Orientirung durchaus keine Schwierigkeiten macht. Es ist zu erwarten und zum Gedeihen des französischen Unterrichts auf unseren Schulen zu wünschen, dass dieses Lehrbuch in seiner jetzigen Gestalt immer mehr Freunde und eine immer weitere Ausbreitung finden möge.

Dessau. O. Weiss.

Programmenschau.

Le Phormion de Térence et les fourberies de Scapin de Molière par C. H. Humbert, Dr. Programm der Realschule zu Elberfeld. 1859.

Der Verfasser, der schon im XXIII. Bande des Archivs in zwei Abhandlungen: I. „Das Urtheil des Herrn von Schack über Molière's femmes savantes," und II. „Molière und der conventionelle Standpunkt seiner Zeit," als Vertheidiger des französischen Dichters gegen die geringschätzenden Urtheile Schlegels und Anderer aufgetreten ist, macht es sich in diesem Aufsatze zur Aufgabe, durch Vergleich der französischen Posse mit der lateinischen Komödie, aus der sie, ihrer Handlung und ihren Hauptcharakteren nach, entsprungen ist, zu zeigen, dass Molière nicht nur nicht in verschlechternder, verflachender Weise sein Vorbild französirt, sondern es sogar durch Beseitigung des unnützen und unsittlichen Beigefüges (Davus, Nausistrata), dann durch Einführung edlerer Motive dem sittlichen Standpunkte seiner Zeit angemessen umgearbeitet habe. Dem Vorwurf, dass diese Posse kaum noch den Standpunkt der Posse behaupte, begegnet er durch den Hinweis auf das Theaterpublikum damaliger Zeit, das bis dahin nur die Posse rohester und gemeinster Art gekannt hatte, und das Molière, der Schöpfer der französischen Komödie, deshalb erst heranbilden musste.

Nach kurzer Anführung der Urtheile Boileau's, Voltaire's und Laharpe's, von denen der erstere in seinem absprechenden Urtheile über diese Posse noch von Schlegel übertroffen wird, giebt der Verfasser eine gedrängte Inhaltsangabe des lateinischen und des französischen Stückes. In dem darauf folgenden Hauptabschnitte der Arbeit knüpft der Verfasser an die einzelnen Theile der Schlegelschen Kritik an, indem er die entsprechenden Charaktere mit einander vergleicht. Bei diesem Vergleiche bemüht sich der Verfasser, wie er sagt, zu zeigen, dass Molière bei seiner Nachbildung des Phormio nicht ungeschickt, sinnlos und wenig gewissenhaft copirt, sondern frei nachgeahmt hat, und dass die Charaktere seiner Posse weit achtungswerther, weil sittlicher, sind als die der Terenzischen Komödie; dass die ganz sinnliche Liebe der Alten in eine makellose, gegenseitige, christliche umgewandelt ist; dass Phormio, der die beiden jungen Leute in ihrer Liederlichkeit aus reinem Eigennutz unterstützt, weit weniger zu rechtfertigen ist als Scapin, der Alles, was er thut, ohne persönliches Interesse allein aus Theilnahme für das Geschick der beiden Liebespaare thut; dass der Charakter des Vaters Chremes-Géronte bei Molière weit weniger verächtlich als bei Terenz dargestellt ist; dass die Rolle der Nausistrata als einer schaamlosen Mutter und unwürdigen Frau, wie es sich geziemte, von Molière ganz beseitigt worden ist, ebenso wie die überflüssige, nichts komisches bietende Rolle des Davus.

Es scheint dann (nach p. 5) noch ferner in der Absicht des Verfassers gelegen zu haben, ebenfalls im Anschluss an die Schlegelsche Kritik, über die Anlage des Stückes im Allgemeinen bei beiden Dichtern zu sprechen, um besonders auf den Vorwurf Schlegels zu antworten, dass Molière die Intrigue des lateinischen Stückes nachlässig behandelt und zu ihrem Nachtheil anders gestaltet habe. Aus Mangel an Raum ist dies nicht geschehen.

Essai sur les principales analogies des langues française et anglaise. II. Partie. vom Dr. Maass. Programm des Gymnasiums zu Neu-Brandenburg. Michaelis 1859.

Der erste Theil dieser Abhandlung erschien in dem Programme derselben Schule vom Jahre 1858. Es war darin die vergleichende Syntax der beiden Sprachen in vier Kapiteln bis zum Fürwort geführt worden. Der vorliegende Abschnitt beginnt mit dem wichtigsten Kapitel, dem über das Verb, und daran reiht sich endlich noch ein Kapitel über die Präpositionen. Der ursprünglich angedeutete Plan des Verfassers, auch die Etymologie und die Phraseologie in seine vergleichende Betrachtung mit hereinzuziehen, kommt wegen Mangel an Zeit noch nicht zur Ausführung. Dafür wird der Leser am Schlusse durch einige comparative Bemerkungen über zwei französische Uebersetzungen der Schillerschen Glocke entschädigt.

Was zunächst den Hauptheil des Programms, und darin wiederum das Kapitel über das Verb betrifft, so ist die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Bemerkungen eine sehr schätzenswerthe; aber man vermisst eine gewisse Vollständigkeit oder vielmehr ein bestimmtes System, nach welchem zu Werke gegangen wäre. So wird z. B. im Eingange gesagt, dass es in der Syntax des Verbs besonders auf den Gebrauch der tempora und modi ankommt; da aber erstere sehr verschiedenartig in beiden Sprachen gebraucht würden, so hätte man (der Verfasser) nur von den modis, und zwar vom Indicativ und Conjunctiv zu sprechen. Ja, ist denn aber der Vergleich nur dazu da, die Aehnlichkeiten aufzusuchen? oder kommt es nicht auch in gleichem Masse darauf an, die Verschiedenheiten hervortreten zu lassen? Und nun besonders auf sprachlichem Gebiete und in Bezug auf Lernende kommt es doch, so will mir scheinen, am meisten darauf an, zu zeigen, wo die verschiedenen Sprachen nicht denselben Weg gehen in der Darstellung des Gedankens.

Beim Indikativ wird nur eine Bemerkung gemacht und zwar eine sehr wichtige, die ich bisher in Lehrbüchern gar nicht, oder nur sehr wenig betont gefunden habe, nämlich über die Verschiedenheit, die zwischen der deutschen (lateinischen) Sprache einerseits, der englischen und französischen andrerseits in Bezug auf die indirekte Rede besteht.

In dem Paragraphen, der den Infinitiv behandelt, findet sich folgende Bemerkung: Un ordre est exprimé d'une manière plus obligeante par un infinitif précédé du verbe avoir. Gegen die Richtigkeit des Satzes lässt sich nichts sagen, doch passt das aus Regnard angeführte Beispiel schwerlich dazu:

Et tu crois qu'en effet
Je n'ai, pour en avoir, qu'à donner mon billet?

Dass die englische und französische Sprache durch den häufigeren Gebrauch der Participien oft eine grössere Kürze vor der deutschen voraushaben, ist sehr richtig; sehr oft aber auch erreichen wir dieselbe Kürze, nur auf anderem Wege, indem wir nämlich Substantiva da anwenden, wo jene die Participia gebrauchen, und nur diese gebrauchen können, wenn sie nicht ebenfalls im Ausdruck breit werden wollen. In dem von dem Verfasser angeführten Satze: „Die Jonier verursachten jene denkwürdige Nebenbuhler-

schaft, welche, nachdem sie zwei Jahrhunderte gedauert hatte, mit der Zerstörung des persischen Reiches endete.“ könnte man doch gewiss ebenso gut sagen: „nach einer Dauer von 200 Jahren,“ oder „nach zweihundertjähriger Dauer,“ wodurch die Kürze des französischen und englischen Participialsatzes doch gewiss aufgewogen wird.

Unter den Bemerkungen über das Particip findet sich auch gelegentlich eine Hinweisung auf den absoluten Nominativ, wie er z. B. in folgendem Beispiele erscheint: L'homme taciturne et muet élève une fois la voix: l'explosion faite, il retombe dans son état naturel, le silence. In einer Anmerkung zu einem andern ähnlichen Beispiel wird dann hinzugefügt, dass étant in dem participe passif, welches damit gebildet wird, häufig wegfällt, wie in folgendem Beispiel: Les langues, nées avec les sociétés, n'ont sans doute d'abord été qu'une collection assez bizarre de signes de toute espèce, wo es also nach der Meinung des Verfassers eigentlich heissen müsste: les langues, étant nées avec les sociétés etc. Meiner Meinung nach ist aber étant nées nur in folgender Construktion möglich: les langues étant nées avec les sociétés, il faut les considérer etc. d. h. nur wenn les langues grammatisches Subjekt des Participialsatzes wird, und der Hauptsatz sein eigenes Subjekt hat, kann und muss diese zusammengesetzte Form des participe passif angewendet werden: Ausnahme von dieser Regel macht eben nur der absolute Nominativ, in welchem allerdings Subjekt und Prädikat ohne Kopula nebeneinander gestellt werden. Die Bedeutung des Particips an und für sich bleibt allerdings dieselbe, né heisst nichts anders als étant né; um so mehr fällt es aber auf, dass bei Angabe der Formen des Particips zwei aktive: donnant, ayant donné, und zwei passive: étant donné, ayant été donné aufgeführt werden, und dass von der ursprünglich allein passiven: donné gar nicht die Rede ist.

Ausser dem Gerundium wird dann noch die Stellung, die verschiedenen Klassen und das Régime der Verben in Betracht gezogen. In dem letzten Kapitel „über die Präpositionen“ werden nur die vorzüglichsten nach alphabetischer Reihenfolge angeführt, und ihre verschiedenen Bedeutungen in beiden Sprachen mit zahlreichen Beispielen belegt.

Mit besonderem Danke ist bei dieser Arbeit überhaupt anzuerkennen, dass zu allen Bemerkungen eine grosse Anzahl von Belegen, und zwar nur aus anerkannt guten Autoren gegeben wird. Zum Schluss seien daher nur noch einige fehlerhafte Ausdrücke hervorgehoben, die sich in Beispielen befinden, die der Verfasser selbst bilden musste. Abuser quelqu'un heisst nicht, wie auf p. 17 gesagt wird, schmähen, sondern täuschen (durch Missbrauch). Ferner würde man nicht sagen: Pendant que nous étions à la table, ma tante arrivait, sondern: pendant que nous étions à table ma tante arriva. Endlich heisst es auch nicht: Ma tante croit en spectres et en mauvais présages, sondern: ma tante croit aux spectres et aux mauvais présages.

An diese Arbeit reihen sich ferner, wie schon oben angedeutet worden ist, noch an:

Remarques grammaticales et littéraires sur deux traductions de la cloche de Schiller, von demselben Verfasser.

Sie beziehen sich auf die Uebersetzungen besagten Gedichtes von E. Deschamps und Poyrelle. Emile Deschamps gehört mit seinem Bruder Antoni der romantischen Schule an, und war einer der Begründer der „Muse française,“ des literarischen Organs jener Schule. Beide haben spanische und italienische Dichter bearbeitet, und dabei viel Ruhm geerndtet, wenigstens bei ihren Anhängern. Poyrelle's Name ist meines Wissens in der französischen

Literatur ganz unbekannt; er war docteur en droit und Advokat am Pariser Apellhofe, und lebt jetzt in Rostock als professeur de langue.

Von beiden Arbeiten werden nur einzelne Proben, Uebersetzungen derselben Stelle, gegeben. Deschamps, dessen Gedicht wohl allgemeiner bekannt ist, hat sich durchweg des Alexandriners bedient, und dass mit diesem monotonen Verse der Schwung des Schillerschen Gedichtes kaum angedeutet werden kann, versteht sich wohl von selbst; obgleich nicht zu verkennen ist, dass der poetische Ausdruck im Einzelnen den deutschen oft erreicht. Poyrelle hat sich bemüht, die Abwechselung in der Bewegung durch das Metrum wiederzugeben, d. h. er hat Alexandriner mit anderen, kürzeren Versen abwechseln lassen, er bedient sich sogar einmal eines dreizehnsylbigen, hyperkatalektischen Alexandriners; hier ist er:

De celle qui l'a charmé; heureux si sa démarche.

Aber es wird doch wenig dadurch erreicht, und wir können dem Verfasser des Aufsatzes durchaus nicht beistimmen, wenn er sagt: Poyrelle est en géneral plus fidèle à l'allemand, et par conséquent plus poétique. Sehr oft sogar wird er gerade durch zu grosse fidélité recht abgeschmackt und hölzern. So z. B. übersetzt er: „Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe."

L'adolescent plein d'arrogance
de la fillette fuit le regard.

und „durchmisst die Welt am Wanderstabe"

. . . . . et de sa canne légère
D'un pas déterminé il mesure la terre.

Wieweit diese Treue gegenüber dem Originale führen kann, mögen noch folgende Verse zeigen:

Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Du fruit de son amour les têtes innocentes
Sont là pour le guider et sont toutes présentes.

Dass auch in dieser Uebersetzung einzelne Stellen gut wiedergegeben sind, ist allerdings nicht zu verkennen, das hindert aber doch nicht, dass die ganze Uebersetzung nur ein sehr schwacher Versuch ist, selbst vom rein-französischen Standpunkte aus angesehen.

Für die Leser dieser Zeitschrift möge schliesslich noch gesagt sein, dass der Verfasser der Bemerkungen, die in dem vorliegenden Programm nur bis zu der zuletzt oben angeführten Stelle gehen, dieselben im Archiv fortsetzen wird.

Crouze.

Miscellen.

Fragments d'un Traité de versification française.

Chap. I. Introduction.

§. 1. Poésie.

Ce qui approche de son idéal, ce qui, par sa forme, représente une idée et ainsi, en quelque sorte, l'idée absolue, est beau. La beauté existe: 1. dans la nature, 2. dans l'imagination de l'homme, 3. dans les productions des artistes. Une partie des artistes travaillent en un matériel sensible à l'œil: les architectes, les sculpteurs, les peintres. Un autre art travaille pour l'oreille: c'est la musique. La poésie est l'art le plus parfait. Le poète s'adresse immédiatement à l'imagination de l'auditeur; il commande toutes les formes que l'architecte, le sculpteur, le peintre se partagent: voilà le caractère plastique de la poésie. En donnant une forme rhythmique à son langage, il se sert aussi des moyens à l'aide desquels la musique saisit l'homme: voilà le caractère musical de la poésie. Tout mouvement continu, soit celui des pieds en marchant, soit celui de la voix en parlant ou en chantant, tend à la périodicité. Les éléments du mouvement oral sont les instants, les coups détachés de la voix. Si, dans des intervalles égaux, un coup est toujours donné plus fort qu'un autre, dans la succession continue des instants (syllabes) on établit des moments, des groupes (pieds). Les coups forts sont les syllabes longues dans les langues anciennes, les syllabes accentuées dans les langues modernes.

§. 2. Rhythme des vers français.

En posant pour principe que les vers français, de même que ceux des autres peuples, ont un rhythme, c-à-d. qu'ils sontcomposés d'une suite réglée d'instants marqués par la voix, nous nous inscrivons en faux contre la plupart des théoriciens qui prétendent que les vers français ne se distinguent de la prose que par un nombre limité et régulier de syllabes, par l'évitation de l'hiatus et de l'enjambement, par l'observation de la césure et de la rime. Mais il y a une infinité de vers français qui, tout en satisfaisant à ces exigences-là, ne sont rien moins que beaux. Les critiques en ont relevé la discordance, sans rendre raison de ce qui leur manque. Il y a d'autres vers qui charment l'oreille; la critique en a exalté la beauté. Il faut donc que le plaisir qu'on prend à les lire, soit produit par autre chose que par l'observation des règles citées précédemment. Disons la chose succinctement: là, le déplaisir est causé par l'accumulation des temps forts ou des temps faibles; ici, le charme provient de la relation proportionnelle, de la succession harmonieuse des syllabes accentuées et des syllabes inaccentuées. Toutefois, le rhythme n'étant pas aussi fortement marqué que dans les langues anciennes ou dans la langue allemande où il se rend sensible par une suite déterminée d'élévations et d'abaissements de la voix, le dix-huitième siècle s'écoula avant qu'on découvrît le principe du rhythme des vers français.

L'Italien Scoppa[1]) fut le premier qui démontrât que la langue française n'est pas dépourvue de rhythme poétique; qu'il est impossible d'admettre aucune harmonie sans rhythme, ni aucun rhythme sans accent; que la sixième et la douzième syllabe de l'alexandrin sont nécessairement des syllabes accentuées.

Sans connaître le livre de Scoppa, Quicherat, qui, par la remarque cent fois faite qu'un couplet d'un certain mètre convenait très-bien à un air, et qu'un autre couplet, ayant précisément le même nombre de syllabes, ne s'y adaptait plus, avait reconnu que la mobilité de certains accents exigés dans les vers français déplaçait les temps forts, écrivit, en 1826, son Traité de Versification latine, dans lequel il soutient que le vers alexandrin doit avoir un nombre fixe d'accents, que tous les poètes pratiquent cette règle à leur insu, que toutes les fois que la critique relève quelque dureté dans la cadence, le poète a violé cette règle. Dans son Traité de Versification française (Paris, 1850), il applique cette théorie à tous les vers, et nous dit combien d'accents chaque espèce de vers doit avoir; mais il a oublié de fixer la théorie de l'accent.

Telle est la tâche dont s'est chargé Paul Ackermann.[2]) Ce savant remonte à l'origine de l'accent français: il distingue l'accent tonique et l'accent d'appui: il donne des règles générales sur les mots qu'il faut accentuer: il découvre non seulement des accents, mais encore des pieds dans les vers français.

H. Barbieux,[3]) après avoir résumé les idées confuses des grammairiens les plus accrédités sur la prosodie et l'accent, dit „qu'à en croire tous ces jugements bien dignes de foi, force est de conclure que la langue française, envisagée du point de vue de la prosodie, n'est encore aujord'hui qu'un idiôme dénué de tout principe musical, et que les vers français ne se composent que de mots cousus les uns aux autres sans ordre métrique ni égard à aucun rhythme organisé découlant d'un principe fondamental.“ L'auteur essaye d'expliquer ce phénomène. Dans les plus anciens monuments de la langue du Nord, les terminaisons latines ne sont plus guère reconnaissables et remplacées, pour la plupart, par l'e muet. Les auxiliaires, les prépositions de et à, l'article y paraissent déjà. Cet amas de mots tronqués dut rendre impraticable tout arrangement harmonique des mots. De même que la quantité dans les dialectes du midi, l'accent qui prédomine dans les langues germaniques, se perdit ou s'affaiblit dans le Français du Nord, les Français se bornèrent à la culture du principe logique qui représentait bien mieux que tout autre le caractère national dont il était le reflet. Pendant les cinq siècles qui précèdent le règne de Louis XI, la langue n'avait encore rien de fixe. Sous François I paraissent les premières grammaires françaises. Les Grammairiens en adoptant les trois accents des Grecs prirent le signe pour l'effet. Après avoir dit quelques mots sur Scoppa et Quicherat, l'auteur passe au Traité de M. Ackermann dont il transcrit les passages les plus remarquables en résumant tellement: „De nos jours, faire revenir la nation au système quantitaire, serait peine inutile: il est trop tard; pour celui de l'accent, il est encore trop tôt; mais quand les grammairiens s'émanciperont, quand, au lieu de vouloir marcher sur les traces d'Horace, ils saisiront le fil conducteur du génie national, le système tracé par M. Ackermann,

---

[1]) Traité de la Poésie italienne rapportée à la poésie française, etc., par Antonio Scoppa. (Paris, 1803). Beautés poétiques de toutes les langues, par le même. (Paris, 1815.)

[2]) Traité de l'Accent appliqué à la théorie de la versification. (Paris et Berlin, 1843.)

[3]) Du Principe rhythmique de la Langue française. Programme du collége de Hadamar, 1853.

peut-être modifié par ses successeurs, sera, de notre avis, le seul qu'on puisse espérer faire adopter par un peuple qui a la conscience de sa nationalité.

§. 3. Division.

Comme, selon nous, les vers français ne sont point dépourvus de rhythme, la division de notre traité ne pourra pas être la division ordinaire des traités de versification. Ce qui tient là le premier rang, comme la rime, la césure, devra descendre au second. Nous allons donc traiter dans le premier Livre du principe du langage poétique Du rhythme des vers français. A. Des Syllabes. Chap. II. De la Mesure des Syllabes. Chap. III. De leur Valeur rhythmique. B. Chap. IV. Des Pieds. C. Des Vers. Chap. V. Partie générale. a) Chap. VI. De la Rime. (Un appendice va traiter des anciennes Rimes, c'est-à-dire genres de vers Chap. VII.) b) Des différentes espèces de vers. 1. des Alexandrins. Chap. VIII. Accents fixes: Accent de la Césure. Chap. IX. Accent de la rime. Enjambement. Chap. X. Accents mobiles. Pieds. Chap. XI. Emploi. 2. Chap. XII. Des Vers de onze syllabes. 3. Chap. XIII. Des Vers de dix syllabes. Accents fixes. Césure. Enjambement. Accents mobiles. Emploi. 4. Chap. XIV. Des Vers de neuf syllabes — 9. Chap. XIX. Des Vers de quatre syllabes. 10. Chap. XX. Des Vers de trois syllabes, de deux syllabes, d'une syllabe. (Un appendice va traiter des Vers mesurés, c'est-à-dire, adaptés au système quantitaire des Grecs et des Romains ou au système de l'accent des Allemands et des Anglais. Chap. XXI.) D. Des Stances. Chap. XXII. Partie générale. Chap. XXIII. Des Tercets. Chap. XXIV. Des Quatrains. Chap. XXV. Des Quintils. Chap. XXVI. Des Sixains. Chap. XXVII. Des Septains. Chap. XXVIII. Des Huitains. Chap. XXIX. Des Nonains. Chap. XXX. Des Dizains. Chap. XXXI. Des Onzains. Chap. XXXII. Des Douzains. Chap. XXXIII. Du Mélange des stances. Chap. XXXIV. De l'Emploi des différentes stances.

Le second Livre va traiter de l'Harmonie. La loi de la beauté demande que tout ce qui offense l'oreille soit banni du vers. Donc, après le rhythme, dont l'observation constitue, pour ainsi dire, la partie positive du vers, il sera nécessaire de traiter les cacophonies, dont l'évitation en constitue la partie négative. Les Français taxent de cacophonie surtout l'Hiatus Chap. XXXV. Le XXXVIe chap. va discuter l'Élision, remède contre l'hiatus, le XXXVIIe chap. sera destiné aux autres cacophonies.

Le troisième Livre va traiter l'Harmonie imitative ou les cas dans lesquels, pour produire un effet déterminé, le poète est autorisé à violer les lois du rhythme et de l'harmonie.

La gêne qu'il faut que les poètes se donnent pour observer toutes ces règles, leur a fait demander et obtenir certaines libertés, anomalies du langage ordinaire qu'on appelle Licences poétiques. Chap. XXXIX. Des Licences en général. Chap. XL. Des Licences d'orthographe. Chap. XLI. Des Licences de phraséologie. Chap. XLII. Des Licences de grammaire. Chap. XLIII. Des Licences de construction. Chap. XLIV. Des Licences du style marotique.

Appendice: Chap. XLV. De la Lecture des vers.

§. 4. Différence des vers grecs et latins, allemands, français.

Le vers des anciens Grecs et Romains montre une suite déterminée de syllabes longues et de syllabes brèves. L'accent grammatical n'y est point respecté, pour la plupart l'accent métrique et l'accent grammatical ne coïncident pas. Dans les vers allemands, les syllabes longues et les syllabes brèves sont remplacées par les syllabes accentuées et les syllabes inaccentuées: il faut que l'accent du vers coïncide avec l'accent tonique. En français, la quantité des syllabes est bien faible et indifférente pour la formation du vers (excepté la rime). Même l'accent tonique y est beaucoup moins sen-

sible qu'en allemand ou en anglais. Les vers n'exigent pas un ordre fixe, mais seulement une relation proportionnelle et une succession harmonieuse de syllabes accentuées et de syllabes inaccentuées.[5]) Il y a quelque chose de commun à la versification des Français et à celle des anciens: c'est l'élision pour éviter l'hiatus dont l'oreille allemande ne se soucie guère. La rime, au contraire, presque un défaut dans la métrique des Grecs et des Romains, est une partie indispensable des vers allemands et français. Les Allemands, il est vrai, peuvent s'en passer quelquefois: cela se voit principalement dans l'imitation des mètres anciens et dans le vers ïambique de la tragédie. Mais, à l'éxception de quelques tentatives malbeureuses de poètes du XVIe siècle près, les Français riment toujours. La césure est commune aux poésies anciennes et à la poésie allemande: ce qu'on appelle césure en français, ce n'est pas une *τομή*, caesura proprement dite, mais une *διαίρεσις*.

§. 5. Aperçu de l'histoire.

Quoique dans chaque chapitre, nous allions exposer non seulement le système d'aujourd'hui, mais toutes les formes antérieures dont la connaissance est nécessaire pour expliquer le système moderne: il ne sera pas inutile de jeter préalablement un coup d'oeil rapide sur les différentes phases de la versification française. La quantité des syllabes se perdit vîte dans les langues romanes. Au lieu de peser les syllabes on ne fit plus que les compter, et la qnantité perdue fut remplacée par la rime, dont nous trouvons déjà quelques exemples chez les Grecs et les Romains, l'emploi prémédité dans la poésie arabe et dans la poésie latine du quatrième siècle (hymne rimée de St. Ambroise), et qui a toujours régné dans les vers français. Mais, en y rencontrant dès le commencement le principe de compter les syllabes, la rime, la formation des stances, nous n'y rencontrons pas tout d'abord l'évitation de l'hiatus, l'observation de la règle sur la succession des rimes. Comme la langue n'avait encore rien de fixe, les anciens poètes disposaient assez arbitrairement des mots et se permettaient de leur donner les formes les plus bizarres pour les faire rimer ensemble. Tel est le caractère de la versification dans les restes de la langue romane, formée du latin, du franc, du gaulois et qu'on parlait dans le premier millénaire de l'ère chrétienne; tel en est le caractère dans les premiers siècles de la litérature française. Tout le monde sait qu'en France deux dialectes tout-à-fait différents se sont formés: le roman provençal ou langue d'oc, le roman wallon ou langue d'oïl. Cette langue, souche du français moderne, l'emporta peu-à-peu sur la langue du midi. Ce ne fut qu'au seizième siècle, époque où la langue est fixée, que la versification ancienne se changea en versification moderne. Tandisque l'école de Marot s'attache encore aux traditions anciennes; que la muse de Ronsard, travaillant sur le modèle de l'antiquité grecque et romaine, insensible à l'enjambement, s'efforce de donner de l'énergie et de l'élévation au langage poétique; que quelques poètes, établissant un système de quantité assez arbitraire, font de soi-disant hexamètres et pentamètres: Malherbe paraît, le père du système moderne. La mesure des syllabes qui, avec le temps, a subi de grands changements, est fixée; l'hiatus et l'enjambement sont bannis; la rime, traitée avec une trop grande sévérité qui n'atteint pas son but, ne doit pas seulement satisfaire l'oreille, mais encore l'œil; il se forme une espèce de langage poétique, usant de quelques licences qui sont interdites au prosateur. Ce système fut suivi par les grands

---

[5]) Les Knittelverse (Schiller, Sermon du Capucin dans le Camp de Walstein) et l'ancien Nibelungenvers en allemand offrent une certaine analogie avec les vers français: nombre fixe d'élévations, nombre incertain d'abaissements de la voix. En français, la somme des arses et des thèses est déterminée, ainsi que le nombre des arses, mais la place en est variable.

poètes du siècle de Louis XIV, mais on élargit un peu les règles méticuleuses sur la rime établies par le fondateur. Le dix-huitième siècle marcha sur les traces du dix-septième, en traitant la rime même un peu nonchalamment. Le dix-neuvième siècle engendra une nouvelle école poétique, l'école romantique. Elle affecte de se rapprocher de la nature, que les règles de Boileau, strictement observées par les poètes classiques, avaient expulsée de la poésie. Les poètes romantiques ne font pas conscience d'employer des expressions censées triviales et vulgaires; ils traitent la césure plus légèrement: mais il faut avouer que la rime est plus soignée chez eux qu'elle ne l'avait été au siècle de Voltaire.*)

Chap. III. De la valeur rhythmique des syllabes.

§. 29. Accent tonique.

Pour le rhythme du vers, les syllabes se divisent en syllabes accentuées et en syllabes inaccentuées ou atoniques.[1]) Il va sans dire que le mot accent ne signifie pas ici l'accent écrit, c'est-à dire une petite marque qui se met sur une voyelle, soit pour faire connaître la prononciation de cette syllabe (santé, procès), soit pour distinguer le sens d'un mot d'avec celui d'un autre qui s'écrit de même (a, à), soit pour indiquer la suppression d'une lettre et la longueur de la voyelle (aage, âge; prierai, prîrai; teste, tête): mais la syllabe d'un mot sur laquelle on appuie.

§. 30. Origine et place de l'accent tonique.

La quantité et l'accent, dans les langues de première formation, telles que le Latin, l'Allemand, tendent au même but, c'est-à-dire à désigner par une marque distinctive les syllabes qui semblent avoir une plus grande importance que les autres, ou qui contiennent la notion importante des mots, en un mot de distinguer les syllabes radicales d'avec les syllabes de flexion et de dérivation.[2]) Mais dans les langues néolatines telles que l'Italien, l'Espagnol, le Français, toute évidence étymologique du mot fut effacée. Chaque mot latin dérivé ou composé cessa d'être une forme renfermant à la fois une notion générale et une notion subordonnée. Chaque mot, en bloc, fut en soi et isolément le représentant d'une idée. La première phase de la langue accomplie, elle commença à se faire une étymologie interne par l'apposition et l'affixion. On put alors distinguer la racine et la particule françaises. Quant à la place de l'accent tonique, la langue française a ordinairement gardé l'accent des mots latins, en les raccourcissant de manière que les paroxytona perdirent une syllabe, les proparoxytona en perdirent deux (quinque-cinq; homines-hommes).[3]) La plupart des mots français appuyant sur la dernière syllabe, la règle s'est établie que les mots français appuient toujours sur la dernière syllabe, et sur l'avant-dernière, quand la dernière est muette.[4])

---

*) J'omets: §. 6. Ouvrages sur la versification française; §. 7. Catalogue des poètes et ouvrages poétiques cités dans mon Traité; Livre I. Du Rhythme des vers français. A Des Syllabes. Chap. II. De la Mesure des syllabes. §. 8 — §. 28. Ce chapitre précède le Programme du collége moderne (Realschule) de Bromberg, 1857.

[1]) C'est ainsi que P. Ackermann, p. 30 et p. 39 nomme les syllabes qui ne sont pas affectées de l'accent tonique. Le premier de ces mots ne se trouve pas dans le Dictionnaire de l'Académie; le second y a une autre acception.

[2]) Bergmann, poèmes tirés de l'Edda. Paris, 1838, p. 109 — 110.

[3]) Mätzner, Grammaire, p. 49.

[4]) Regnier Desmarets, secrétaire perpétuel de l'Académie, chargé par elle de composer une grammaire, Grammaire françoise, 1706: „Notre Langue

Telle est la seule théorie de l'accent tonique qui puisse être appuyée sur l'histoire de la langue: elle est adoptée par la plupart des grammairiens dont quelques-uns sont mentionnés ci-dessous. Dans la flexion et dans la dérivation, l'influence de l'accent tonique reposant sur la dernière syllabe se montre par l'affaiblissement de la syllabe radicale: meurs-mourons; sais-savons; acquiers, acquérons: seul-solitude; bien-bénir; chaud-chaleur (Mätzner, französische Grammatik. p. 43 — 44). Cette théorie est encore soutenue par la place de l'accent de la phrase, duquel nous allons parler au §. suivant; elle est aussi confirmée par la place des accents fixes de l'alexandrin et du décasyllabe.

Il y a deux accents toniques: l'accent tonique des finales masculines (perdu) est plus net, plus ramassé; celui des finales féminines (perdue) a plus de prolongation et de mollesse.

§. 31. Accent de la phrase, accent oratoire, accent des dialectes.

L'accent tonique, il est vrai, est moins sensible en français qu'en allemand ou en anglais, conséquence nécessaire de l'affaiblissement de la quantité. Les Français ont abaissé l'accent des mots détachés pour relever l'accent de la phrase, lequel se place toujours sur la dernière syllabe sonore du dernier mot. Tout ce qui est étroitement lié par le sens, tout ce qui se trouve, pour ainsi dire, entre deux virgules ou autres signes de ponctuation, se prononce comme un seul mot, tout d'une haleine, et l'accent tonique du dernier mot est sensiblement élevé aux dépens des autres accents toniques de la phrase.

Il faut encore distinguer l'accent tonique d'avec l'accent oratoire qui sert à marquer les affections de l'âme. L'orateur peut relever, non seulement tout un mot ou plusieurs mots mais une syllabe quelconque qui lui semble contenir l'idée principale: Oignez vilain, il vous poindra; poignez vilain, il vous oindra. L'accent oratoire peut coïncider avec l'accent tonique et le renforcer; il peut frapper des mots ordinairement inaccentués; il peut paraître à côté de l'accent tonique.

L'accent tonique des dialectes français se distingue, selon Mätzner, ou par une élévation de l'accent ou par une inclination à appuyer sur la syllabe radicale,[5]) ou par une prolongation ou un raccourcissement des syllabes.[6])

---

n'a proprement d'accent que sur la dernière syllabe, dans les mots dont la terminaison est masculine; et sur la pénultième, dans ceux dont la terminaison est féminine.“ Mablin: „On sait que tous les mots français ont l'accent sur la dernière, à l'exception des mots terminés par un e muet qui l'ont sur la pénultième.“ Voltaire: „Nous appuyons toujours sur la dernière syllabe.“ Quicherat, p. 12: „L'accent tonique existe dans toutes les langues: en français, il se trouve toujours sur la dernière syllabe, etc.“ Ackermann, p. 14: „Il (l'accent tonique) est toujours placé sur la dernière syllabe sonore.“ Borel, gramm. franç. §. 13.

[5]) Ackermann attribue l'accentuation de la syllabe radicale qu'il nomme accent d'appui non seulement à quelques dialectes, mais à toute la langue, et la regarde comme un reste de l'élément germanique à laquelle la prédominance de l'élément latin n'a pas permis de se développer en toute liberté.

[6]) L'accent tonique étant si peu sensible en français, il ne faut pas s'étonner qu'il y ait des grammairiens qui ont inventé d'autres règles, comme De Castres, Phonologie, p. 57 — 59. D'autres encore prétendent que la prononciation française n'est point susceptible d'une accentuation régulière et que la valeur des sons n'y est pas suffisamment caractérisée. D'Arnauld, sur les Accents de la langue grecque, cité par Barbieux, dit: „Il n'est

§. 32. Mots naturellement ou accentués ou inaccentués.

Règles générales. 1º Tous les mots qui renferment une idée de substance, de qualité ou d'action, savoir le substantif, l'adjectif, le verbe, l'interjection ont par eux-mêmes l'accent tonique et ne le perdent que par position. 2º Les petits mots de rapport et de détermination, savoir l'article, le nom numéral, le verbe auxiliaire, la préposition, la conjonction sont naturellement privés de l'accent tonique et ne le reçoivent que par position. 3º Les pronoms disjoints (personnels, possessifs, démonstratifs, interrogatifs, indéfinis) et le pronom relatif lequel ont l'accent tonique; les autres pronoms ne l'ont pas. 4º Les adverbes ont, pour la plupart, l'accent, de même que les particules négatives (pas, point, rien, etc.) et les particules démonstratives (ça, ci, là). Quelques adverbes monosyllabes (si, plus, trop) qui s'appuient sur le mot suivant et la particule négative ne ne l'ont pas.

---

point de langue qui n'ait ses accents plus ou moins ressentis; il serait aussi impossible de parler sur un ton de voix continuement le même que de n'attacher à toutes ces expressions que le même sentiment ou la même idée. Mais, dans les langues modernes (?), et particulièrement dans la nôtre, ces changements de voix ne diffèrent que par des nuances à peine sensibles; d'ailleurs ils ne sont affectés à aucune syllabe en particulier; rien enfin n'y prescrit, dans les mots qui la composent, l'abaissement ou l'élévation d'une syllabe plutôt que d'une autre.“ Lamennais, L'art d'écrire (Herrig et Burguy, la France litt., p. 657) ne semble reconnaître que l'accent oratoire: „De son infériorité [il s'agit de la langue française] sous ce rapport [elle n'a qu'une prosodie imparfaite et vague] résulte, il est vrai, une supériorité d'un autre genre, et d'abord une clarté admirable (?), puis la facilité d'exprimer mille nuances fugitives et délicates, l'esprit plaçant a son gré l'accent sur les différentes syllabes du même mot, suivant les modifications diverses de la pensée et du sentiment, que la voyelle muette aide encore à rendre par l'effet harmonique qui lui est propre.“ Hamann (Leitfaden zur Erlernung der französischen Aussprache. Zweites Heft. Potsdam, 1854) donne deux règles sur la prononciation de la phrase française: „1. Man spricht alle Wörter, welche in ihrer Folge einen ununterbrochenen Sinn bilden sollen, wie ein Wort aus, sodass die letzte vokallaute Silbe den rhythmischen Nachdruck und eine Tonsteigung erhält. 2. Man giebt dem Worte, welches, ohne am Cäsurpunkte zu stehen, durch seine Bedeutung, namentlich durch den Gegensatz, einer Hervorhebung bedarf, die Hebung durch Tonverstärkung und Tonerhöhung auf seiner letzten vokallauten Silbe ohne Verweilung oder Pause. Indessen beim Ungestüm des Affekts wirft sich die Hebung, gleichsam ungeduldig die letzte Silbe zu erwarten, auf eine frühere.“ Il n'y a donc, selon Hamann, que l'accent de la phrase et l'accent oratoire. La place du dernier est ordinairement la dernière syllabe du mot.

Le fait même que, pour beaucoup de théoriciens, l'accent tonique, non de quelques mots en particulier, mais de la langue en général, est le sujet d'une contestation, doit nous avertir que, s'il y en a un, il doit être faible. En admettant donc bien volontiers que l'accent de la phrase a gagné en français ce que l'accent tonique a perdu, nous répondons à ceux qui en nient tout-à-fait l'existence, avec Ackermann p. 12: „L'accent est lié d'une manière si intime et si rationelle à l'organisme d'une langue que l'un ne peut pas se concevoir sans l'autre,“ et avec Barbieux, p. 1: que ce serait un phénomène inouï dans les annales de la parole humaine que la langue eût perdu ce principe d'harmonie (la prosodie) inhérent à tout idiôme cultivé. Le même savant dit, p. 12, que ceux qui disent que toutes les syllabes sont égales confondent la prolation vulgaire des enfants de Paris avec la diction oratoire et poétique, fondée sur le principe vital commun à toutes les langues romaines.

Exemples: Verbe, substantif, adjectif.
Abusant contre lui de ce profond silence. Rac. Ath. I, 2. (abusant, profond, silence.)
Interjection.
Hélas! de quel péril je l'avais su tirer. Ibid. I, 2. (hélas.)
L'interjection ô suivie d'un substantif peut perdre l'accent.
A leur réveil, (ô réveil plein d'horreur!) Ibid. II, 9.
Article, noms numéraux.
(Quel spectacle d'horreur!) quatre-vingts fils de rois. Ibid. II, 7. (quatre-vingts.)
Les morts, après huit ans, sortent-ils du tombeau? Ibid. I, 1. (le huit, du.)
Ose des premiers temps nous retracer quelque ombre. Ibid. I, 1. (premiers.)
Conjonctions.
Voici, comme ce Dieu vous répond par ma bouche. Ibid. I, 1. (comme.)
Il sait, quand il lui plaît, faire éclater sa gloire. Ibid. I, 1. (quand.)
Prépositions.
Abusant, contre lui, de ce profond silence. Ibid. I, 2. (contre.)
Verbes auxiliaires.
Que les temps sont changés! Sitôt que de ce jour. Ibid. I, 1. (sont.)
Pensez-vous être saint et juste impunément. Ibid. I, 1. (être.)
En des jours ténébreux a changé ces beaux jours. Ibid. I, 1. (a.)
Qui sur tous mes périls vous fait ouvrir les yeux. Ibid. I, 1. (fait.)
Les feux vont s'allumer, et le fer est tout prêt. Ibid. III, 3. (vont.)
Pronoms disjoints et lequel, pronom relatif.
Que sur vous son courroux ne soit près d'éclater. Ibid. I, 1. (vous.)
Elle que l'innocence à mes yeux sanctifie V. Hug. Marion I, 3. (elle.)
Son père de vieux temps est grand ami du mien. Corn., le Ment. II, 3. (mien.)
Celui qui met un frein à la fureur des flots. Rac. Ath. I, 1. (celui.)
Mais à qui de Joas confiez-vous la garde? Ibid. I, 2. (qui.)
Envoyer un présent, mais je ne sais lequel. Dum. Christ. III, 5. (lequel, pron. int.)
Oui, c'était un enfant comme un autre; son âme. Dum. Calig. prol. 5. (autre.)
O roi heureux sous lequel sont entrés. (Marot, l'Enfer p. 42. Oeuvres, La Haye 1700) (lequel, pron. rel.)
Pronoms conjoints et relatifs.
Oui, je viens dans son temple adorer l'Eternel. Rac. Ath. I, 1. (je, son.)
Du mérite éclatant cette reine jalouse. Ibid. I, 1. (cette.)
Hélas! de quel péril je l'avais su tirer! Ibid. I, 2. (quel.)
Celui qui met un frein à la fureur des flots. Ibid. I, 1. (qui.)
Hélas! l'état horrible où le ciel me l'offrit. Ibid I, 2. (où.)
Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte. Ibid. I, 1. (autre.)
Adverbes; particules négatives, démonstratives.
Ou même, s'empressant aux autels de Baal. Ibid. I, 1. (même.)
Enfin, depuis deux jours la superbe Athalie. Ibid. I, 1. (enfin.)
Près de leurs passions rien ne me fut sacré. Ibid. III, 3. (rien.)
Et, par là de son fiel colorant la noirceur. Ibid. I, 1. (là.)
D'un oubli trop ingrat a payé ses bienfaits. Ibid. III, 6. (trop.)
Les noms numéraux employés substantivement prennent l'accent:
Ciel! — Dans un des parvis, aux hommes réservé. Ibid. II, 2. (un.)
Et tous, devant l'autel avec ordre introduits. Ibid. I, 1. (tous.)

§. 33. L'accent tonique passe d'un mot accentué à un mot inaccentué.

L'accent tonique est sujet à des mouvements. 1° Il passe d'un mot accentué à un mot inaccentué:

a. Dans les propositions impératives, le verbe, suivi d'un régime, perd son accent tonique qui se reporte alors sur le pronom: car le verbe et le régime ne semblent former qu'un mot.

Croyez-moi, plus j'y pense, et moins je puis douter. Rac. Ath. I, 1.
Songez-y, vos refus pourraient me confirmer. Ibid. III, 4.
Gardez-en pour ailleurs l'incertaine monnaie. Aug., la Ciguë. I, 3.

Quand il y a deux pronoms, c'est le second qui prend l'accent.

Je ferai déguerpir, tenez-vous-le pour dit. Pons. Agn. II, 1.
Qu'as-tu dit?.... — Est-il vrai? redis-le-moi, prolonge. Lamart. Touss. IV, 5.

Les opinions de Quicherat et d'Ackermann diffèrent sur le. Le premier pense que l'accent tonique se place sur ce mot, aussi bien que sur les autres pronoms.

Laissez-le s'expliquer sur tout ce qui le touche. Rac. Ath. II, 7.

Ackermann accentue: Laissez-le. Les grammairiens ne veulent pas que le soit précédé d'une autre syllabe muette, comme dans

Si tu peux en douter, juge-le par la crainte. Corn. Poly. I, 3.
Laisse-le sans remords m'approcher des couronnes. Id. Don S. II, 3.
Ramène-le fidèle; et permets, en ce jour. Rac. Théb. I, 6.

b. Dans les propositions interrogatives, on fait ressortir le sujet en le plaçant après le verbe, et l'importance qu'il acquiert par là appelle l'accent tonique.

Abner, le brave Abner, viendra-t-il nous défendre? Rac. Ath. I, 2.

La même chose arrive, quand on rapporte les propres paroles de quelqu'un.

Je crains Dieu, dites-vous, sa vérité me touche! Ibid I, 1.

Les pronoms je, ce, dont l'e est muet, ne peuvent pas prendre l'accent; il reste alors sur le verbe.

Ai-je besoin du sang des boucs et des génisses? Ibid. I, 1.
Dieu tout puissant sont-ce là les prémices. Ibid. III, 8.

c. L'accent tonique, au lieu d'avancer, fait quelquefois un pas en arrière. „Ma soeur que j'ai vu peindre“ signifie qu'elle était peinte; dans ce cas la liaison est intime entre vu et peindre. Au contraire, „ma soeur que j'ai vue peindre“ signifie qu'elle peignait, et il s'opère une légère suspension entre vue et peindre.

§. 34. L'accent tonique disparaît.

2° L'accent tonique disparaît d'un mot accentué:

a. Dans les phrases négatives, le verbe perd son accent.

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte. Rac. Ath. I, 1.

Première remarque. L'accent tonique de la pénultième semble être conservé en poesie.

Ne lui donne point lieu d'attaquer ma vertu. Corn. le Cid. III, 4.

Deuxième remarque. Quand les particules négatives se placent avant l'infinitif, l'accent du verbe ne se perd pas.

Respecter une reine, et ne pas outrager. Rac. Ath. III, 5.

Troisième remarque. Dans la forme mixte, le pronom perd l'accent, et le verbe le reprend.

Ne descendez-vous pas de ces fameux lévites. Ibid IV, 3.

b. Le verbe suivi des particules suffixes ça, ci, là perd son accent.

Reine, Dieu m'est témoin.... Laisse là ton Dieu, traître. Ibid. V, 5.

La conjonction donc semble quelquefois exercer la même influence sur le verbe.

Jurez donc avant tout sur cet auguste livre. Ibid. IV, 3.
Remarques: Dans les propositions interrogatives, le pronom perd son accent, et le verbe le reprend.
Et que faisais-tu là? — Monseigneur, j'écrivais. Musset. Louis. I, 2.
Le substantif suivi de ci ou de là subit la même influence que le verbe.
Que ces amitiés-là! C'est du Segrais tout pur. Hug. Mar. I, 1.
c. Tout monosyllabe qui en suit immédiatement un autre auquel il est intimement lié par le sens, tend à absorber son accent tonique; sans cela, le français ayant tant de monosyllabes accentués, il se trouverait à tout instant que deux syllabes accentuées se suivraient immédiatement, sans l'intervalle même d'une pause, ce qui serait contraire au principe général du rhythme. (Le premier mot, dit Ackermann, prend en revanche l'accent d'appui, le ton grave, tandisque l'accent tonique a le ton aigu.)
En des jours ténébreux a changé ces beaux jours Rac. Ath. I, 1.
Cependant je rends grâce au zèle officieux. Ibid. I, 1.
Et, n'ayant de son vol que moi seul pour complice. Ibid. IV, 3.
d. La dernière syllabe sonore de la phrase tend à absorber l'accent de toute syllabe tonique qui la précéderait.
Ne vous l'ai-je pas dit? nos prêtres, nos lévites. Rac. Ath. I, 2.
A quoi s'occupe-t-il? — Il loue, il bénit Dieu. Ibid. II, 7.

§. 35. Des mots inaccentués prennent l'accent.

L'accent paraît sur un mot inaccentué.
a. L'inversion l'appelle p. e. sur le pronom relatif séparé de son verbe.
Qui, lorsqu'au Dieu du Nil le volage Israël
Rendit dans le désert un culte criminel,
De leurs plus chers parents saintement homicides,
Consacrèrent leurs mains dans le sang des perfides. Rac. Ath. IV, 3.
sur si.
Comme si, dans le fond de ce vaste édifice,
Dieu cachait un vengeur armé pour son supplice. Ibid. I, 1.
sur le verbe auxiliaire.
Qu'il soit comme le fruit en naissant arraché. Ibid. I, 2.
b. L'accent peut se placer sur une conjonction qui ne lie pas deux mots, mais deux phrases.
Où sur le mont Sina la loi nous fut donnée. Ibid. I, 1.
Avant que son destin s'explique par ma voix. Ibid. I, 2.
Mais à qui de Joas confiez-vous la garde? Ibid. I, 2.
c. Les prépositions dissyllabes peuvent le prendre, quand il y a trop peu d'accents dans un vers.
Parmi vos ennemis que venez-vous chercher? Ibid II, 5.
d. Les verbes auxiliaires, surtout les formes dissyllabes, peuvent prendre l'accent, pour la même raison.
Où sont-ils? — Sur-le-champ tu seras satisfaite. Ibid. V, 5.
e. Aussi les noms numéraux polysyllabes.
Lorsque s'accomplira la deuxième semaine. Pons. Agn. I, 4.
f. L'accent oratoire peut affecter un mot inaccentué, comme dans: Cela ne se trouve pas sous, mais sur la table.

§. 36. L'accent tonique est renforcé.

L'accent tonique peut être renforcé par l'inversion:
Maître corbeau, sur un arbre perché. Lafont. Fabl. I, 2.
par l'ellipse;
L'issue en est douteuse et le péril certain. Corn. Hor. I, 1.
Quels vœux puis-je former, et quel bonheur — attendre. Ibid. II, 1.
Il est encore renforcé, quand il coïncide avec l'accent oratoire ou avec l'accent de la phrase.

Comme l'accent tonique ne peut pas affecter des mots tels que te, le, Ackermann déclare vicieux ces vers d'Athalie:

Je devrais, sur l'autel où ta main sacrifie,
Te.... Mais du prix qu'on m'offre il faut me contenter. V, 5.

Chap. IV. B. Des Pieds.

§. 37. Pied.

Le vers est composé d'une progression réglée de syllabes accentuées et de syllabes inaccentuées. Les accents toniques constituent des temps forts qui semblent porter les autres syllabes. Il se forme ainsi un penchement des syllabes faibles sur les syllabes fortes, et, par conséquent, divers groupes de syllabes, qui reçoivent le nom de pieds.[1]) Chaque pied doit contenir au moins un temps fort. Trop d'accents ou des accents qui se suivent rendent le vers saccadé; trop peu d'accents le rendent languissant et le font retomber dans la prose. La fin du pied français coïncide toujours avec la fin d'un mot. Il y a des pieds masculins et des pieds féminins.

Un temps fort supposant un temps faible, on ne peut imaginer un pied, ni, à plus forte raison, un vers de moins de deux syllabes. Dans les soi-disant vers d'une syllabe suspendus entre des mètres à plusieurs accents, la pause qui suit la fin des vers remplace la syllabe atonique qui manque à ces vers.

§. 38. Pieds de deux, de trois syllabes.

Les meilleurs pieds dissyllabes sont: –⏑[2]) peine, êtes, est-ce et ⏑– | avoir, est-il. Les pieds formés de deux syllabes accentuées sont durs: crains Dieu. Les pieds formés de deux syllabes inaccentuées sont impossibles. Les meilleures formes des pieds de trois syllabes sont: ⏑⏑– | adorer, viendra-t-il; ⏑–⏑ | paraître, de vivre; –⏑– | peuple ingrat. Formes dures: ⏑–– | je crains Dieu; ––⏑ | tous doivent; ––– | vous peur d'eux. Forme très-rare et peu harmonieuse: –⏑⏑, laisse-le selon Ackermann (Quicherat accentue: ⏑⏑–). Forme impossible: ⏑⏑⏑.

§. 39. Pieds de quatre syllabes.

Plusieurs pieds de quatre syllabes n'existent que dans une forme qui permet de les considérer aussi comme deux pieds de deux syllabes. Les meilleures formes en sont: ⏑–⏑– ce jeune roi; –⏑–⏑ daigne, daigne (–⏑ | –⏑); –⏑⏑– fils de David; ⏑––⏑ le roi l'aime (⏑– | –⏑). Les pieds suivants approchent de la prose, parce qu'ils ont trop de syllabes inaccentuées: ⏑⏑⏑– calamité; ⏑⏑–⏑ archiprêtre. Formes dures, parce qu'elles ont trop d'accents: ⏑––– hélas Dieu voit (⏑– | ––); –⏑–– toi, soldat, toi; ––⏑– doit, mais sortons; –––⏑ vous peur d'elles –––– oui! bon! paix! quoi! (–– | ––) Ces deux pieds souffrent d'une distribution peu agréable des accents: ⏑⏑–– je me sens prêt, ––⏑⏑ mais laisse-le. Formes impossibles: ⏑⏑⏑⏑, –⏑⏑⏑.

§. 40. Pieds de cinq, de six syllabes.

Les pieds de cinq syllabes sont rares et peu recommandables. On les trouve surtout dans le vers de huit syllabes:

Quoi! ce que le temps | nous amène
Laborieuse | liberté
Et que le lion | populaire. Hugo, A la jeune France.

---

[1]) La plupart des grammairiens français appellent pied la réunion de deux syllabes; quelques critiques se servent aussi du mot mètre, et nomment hexamètre le vers de douze syllabes, pentamètre celui de dix; tétramètre celui de huit.

[2]) – Marque des syllabes accentuées; ⏑ signe des syllabes inaccentuées.

Si le pied de 5 syllabes doit être généralement rejeté, d'autant plus celui de six, qu'on trouve assez souvent dans les alexandrins.

Et j'hérite de tout | universellement Muss. Louis. I, 4.
Et de mes droits sentant | l'infériorité. Aug. les Aristocr. II, 4.
O Philippe, sois-lui | miséricordieux. Pons. Agn. I, 4.
L'impossibilité | disparaît à son ame. Lafont. Fabl. VIII, 25.[3])

Dans Mol. Psyché II, 3 nous lisons un pied de huit syllabes:
De cette insensibilité.

C. Des Vers.

Chap. V. Des Vers en général.

§. 41. Vers de 12, de 10, de 8, de 7, de 6, de 5, de 4, de 3, de 2, de 1 syllabes.

Le vers se compose d'un ou de plusieurs pieds dont la fin rime avec une autre série rhythmique. Les vers les plus usités sont de 12, de 10, de 8, de 7, de 6, de 5, de 4, de 3, de 2, de 1 syllabes. Voici un exemple qui renferme toutes ces mesures:

A ce calme il préfère un des jours de détresse,
Où, sous le fouet de l'onde qui le presse,
Le vaisseau, lancé dans les airs
Monte au rayon des éclairs.
Sur le haut d'une lame,
Et du ciel en flamme,
Tombant le front
Sur le mont
Qui coule,
Roule. (Edouard Alletz).

§. 43. Vers de 9, de 11 syllabes.

Les vers de neuf syllabes et les vers de onze syllabes sont rares, surtout ceux de onze. En voici des exemples:

Cher amant, je cède à tes désirs;
De champagne enivre Julie.
Inventons, s'il se peut, des plaisirs,
Des amours épuisons la folie. Bérang, la Bacch. p. 7 (Paris, 1843).
N'étouffons, n'étouffons que de rire. Id. Les Gourm. p. 64.
Je veux bien, dit-il, que le diable m'emporte. Id., Le bon Dieu p. 259.
Gardez bien, gardez bien votre liberté. Id. Le Sacre p. 403.

§. 43. Vers de 13, de 14, de 16 syllabes.

Quelques vers de treize syllabes se trouvent dans les pièces lyriques destinées à être chantées.[1])

---

[3]) Ces pieds proviennent principalement de l'emploi des mots de cinq et de six syllabes. Ronsard avertit déjà les poètes de s'abstenir de ces mots: „Tu te donneras de garde, si ce n'est par contrainte, de te servir des mots terminés en ion qui passent plus de trois ou quatre syllabes, comme abomination, testification; car tels mots sont languissans et ont une traînante voix, et, qui plus est, occupent languidement la moitié d'un vers."

[1]) Parmi les alexandrins, il se trouve dans Agnès de Méranie par Ponsard, V, 1 un vers de 13 syllabes:
Gauthier de Châtillon, Mathieu de Montmorency.
Dans Dum., Calig. prol. sc. 8, nous lisons:
Le tonnerre a brillé venant de droite et de gauche.
Ou il y a négligence de l'auteur, ou le second de n'est pas sorti de sa plume.

Sobres, loin d'ici, loin d'ici, buveurs d'eau bouillie. Scarron, Chans. bach.
Le peuple s'écrie: Oiseaux, plus que nous soyez sages. Bérang. Le Sacre p. 403.

J'ai lu deux vers de 14 syllabes dans une traduction prosaïque des livres des Rois entremêlée de vers (Idel. Einleitungsband I, p. 79).

Si hom peche vers altre, a Deu se purrad acorder,
Et s'il peche vers Deu, ki purrad pur lui préïer?

et deux autres dans une chanson bachique de Scarron:

Il fait meilleur à Paris, où l'on boit, avec la glace
Que d'aller au Pays-bas à cheval comme un Saint-George.

Fournel, dans la traduction du Löwenritt par Freiligrath, a fait des vers de 16 syllabes:

Quand le lion, roi des déserts, veut parcourir son vaste empire,
Il s'avance vers la lagune et dans les roseaux se retire;
Près de l'onde où boit la girafe et dans les joncs il s'accroupit:
Au dessus de son front terrible, avec bruit le palmier frémit.

Agamemnon, tragédie de Ch. Fontaine, poète du XVIe siècle, offre aussi des vers de seize syllabes. Les vers soi-disant mesurés, dont nous allons parler plus tard, offrent beaucoup d'exemples de vers de plus de douze syllabes.

Gustave Weigand.

Ueber die Fügung von lehren mit dem Dativ oder Accusativ der Person.

Die Fügung von lehren mit persönlichem Dativ bei sachl. Obj., — namentlich, wenn dies nicht durch einen Infinitiv ausgedrückt ist, — ist in der neuern Sprache nicht selten. Die nachstehenden Belege sind alphabetisch nach dem Namen der Schriftsteller geordnet.

Wir hätten ihnen wollen Mores lehren Alexis Hos. 1, 2, 190. — Frommen Kindern lehrt sie Lieder. Arndt Ged. 105; Lehren will ich die Liebe dem Sohn. 162; Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt. 284; Der mir Wahrheit gelehrt hat. Bericht 36. — Ich lerne Dir's ganz allein. Auerbach Dorf. 1, 13; Ein Lied, das ihm der Nazi gelehrt. 186; Wer hat dir denn das so schön gelehrt? Barf. 77; 68. ff. — Sie wollte mir Philosophie lehren. Bettine 1, 79. — Jungen Mädchen.. alles das zu lehren. Börne 3, 88; Kindern Moral in Beispielen zu lehren. 393 ff. — Wie Versuche ihm lehrten.*) Burmeister Gesch. 127. — Die Mutter lehre ihm den Katechismus. Chamisso 5, 55. — Meine Mutter lehrte mir's. Dingelstedt Hept. 2, 77. — Was du vordem denn der Jugend gelehrt. Droysen Ar. 3, 88; Die Kriegsführung, die Napoleon der Welt gelehrt. York 1, 303. — Den Bergen lehrend und der Flur den lieben | Namen. Fichte 8, 473. — Schüler, denen er Französisch lehrte. Forster Br. 1, 13; Nichts, das der Bonsens einem Jeden.. nicht längst gelehrt hätte. 2, 23 (Heyne). — Ich wollte Jedem sein eigen Kunstück lehren. Goethe 7, 202; Nur | das Leben lehrt Jedem, was er sei. 13, 141; Was einem Jeden lehrt, dass ein Gott ist. 17, 140; Ihnen die Kunst zu lehren. 30, 183. — Niemand kann mir's lehren. Grimm Märchen 18. — Sie lehrten mir kleine Hexereien... Sie lehrten

---

L'édition de Racine par Augier, Par. 1842 offre ce vers:

Faut-il qu'à feindre votre amour me convie, Bajaz. IV, 1.

Il faut:

Faut-il qu'à feindre encor votre amour me convie.

*) Wo das „wie" das sachl. Obj. ersetzt, vgl.: Wie ihm Versuche zeigten.

mich Sterne und Zeichen deuten ... Sie haben mich auch den Pfiff gelehrt ... Die Worte .. lehrten sie mich. Heine Rom. 124; Ich wollte, | ich hätte ihr nie das böse Lied gelehrt. NGd. 317. — Wenn sie ihnen lehrten, Drei sei Eins. Heisse Körte 1, 17; Das hatte mir längst mein Herz gelehrt. 145. — Das lehr' ich keinem Mädchen noch Weibe. Herder 8, 441. — Dass die Deutschen den Engländern den Kriegsschiffbau lehrten. Jahn Volksl. 248. — Sonst wollte ich Dir Mores lehren. Iffland 5, 2, 15. — Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewisse Gesänge. Kant Anthr. 314; Wie kann mir die Erfahrung etwas Allgemeines lehren? phil. Rel. 15. — Lehrte ihm die Kenntnis. J. Kerner 529. — Ich hatte ihrem Könige Weisheit und Gesetz gelehrt. Kinkel Erz. 18. — Ihm das Striegeln zu lehren. Hr. Kleist Erz. 1, 52; Da haben sie die Künste gelehrt. Hinterl. 281. — In anderer Gestalt als Ihr mir.. gelehrt habt. Klencke Parn. 2, 205. — Wenn man ihnen das Wassertrinken lehren könnte. Kohl Alp. 1, 137; Lehrt ihm, wie man ihn zubereite. 143; 2, 20; 189; Irl. 1, 125; 129; 259; 319; 2, 434; Engl. 3, 280 ff. — Diesen Popanz, der meinen besten Helden (Mehrz.) Furcht gelehrt. Körner 125a; Vor zwei Minuten hast du mir's ja selbst gelehrt. 237 b. — Das lehren dir schon die griechischen Weisen. Kühne Freim. 294. — Die Ursache hat mir Menage gelehrt. Lessing 3, 83; Was Ihnen in Laublingen freilich Niemand lehren kann. 407. — Auch diesen (Leuten) lehren wir ihr Exercitium. Lichtenberg 5, 250. — Diese Kunst will ich dir lehren. Lichtwer 64; Die Vernunft.. lehrte das Gesetz der Menchen freiem Stande. 180. — Sonst lehrte ihm eine andere Erfahrung, suam etc. Möser Osn. 1, 7. — Lehre mir den leichten Sinn. Wh. Müller Gd. 1, 250. — Dir den Gebrauch desselben zu lehren. Musäus M. 1, 58; Lehrte ihr den gleichen Spruch. 2, 22; Darauf lehrte sie dem Fräulein einige magische Eigenschaften des Apfels. 128; 4, 78; 85 ff. — Was sollen mir Berg und Thale lehren? Olearius Reis. 2 a. — Der Professor lehrte ihm .. güldne Brokardika. J. Paul 1, 161; Ich wollte meinem Gustav kaum Etwas mehr lehren. 183 ff. — Die einst der Welt so viel gelehrt. Platen 1, 337; Denen Nichts das Leben lehrte. 4, 10; Mein Stock auf seinem Rücken lehr' ihm dann das Mein und Dein. 8 ff. — Ihm die reinsten Töne.. zu lehren. Prutz D. Mus. 1, 2, 170 (Steub); Die Mutter lehre ihren Kindern Beobachtung der Wahrheit. 193 (Gumprecht). — Ihr wollt den Schülern die ihnen noch fremde Sprache durch die ihnen fremd gemachte.. lehren. Raumer Päd. 3, 1, 82; 141 ff. — Mein Stolz.., | dem du nun die Demuth lehrst. Rückert 1, 366; der dem Adam gelehrt der Dinge Namen. Mak. 2, 49; Den Ursprung will ich dir aus der Geschichte lehren. BrE. 614; Die Lust am Schaffleisch wollt' er lehren seinem Sohn. Weish. 1, 115; — Lehre mir | ein Spiel. Schlegel Sh. 1, 3; 93; Ihm lehrte Muth und Hoffnung dieses Mittel. 2, 160; Ihr lehrtet Sprache mir. 3, 32; Lehrte jede Stunde dir | Dies oder Jenes. ebd.; Das lehret ihm sein Oheim. 6, 11; Lehret diesem treu ergebnen Lande | verwegene Grausamkeit. 136; Ein Narr, der sie mir gelehrt hat. 232; Der erste menschliche Grundsatz, den ich ihnen lehren wollte. 324; Ein mächt'ger Geist mag Krähe und Geiern lehren, | dass sie dir Amme sind. Winterm. 2, 3 ff. — Wo.. Nachtigallen ihr Liedlein piependen Nestlingen lehrten. Sonnenberg Don. 1, 315. — Wie es ihm sein Vater gelehrt hat. Spate 2, 49; Einem die Gottesfurcht lehren. 1, 1147: Einen Mores lehren. ebd. — Dass es dem Herrn den Weg zum Fräulein lehrte (wiese). Streckfuss Rol. 2, 20. — Dietrich hat mir nur das Lied gelehrt. Tieck 2, 12; Wer hat dir denn das gelehrt? 10, 42; Die Wahrheit dir zu lehren. 75; Wie er ihm immer gelehrt habe. 16, 42; Der Nachtigall er die Lieder lehrt. 134; Ich habe dir das Restaurieren lehren wollen. Nov. 1, 20: Künste, die der Maler ihm gelehrt. N. Kr. 2, 221; Lehre ihnen die Verbeugungen. 444; Wo eure keusche Tochter | den grossen Unterschied von Lieb' und Unzucht | mir lehrte. Cymb. 5, 5; Weil ja die Muse | ihnen gelehrt den Gesang.... Dich hat die

Muse gelehrt (ohne sachl. Obj.) Voss Od. 8, 481 und 488; Denen wir jegliche Kunst gepriesene Werke zu wirken | lehreten. 22, 423; Welchem Hephästos gelehrt und Pallas Athene | allerlei Werke der Kunst. 23, 160; Er lehrte die Kunst mir. Ov. 1, 189; 2, 65; Wie ein assyrischer Fremdling.. mir es gelehret. Theokr. 2, 162; Alles auch lehret' er ihm, wie dem Sohn ein liebender Vater 13, 8; 21, 33; Welcher den künstlichen Fang ihm lehrete. Bion 2, 8; 3, 6 ff.; Lehren was heilsam ist, das werd' ich denen die zuschaun. Arist. 3, 248; Hor. 1, 254; Ihm lehrten sie Gebärd' und rechten Ton. Shak. 2, 504; Ich will dir das Sprüchlein lehren. 1, 176; 177; 658; 664 ff. — Du nur kannst mir andre Wünsche lehren. Waldau Nat. 1, 277 ff. — Was so oft ich dir gelehret. Werner Kr. d. Osts. 1, 239. — Sie mag mir Alles kühnlich lehren. Weise Absurd. 363. — Ihm das Wahre zu lehren. Zelter 5, 459 ff.

Diese Fügung findet sich auch hin und wieder, wenn das Obj. durch einen Infin. (mit od. ohne „zu") ausgedrückt ist, z. B.:

Wie die das Sträusschen mir wickeln lehrte. Bettine Frühlingskr. 1, 60. — Die ihr Grosses ahnen meinem Geist gelehrt. Hölderlin Hyp. 2, 111; — Zuerst habe ihm sein älterer Bruder das Blut gegen den Schwindel zu trinken gelehrt. Kohl Alp. 3, 405. — Dass man den Kindern nur Karten kennen lehre. Raumer Päd. 3, 1, 124. — Leb wohl! Vergessen lehrtest du mir nie. Schlegel Sh. 1, 18; So lehre mir das Denken zu vergessen. ebd. — Einem reden lehren. Spate 1127. — Hexensalbe, die ihnen natürlich der Teufel bereiten lehrt. Tieck Nov. Kr. 2, 358. — Lehren Sie nur den Leuten Bedürfnisse haben. Waldau N. 2, 222.

Dass der persönl. Accus. neben dem sachl. Obj. das Gewöhnlichere ist*) und sich so namentlich auch im Goth., Ahd. u. Mhd. findet, ist zu bekannt, als dass es dafür ausführlicher Belege bedürfte. Wir geben daher nur wenige zumeist aus denselben Schriftstellern, bei denen wir oben die Fügung mit dem Dativ gesehn. Für das Schwanken (s. o. Heine u. Voss) sprechen namentlich Zusammenstellungen, wie die folgenden aus den Uebersetzungen des „Kaufmann von Venedig" von Schlegel und Voss:

Dank, Jude, dass du mich das Wort gelehrt. Schlegel (4, 1)
Nerissa lehrt mir, was ich glauben soll. (5, 1),

dagegen:

Dank, Jude, dass du mir gelehrt das Wort. Voss.
Nerissa lehrt mich, wie ich denken soll. Ders.

Der pers. Accus. findet sich z. B.: Es haben ihn auch nicht Viele gelehrt, was recht ist. Alexis Hof. 2, 2, 37. — Alxinger D. 345. — Indem er ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Börne 2, 428, Kinder lesen zu lehren. 402; 375 ff. — Brockes 9, 440 ff. — Lehr mich Scherenschleiferbrauch. Chamisso 3, 206; 369; Dich lehrt das Ross, das Du verlangst, | die Zunge zu bewegen. 208 ff. — Engel 7, 203 ff. — Fischart Bem. 240 a ff. — Lehrte ihn, was merkwürdig war. Forster Reis. 1, 61; Wir lehrten unsere Freunde, auf welche Art etc. 151; 217; Uns, die er gelehrt hat, um ganz 'was Andres vertraulich ihn anzugehen. Br. 1, 341; 403; Der vertraute Umgang mit Ihnen.. lehrt mich gewiss so leben, wie man leben soll 474; 476; 500; 265 (Jacobi). — Freiligrath Gd. 1, 176 ff. — Gellert 1, 23 ff. — Die Liebe.. lehret den Verschwender sparen. Göckingk Lieb. 127; Was das Täubchen girren lehret ebd. — Reineke.. wollt' ihn allerlei Weisen | kürzlich lehren. Goethe 5, 125; Wer hat dich | so nach Hofart theilen gelehrt?**) 264; 276; 282; 285; Lehr mich ihrer würdig sein. 6, 63; Man lehrte mich, Liebkosungen

---

*) Vgl.: Der Kaiser weist sie manchen Pfad. Simrock (Echtermeyer 83) ff.

**) Vgl. in Bezug auf die Form des Partic.: Wer hat dich so lehren theilen? Luther 5, 271 b.

seien wie Ketten etc. 9, 35; 10, 104; 11, 100; 12, 40; O lehre mich das Mögliche zu thun. 13, 134; „Will etwa mich dein liebenswürdiger Mund | die Eitelkeit der Welt verachten lehren?“ | Ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen brauch ich dich nicht zu lehren. 172; Den die Erfahrung gelehrt hatte, dass etc. 15, 27; 16, 27; 44; 140; 19, 188; 273; Das wird dich lehren, das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat. 29, 233; 30, 155: 35, 11; 39, 69; 206 ff. — Gotter 1, 93. — Gutzkow Ritt. 3, 274; 6, 152; 7, 56; 393; 8, 129; 181; 9, 240; 245; 383; 526 ff. — Lehrt mich bess're Sachen, | als statt des Singens Geld bewachen. Hagedorn 2, 121. — Haller 205 ff. — Heine Reis. 2, 147; Verm. 1, 116 ff. – Heinse Ard. 2, 166. — Weil er es.. keinen Andern lehren kann. Kant Kr. d. Urth. 182; Sie lehrt mich.. ein Wesen fürchten. Rel. 201. — Kinkel Erz. 317. — Ich lehre dich, was ich lernte. Klopstock Mess. 13, 378 — Haben sie gelehrt, das Auge auf England zu wenden. Kohl Irl. 1, 6. — Die Freundschaft.., die mich den Text gelehrt. Körner 238 b. — Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt. Lessing 1, 139; 3, 289; 335; 430; 8, 15; 518; 11, 76; 347; Die Möglichkeit, dass Engel. Nath. 1, 2 ff. — Lehrt sie den Zauberreiz der wilden Lüste fliehn! Lichtwer 194; Die dich sein Dasein lehren. 224; 239; 254 ff. — Luther 8, 18 b; 26 a ff. (s. viele Stellen in der Bibel in den Konkordanzen). — Mörike Nolt. 158; 431 ff. — Ich wollte | lehren dich des Lebens beste Güter. Platen 4, 384; 324; 6, 24; 27. — H. L. Nicolai 1, 61. — Ramler Fab. 1, 61; 2, 466; 528; 3, 33 ff. — Rollenhagen Froschm. 249. — Die haben wohl ein Stück von Schwarzkunst dich gelehrt. Rückert Rost. 73 a; Erb. 2, 5 — Ruge Revol. 1, 23; 2, 143 ff. — Wer wird künftig deinen Kleinen (Sohn) lehren | Speere werfen? Schiller 1 a; Er lehrt die schwebenden Planeten | ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn. 2 a. 90 a und b; 91 b; 118 b; 437 b; 459 b; 480 b; 501 b; Ich schwöre, dass, wenn er mir jemals in die Hände fällt, ich ihn lehren will solche Treulosigkeiten zu begehen. 1091 a ff. — Das Lied, das ihr mich erst gelehrt. Schlegel Shak. 3, 88. — F. Schlegel Gr. R. 1, 253; 263. — Spate 2, 232; 29; 43. — Die Lieder, die er dich lehrte. Tieck 10, 43. — Lehr du mich.., | wie man die guten Schwerter macht. Uhland 383; Wer hat dich solche Streich gelehrt? 379 ff. — Uz 2, 170. — Dich das Alles zu lehren. Voss Il. 9, 442. — Waldis Ps. 51, 6; 145, 2 ff. — Weidner 36. — Werner Kr. d. Ost. 1, I. 213 ff. — Seinen Brudersohn Moral und Politik zu lehren. Wieland 7, 131; 12, 78; 102; 185; 323; 13, 103; 15, 39 ff. — Zinkgräf Ap. 1, 167; 2, 15 ff. — Zschokke 1, 13 ff. —

Im Passiv findet sich der ersten Fügung (Einem Etwas lehren) gemäss oft: Einem wird Etwas gelehrt, z. B.: Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Börne 3, 34. — Uns Andern ist das nun schon nicht gelehrt worden. Goethe 30, 333. — Alles vergessen, was uns gelehrt wurde. J. G. Jacobi Ir. 1, 1, 22. — Den Kindern würde jetzt kein Irisch mehr gelehrt. Kohl Irl. 1, 50. — Wem ward wohl gelehret, | was dort geschah? J. Mosen Ahasv. 88. — Der Spruch, der ihm gelehrt war. Musäus März. 2, 23; Wenn den Kindern Alles spielend gelehrt wird. Phys. 1, 65. — Besonders wird ihnen das Ueberspringen . . . gelehrt. Raumer Päd. 3, 2, 168. — Der Jugend wurde Nichts gelehrt, was sie ohne Schaden wieder vergessen konnte. Wieland 8, 216 ff. —

Seltner findet sich heute der Fügung mit dem doppelten Accus. gemäss das Pass.: Ich werde eine Sache gelehrt, z. B.: Haltet an den Satzungen, die ihr gelehret seid. 2. Thessal. 2, 15. — Dann wird der Schüler einige handgreifliche Inventiones gelehrt. Gervinus Lit. 3, 330. — Das Schlimmste, was uns widerfährt, | das werden wir vom Tag gelehrt. Goethe 3, 94. Wohlthun ward er nie gelehret. Gryph. 470. Sie werden jetzt gelehret, | was nie zuvormals noch kein Weiser je gehört. Opitz 1, 17. — Was Kunst bist du gelehret worden. H. Sachs G. 1, 229. — Wenn sie nicht bereits

eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären. Wieland 21, 298; Diesen [den Tanz] wurde sie von der Natur selbst gelehrt. 301.

Diese Weise darf, wenn das sachl. Obj. durch ein Hauptwort ausgedrückt ist, im Allgemeinen wohl als veraltet bezeichnet werden, vgl.: Die Ursach gefragt, antwortet er. Weidner 329. (s. in meinem Wörterbuch fragen 1 d). Weniger widerstrebt diese Fügung dem heutigen Gebrauch, wenn das sachl. Obj. ein allgemeines ist: Die Schüler wissen, was sie gelehrt (gefragt) werden; Unsre Jugend wird in der Schule Vieles gelehrt, was sie im Leben nicht braucht. Doch ist auch hier der Dativ gewöhnlicher. Was ihnen gelehrt wird; Unsrer Jugend wird Vieles gelehrt etc.

Dagegen ist die Wendung geläufig, wenn das sachl. Obj. durch einen Satz oder einen Infin. (mit „zu") ausgedrückt ist: Er- oder: Ihm- wurde frühzeitig gelehrt, wie er in solchen Fällen sich zu verhalten habe; Die Kinder werden — oder: Den Kindern wird — dadurch gelehrt, Bescheidenheit zu heucheln; Ich bin früh angeleitet und gelehrt worden, dass man Wesen wie Tante Helene hassen soll. Gutzkow Ritt. 8, 253; Börn. 28; Ihm wurde, sobald er denken konnte, gelehrt, mich zu hassen. Hackländer Stillfr. 2, 220. Der Blick... wird nur nach und nach emporzuschaun gelehrt. Rückert Weish. 4, 107.

Beide Fügungen sind übrigens durch eine leichte Nüance verschieden: Was mir gelehrt worden, Das ist mir als ein zu Lernendes mitgetheilt; mein Verhalten dazu, ob und wie ich es in mich aufgenommen, bleibt ausser Frage. In der Fügung aber: „Ich bin Etwas gelehrt worden," — bin ich die Person, die lernend eine Einwirkung erfahren. Dort tritt also die Thätigkeit des Lehrenden, hier mehr die des Lernenden hervor, und demgemäss bezeichnet „gelehrt" nicht eine Person, der Etwas gelehrt ist, sondern die Etwas gelernt, sich eine Fülle des Wissens selbstthätig angeeignet hat, z. B. unter Andern auch einen Autodidakten. Ganz ungewöhnlich aber: Der Staat, an dessen Allmacht zu glauben ihn freilich niemals gelehrt worden ist. G. Liebert (Jahrhundert 2, 383).

Nach dem Vorstehenden glaube ich als heutigen Sprachgebrauch für die Fügung von lehren mit persönl. Dat. oder Accus. Folgendes hinstellen zu können:

1) Steht bei lehren nur das, was man lernt oder erfährt, so ist dies das sachliche Objekt, das — wenn es durch ein Hauptwort ausgedrückt ist — natürlich im Accusativ steht; doch kann es auch durch einen Satz (mit „dass wie, wann, wo etc.") oder durch einen Infin. (mit oder ohne „zu")*) ausgedrückt werden.

2) Steht bei lehren nur die Person, die Etwas lehrt oder erfährt, so steht sie als persönliches Object ebenfalls im Accusativ.

3) Wird aber die Person neben dem sachl. Obj. ausgedrückt, so steht sie im Aktiv zumeist ebenfalls im Accusativ, welche Fügung sich auch im Gothischen, Ahd. und Mhd. findet (s. die Wörterbücher). Doch findet sich auch häufig genug der Dativ der Person (schon bei Spate), zumal wenn das sachl. Obj. ein Hauptwort ist, vgl. Campe's deutsches Wörterbuch 3, 77 und 6, 49.

4) Im Passiv aber gelten die Fügungen:

a) (s. 1): Etwas wird gelehrt.

b) (s. 2): Ich werde gelehrt.

c) (s. 3): Mir wird eine Sache gelehrt; seltner und veraltend: Ich werde eine Sache gelehrt, — wenn die Sache nämlich durch ein Hauptwort ausgedrückt ist; ist sie aber durch einen Satz oder einen Infinitiv mit „zu" ausgedrückt, so findet sich mit einer leichten, nicht immer scharf beachteten Nüance: Ich werde —.und: Mir wird gelehrt, Etwas zu thun etc.

---

*) Siehe darüber mein deutsches Wörterbuch.

Danach wird man auch das absprechende Urtheil würdigen können, das Weigand (kurzes deutsches Wörterbuch 2, 29) fällt:

„Manche, z. B. J. H. Voss (Theokr. 13, 8), A. W. Schlegel fügen lehren falsch mit dem Dativ [er lehrte ihm etc.] statt mit dem Accusativ [er lehrte ihn etc.].“

Wohlgemerkt! Herr Weigand sagt nicht etwa, die Fügung von lehren mit dem persönlichen Dativ sei in der ältern Sprache nicht begründet, sondern ohne irgend einen Grund anzugeben (If reasons were as plenty as blackberries, I would give no man a reason upon compulsion, I) nennt er eine Fügung, die sich u. A. bei Goethe, Grimm, Heine, Herder, Lessing, J. Paul, Platen, Rückert, Schlegel, Tieck, Voss und Wieland findet, „falsch,“ gleich als hätte er Arbeiten von Schulbuben zur Korrektur vor. Wie tief unter sich stehend mag Herr Weigand wohl die Genannten wähnen?

Dan. Sanders.

Die Vorsilbe **sa** im Französischen.

Im XXV. Bande des Archivs habe ich auf Seite 411 eine Vermuthung über sabot, das schon seit langer Zeit die scharfen Blicke der Etymologen anstrengt, gegeben, und das Wort auf scapha zurückgeführt.

Diese Vermuthung dürfte sich aber nicht haltbar erweisen, nachdem mir folgende Zusammenstellung von Wörtern, die mit sab — anfangen, einen Weg gezeigt hat, der ein sichereres Resultat liefert, da auf ihm auch Anderes, Analoges, seine befriedigende Deutung erhalten möchte.

Es ist durchaus auffallend, dass man auf eine so einfache Sache noch nicht von anderer Seite, und zwar längst, gekommen ist. Der Grund aber wird kein anderer sein, als die bisherige Vernachlässigung der Analogien **in** der Sprache, neben fast ausschliesslicher Berücksichtigung der Analogien **der** Sprachen.

Es gibt etwa 7 bis 8 Wörter, die ich zusammenstellend behandeln zu können glaube:

Sabatte Ankersohle,
sabech Geierart, Habichtsart (?),
sabon grosse Druckschrift (zu Placaten),
sabord Stückpforte,
sabot Holzschuh, Pferdehuf, Kreisel,
sabouler herumzausen,
sabrenas Sudler, Pfuscher.

Nehmen wir von diesen Wörtern die Vorsilbe sa weg, so bleiben folgende Ausdrücke:

Batte Schlagbrett,
bec Schnabel,
bon fürstliche Bescheinigung,
bord Schiffsbord,
bot Klumpfuss (Person), Boot,
bouler aufkugeln (den Kropf),
breneux zu bran Mist (Kleie).

Es ist wohl annehmbar, dass bei dieser Bewandtniss eine Zusammensetzung aus einem gewissen sa- und anderen Wörtern weit mehr als wahrscheinlich ist.

Ich habe den Versuch machen wollen, dieses sa — aus irgend einer oder mehreren Partikeln zu erklären, bin aber zu keinen entsprechenden Resultaten gelangt.

Zuletzt legte ich einfach sac zu Grunde und erkläre nun die Composita

wie folgt. Das c von sac ist zwar nicht stumm, musste aber vor b dem Wohllaut weichen. Die Zusammensetzung ist wie in chef-lieu, oripeau u. s. w.

Sabatte wäre, wörtlich, ein Sackbrett, eine Sacksohle, in welcher der Anker wie in einem Sacke steckt (Ankerschuh, hölzerner Ueberzug über die Ankerschaufeln). Ob savate aus sabatte entstanden oder doch scaphata sein sollte, welches Letztere ich am angeführten Orte behauptete, liesse sich nun noch fragen: doch scheint mir jetzt die nahe Verwandschaft der Laute und die Composition von sabot, wovon unten, das Erstere bevorzugen zu heissen, wofern nicht it. ciabatta, sp. zapata, widersprechen.

Sabech, eig. sac-bec, wäre ein Sackschnabel. Vielleicht ist es einer der Vulturini, deren grosse Schnäbel sich an ihrem kleinen Köpfchen fast wie Haken krümmen und also einen Sack zu bilden scheinen oder das Opfer wie in einem Sack fangen. (Aehnlich bécard, bécarde). Wegen ch vergleiche man bêche, das etymologisch zu bec gehört. — Die Lexica geben, wie meist bei naturhistorischen Dingen, auch über sabech zu rathen auf; jedoch wird das Wort ächtfranzösisch sein. In Buffon's und Daubenton's Oiseaux (Bruxelles 1828) finde ich sabech auch nicht.

Sabon, sac-bon, wäre ein Sackschein, eine Sackschrift. Die Kanzleibuchstaben, les gros caractères, haben etwas Ausschweifendes, gleichsam sackförmige Verzierungen, die den eigentlichen Buchstaben wie in einem Sacke verbergen. Dass hier unter bon zunächst ein Erlass höheren Ortes und dann die dabei üblichen Schriftstücke in Kanzleischrift zu verstehen, ist wohl denkbar; dass man diese Schrift nun ausserdem sa-bon, recht eigentlich ausschweifende, nannte, wenn sie recht gross war, lässt aich auch annehmen. Jedoch bin ich bereit zu lernen, wenn Jemand etwas Anderes probabler machen könnte.

Sabord, sac-bord, Sackbord, Oeffnung oben am Borde des Schiffes. Die Oeffnung wird durch das Geschütz verschlossen; daher die Vergleichung mit dem Sacke, der oben offen, unten geschlossen ist. Es ist ein Bord, der gleichsam wie ein Sack das Geschütz in sich enthält, auch vorn geschlossen wird, wenn das Geschütz ruht. Die Ausdrücke: sabord de retraite Hinterpforte, die schliessende, und cul-de-sac Sackgasse, die zulaufende, geschlossene, widersprechen sich also nicht.

Sabot, sac-bot, Sackboot, ist der glänzendste Beleg für unsere Annahme. Die bootförmige Gestalt des Holzschuhes, der aber nur an einer Seite offen, am anderen bedeckt und geschlossen ist, hat ebenso wie der bootförmige, nicht gespaltene, sondern geschlossene Pferdehuf und der nur an einer Seite offene, hohle Brummtopf (Kreisel) zur Vergleichung mit einem Boote und Sacke aufgefordert. Bot heisst auch ein Mensch mit einem Klumpfusse (pied-bot Klumpfuss); zu erklären von der Aehnlichkeit mit einem Boote, wenn wir nicht auf bôzen (stossen, vgl. Klump, dialectisch: Blotsch = Holzschuh) zurückgehen und bot entweder als etwas Abgestossenes (Stumpf) oder als etwas Aufstossendes (Plumpendes, Klumpendes, Platschendes) erklären wollen.

Sabouler ist ein Ausdruck des gemeinen Volkes, sowie auch sabrenas sabrenauder, sabrenasser.

Sabouler, sac-bouler, hiesse „sackkugeln," wie in einem Sack herumschleudern, so dass Alles durcheinandergeräth und der Gezauste, besonders was die Frisur anlangt, wie aus einem Sack wieder zum Vorschein zu kommen scheint. Das Bild ist etwas derb, aber nicht unpassend oder unrichtig.

Mit sabrenas ist nicht so leicht fertig zu werden, wiewohl mir auch hier die Zusammensetzung mit sac unzweifelhaft erscheint. Ist brenauld brenaldus, welches Wort für sabrenauder vorauszusetzen wäre, und brenasser brenaceare, wovon dann sabrenasser und sabrenas (brenaceus), und heissen die Simplicia „Schmierer" und „schmieren," so hiessen die Composita „Sackschmierer" und „sackschmieren." Die ursprüngliche Bedeutung von bran ist wohl nicht die höchst unfläthige, welche es heutzutage hat

sondern überhaupt „Abfall, Auswurf, Kleie u. s. w.“ Nehmen wir nun ein sac-bran, das zu Grunde läge, an, so würden sich die Ausdrücke durch das schmutzige Sackgerülle, welches sich auf dem Boden des Sackes zu bilden pflegt, erklären lassen, und ein sabrenas etwa Einer sein, der, wie sich der Sackdreck durch längeres Liegen und Nichtgebrauchen oder Nichtreinigen des Sackes bildet, so auf Reinlichkeit Nichts gibt und Alles mit „his dirty fingers“ anfasst und besudelt, etwa ein „Sackdreckfink.“ Auch dieser Ausdruck ist derb und stark, wie Volksausdrücke zu sein pflegen; der einfache „Dreckfink“ wollte es noch nicht thun. Die Bedeutung „Pfuscher“ wäre dann die abgeleitete, da Schmierer und Sudler das Schöne an den Sachen verderben und diese somit selbst auch, so dass sie nicht gern gebraucht werden. Ueberhaupt werden Säcke hin und her auf dem Boden geschoben und geworfen und dabei leicht schmutzig; der sabrenas kann also auch überhaupt Einer sein, der mit Allem, wie mit Säcken, umzugehen pflegt oder so schmutzig wie ein Sack ist (kohlen-sackschmutzig). Jedoch ist die Zurückführung auf ein sabran (sac-bran)bei sabrenas wohl mehr zu empfehlen; ein sabreneux kommt nicht vor.

Siegen. Dr. Langensiepen.

Zu Herder. Im Neuen Rhein. Mus. f. Phil. N. F. 1860. XV, 158 fgg. hat Prof. Bernäys einen kleinen Aufsatz: „Herder und Hyginus“ veröffentlicht. Es enthält derselbe die Entdeckung, dass das schöne Gedicht Herders: „Das Kind der Sorge,“ welches beginnt: „Einst sass am murmelnden Strome die Sorge nieder und sann,“ ohne die geringste sachliche Zuthat aus der 220. Fabel des Hyginus entlehnt ist. Wie die Vergleichung lehrt, sind die geringen Abweichungen von den lateinischen Worten als poetische Verbesserungen anzuerkennen. Hygin hat eine griechische Urquelle nicht benutzt, aber die Allegorie ist von einem griechisch Redenden erdacht, denn in dem Begriffe der lateinischen Cura liegt nicht das, was die Hauptpointe der Fabel ausmacht, die Hinweisung auf das träumerische Sinnen, sondern in der griechischen Φροντίς, der Tochter der Kalliope. —

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Ueber die Sprache und ihr Verhältniss zur Psychologie. (Freiburg i. Br., Herder.) 9 Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 12. Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

P. F. L. Hoffmann, Neuestes Wörterbuch nach dem Standpunkte ihrer heutigen Ausbildung. (Leipzig, Brandstetter.) 1 1/6 Thlr.

W. Hoffmann, Vollst. Wörterbuch der deutschen Sprache. 58—60 Lfrg. 1. Lfrg. (Leipzig, Dürr.) 7 1/2 Sgr.

Thibaut, Dictionnaire, français-allemand et allemand-français. — Vollständiges deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterbuch. 36. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 2 Thlr.

Molé, A., Dictionnaire nouveau Franç.-Allemand et Allemand-Français. Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 2 Bände. 18. Stereotyp-Ausgabe. (Braunschweig, Westermann.) 2 Thlr.

— — Nouveau dictionnaire de poche Français-Allem. et Allem.-Franç. à l'usage des écoles. — Neues Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache zum Schulgebrauch. 2 Bde. 18. Stereotyp-Ausgabe. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr.

Grammatik.

F. Diez, Grammatik der romanischen Sprache. 3 Thl. 2. Ausgabe. (Bonn, Weber.) 2 1/2 Thlr.

Hilfsbücher.

A. Treu, Die deutsche Sprachlehre als Grundlage zur Stylistik. (Coesfeld, Wittneven Sohn.) 15 Sgr.

C. Voss, Dictirstoffmagazin für d. orthograph. Unterricht. (Leipzig, Gräbner.) 7 1/2 Sgr.

G. A. Winter, Stylistisches Aufgabenmagazin (für Mittelklassen). (Leipzig, Wöller.) 5 Sgr.

H. Reiser, Die Stylschule. 1. Bdchn. (Stuttgart, Hallberger.) 16 Sgr.

W. Kastein, Deutscher Dichtergarten. (Stade, Steudel.) 10 Sgr.

J. A. F. Schierhorn, Deutsches Lesebuch. Obere Stufe. (Brandenburg, Müller.) 15 Sgr.

H. Viehoff, Deutsches Lesebuch für die unteren Classen höherer Lehranstalten. (Braunschweig, Westermann.) 17 1/2 Sgr.

— — für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. (Braunschweig, Westermann.) 22 1/2 Sgr.

P. Frank, Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte. (Leipzig, Merseburger.) 10 Sgr.

Brentano, Deutsche Grammatik und Stilübungen. 2. Curs. (Nürnberg, Schmid.) 10 Sgr.

J. A. C. Burkhardt, Systematische Darstellung der Eigenthümlichkeiten der franz. Sprache. 1. Thl. (Teschen, Prochaska.) 20 Sgr.

P. Sénéchante, Tabellarische Uebersicht der Zeitwörter der franz. Sprache. (Düren, Gislason.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

A. Nicard, Französische Sprachlehre. (Prag, Credner.) 1 Thlr. 18 Sgr.

M. Selig, Wanderungen durch Paris. Deutsch-franz.-engl. Gespräche. (Berlin.) 10 Sgr.

Heinsius, Deutsch-engl.-franz. Conversationsbuch. 2. Aufl. Herausgegeben v. A. Albrecht. (Leipzig, Gräbner.) 15 Sgr.

Méthode pour apprendre sans maître la langue allemande. p. Hertl-Gauchuz. (Paris, Leipzig, E. H. Mayer.) 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Roller und Assfahl, Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Heilbronn, Scheurlen.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

C. A. Pajeken, Grammatik der spanischen Sprache. 1. theoretischer Theil. (Bremen, Kühtmann & Comp.) 24 Sgr.

I. Wiggers, Grammatik der spanischen Sprache. (Leipzig, Brockhaus.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Goldsmith, Oliver, the Vicar of Wakefield, a tale. Nach Walter Scotts verbessertem Texte durchgängig accentuirt. Nebst sacherklärenden Noten und einem vollständigen Wörterbuche mit der Aussprache nach J. Walker, St. Jones u. Will. Perry. Bearbeitet von Ch. H. Plessner. 10. Aufl. Stereotyp-Ausgabe. geh. (Braunschweig, Westermann.) 10 Sgr.

Literatur.

J. Haupt, Beiträge zur Kunde deutscher Sprachdenkmäler in Handschriften. 1. Die Legende von der heil. Maria Magdalena. (Wien, Gerold.) 4 Sgr.

H. Haas, Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. (Erlangen, Bläsing.) 20 Sgr.

J. Saupe, Die Macht des deutschen Kirchengesangs in der Geschichte evangel. Kernlieder dargelegt. (Zwickau, Volksschriften-Verein.) 6 Sgr.

J. Kehrein, Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen. (Würzburg, Stahel.) $2\frac{2}{3}$ Thlr.

G. Schwab, Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. 2. Aufl. 3 Bände. (Stuttgart, Liesching.) 3 Thlr.

J. Scherr, Schiller und seine Zeit. 2. Aufl. (Leipzig, O. Wigand.) 1 Thlr.

P. J. Geyer, Studien über die tragische Kunst. 1. die aristotel. Katharsis erklärt und auf Shakspeare und Sophokles angewandt. (Leipzig, Weigel.) 9 Sgr.

Les anciens poëtes de la France publ. p. M. F. Guessard. T. V. Huon de Bordeaux. (Paris, Franck.) 1 Thlr. 20 Sgr.

Merlin, L'enchanteur, par Edgar Quinet. 2 vols. (Paris, Leipzig, Dürr.) 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Théodore Aubanel, La Miougrano entreduberto. (Avignon, Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr. 5 Sgr.

Lis Oubreto de Roumanille. (Avignon, Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr. 5 Sgr.

F. Eberty, Walter Scott. Ein Lebensbild. (Breslau, Trewendt.) 2 Bände. 3 Thlr.

A. C. Cassani, Saggio di proverbi Triestini. (Triest, Coen.) 12 Sgr.

Antologia Española, Coleccion de piezas sacadas del teatro antiguo por Don Carlos de Ochoa. (Paris, Leipzig, A. Dürr.) 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Deutsche sprichwörter
auf biblischem grunde.

Als anhang zu den von mir im anfange dieses jahres herausgegebenen „biblischen sprichwörtern der deutschen sprache (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht)“ gebe ich hier eine kleine sammlung von deutschen sprichwörtern, sprichwörtlichen redensarten und ausdrücken, die nicht unmittelbar der heiligen schrift entnommen, deren ursprung jedoch auf dieselbe zurückzuführen ist. Bemerkenswerth ist bei mehreren derselben eine gewisse hinneigung zum scherz und zum witz, ganz wie es des deutschen sprichwortes art und weise ist.

---

1) Adam iss. (genes. 3, 6) Agric. 746: „daher es noch hewtigs tages kompt, dass die menner thun müssen, was die weiber wöllen.“ Eiselein 8.

2) der alte Adam lebt noch. Geiler. Eiselein 8. Luther im kleinen katechismus erklärt im hauptstück von der taufe: „es bedeutet, dass der alte adam in uns durch tägliche reue und busse soll ersäufet werden.“

3) es ist Adam's rhetorik die schuld auf andere schieben. (genes. 3, 12). — Lehm. flor. Eiselein 8. in einem fragment des Waltharius, Grimm VI, 36 heisst es: „O nimis infide, cur sic mentire super me? exemplaris Adam, qui culpam vertit in Evam.“

4) Adam's kinder sind Adam gleich. Körte 37.

5) Adam sündigt im paradies, Lucifer im himmel. Körte 36. (vgl. unten nr. 65.)

6) wir sind alle Adam's kinder. Parciv. 82, 17: „wan si sint mir alle sippe von dem Adâmes rippe.“ lieders. 187, 89: „wir

komen von adame.“ sassenkron. (Scheller) 5, 1: „we sind alle Adames kind, nâ des fleisches ârd gesind.“ Eschenl. bresl. stadtg. II, 294: „gedenke, dass alle menschen einen ersten anhebenden vater gehabt haben.“ Wittenw. ring 44, 16: „war aus sein die fürsten gmacht? von wannen chümpt die herschaft? sein seu nicht alz wol sam wir Adams kinder? daz sag mir! trauwen, sprach do Riffian, ez ist wol war, daz yederman chomen ist von Adams leib und von Evan, seinem weib.“

7) von Adam und Eva beginnen. volksmund. Eisel. 9. ab ovo incipere. ἀπὸ γραμμῆς ἄρχεσθαι. Erasm.

8a) Adam muss eine Eva han, die er zeiht was er gethan. (genes. 3, 12.) Franck 121 b. Lehm. II, 32. Simr. 75.

8b) das seind die feigenbletter Ade, dass ers die Eva zeihet (vnnd sich mit ihrem vnflat vnnd dreck wil waschen vnnd rein machen) Franck 8 a. Eisel. 8.

9) so lange als Adam und Eva im paradiese. (genes. 2, 8.) d. i. sie haben das glück nicht lange genossen. Zehner 703.

10) keiner der nicht nach Adam schmecke und der Eva unterröcke. Lehm. flor. Eisel. 8. Simrock 77.

11) Adam und Eva den apfel âz:
so entgulte ich des ich nie genâz. (genes. 3, 6.)
Wernher. Martina 119 c. 67 heisst es: „von eines menschin ger kam die sünde alher uon erst in aldie welt. — ach we vnd frovde selten, daz wir nv muozen gelten, des wir doch nie enbizzen.“ dazu stellt sich ein sprichwort bei Simrock 2077: „mancher muss entgelten, was er nie genossen hat,“ welches auch Agric. 592, Frank 18 a. und Lehm. I, 179 kennen. derselbe gedanke liegt in den worten: „ob textoris erratum sartor vapulavit.“

12) als Adam hackt' und Eva spann,
wer war da der edelmann? (genes. 3, 17—19.)
ebenso niederländisch aus dem 16. j. (bei Mone, niederl. litterat. 310): „doe Adam groef ende Eva span, waer was do der edelman.“ bei Kaussler II. Martin. I, 466: „liue Jacob, so berecht mi: of dat volk al comen si van den ersten Adame, twi es deen edel, dan der vri, die derde eyghin man daer bi? wannen quam desen name?“ und in einem niederdeutschen schauspiele (Schönemann 1855) räth Adam der Eva: „wy wilt ein hantgebâr beginnen, ek wil hacken, du scalt spinnen.“ Fugger erzählt in seinem ehrenspiegel, dass kaiser Maximilian I. unter

diese worte, die jemand zur verspottung der forschungen über das alter des kaiserlichen stammbaumes auf eine wand der burg zu Nürnberg geschrieben hatte, die schönen worte setzte: „ich bin ein mann wie ander mann, wan dass mir gott der eren gann.“ Agric. I, 264. II, 384. Lehm. II, 4. bair. sprichw. I, 14. Körte 38. Eisel. 8. Simr. 74.

13) goldene äpfel in silbernen körben. volksmund nach proverb. 25, 11. Eisel. 33.

14) ärzte seind unseres herrgotts menschenflicker. Lehm. I, 48 nach ecclstcus. 10, 10: „und wenn der arzt schon lange daran flicket.“ Eisel. 42. Simr. 596.

15) baalspfaffen. II reg. 10. vor geld fallen Baalsbrüder wie vor dem goldnen kalbe nieder. Eisel. 50. und nach ihm Simr. 674.

16) wer für den andern bitt', erlöst sich damit. das sprichw. wird in den alten quellen vielfach als biblisch bezeichnet, ich weiss es aber nur auf I Timoth. 2, 1. und Jacob. 5, 16. zu beziehen. so heisst es in einer predigt des 13. j. (fundgr. I, 114, 4): want div helige scrift div sprichet: qui pro alio orat, se ipsum liberat, der umbe den andern pittet, der wert sich selben. Hartmann im arm. Heinrich 26 gibt es als sprichwort: „man seit, er sî sîn selbes bote unde erloese sich dâ mite, swer über des andern schulde bite,“ ebenso im Gregorius 3400: „wir haben daz von sîme gebote, swer umbe den sündaere bite, dâ loes er sich selben mite. auch Fridank kennt das sprichwort 39, 18. „merket, swer vür den andern bite, sich selben loeset er dâ mite.“ Wigalois 212, 18: „im selben er saelde koufet, swer umbe den andern vrumt gebet.“ in breiterer fassung im Titurel 1071: „swer so den andern meinet, daz er vür in bitet got mit riuwe, dâ mit sô wirt sîn selbes phant gevrîet unt ouch sîns ebenkristen.“ im grossen passional III, 591 liegt ebenfalls dieser spruch zu grunde: „ob mir ist die gewonheit bî, daz ich vur iemanne bite, den mit leidem ubertrite verstricket hât der herte knote, oder vur den, der die stat bî gote im zu gemach entpfangen hât, daz gibet vil ebene gat uf mîn gelucke z'aller vrist.“ und noch einmal im renner 24: „wanne geschriben stat, swer für des andern schulde bite, sein selbes sele lose er da mite und tilge ouch sein missethat.“ Eiselein 556. Simrock 1115: „wer für den andern bittet, erlöst sich selbst.“

17) das buch der vier könige aufschlagen. volksmund, s. v. a. das kartenspiel zur hand nehmen. Eiselein 100.

18) drei buchstaben machen uns eigen und freï (Eva, Ave). schon die heilige schrift betrachtet Adam und Kristus als scharfe gegensätze, wie deutsche dichter Eva und (die vom engel mit „Ave“ angeredete) Maria. vgl. Otfrid V, 8, 47 ff. Roswitha, beat. virg.: „quae pariens mundo restaurasti pia virgo vitam, quam virgo perdiderat vetula.“ die durch ein weib in die welt gekommene sündhaftigkeit und ihre erlösung ist dem frauenehrenden mittelalter häufig gegenstand religiöser betrachtung. so heisst es in dem alten lobliede auf die jungfr. Maria 10: (fundgr. II, 142 ff.): „Eva brâht uns zwisken tôt: der eine ienoch rîchsenôt. du bist daz ander wîb diu uns brahte den lib. der tiufel geriet daz mort: Gabrihêl chunte dir daz gotes wort: sancta Maria!“ ebenso werden knechtschaft (scalcheit) und freiheit (fritum) einander entgegengesetzt in der litanei aus dem 12. j. (Massmann 316 — 328): „alse der tot wart braht aller der werlde uon einem wibe, also moste vns zv deme ewigen libe ein magit wider brengin. — eva brahte den tot, dv kuninginne daz leben, si den fluch, dv den segen. si daz armote, dv den richtum, si di scalcheit, dv den fritum.“ — und in einem ähnlichen liede bei Wackernagel (273): „frouwe, du hast virsuonit daz Eva zirstôrte,“ oder wie es eine predigt des 14. j. (101, 20) ausdrückt: „deme slangen dem Eva gehorsam was, deme zvtrat Maria sin hovbet.“ das sprichwörtliche anagramm (Eva — Ave) kehrt später oft wieder z. b. anegenge 35, besonders aber bei den minnesängern, vgl. v. d. Hagen III, 35, 12. Konr. gold. schmiede 346: „an gabrieles gruze; der ist ir bester underbint an im drei buchstaben sint; sô wir die lesen vur sich dan, sô vinde wir geschriben dran: Aue, der neven schrift wort, sô wir hinden an daz ort grifen unde her wider lesen; sô muoz daran gebildet wesen: Eua, der namen virne.“ unser sprichwort findet sich zuerst vollständig im Renner 138: „Eva des ersten wibes nam braht uns in sunde und in scham. daz hinder wart her vur gekert, da von wart unser heil gemert. aue, daz vil suzze wort, braht vns aller frevden hort, Eva braht vns in den tot, da half vns ave aus der not. aue, sant Marien gruz, mache uns aller swere buz, dirre buchstaben sind nur dri, die machten vns eigen vnd fri.“ — Agricola I, 742 und II, 280 entnahm es ohne zweifel dieser stelle und setzt erläuternd hinzu: „Heva hat drey buchstaben. Aue, daz der engel zu Maria bracht, da sie gottes mutter werden solt, hat auch drey.“ von späteren sammlern kennen es Gruter flor. I, 22. Eiselein 125. Körte 765. Simrock 1382.

19) von Dan bis Bersaba, volksmund nach judic. 22, 1. s.

v. a. von einer grenze bis zur andern, im ganzen lande. bekanntlich war Dan die nördliche, Bersaba die südliche grenzstadt Palästina's. Eiselein 111.

20) als David kam ins alter, da sang er fromme psalter. Simrock nr. 243. nach Eiselein 112 angeblich im volksmunde. Körte nr. 828.

21) nach Elia kömpt ein Elisa (Elisa Eliae successor). I reg. 19, 21. II reg. 3, 11. sprichwort nach Zehner 753.

22) steh Ephraim, besinne dich, du eilst in dein verderben. so lautet der im ernst und scherz als sprichwort gebrauchte anfang eines kirchenliedes. Eiselein 146. Körte nr. 1122.

23) was die erde giebt, das nimmt sie wieder. Simrock. nr. 2103. anlehnend an genesis 3, 19.

24) das ist kein evangelium, was er sagt. volksmund nach Eiselein 156. ebenso heisst es in einem altniederländischen gedichte, (bei Kaussler II.) rose 11229: en sijn niet ewangelien al, dat men seit ende segghen sal.

25) und wenn es auch das evangelium sagte. ebendas. Eiselein erinnert passend an Plutarch: *τοῦτο μὲν οὐδὲ Κάτωνος λέγοντος πιθανόν ἐστιν* (istuc incredibile est, etiamsi dicat Cato). Erasmus.

26) was achten wir des Johannis segen, so man das evangelium Matthaei list! Eiselein 156 aus Fischart.

27) fische fängt man mit angeln, leute mit worten. bei Lehmann flor. I. und daraus bei Eiselein 171 und Simrock nr. 2479 nach Matth. 4, 19.

28) folge, so bist du selig. nach Matth. 19, 27 ff. Simrock nr. 2577. Körte nr. 1463.

29) verbotne frucht schmeckt am besten. an die sage vom sündenfall erinnernd. bair. spr. II, 172. Körte nr. 1634. Simrock nr. 2852.

30) fühlen lehrt glauben. Gruter II, 52. Simrock nr. 2900. nach Joh. 20, 25.

31) der glaube macht selig. Eiselein 240. Körte nr. 2177. Simrock nr. 3663, auch mit dem zusatze „der tod macht störrig." jedenfalls nach Marci 16, 16.

32) glaube, wenn du's in der hand hast. vielleicht aus einer quelle mit nr. 30. Simrock nr. 3675, und Eiselein 240 aus Lehm.

floril. I. hierher gehört auch aus Brants narrensch. „den glauben legen sie ihm in die hant.“

33) wer nicht glauben will, soll fühlen. frauenlist (Colocz. cod.) 613: „unde geloube nimmer mê, waz du sihst, dû grîfest ez ê.“ bair. sprichw. II, 143: „was man nicht greifen kann, muss man glauben“ ist wol weniger hierher zu stellen.

34) gott lässt uns wol sinken, aber nicht ertrinken. Matth. 14, 30. 31. in einer predigt Nicol. v. Strassburg (Mone VII, 278) heisst es: „unser herre lies s. Petern wol sinken uf dem mer, er lies in aber nüt ertrinken.“ ebenso bei Rosenplut, krieg v. Nürnberg: „got blickt awss seiner barm̃ung zynnen vnd lest das schiff der frumen sincken, das es einen smalen portt gewynnt, vnd lest es doch nicht gar ertrinken; Franck 82 b. Gruter I, 45. ähnlich in Hiltebr. bilderschatz 22: „läst gott gleich das schifflein sincken, läst ers doch nicht gar ertrinken. bair. sprichw. I, 203. Luther bei Eiselein 250. Körte nr. 2321. Simrock nr. 3851.

35) der mensch pflanzt, gott aber giebt das gedeihen. I. Corinth. 3, 6. Simrock nr. 7900 a. bietet: „wenn gott das gedeihen nicht giebt, so hilft unser pflanzen und wässern nicht.

36) gott ist mit im schiffe. Agricola I, 29 sagt: ich halt, das diss sprichwort herkomme aus dem geschichte, das der Evangelist Matthäus (8, 23) schreibt, da Christus mit seinen aposteln auff dem meer war vnd schlieff. bei Zehner 761. Petri schifflein ist gleichbedeutend mit der römischen kirche, s. unten nr. 104. Eiselein 249. Simrock nr. 3868.

37) wen gott am liebsten hat, den führt er jung heim. sap. 4, 7. 10. 14. Konr. v. Würzb. (v. d. H. III, 32, 7) singt: „daz die milten alse vrüeje sterbent, daz geschiht dâvon, daz ir alze kûme got in himels rûme wil enbern ze stetem ingesinde. lange lât er si nicht leben ûf erden.“ Franck 145 a. Gruter I, 75. Körte nr. 2373. Simrock nr. 2997. so sagt auch Plautus „quem dii amant juvenis moritur, dum valet, sentit, sapit.“ proverb. illustr. 194.

38) also hat gott die welt geliebt — und der pfaff seine Köchin. Joh. 3, 16. mit einem scherzhaften trugschlusse. Eiselein 254. Simrock nr. 4015.

39) wer gott liebt, ehrt auch seine boten. Joh. 5, 23. Luc. 10, 16. Eiselein 248. 253. Körte nr. 2342. Simrock nr. 3985. Bebel: „qui deum diligit, huic grati sunt et nuntii ejus.

40) es ist etwas grosses, gottes wort und ein stück brot haben. Matth. 4, 4. Simrock nr. 4013.

41) wenn gott will, macht er auch aus feinden freunde. prov. 16, 7. Schottel, v. d. teutschen haubtsprach.

42) wie gott den menschen findet, darnach er ihn gesindet, (tze himmel oder tze helle), hat uns di heilig schrift gesait, sagt Suchenwirt xxx, 45. und im lieders. 64, 71: jeder mensch nâch sîner tât hât jn jener welt ain stat. nach Rom. 2, 6: welcher geben wird einem jeglichen nach seinen werken ect. zu welcher stelle man das gleichniss Matth. 13. und folgende stellen der schrift halten möge: Jerem. 17, 10. ps. 62, 13. Matth. 16, 27. I Corinth. 3, 8. II, 5, 10. Eiselein 251.

43) über des gottlosen haus streut gott schwefel aus. genes. 19, 24. Simrock 3930.

44) gute und böse müsssen unter einander sein. wahrscheinlich nach Matth. 13, 24 — 30. 36 — 43, wenigstens heisst es in einer predigt des 13. j. (fundgr. I, 126:) die guten unde die ubeln sin unter ein ander, die wile unde disiv werlt stet, daz saget uns das heilige euangelium. Agricola II, 335.

45) das dank euch Herodes. volksmund nach Eiselein 301. Günther: Herodes dank euch für das lied, s. v. a. der teufel.

46) er sieht wie Herodes zum fenster heraus. Eiselein 301.

47) arm wie Hiob. Iob 17, 6,

48) Hiobs plage war ein böses weib. Eiselein 313. Simrock nr. 4766.

49) die Hiobspost kommt nach. Iob 1, 14. Eis. 313. Simr. nr. 4767.

50) der weg zum himmel geht durch kreuzdorn. Simrock nr. 4747. Eiselein 311, erinnernd an Kristi kreuzestod und himmelfahrt. ähnlich im englischen: the way to heaven is by weeping cross.

51) an höfen giebt es mehr Achitophel als Josephe. II Samuel. 17, 7. genes. 41, 33 — 36. Ahitophel gab Absalom den unklugen rath, David nächtlich zu überfallen; Joseph dem Pharao den klugen rath, Egypten durch erbauung von kornhäusern vor der hungersnoth zu schützen. Simrock nr. 4809.

52) betrug hat Jacobs stimme und Esaus hand. s. bibl. sprichw. nr. 5. Lehm. flor. I, 91. Simrock nr. 1002.

53) das ist der alte Jacob, s. v. a. schlendrian. anlehnend an genes. 43, 27. 45, 3. Körte nr. 3106.

54) lieber bruder Jesu, zu Jerusalem empfing man dich schön, wie erging es dir aber hernach. Matth. 21. Agricola I, 283 lässt diese worte den narren des bischofs von Bamberg sagen, als die dem bischofe vorher feindlichen Nürnberger ihm ihre reverenz machen. Eiselein 348, Simrock nr. 5232.

55) ins thal Josaphat laden. Joel 3, 7. 17. (II Kron. 20.) Pauli, schimpf u. ernst CXVI. Eiselein 349. s. v. a. dem untergange weihen.

56) so keusch wie Joseph. Josepho castior. genes. 39. Erasmus bietet als sprichwörtliche vergleiche (II, 10, 13:) Melanione castiores. Hippolyto, Bellerophonte castior. Zehner 716.

57) wenn der rechte Joseph kommt, sagt Maria ja. Matth. 1, 18. Simrock nr. 8248.

58) arm und fromm war nur bei Joseph im stall. Luc. 2, 7. Lehm. flor. I, 43; Simrock nr. 468. Eiselein 38. Alcaeus singt: *πενιχρὸς οὐδέποτ᾽ ἐσθλός.*

59) Judaskuss ist worden neu, fürt gute wort, hält übel treu. Luc. 22, 48. dass des Judas kuss sprichwörtlich wurde, sagt schon Wolfram, Parcival 634, 19: daz was ein kus den Judas truoc, dâ von man sprichet noch genuoc. in einem geistlichen gedichte (bei Schade — Anselmus 249) heisst es: kristenheit, ir sult wizen alle gewis, dat noch manic Judas is, der dae spricht sueze rede ind doch wenich goits· meint dair mede. obigen spruch bietet Rollenhagen, froschm., und ähnlich lautet ein spruch des 16. j. (bei Mone VII, 501): Judas kus ist worden neu, guete wort und falsche treu, lach mich an und gib mich hin, das ist ytzundt der welt sin. Lange ad ag. 479 verzeichnet „ein Judaskuss geben.“ Eiselein 350. Zehner 772.

60) traue keinem judaskuss, fremdem hund und pferdefuss. Eiselein 350. Körte 3197. Luther VII, 242 sagt: wer nicht weiss, was da heisst osculum Judae, Judaskuss, der lese mit mir die historien Arii unter Constantino, so wird er sagen müssen, dass Arius weit vber Judas gewesen ist. Zehner ad ag. 772.

61) er ist ein mann, wie Judas ein apostel. volksmund. Eiselein 350.

62) unangenehmer, als Judas in der passion. Körte nr. 3196.

63) waere Judas zwier getauft, er hätte doch den herrn verkauft. ähnlich sagt Reinm. v. Zweter: Jesus krist, den ê die juden verkouften, waer er hie an erde, ich waene die getouften juden ihn noch verkouften sumeliche. und Hug. v. Trimbg. renner 14277: vnd wurde Judas zwirnt getavft, dennoch het er got verkavft. Simrock nr. 5262.

64) um Judas willen sol man Kristum und die apostel nicht lestern. Luther. Zehner 763.

65) jedermann befolgt des Judas regel: was wollet ihr geben mir. Lehmann flor. I. Eiselein 211.

66) Judas reu. (poenitentia Judae) Matth. 27, 3 — 5. gemeint ist die zur verzweiflung führende busse. Zehner 775.

67) kommst du ans kreuz, so tränkt man dich mit essig und gallen. Matth. 27, 48. nach Lehmann bei Eiselein 396. Simrock nr. 5948.

68) jeder meint er habe das grösste kreuz. Matth. 27, 32. Simrock 5940.

69) der schwächste muss das kreuz tragen. nach derselben biblischen stelle. Simrock nr. 5941.

70) das kreuz gefasst ist halbe last. Franck 6 a. Gruter I, 10. Simrock nr. 5943. in ähnlicher fassung Fr. 6 a. Gruter II, 13. Simrock 5944. und bei Lehm. flor. I, 286: das kreutz recht fassen, so ists desto gedultiger zu tragen.

71) kreuz ist nicht bös, wenn mans nur fassen und tragen kann. Franck 58 a. Simrock nr. 5945. Gruter II, 13.

72) andrer leute kreuz lehrt das eigne tragen. Franck 177 a. Gruter I, 5. Simrock nr. 5946.

73) es sind viele, die mit dem kreuz gehen, aber wenig kreuzträger. Simrock nr. 5951. Lehm. flor. I, 83: die leut seynd Simons von Kyrene geschlechts, niemand trägt gern gottes kreutz, man zwing jhn denn dazu.

74) Krethi und Plethi II reg. sprichwörtlich s. v. a. allerlei leute, hohe und niedere, ursprünglich leibwache und tross bezeichnend. Eiselein 109.

75) als Kristus allein war, versuchte ihn der teufel. Matth. 4. Eiselein 107. Körte nr. 804. Simrock nr. 131.

76) Kristus wird noch täglich gekreuzigt. Simrock nr. 1445.

77) Kristus ist unser fleisch und wir sein gebein. Ephes. 5, 30 und Joh. 6, 51 — 59. Hugo, Martina 45d. 99: daz hovbit ist der süeze crist, non dem wir lebin alle frist, so sin wir cristen oh her wider alle sament sinv lider. Simrock nr. 1447.

78) was nicht nimmt Kristus, das nimmt fiscus. Matth. 22, 17. Luther IV, 480: quod non tollit Christus, tollit fiscus. Eiselein 107. Körte nr. 803. Simrock nr. 1452. Zehner 770.

79) die wirte haben alle Christo den list abgelernt, us wasser win zu machen. Joh. 2, 9. Bebel. Eiselein 107.

80) Kristus lässt wol sinken aber nicht ertrinken. Matth. 14, 30. vergl. oben 34. Simrock nr. 1446.

81) wer Kristo nachfolgt, der kommt an den galgen. Matth. 10, 38. Simrock nr. 1442.

82) Kristus hat viel diener aber wenig nachfolger. Simrock nr. 1441.

83) Kristus hatte kein glück auff erden. Gruter I, 9.

84) Kristen sind dünn gesäet. jedenfalls nach dem gleichnis vom säemann (Matth. 13). Franck 101b. 121a. Gruter I, 9. Simrock nr. 1443.

85) so arm wie Lazarus. Luc. 16, 19. Iro seu Codro pauperior. Ovid. Zehner 770. Eiselein 413.

86) einem die leviten lesen. Eiselein 422. Körte nr. 3839. s. v. a. einem sagen, was er zu thun oder zu lassen hat, ihn auf das gesetz (liber leviticus) verweisen.

87) ein gutes licht brennt den scheffel durch. bair. sprichw. I, 116. Matth. 5, 15.

88) Lucas schreibt nicht also. Agricola I, 422: hie durch wirt angezeygt, das S. Lucas Euangelion, welches S. Paul, der Heyden Apostel, sein Euangelion nennet, vnder den Deutschen etwan alleyn ist bekant gewesen. — also haben die Deutschen die geschrifft Luce jrs Euangelisten fest gehalten, vnd für ein warheyt, vnd wann sie jemandt wöllen seine wort verlegen vnd höfflich verwerffen, haben sie gesagt: Lucas schreibt nit also, es wirt sich anders finden. Eiselein 438. Simrock nr. 6622.

89) es geht heimlich zu, st. Lucas schreibt nicht viel davon. Körte nr. 3954. Simrock nr. 6623. gleich dem vorigen.

90) alte marksteine solt du nit verrucken. Lehm. floril. I, 315 nach proverb. 23, 10. Eiselein 19.

91) die marterwoch lass still vergehn, dein heiland wird schon auferstehn. Körte nr. 4135. Simrock nr. 6840.

92) nach der marterwoch kommt ostertag. Franck 175a, Lehm. flor. I, 79. Gruter II, 78. Simrock nr. 6839.

93) geschäftig wie Martha. Luc. 10, 40. 41. Zehner 769. Eiselein 452.

94) es ist Matthaei am letzten. volksmund, jedenfalls nach Luthers kleinem katechismus: „unser herr Jesus Kristus Matthaei am letzten spricht" —. Eiselein 454. so singt Bürger in den weibern von weinsberg": „doch wenns Matthä am letzten ist, so rettet oft noch weiberlist."

95) sprich mit Mosen, wenn Aaron den schnupfen hat. exodus 4, 10 — 16. s. v. a. bleib mir vom leibe, mein schnupfen könnte dich anstecken! man gebraucht das sprichwort, wenn ein vorlauter vielfrager und besserwisser einem etwas abfragen will. ebenso holsteinisch: sprik du Moses, Aaron hett en snöv. Körte nr. 4305. Eiselein 473. Simrock nr. 7111.

96) wenn man dem volk die ziegel doppelt, so kommt Moses. exodus 1, 14. als denkspruch: wenn pharao die ziegel doppelt, vnd das volck selbst zur arbeit stoppelt, gemeiniglich vmb dieselbe zeit, sagt man, sey Moses auch nicht weit. Zehner 724. (quum duplicantur lateres, venit Moses). Eiselein 473. Simrock 7110.

97) Moses mit den hörnern muss man zu hof setzen, nicht Kristum. sagt Luther (nach exodus 34, 29) bei Eiselein 315. s. v. a. nicht liebe soll da regieren, sondern das strenge gesetz.

98) lang mundwerk, schlechter gottesdienst. Matth. 6, 7. Sailers weish. Eiselein 477.

99) die ganze nacht gefischt und nichts gefangen. Luc. 5, 5. volksmund. Eiselein 484.

100) wer vom ölberg kommt, hat den tod überwunden. Matth. 26, 30. Simrock nr. 7678.

101) der ölberg ist schrecklicher als das kreuz. Simrock nr. 7679. statt „schrecklicher" hat Körte nr. 4648 „schmerzlicher."

102) der ungetreue Peter (infidus et invidus Petrus). Matth. 16, 19. was gleich vnser herr gott gönnet, das vergönnet doch s. Peter oder der vngetrewe Peter. Zehner 766.

103) Petri schlüssel flüchtet unter Petri schwert Matth. 16, 18 und Joh. 18, 10. Luther. Eiselein 504. Simrock nr. 7741.

104) Petri schifflein. Matth. 8, 23. die kristenheit wurde unter diesem bilde verstanden. so in einer predigt bei Grieshaber I, 67: „do schef do da haizet diu hailige cristenhait," und II, 31: „bi dem scheffelin ist uns betütet die hailige cristenhait und bi dem mer ist uns bezaichent diziu welte." im renner Hugos heisst es 23139: „daz cristen levte trost gemert, daz sant Peters schiffelin leiden muz noch manic pein, nv sol do von ertrinken niht, swie vil auch leides im geschiht." das bild begegnet mehrmals bei Brant, narrensch. 261, 200: „das schifflin schwancket vff dem mer, wann Kristus yetz nit selber wacht, es ist bald worden vmb vns nacht." 269, 63 klagt er: „s. Peters schifflin ist jm schwangk, ich sorg gar vast den vntergangk!" — Luther hofft glaubensvoll: „s. Peters schifflin ist im schwank, doch sorg nit, dass es untergang!" — Mencke (script. rer. germ.) II, 88: illud, quod papa Pius ejus nominis secundus Turcarum imperatori Mauhemeto id ipsum conanti et minanti inter alia metrice ut sequitur dixit scripsitque: „niteris incassam Petri subvertere navem — fluctuat. at nunquam mergitur ista ratis. in einer anmerkung hierzu heisst es jedoch: constat vulgo, hunc versiculum Gregorium IX. potius reposuisse Friderico II imperatori. in Hiltebrandts bilderschatz ist die schwebende kirche Kristi abgebildet mit der unterschrift: „jactatur mundi mediis ecclesia in undis: sed tamen in portum ducit agetque deus. die kirch treibt hin und her der nord, so doch gott führt zur ruh und port." Eiselein 504.

105) er weiss noch, dass st. Peter ein schüler war. Körte nr. 4697.

106) da Petrus gen hof kam, ward er ein schalk. Matth. 26, 75. —, ward ein schalk daraus Agricola I, 282. Zehner 773. Lehm. floril. I, 390. 860. Franck 39a. Gruter I, 3. — verleugnete er seinen herrn und meister. volksmund nach Eiselein 315 und Simrock nr. 4821.

107) der hahn Petri krähet. s. v. a. hier ist verrath im spiele. volksmund. Eiselein 504.

108) man muss Pilato mit dem kaiser dreuen. Joh. 19, 12. Lehm. floril. Eiselein 358. Simrock nr. 7928.

109) Pilatus wandert nicht aus der kirche, er richte zuvor einen lärmen an. Simrock nr. 7927.

110) wie kommt Pilatus ins credo? Gruter I, 56. Simrock nr. 7929. s. v. a. schon mancher wurde auf seltsame weise berühmt. er ist dazu kommen, wie Pilatus ins credo. Eiselein 512.

111) man gedenkt seiner, wie des Pilatus im credo. Agricola I, 633: „des Pilati wird hie gedacht, aber in keinem guten. des Herostrati gedenkt man auch, aber ebenn wie Pilatus im credo, das ist, das er hatt übel gethan.“ Zehner 777 (mentio qualis Pilati in symbolo). Eiselein 512. Körte nr. 4810. Simrock nr. 7930.

112) sie werden einig wie Pilatus und Herodes wider Kristum. vergl. oben bibl. sprichw. Luc. 23, 12. Pauli schimpf u. ernst. Eiselein 512.

113) von Pontius zu Pilatus (eigentlich wol — von Herodes zu Pilatus) weisen, laufen. Matth. 27, 2. bei Hattemer (II, 524) ist zu den worten des symbolum apostolorum „passus sub pontio pilato“ die erklärung gefügt: ziu chit iz pontio unde pilato? ana daz er zeuuêne namen habeta nâh romiskemo site. alde iz ist nomen patriae, daz er fone ponto heizet pontius. Zehner 775: ab Herode ad Pilatum. Geiler sagt: sie weisen dich von Pontius zu Pilatus, und dass du holest die zûnschêr und den wetzstein uf dem julimarkt, da es zu spät ist. Eiselein 512. Simrock nr. 7931.

114) ein psalter lesen. Keller erzählg. 184, 34: so hebt er an ein grosses promen vnd spricht: wo bist so lang gewesen? vnd thut mir dann ain psalter lesen. s. v. a. die leviten, den text, die epistel lesen, jemanden abkanzeln.

115) den psalter essen. Brant, narrensch, 173, 5: vnd hat den psaltter gessen schyr. ebenso bietet Eiselein 516: er hat den psalter gessen schier bis an den vers beatus vir.

116) solche worte stehen im psalter nit (sagt man sprichwortsweise, wenn grobe, vnliebliche wort gefallen) Scheraeus misc. hier. 52.

117) er sitzt wie Rachel auf den götzen mit dem ars. Luther, nach Eiselein 255. genes. 31, 34.

118) ein krankes rohr, das vom winde bewegt wird. ein sprichwörtliches gleichnis nach Matth. 11, 7. so bei Kaussler II (Martijn 721): ghie siet alse tokrancke riet, dat den winde volget ende vliet: hu onghestadichede maect hu den onvrede. dasselbe bild in einem sprichworte bei Gruter III, 22. (Simrock nr. 12087): die zeit ist unstät wie ein rohr, wer ihr vertraut, der ist ein thor.

119) ein reicher und geiziger sind Salomos esel. Agricola I, 507. oder in anderer fassung bei Zehner 751. Simrock nr. 8354: ein karger reicher ist Salomos esel. das sprichwort scheint von

Agricola herzurühren: „darumb wann Salomon sagt inn seinen sprüchen: was hat der geytzige von aller seiner arbeyt vnnd mühe, dann angst vnd not? — so pflege ich einen reichen geitzigen Salomos esel zu nennen, die weil es jm eben gehet, wie dem esel.“ Franck 44 b. Tappius 382. Körte nr. 5017.

120) so reich — so weise wie Salomo. salomonische weisheit. lieders. Salomon wîsheit lêrte: Markulf daz verkêrte. Otfr. Salomo der richo ni watto sich gilicho. (I reg. 3, 12). daz man begunde glîchen sînen wîstuom Salomône Erec. 2814. und waeren wîse als der man der Salomôn genennet was. livl. reimkron. 28. prudentior hic Salomone, ecbas. 754. so sijn si vroeder dan die wise Salomon, reinaert 5064. die ob den wisen Salomon mit rehter wisheit truogen kron. Martin. Hugos 74, 17. bist dv so wise als Salomon renner 20862. Zehner 751. Eiselein 538.

121) Salomo (selbst dieser weise) ist von einem weibe bezwungen. Parcival 289, 16: der minne er muose ir siges jehen, diu Salmônen ouch betwanc. sprichwörtlich verwiesen die dichter des mittelalters auf Adam, Simson, David, Absalon, Salomo, Achill, Aristoteles, Virgil etc. so in Herborts troj. krieg. 11225: wer alle diese werlt an mich gewant vnd lute vnd lant, die stercke von Samsone, die schone von Absolone vnd Salomonis wisheit vnd dirre werlde richeit an silber vnd an golde, vmbe minne ich ez geben wolde, — sagt Achilles zu Polixene. auch Fridank übergeht den sprichwörtlichen gedanken nicht 104, 22: Adam unde Samsôn, Davit unde Salomôn, die heten wîsheit unde kraft, doch twanc si wîbes meisterschaft. Winsbeckin 23, 6. künc Salomôn, swie wîse er was, ir wart sîn herze niht verzigen. jüng. Titurel 1726: so beginnet in die minne vahen, sam sie vienc Sampsonen vnd Daviten vnd Salomonen den wisen, da die niht minne mohten an gestrîten. gesamt abent. II. 446: wîbes kunst ist âne zil. daz sî vil wol bewaeret: von wîben wart ervaeret Adam unde Samsôn, Davit unde Sâlomôn unde die besten alle. ebenso Suonenburck IV, 11 (Minn. v. d. H.). Konrad troj. kr. 2163 sagt: „was mohte Salomônes liste gehelfen wider mîne kraft,“ und er nennt weiter David, Adam und Sampson, wie Hugo (Martina 132 d.) an Adam, David, Salomo und Sampson erinnert. Lassbergs lieders. I. 10, 1: syd Adam vnd ouch Samson, kunig David vnd her Salomon mit listen hânt betrogen wip. ebend. 178, 501: Samson, Salomon, David mohtent jr gestritten nit. Ottok. reimkr. 168: (minne betwanc) den weisen Salomon vnd den

starkchen Samson. der renner (12906) nimmt Fridanks oben angezogene stelle auf. Boner, edelst. 57, 107: hêr Adam wart ertoeret, Troje wart zerstoeret, hêr Sampson wart erblendet, hêr Salomôn geschendet. Frauenlob 141: Adam, den ersten menschen, betroug ein wîp. Samsones lip wart durch ein wîp geblendet. Davît wart geschendet. her Salomôn ouch gotes rîchs wart durch ein wîp gepfendet. weiter werden Absalon, Virgilius, Olofern, Aristoteles, Achill, Asahel, Artases, Parcival genannt. Otto v. Passau, Belial 153b: wan Adam der erst mensche, Dauid der heylig, Salomon der weis, Sampson der starck wurden mit frawen überwunden. ferner in dem niederländischen gedichte Martijn (Kaussler II, II, 222): wat machte hadde Samsoen, of Dauid, of Salomoen ieghen die cracht van minnen. ein tagelied H. v. Montforts (Wackernag. les. 951) erinnert ebenfalls an David, küng Salomon den weysen (ain weib betrog jn auch), an Samson, Absolon, Aristoteles und an die helden, die durch Kriemhilt starben, ebenso meister Otto, Eraclius 2457 — 59 an Salomon und Sampson. fastnachtsp. 1039, 1: nun glich ich doch Salomon, Aristoteli, Vergilio und Samson, die wisssten, stercksten gwesen sind, an wyben auch waren erblindt. meister Altswert 203, 14: Adam, den edeln werden bezwengt du mynn, alleyn Sampson, den starcken blinden, könig Salomon den richen und Absolon den schoenen. altd. blätt. I, 57: durch die frowen betrog er auch den allerstercksten Sampson, den allergutigsten könig Dauid vnd den allerwisesten konig Salomon ect. und ebend. I, 76, 19: sint Adam, ons eerste vader, David, Sampsôn, Salomôn algader bedroghen sijn van wiven, wie sel dan onbedroghen bliven? andere stellen sehe man in Hatzler. 91 a. u. 91 b. und 269 b. Antwerp. liederb. 93, 4. 172, 5: Ambras. liederb. 102, 8. auch noch bei Franck, sprichw. 143 a. (1548) und späteren. Eiselein 8.

122) stark wie Simson. sprichwörtlicher vergleich, so z. b. Erec 1817: an sterke Samsônes gnôz. fastnachtsp. 1150: hab dir Sampsons sterck vnd krafft. Zehner 741.

123) Samson war ein starker mann, aber er konnte nicht zahlen eh er geld hatte. volksm. Eiselein 539. Simrock nr. 8691.

124) den sand am meere zählen. volksmund nach genes 22, 17. Ebrae. 11, 12. so im wartburgkr. 363: ob du dez mêres grieze soldez zeln und alle sterne sunder nennen, ich bin doch unverlorn. Kirchb. mecklbg. reimkron. XL: unczelich als des meres griez. Berth. predgt. 142: wanne als wenig, als ich uch des meres griez gezeln

möhte, als wenig mohte ich uch iemer die kleinsten freuden gezeln. Eiselein 539.

125) sanft wie die tauben, dumm wie die gänse. nach Matth. 10, 16 gebildet. Simrock nr. 8799.

126) er ist aus Saulus worden ein Paulus. passional II, 182, 12: nu secht, welch wunder hie geschach, da vil ein homuter Saul vnde stunt vf demutiger Paul. der lewe zeime lemmel wart. sin vf tragende hochvart in rechter demuot nv gelach. ebenso Geiler nach Eiselein 541. Simrock nr. 8770.

127) er ist verstockt wie der linke schächer. Luc. 23, 39. volksmund nach Eiselein 542. Simrock nr. 8775.

128) was geschrieben ist das ist geschrieben. Joh. 19, 22. Eiselein 230. (quod scripsi, scripsi.)

129) die schreibfeder will kaiserin bleiben. Gruter III, 22. Zehner 739. ein apophthegma Luthers (IV. 440.) nach judic. 5, 14: „und von Sebulon sind regierer worden durch die schreibfeder." Calamus, imperator; penna, imperatrix. Simrock nr. 9202.

130) es sieht aus wie Sodom und Gomorrha. es geht zu wie in S. und G. volksmund nach genes. 19.

131) spreu und korn ist ein sprichwörtlich gebrauchtes bild, das sicher seine wiederholte anwendung den worten Johannis des täufers (Matth. 3, 12) verdankt, wiewol gegen eine herleitung aus dem alltäglichen leben nichts streiten möchte. Walther v. d. v. I, 18, 8: er ist daz korn, ir sît diu spriu. Frauenlob (Ettmüller 132, 8) singt: ir sult den spriuw scheiden von dem kerne. Hugo, Martina 48, 12: als hulschin von dem weizin habent kleine nutze, alse sint verdruze âne wîsheit alle tugent. passional III, 454, 7: also hete er die spru verlorn (d. i. irdisches gut) und behielt daz edele korn, ich meine krist mit tugenden. repg. kronik (Eccard I, 1350): it muste gelutteret werden de wete van deme kave. Schillings els. kronik 200 und 334: damit die sprüwer von dem kernen kommen. die spriuw ist gestoben von dem kernon, sprach Rud. v. Erlach, als eine schaar von feiglingen aus der schlacht bei Laupen floh. auch Uhland singt: das korn sich scheidet von der spreu. Eiselein 575. nur in einem sprichworte bei Simrock nr. 9774 „viel spreu, wenig korn" findet sich unser bild.

132) stirbstu, so begrebt man dich mit der haut; das thut man einem esel nit. Agricola I, 506 nach Jerem. 22, 19. auch bei Megerle nach Eiselein 153. Gruter II, 88. Simrock nr. 9886.

133) der teufel säet. Matth. 13, 39. ein lateinisches sprichw. in den altd. blätt. I, 11. lautet: quisquis arans sevit cum daemone semen amittit. Fridank 67, 25: den sâmen kan der tiufel geben. Walth. 31, 34: des tiefels same. Hugo, Martina 57c. 72, sagt: in ir herzen was gesemet dez tievils krut vnd och sin wurtz. MS. II, 111a. der tievel hât gesaet den sînen sâmen in diu lant. Keller, erzählg. 248. 24: wy sät der teufel nur seinen samen! ein volkslied (bei Uhland 166, 1) vom j. 1450 singt: „das hat der bös vernommen, valschen samen hat er gesät," ein anderes vom j. 1520 (180, 25): ich muss den teufel schelten, er het gern saumen gesät. nach einer erweiterten vorstellung sagt der gemeine mann von pockennarbigen gesichtern: „der teufel hat erbsen auf ihm gedroschen." vgl. Grimms mytholog. 964.

134) der teufel hat mehr denn zwölf apostel. Eiselein 592. Simrock nr. 10177.

135) was der teufel gefügt hat, scheidet gott nicht. (d. i. hurer und kebsweiber.) Simrock nr. 10180, und Eiselein 591 bietet nach Zincgref und Pauli: „die der teufel zusammenfügt, kann nieman trennen, und die gott zusammengefügt, halten selten an einander."

136) der fährt herum wie der teufel im buche Hiob. Eiselein 589. Iob 2, 2.

137) wie der teufel die schrift anführt. Matth. 4, 4. 6. Körte nr. 5915. Eiselein 593: so richtig, wie der teufel die schrift citiert.

138) den text lesen vgl. oben 86. Eiselein 593. Scheraeus misc. hier. 78: d. i. einem faulen, bösen, verlogenen, falschen die wahrheit nach einander hersagen, so derb als die faden auff einander gehen. Uhlands volksl. I, 110, 5: so hat sie mir den text gelesen. Hoffmann deutsch. gesellschftl. 64, 102: bei miner mutter bin ich gewesen, ich mein, sie hab mir den text gelesen.

139) ihr kommt zu tief in den text. Eiselein 593.

140) nur weiter im text! Simrock nr. 10228.

141) der text besteht, die gloss vergeht, oder: der text nicht treugt, die gloss oft leugt." hierher gehört des Matthesii distichon wider allerlei falsche glossentichter: textus durabit, multos speciosa fefellit glossa. Dei verbo nitere, tutus eris. Scheraeus, misc. hier. 78.

142) ein ungläubiger Thomas. Joh. 20, 29. Eiselein 594. Simrock nr. 10263.

143) Thomas, zweifelst du noch? lege deinen finger in mein loch! eine leichtfertige anwendung der worte Kristi Joh. 20, 27. volksreim bei Eiselein 594. Simrock nr. 10262.

144) eine Tobiasnacht halten. Tob. 8, 1 — 6. d. i. fleissig in der brautnacht beten. Neoc. kronik d. Ditmarsch. I, 117: unde bliven offt brutt unde brudegam bisamen, werden ock wol wedder upgenamen, dat se ehre Tobiasnacht holden.

145) unkraut unter dem weizen. ein sprichwörtliches gleichnis nach Matth. 13, 25. carm. buran. 192, 3, 1: sicut cribratur triticum, also wil ich die herren tuon, liberales dum cribro, die bösen risent in daz stro, viles sunt zizania. vgl. oben 131.

146) ein Uriasbrief. Sam. II, 12, 14. *Βελλεροφόντης τὰ γράμματα.* Bellerophontes litteras. Erasm. Tappius 462. Zehner 744. Eiselein 614.

147) der verräther schläft nicht. Zehner 772: Judas non dormit. Matth. 26. Hiltebrants bildersch. 376. Körte nr. 6263 Simrock nr. 10883.

148) vertraulichkeit war in der arche Noas. Lehm. flor. bei Eiselein 619. Simrock nr. 10939.

149) lass vöglein sorgen! Matth. 6, 25. 26. renner 23853: seit got die kleinen vogelein beschirmet, daz in ir klolein nicht erfriesent in dem winter. lieders. 216, 27: frölich lüt hant vögelin vunden, (also spricht man jetzt.) Brant, narrensch. 250, 31: losz vöglin sorgen! wann gott will, so kumbt daz glück, zytt, end vnd zyl. Uhland, volksl. 213, 8: ich lass die vögel sorgen gen diesem winter kalt. und in zwei anderen volksliedern bei Doren I, 261: lass klein waldvöglin sorgen. I, 254: das vöglein lassen sorgen. Franck 38a. lass vöglin sorgen, die haben schmale beynlin. Tappius 355. holländisch: lat viôlen sorgen, Matth. 6, 28. Gruter I, 95. Lehm. flor. I, 719: die vöglin singen vnnd haben weder korn noch gelt. bei Geiler nach Eiselein 622. Körte nr. 6331. Simrock nr. 11014.

150) was die wand bepisst nicht überlassen, d. i. nicht einen einzigen mann. eigentlich biblische redensart in den stellen I Sam. 25, 22. 34, 1. I reg. 16, 4. 14, 10. II reg. 9. 8. erklärt bei Zehner 606 und in Heumanni poecile I, 1 — 19.

151) die weiber sind furchtsam und rufen bald st. Peter zu: steck ein dein schwert! Joh. 18, 11. Simrock nr. 11315.

152) wölfe in schafskleidern. Matth. 7, 15. acta 20, 29: schafpelze sind äussere zeichen der frömmigkeit, denn sie wurden von propheten getragen Ebr. 11, 37. Sacharj. 13, 4. darum warnt Kristus in obiger stelle vor den falschen propheten. das biblische bild wenden an: Clemens Alexandr. exhort. ad ethn.: λύκους προβάτων κωδίοις ἠμφιεσμένους. ebenso Ignatius und Juvencus bei Zehner 674 ff. Werner v. Elmendorf 721 (H. z. IV.): niht in bizet mit so scarfen zanden, so der wolf vnder deme scafene gewande. dune hutis dich vil garewe, dich betrugit des wolfis varwe. Entecrist (fundgr. II. 111, 33): idoch steckit in der schafinin hivte daz woluine herze. Phil. marienleb. 6208: si tragent ûzen schâfgewant und innen wolves herz si hânt. wälsche gast 962: under schoenem vel ist valscher rât. man sol wizzn, daz valsche liute hânt niht mêr schoene wan ir hiute. renner 385: der ist gar ein lemblin vzzen, dock mak ein wolflin da wol lavzzen. Boner, edelst. 43, 91: er gât dick der in schâfes wât, der eins wolfes herze hât. Gerstenbg. thür. hess. kron. (Ayrmann I, 16): und nicht zuviel getrauen nach rath des hexametri „pelle sub ouina (agnina) latet (latitat) saepe mens lupina, das bedeut, unter dem schafenfell ist dicke verborgen wolffsgell. Keller, erzählg. 382, 5: der ist scheffin ussin und innewendig wolffes ard. in der reformationszeit erschien (o. o. u. j. 4.) ein gedicht betitelt „der wolffgesang“ mit dem motto: eyn ander hertz, eyn ander kleid tragen falsche wölffe in der heyd. vgl. Eiselein 648. Simrock nr. 11788 verzeichnet: „oft ist eines wolfes herz bedeckt mit schaffellen.“

153) wörter sind auch schwerter. vgl. Lucae 2, 35. edelst. 40, 43: ir wort diu snîdent als ein swert. Gruter II, 119. d. weisen exemplspr. herte wort verwunden den straffer und den hörer. vgl. 156.

154) Zachaeus ist auf allen kirchweihen. Luc. 19, 5. 8. Franck 131 b.: Zacheus in allen zechen, urten vnd kirchenweihen. 147 b.: es ist wie Z. auff allen kirchweihen. ebenso bei Geiler nach Eiselein 654. Körte nr. 7044. bair. sprichw. II, 109. Simrock nr. 11954.

155) Zion soll man nicht mit fleisch und blut bauen. Simrock 12124. die biblische stelle vermag ich hierzu nicht nachzuweisen.

156) die zunge ist ein schwert. ps. 55, 22. 57, 5. 64, 4. ecclesstc. 28, 22. Gruter II, 11. Simrock nr. 12189: „böse zungen

schneiden schärfer als schwerter. Franck 16 a: darumb spricht man, es sei nichts über ein böse zungen, kein scherpffer schwert. Franck 101 b: es ist kein böser schwert, dann wo ein bös zung versert. und in ähnlichen bildern ergehen sich die sprichwörter Simrock nr. 12190: wäre die zunge ein spiess, so thäte mancher mehr als zehn andere. 12191: böse zunge, bös gewehr. 12189 a: für böse zungen hilft kein harnisch.

C. Schulze.

Einige Proben von Anwendung der Sprachwissenschaft auf Bestimmung völkergeschichtlicher Verhältnisse, besonders der Ureinwohner Deutschlands,

durch etymologische

Untersuchung der geographischen Namen.

Ausser dem eigentlichen oder Selbstzweck der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft, insofern ihr Gegenstand die unmittelbare Erforschung der Sprachen an und für sich ist, lässt sich dieselbe auch dazu anwenden, dunkle geschichtliche Verhältnisse, von denen die überlieferte Geschichte nichts mehr oder nur Unvollständiges und Entstelltes weiss, also eigentlich vorgeschichtliche Verhältnisse, aufzuklären. Dieses Resultat erzielt sie dann, wenn es ihr gelingt, geographische und Völkernamen von historischer Wichtigkeit etymologisch richtig zu deuten. Ich habe bei der etymologischen Zergliederung der geographischen Namen Europa's überhaupt und Deutschlands insbesondere das Ergebniss gewonnen und dies bei verschiedenen Gelegenheiten darzulegen gesucht, dass die Ureinwohner Deutschlands und selbst Skandinaviens, nicht, wie Tacitus es zuerst lehrte (Ipsos Germanos indigenas crediderim, etc. De situ, moribus et populis Germaniae, 2) und viele ihm noch bis auf den heutigen Tag auf's Wort glauben, Germanen waren, sondern dass ihnen überall, wo sie sich nachher geschichtlich zeigen, als nächste Vorfahren die Celten voraufgingen. In Ansehung dieser Celten haben in Europa und auch in Deutschland viele Vorurtheile geherrscht und herrschen zum Theil noch. Die Beschäftigung mit dem Celtenthum so wie die Abneigung dagegen artete in eine förmliche Krankheit aus; es herrscht

abwechselnd eine Celtomanie und eine Celtophobie, so dass man nach Schiller sagen konnte: „Kaum hat das wilde Fieber der Celtomanie uns verlassen, bricht in der Celtophobie ein noch viel hitzigeres aus.“ Aber so viel hat man selbst zur Zeit der Celtophobie wohl allenfalls zugegeben, dass die Celten früher als die Germanen und auch wohl als die Griechen und Lateiner von Asien aus in Europa eingewandert seien, auch wohl, dass ihre Sitze sich auf der südlichen Seite bis an die Donau und auf der westlichen bis an den Rhein erstreckt hätten, weil man dafür einen geschichtlichen Anhalt fand oder zu finden glaubte. Wagte es aber jemand weiter zu gehen und zu behaupten, dass sich ihre Sitze wohl selbst über die Donau und über den Rhein in Deutschland hinein erstreckt haben möchten, so stiess er auf den allerstärksten Zweifel oder den entschiedensten Unglauben, wenn es für ihn selbst auch noch so fest zu stehen schien; und beklagen konnte er sich eigentlich darüber nicht, insofern keine dafür sprechenden Thatsachen und Beweise geliefert wurden, oder nur solche, die keine Beweiskraft für sich in Anspruch nehmen konnten. Es blieb auf diese Weise immer nur mehr oder weniger Hypothese, die, obgleich sie die Wahrheit enthielt, doch als solche nicht gewusst und bewiesen werden konnte. Wäre aber jemand so weit gegangen als ich jetzt gehe, und hätte etwa in ganz Mittel-, Nord- und Ostdeutschland Celten als vorgermanische Bewohner angenommen, so würde dieses für eine so entschiedene Ketzerei oder eine so ausschweifende Celtomanie gegolten haben, dass man seiner Würde etwas zu vergeben geglaubt hätte, wenn man dieser Ansicht anders als mit Hohnlächeln entgegen getreten wäre. Aber die heutige wirkliche Sprachforschung kehrt sich natürlich an Argumente solcher Art nicht; sie nimmt, wenn sie etwas aus ihrer Sphäre beweisen will, kaltblütig jedes Wort in die Hand, prüft, wie viel es wiegt, was sein Inhalt sei, was seine einzelnen Bestandtheile nach Buchstaben, Sylben und Laut werth sind, was sie als Ganzes bedeuten und was für Schlüsse sich daraus ziehen lassen. Da zeigt es sich denn sehr oft, dass das Wort ganz andere Dinge aussagt als man bei weniger genauer Betrachtung darin wahrzunehmen glaubte, und dass sich daraus Folgerungen ziehen lassen, die über den eigentlichen und engeren Kreis der Sprach-

forschung hinausgehen, und eine allgemeinere Anwendung auf andere und besonders auf geographische und völkergeschichtliche Verhältnisse gestatten. Für jetzt versuche ich es nur, den von mir aufgestellten theoretischen und theilweise auch schon empirisch bewiesenen Satz, dass vor den Germanen Celten überall in ganz Deutschland und zwar östlich wenigstens bis an die Oder, wahrscheinlich aber nordöstlich bis an die Weichsel, wohnten, durch die Sprachforschung ferner zu begründen, und namentlich an einigen geographischen Namen des mittleren und nördlichen Deutschlands nachzuweisen, dass die frühsten Bewohner desselben, und unter anderen auch die des Harzes und Braunschweigs, nicht Germanen, sondern Celten waren.

I. Braunschweig und die Oker.

Von den Geschichtschreibern und Geschichtsforschern wird allgemein angenommen, dass die Stadt Braunschweig, deren ursprünglich niedersächsischer Namen Brunswic oder Bruneswic, lat. Brunonis vicus, ist, der nachher in diese hochdeutsche Form umgewandelt, und dabei nach gewöhnlicher Art zwar verständlich, aber nicht verständig, umgedeutet wurde, von Bruno, dem Herzoge der Sachsen, gegründet, und nach ihm Bruneswic, d. i. Stadt des Bruno, genannt wurde. Sie wuchs seitdem so empor, dass sie zuletzt aus fünf Städten oder Weichbildern bestand, aus der alten Wiek, der Altstadt, der Neustadt (im 10. Jahrh. angelegt), dem Hagen (um 1172) und dem Sack (um 1200), von welchen jedes seine besonderen Burgemeister und Rathmannen mit eigenem Wappen und Rathhause hatte, daher Braunschweig oft auch in den Urkunden „die Stadt der fünf Städte“ genannt wird. Nach den geschichtlichen Nachrichten (cf. Dürre Braunschweigs Entstehung, p. 13 ff.) wurde zuerst auf einer flachen, sanft ansteigenden Anhöhe dicht am westlichen Ufer der Oker, einer Furt über dieselbe gegenüber, vom Grafen Tankward, dem Bruder Bruno's, die Burg Tanquardevorde oder Tancwordevoerde, d. i. Tanquartsfurt, nachher in Tanquarderode verdreht, angelegt. Daneben auf der Ostseite der Oker schlug sein Bruder Bruno auf der Stätte eines zerstörten Heidendorfes seinen Wohnsitz auf, wodurch ein neues Dorf entstand, welches den Namen Alte Wiek (de olde wik) oder nach ihm Brunswik erhielt. Hierauf baute Bruno, wahrscheinlich zusammen mit seinem Bruder Tankward, noch eine zweite Ortschaft, die im Gegensatze zur alten die Neue Wiek (de nye wik) oder ebenfalls Brunswik genannt wurde. Die alte Wiek auf der Ostseite des Flusses, deren Rathhaus am Aegidienmarkte lag und erst 1754 abgebrochen wurde, war also offenbar der älteste Theil, wenn er auch erst später unter Otto IV. nebst dem Aegidienkloster in die Ringmauern der Stadt eingeschlossen wurde. Zunächst

im Alter ist dann die neue Wiek oder die nachherige Altstadt, wo die beiden Brüder im J. 861 eine Kirche, St Jacob geweiht, gründeten. Dieses Jahr hat man nun als festes Datum mit Recht als das Gründungsjahr Braunschweigs angenommen, obgleich die Gründung der Burg und der beiden Wieken selbst offenbar einige Jahre früher anzusetzen ist. Die zweite Kirche wurde dann erst im 10. Jahrhundert unter Kaiser Otto I in der Burg Dankwarderode von Holz erbaut, und die alte Wiek erhielt ihre dem heiligen Magnus geweihte Kirche sogar erst im J. 1031. Folgt nun aber etwa daraus, dass Bruno und Tankward die Stadt Braunschweig gründeten, dass der Fleck oder Ort, wo dieselbe jetzt liegt, vorher noch gar nicht bewohnt und weder als Dorf, Flecken noch als sonstiger Wohnsitz vorhanden war? Keineswegs. Gewöhnlich muss man unter „eine Stadt gründen" verstehen, dass ein Fürst irgend ein Dorf oder einen Flecken zur Stadt erhob, sie vielleicht zu seiner Residenz erwählte und ihr seinen Namen gab. Die Ortschaft konnte aber schon viele Jahrhunderte vorher da gewesen, und sowohl die Bewohner als auch den Namen schon öfter gewechselt haben; denn Städtenamen gehören in der Regel zu den weniger fest haftenden Namen, sie sind viel wandelbarer als Fluss-, See- und Bergnamen. Nach dem Chronisten Botho, der sich auf ältere Quellen stützt, soll schon in heidnischer Zeit vor Karl dem Grossen ein Dorf unbekannten Namens da gelegen haben, wo später die Alte Wiek entstand, und von Karl dem Grossen zerstört worden sein. Es war also schon zur Zeit und vor der Zeit Karls des Grossen eine Ortschaft da, und dieselbe wird seit ihrer Zerstörung bis dass Bruno dort seinen Wohnsitz aufschlug, nicht ganz ohne Bewohner geblieben sein. Folgt ferner daraus, dass Niedersachsen oder allgemeiner Germanen die ersten Bewohner dieser Gegend waren, weil dieselbe um und vor Bruno's Zeit von Niedersachsen bewohnt, oder weil der angebliche erste Gründer der Stadt selbst ein Niedersachse war, und ihr als solcher einen Namen in niedersächsischer Sprachform gab? Dies wird niemand im Ernst behaupten dürfen, und noch weniger wirklich beweisen können. Bei tieferer Untersuchung weisen vielleicht andere fester stehende Namen für Oertlichkeiten Braunschweigs auf andere Völker als Germanen als die ersten

Bewohner dieser Gegend hin. Da nach der von mir aufgestellten, entwickelten und durch Thatsachen bestätigten Theorie in ganz Deutschland, sowohl in dem südlichen, westlichen und mittleren Theile desselben als auch nordöstlich wenigstens bis an die Oder, und folglich auch in und um Braunschweig vor den Germanen Celten gewohnt haben müssen, so fragt es sich, ob die Empirie oder Praxis auch hinsichts Braunschweigs und dessen Umgegend diese Theorie bestätigen wird. Fragen wir daher bei den Gegenständen, die gewöhnlich die ältesten Namen führen, bei Flüssen und Bergen an; vielleicht erhalten wir hier eine befriedigende Antwort.

Braunschweig liegt bekanntlich an der Oker, die mit einer veralteten und unbegründeten Orthographie oft Ocker geschrieben, aber nie so gesprochen wird. Bereits Karl der Grosse soll zwei Mahl bis zu diesem Flusse in den Jahren 775 und 780 vorgedrungen sein, und die Sachsen besiegt und zur Taufe gezwungen haben. Der Name lautet in den Urkunden (vd. bei Förstemann Ortsnamen, p. 1112, und bei Dürre p. 10) Ovokare, Ovekara, Ovekare, Oveker, Ovacra, Ovaccra, Obacra, Obacrus, Obaccrus, Ovacrus, Overcarus, Hobacar, Oucra. Man hat die Oker als den Krähenfluss gedeutet, wahrscheinlich indem man Ova als das altdeutsche owa, awa, auia, augia, in Ortsnamen, mittelhochd. ouwe = Wasser, Strom, Wasserland, wasserreicher Grund oder Wiesengrund, wasserumflossenes Land, Flussinsel, neuhochd. Aue, Au, für Fluss nahm, und cra, altd. crâ, crâa, craia, für Krähe, wobei man vergass oder nicht wusste, dass dieses keine dem Deutschen angemessene Wortbildung ist, denn ein Krähenfluss hätte alsdann umgekehrt cra-owa oder crowa lauten müssen. Ueberdies spricht die Benennung Krähenfluss wenig an, sie hat nichts für einen Fluss Charakteristisches an sich. Es mögen sich an und bei dem Flusse ungefähr so viele Krähen aufhalten oder aufgehalten haben, als an jedem anderen Flusse, d. h. wenige oder gar keine; denn diese Vögel halten sich gar nicht vorzugsweise an Flüssen auf, sondern weit eher auf Feldern, Wiesen und in Wäldern, da sie sich hauptsächlich von Insecten, Gewürmen, Mäusen, Heuschrecken, Getreide, Samen und Früchten, aber von keinen Producten eines Flusses

nähren. Das Germanische schien mir überhaupt gar kein passendes Etymon zu liefern. Ich habe mich daher an das Celtische gewandt, und dieses hat mir ein besseres und zutreffenderes gewährt. Nach diesem bedeutet Oker oder ursprünglicher Ovacra Fluss des Felsens oder Felsenfluss. Ova oder oba ist nämlich das celtische Wort für Fluss: irisch oba, obha, abh, abhan, abhainn, obhuin, amhan, amhain, amhuin; owen, aven (Bullet), gael. abh, abhuinn, abhainn, amhain (ir. obha ausgesprochen oua, obhuin ausgespr. ouin, O'Brien, v. dána; a in abhainn ausgespr. au oder ô, O'Donovan, p. 11., bh und mh wie w), wallis. ow, owi, aw (Bullet), aw, awon (Owen), armor. aven, aouen, avon, cornw. aon, aen, welches verwandt ist mit mittelhochd. ouwe, althochd. aha, goth. ahva, lat. aqua und amnis für apnis, sanskrit. ap, f. (vd. ap, Wasser, in Bopp's Glossar, p. 13), und cra ist das celtische Wort für Fels: irisch, gael. und wallis. craig, crag, creag, a rock or stone, a rocky or craggy place, cornw. karak, armor. karrek, écueil, armor. krâg, grès, pierre dure et grise qui sert à aiguiser, à paver, caillou, galet, (daher graé, kraé, grôa, krôa, grève, lieu uni et plat, couvert de gravier, le long de la mer ou d'une rivière) Das Wort wurde nur um den auslautenden Consonanten, d. i. hier g, verkürzt, wie oft in ähnlichen Fällen. Flüsse erhalten ihren Namen am häufigsten von irgend einer Eigenthümlichkeit an ihrer Quelle oder der ersten Strecke ihres Laufes. So verhält es sich mit unserer Oker. Diese entspringt an dem zwischen Andreasberg und Altenau gelegenen Bruchberge (neuhochd. brûch, niederd. brôk, eine sumpfige mit Gehölz bewachsene Gegend, der Sumpfboden, die Sumpfwiese, althochd. bruoch, palus, angels. brôc, engl. brook, ein Bach), fliesst durch Altenau, wo sie das Kalkwasser aufnimmt, durch das Schulenberger Thal und bei dem Dorfe Schulenberg und der dabei liegenden Silberhütte weg, wo sie das weisse Wasser aufnimmt. Nach einem vierstündigen Laufe innerhalb des Harzes, wo sie das wilde Okerthal durchströmt und darin die Grenze zwischen dem Hannöverschen und Braunschweigischen bezeichnet, tritt sie bei der Messinghütte aus dem Gebirge. Unterhalb Oker nimmt sie die Gose, dann die Radau, die Ecker und endlich die Ilse auf. Mit vier Harzflüssen vereinigt, fliesst sie durch

das Hildesheimische nach Wolfenbüttel und Braunschweig, und ergiesst sich im Lüneburgischen in die Aller, mit welcher sie der Weser zueilt. Hinter Braunschweig ist sie schiffbar, es wird aber kein Gebrauch davon gemacht; noch bis zum 15. Jahrhundert war sie aber auch weiter hinauf vor Braunschweig und Wolfenbüttel und weiter nach ihrer Quelle zu schiffbar. Da der Fluss auf dem Bruchberge, dem westlichen Nachbar des Brockens, entspringt, und über Felsen und Klippen das wilde und schauerlich schöne Okerthal innerhalb des Harzgebirges durchfliesst, so konnte der Fluss mit Recht ein Felsenfluss genannt werden, welche Benennung sicherlich besser motivirt ist als die des fast lächerlichen Krähenflusses. Vortrefflich stimmt auch in unserem Worte die celtische Art der Zusammensetzung. Diese kann mehrfacher Art sein, während die germanische nur einer Art sein kann. Dies ist ein so wichtiges Kennzeichen, dass wenn es sich ereignen sollte, dass ein zusammengesetzter Namen sich, wegen der nicht seltenen Verwandtschaft des Celtischen mit dem Deutschen, seinen Bestandtheilen nach gleich gut aus beiden Sprachen erklären liesse, die Art und Weise der Zusammensetzung oft sogleich entscheiden würde, aus welcher Sprache derselbe zu erklären sei. Der bestimmende Theil kann nämlich im Celtischen vorhergehen oder nachfolgen. Er geht vorher wie im Deutschen, z. B. morgi, Seehund, von mor, See, und ci, Hund, oder er folgt nach im Genitivverhältniss, wie in unserem Worte, oder als Adjectivum; aber auch dieses letztere kann zuweilen noch vorstehen, z. B. mawr, mor, gross, mawrair, a boastful word (von gair, word), mawrboen, great pain; daher im Englischen aus dem Celtischen glaymore, claymore und morglay, ein langes, breites, zweihändiges Schlachtschwert, das eine Mahl mit dem Adject. nach, das andere Mahl vor.

Eine auffallende Benennung führen in Braunschweig mehrere Strassen, die der K l i n t heissen. Es giebt da einen Klint schlechtweg, der in der alten Wiek liegt, und gewiss auch die älteste Ansiedelung im alten Heidendorfe war, aber ausserdem auch noch einen Südklint, einen Bäckerklint und einen Radeklint. Ich habe mich bei meiner letzten Anwesenheit in Braunschweig an Ort und Stelle darnach erkundigt, was die Leute wohl darunter verstehen möchten. Einer wollte gehört haben, dass der

Klint so viel wie Gerichtsstätte bedeute und auch eine solche gewesen sei, und der Radeklint sei diejenige gewesen, wo die Verbrecher gerädert wurden, der Bäckerklint dagegen die, wo die Bäcker hingerichtet wurden, wahrscheinlich wegen zu leichten Brotes. Ein anderer meinte, dass Klint so viel als das lat. clivus bedeute, und wahrscheinlich mit demselben ganz identisch sei. Hierauf wandte ich ein, dass, um dieses sein zu können, es aus dem Lateinischen unmittelbar entlehnt sein müsste, wozu aber die Form, namentlich im Auslaut, durchaus nicht berechtige, und wozu auch überhaupt keine innere Wahrscheinlichkeit vorhanden sei. Ich habe die Oertlichkeit des Klint selbst untersucht und gefunden, dass es allerdings ursprünglich ein Hügel gewesen sein muss, indem das Erdreich von der Ritterstrasse her sich hügelartig erhebt, und auch die anderen Klinte zeigen deutliche Spuren einer vormahligen grösseren hügeligen Beschaffenheit als jetzt. Obgleich das Wort nun wohl dasselbe als clivus bedeuten kann, so kann es von demselben doch nicht unmittelbar herkommen, und von irgend einem deutschen Worte noch weniger. Woher kommt es aber nun? In dem Gälischen Dialecte des Celtischen heisst claointe geneigt, abhängig, abschüssig, bent, sloping, als Participium von gäl. und ir. claon, to incline, bend, move obliquely. Dieses entspricht buchstäblich und dem Sinne nach unserem Klint. Es braucht nichts zugesetzt und nichts abgezogen zu werden. Im Irischen lautet dasselbe Participium und Adjectivum claonta, welches ungefähr wie cluînta ausgesprochen wird. Ausserdem finden sich von demselben Wurzelworte irisch clin, Bergabhang (pente de montagne, Bullet), cluin, ein steiler Fels, a great steep, a rock, und daher figürlich partiality, prejudice, error, ir. u. gäl. claon-ard, an inclining steep (bestehend aus claon, claoine, und ard, high), ir. claonadh, bending, inclination, moving obliquely, proclivity, partiality, deviation, digression, gäl. claon, claoine, squint, inclining, oblique, prone to, partial, uneven, claoin-leud, a sloping hill, claoine, claoinead, claoineid, obliquity, squintness, gäl. und ir. cluinneach, a miner. Mancher wird aber vielleicht dennoch fragen, ob das Wort Klint nicht eben so gut germanischen Ursprungs sein könnte, im Fall sich das Wurzelwort, wenn auch in anderer Form, im Germanischen fände. Es findet sich das

Wurzelwort wirklich, aber in einem so eigenthümlich germanischen Kleide, dass an eine unmittelbare Herleitung nicht zu denken ist. Es entspricht ihm nämlich ein gothisches hlains, der Hügel, neuhochd. Lehne, d. i. Berglehne, Bergabhang, sanft und allmählig aufsteigende Seite eines Berges oder Hügels, vom altsächs. hlinon, althochd. hlînên, neuhochd. lehnen, womit ferner verwandt sind altnord. hlìd, latus montis, devexitas, angels. hlîdh, clivus, althochd. hlîta, id., auch ohne t altfries. hlì, tumulus. Da nun dem Lautverschiebungsgesetze gemäss einem celtischen oder griechisch-lateinischen c im Anlaut ein germanisches h entspricht oder auch ganz abfällt, so kann es also nicht direct davon herkommen. Eher könnte es, wenn man nur auf den Anlaut Rücksicht nehmen wollte, direct vom griech. κλίνειν, wovon κλιτύς, ein abschüssiger Ort, Abhang, Hügel, abstammen; es ist aber ebenfalls nur verwandt damit. Eben so verhält es sich mit latein. clivus, welches, wenn auch mit Klint durch die Wurzel verwandt, dennoch ebenfalls eine selbständige Ableitung von der lat. Wurzel clin, gr. κλιν, ist. Die Formen des Inlauts und Auslauts stimmen im Griechischen und Lateinischen nicht so genau als im Celtischen, und weder geschichtlich noch hypothetisch kann man je mit nur einiger Wahrscheinlichkeit griechische oder lateinische Völkerschaften in Deutschland annehmen. Die Wahl kann immer nur zwischen Celten und Germanen sein; und wenn dieses fest steht, so kann es einen schärferen und gleichsam mathematischeren Beweis für den celtischen Ursprung des Wortes Klint nicht geben, als diese vollkommene Uebereinstimmung mit dem Gesetze der Lautverschiebung. Man vergleiche beispielsweise ir. cu, gr. κύων, lat. canis, goth. hunds, neuhochd. hund, oder ir. clois, hören, cluas, Ohr, gr. κλύειν, lat. cluere, althochd. hlosên, hören, wovon altsächs. hlust, Gehör, Ohr, oder ir. cnudh, cnu, gäl. cnùth, cnò, angels. hnutu, hnut, hnyt, altnord. hnyt, hnot, nyt, althochd. hnuz, nuz, neuhochd. nusz. Im Skandinavischen (im Schwedischen und Dänischen) kommt das Wort klint sogar noch in der gewöhnlichen Sprache vor. Es heisst dort die Spitze eines Berges. (Die altnordische Form ist bereits klettr, und bedeutet scopulus, rupes, saxum). Aber es ist, nach dem, was oben gesagt worden ist, nicht skandinavischen Ursprungs, da die skandinavischen Sprachen dem-

selben Gesetze der Lautverschiebung folgen als die übrigen germanischen; und so liefert es nur einen Beitrag zu dem Beweis, dass auch in Skandinavien Celten waren, so wie zu dem Satze, dass die am weitesten vorgeschobenen Posten der Völker das Alte treuer und vollständiger bewahren als die weiter zurück befindlichen Bewohner. So hat auch in späterer Zeit der Norden die alte germanische Religion und Mythologie länger und treuer erhalten, als das dahinter liegende Mittel- und Hinterland.

Aus diesen beiden geographischen Namen Oker und Klint, die gerade solchen Gegenständen zufallen, woran die alten Benennungen am längsten haften, schliesse ich nun mit Recht, dass, in Uebereinstimmung mit der theoretischen Construction, in Braunschweig und dessen Umgegend vor den Germanen bereits Celten waren; denn was die Theorie, zuerst nur durch sich auf schwache Einzelheiten stützende Vermuthungen geleitet, als eine allgemeine Regel aufzustellen wagte, wird hier durch neue Beispiele und Thatsachen bestätigt, die nun ihrerseits auch die Theorie immer fester machen und zur unbestreitbaren Wahrheit erheben. Sollte auch für den Laien und den der Wissenschaft ferner Stehenden, dem in der Regel jede Einzelheit nur als für sich bestehend erscheint, alles dieses nicht schlagende Beweiskraft genug haben, so muss es um so mehr den Forscher und Mitforscher überzeugen, dem bei jedem gefundenen neuen beweiskräftigen Beispiele seine bereits auf anderem Wege und durch andere Thatsachen gewonnene wissenschaftliche Gesammtanschauung vorschwebt, wodurch sich ihm das Bild natürlich mit hellerer und vollständigerer Beleuchtung zeigt. Wer aber weitergehen und die ganze nähere und fernere Umgegend mit in die Untersuchung ziehen wollte, der würde auch immer neue und neue Beispiele und Beweise an's Licht ziehen.

II. Der Brocken.

Dieser berühmte und oft besuchte höchste Berg in diesem Theile Deutschlands wird gewöhnlich so erklärt, als wenn er wirklich das bedeute, was Brocken im Germanischen aussagt, nämlich ein kleines abgebrochenes Stück, von der Wurzel brechen. Um diese Anschauung zu stützen und annehmlich zu machen, hat man sich die wunderlichsten Geschichten ausgedacht. Man nahm an, der Brocken sei wahrscheinlich einmahl eine ungeheure hohe Felsenpyramide, ein Felsencoloss, gewesen, der aus über einander gethürmten Granitblöcken bestand. Beweise dafür seien die in seiner Nähe stehen gebliebenen, der gänzlichen Zertrümmerung noch entgangenen, in die Höhe ragenden Granitfelsen, als die Schnarcher, die Hohneklippen und andere ähnliche bei Schierke. Luft und Wasser machten seine Masse nach und nach bröcklich; er verlor dadurch die Festigkeit, und die eigene Schwere trug zur völligen Zerreissung und zu seinem Umsturze bei. Er stürzte wie ein alter morscher Thurm, vielleicht durch Erderschütterungen früher herbeigeführt, in einzelnen Stücken oder Brocken zusammen, welche die Thäler weit um ihn her ausfüllten. Der Sturz selbst, und das ewige Zerstören der Luft und des Wassers, gaben ihm alsdann die abgerundete Gestalt. Wir gehen daher jetzt auf den Ruinen eines vor Jahrtausenden da gewesenen ungeheuren Felsenberges herum, dessen Riesengestalt sich eine lebendige Einbildungskraft vorzaubern könnte, wenn sie alle die Millionen von Granitblöcken, die auf und an dem Brocken zerstreut herumliegen, und uns zum kleinsten Theile nur sichtbar sind, auf einander baute. Dann würde sich uns ein Riesenbild darstellen, vor dem wir staunen müssten, so wie wir jetzt das grosse Werk der Zerstörung anstaunen, und dann käme uns freilich der in seinen Trümmern noch stolze Brocken klein und winzig vor. Wann jener gewaltige Riesenbau umstürzte? Wer vermag das zu bestimmen? Vielleicht erst Jahrtausende nach der Schöpfung! Diese wahrscheinliche Geschichte des Brockens enthält sein Name. Er brach und

zerfiel in Brocken, er besteht aus Brocken. In dieser überschwänglichen und phantasiereichen Weise spricht Gottschalk in seinem Taschenbuche für Harzreisende vom Brocken, und glaubt uns gewiss durch diese erst nach seinem Namen von ihm ausgedachte Geschichte desselben die Ursache seiner Benennung nicht bloss wahrscheinlich gemacht, sondern bis zur festen Ueberzeugung gebracht zu haben. Es giebt aber nichts Unwahrscheinlicheres und Unnatürlicheres als diese Benennung Brocken im deutschen Sinne für einen Berg und auch diese aus der Phantasie hervorgegangene Erklärung, um dieselbe glaubwürdig zu machen. Man wird schwerlich irgend ein Beispiel beibringen können, dass ein Berg einen ähnlichen Namen führe oder einem ähnlichen Umstande seinen Namen verdanke. Denn um den Berg nach dem von Gottschalk angegebenen Umstande so benennen zu können, müssten ja die Namengeber in den primitivsten Zeiten vorher erst die speculativsten geologischen Betrachtungen angestellt und dahin gehörige Kenntnisse und Erfahrungen besessen haben, ehe sie zur Namengebung des Brockens schreiten konnten, während man doch glauben sollte, dass sie den Berg werden an und für sich betrachtet und nach dem Eindruck benannt haben, den er auf ihr Auge machte. Selbst dem Volke scheint der Name Brocken, oder wie er auch in nicht sehr alten Urkunden heisst Brocksberg, Brockisberg, Brockersberg, Brockelsberg, Prockelsberg, Blockersberg, später nicht mehr gefallen zu haben, indem es denselben allmählig in einen Blocksberg, nieders. Blocksbarg, verwandelte, indem ein Berg als Block sich von ihm besser begreifen liess denn als Brocken. Aber dieses ist nur eine aus der ursprünglicheren germanischen Form hervorgegangene volksthümliche Umdeutung. Wenn die Benennung Brocken mit dieser seiner germanischen Bedeutung für einen Berg als unnatürlich und beispiellos zu verwerfen ist, so giebt es dagegen eine Menge von Bergen, die den Namen von der Farbe führen, in welcher sie sich den Umwohnern zeigen: da giebt es weisse Berge, schwarze, braune, blaue, graue, grüne und rothe Berge. In dem Celtenlande Wales selbst finden wir einen rothen Berg, y foel goch, und einen blauen oder grauen oder grünen Berg, y foel las; denn alle diese Farben kann glas bezeichnen (Owen v. moel), foel

steht hier den celtischen Gesetzen der Verwandlung des Anlauts nach gewissen vorhergehenden ihn afficirenden Wörtern gemäss für moel. In welcher Farbe zeigt sich nun der Brocken dem Umwohner und Beschauer? Offenbar in einer dunkelgrauen, und diesem Umstande verdankt er seinen Namen; denn im Celtischen heisst brock grau, und zwar dunkelgrau, und aus diesem Worte entstand das germanische Brocken auf dem beliebten Wege der Umdeutung, die, wie bereits oben bemerkt wurde, stets nur darnach strebt, verständlich, aber nicht verständig, zu sein. Kann man aber einen Berg so ohne weiteres den grauen nennen, ohne das Wort Berg hinzuzusetzen? Offenbar hat es ursprünglich dabei oder nach celtischer Art davor gestanden. Man hat anfangs und ursprünglich etwa moelbrock gesagt, und nachher das moel auch oft weggelassen, und so ist der Name den Germanen überliefert worden, und so haben sie ihn aufgefasst und festgehalten; aber später haben sie das, was celtisch vorn weggelassen war, germanisch hinten auch wieder hinzugesetzt. Wir sind im Stande, für die Weglassung des celtischen Wortes für Berg den Beweis zu liefern, indem sich der vollständige celtische Name des Brockens bei den Alten, namentlich bei Ptolemaeus, 2, 11, erhalten hat. Er heisst nämlich bei ihm Melibocus oder eigentlich vollständiger *τὸ Μηλίβοκον ὄρος*, worin also, weil man das Celtische nicht mehr verstand, das Wort Berg zweimahl vorkommt, etwa wie die Italiäner den Aetna Mongibello nennen, d. i. eigentlich Berg-Berg, indem gibello, vom arab. dschebel, dasselbe bedeutet als lat. mons. Melibocus steht etwas alterirt für Melibrocus, indem im griechischen Munde das r verloren ging oder derselbe den Namen gleich anfangs ohne dasselbe auffasste, wie dieser Buchstabe ja auch sonst häufig aufgegeben oder versetzt wird. Wundern darf man sich hierüber nicht, sondern eher darüber, dass der griechische Mund, der ausländische Namen, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, Namen der Barbaren, nur schwer aussprechen konnte, ihn noch so treu überliefert hat. Vielleicht fand sogar die Ueberlieferung an die Griechen durch niederdeutschen Mund Statt, der bekanntlich das r oft so schwach ausspricht, dass es stumm zu sein scheint. Späteren und neueren Ursprungs ist das lateinische mons Bructerus für Brocken. Dasselbe kann weder aus den Alten noch

aus den Schriftstellern des Mittelalters belegt werden. Bei Möller ist es ohne alles Citat, und bei Förstemann kommt es gar nicht vor. Der Erfinder muss geglaubt haben, dass die Bructeri, die in einer ganz anderen Gegend (nach J. Grimm zwischen Ems und Lippe) wohnten, sich vielleicht bis in die Nähe des Brockens erstreckten. Zu dieser Ansicht wurde er wahrscheinlich verführt durch eine Stelle bei Claudian: venit accola sylvae Bructerus Hercyniae. Der Hercynische Wald ist aber nach Caesar 60 Tagereisen lang und 9 Tagereisen breit, und erstreckt sich von den Quellen der Donau bis zu den Anartes in Siebenbürgen und nordöstlich bis zum Harz, diesen mit einbegriffen; dieser ist aber nur ein geringer Theil des Waldes, er ist nocht nicht der ganze Wald selbst, und wiederum der Brocken, wenn auch der höchste Berg desselben, noch nicht das Harzgebirge selbst. Aber der Mann fand eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Brocken und Bructeri, und nun war seine Meinung fertig; diese Aehnlichkeit und der Umstand, dass der Brocken mit zur silva Hercynia gehörte, genügte ihm, um den Berg mons Bructerus zu nennen. Der Erfinder hat dabei ungefähr eben so viel Geist und Kenntnisse gezeigt als derjenige, welcher die Prussi oder Preussen der Urkunden in Borussi umtaufte, weil sie für ihn Beirussen zu sein schienen, indem er in dem P die slavische Präposition po, an, bei, zu entdecken glaubte. Und doch ist diese sich auf entschieden Falsches gründende Form Borussi eben so allgemein angenommen und eben so sehr beinahe zum Range der Classicität erhoben als der mons Bructerus, und es wird schwer fallen, sie wieder auszurotten. J. Grimm (Mythologie 1004) meint, dass viele grundlos den Namen Melibocus auf den Brocken beziehen; dass dieselben aber Recht haben, freilich ohne es selbst sicher zu wissen, wird hiermit nun durch die einander gegenseitig stützenden Beweise für den nur aus dem Celtischen regelrecht zu erklärenden Ursprung des Namens Brocken hinreichend sicher gestellt sein. Der Brocken stützt und erklärt den Melibocus, und der Melibocus den Brocken, und man wird um so geneigter sein, dem Brocken seinen celtischen Ursprung nicht abzusprechen, wenn man in Anschlag bringt, dass der Hercynische Wald, silva Hercynia, saltus Hercynius, jugum Hercynium, gr. Ἀρκύνια ὄρη,

apud Aristot., ὁ Ἑρκύνιος δρυμός, ap. Strab., ὁ Ὀρκύνιος δρυμός, ap. Ptolem., eine anerkannt celtische Benennung ist, von celtisch-wallis. erchynu, elevare, exaltare, erchyniad, elevatio, bestehend aus der Partikel er, die intensive Kraft hat, oder wie Owen sich ausdrückt, is prefixed in composition, to enhance the meaning of words, und cwn, altitudo, summitas, cynu, surgere (cf. Zeuss Gr. 867. 829. 109). Dagegen hat die Benennung Harz (Harz, Haertz, Hart in den Urkunden bei Förstemann) mit Hercynia silva nichts zu schaffen. Sie ist rein germanisch und bedeutet lucus, silva (s. Graff 4, 1026. Grimm Gesch. der deutschen Spr. p. 633), vielleicht ursprünglich Eichwald, und verwandt mit bask. haritza, lat. quercus, Eiche.

Dr. C. A. F. Mahn.

Die Entwickelung der Lyrik

in der klassischen Literaturperiode.

Es ist die Aufgabe, das lyrische Gedicht auf dem Gange zu seiner höchsten Kunstgestaltung durch die sogenannte klassische Literaturperiode zu begleiten. Zur Lösung derselben ist ausser dem Blicke auf das Formale ein Rückblik auf die nächstvorhergehende Zeit nöthig. Das Formale der Geschichte der Entwickelung der Lyrik ist der Begriff der Vermittelung und Versöhnung des Realen und Idealen, des Endlichen und Unendlichen; der Inhalt dieser Geschichte sind die dichterischen Erzeugnisse des Zeitraums.

Die Periode, auf welche die klassische folgt, wird die der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule genannt. Sie hat an Martin Opitz von Boberfeld (geb. 1597, gest. 1639), an Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, an Daniel Caspar von Lohenstein, und an Andreas Gryphius ihre Häupter gehabt. Martin Opitz, mit seiner Beherrschung der alten und neuen Sprachen, hatte nicht nur die Formen der Ode, des Sonetts und des Epigramms in die Dichtkunst der Deutschen eingeführt, und durch die regenerirte Sprache den Vers rein und edel neu gebildet, sondern ihr auch verständigen Inhalt gegeben. Die Begründer der zweiten schlesischen Dichterschule waren dagegen durch das Phantasievolle ihrer Richtung auf die Abwege des Haschens nach Effect und Bildern und des Ueberladenen und Uebertriebenen gerathen. Somit hatte sich alle Poesie jener Zeit in das Verstandesmässige des Martin Opitz, in das Phan-

tasievolle und Schwülstige der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule, und endlich noch in das Gelegenheitsdichten der Hofpoeten des kurfürstlich-brandenburgschen Hofes, eines Ludwig von Canitz, eines Johann von Besser, eines Ulrich von König zersplittert. Allein da niemals mit einer Zersetzung, sondern nur mit einer Vermittelung und Versöhnung eine geschichtliche Periode abschliessen kann, so findet sich am Schluss dieser Periode in der That ein solcher Vereinigungspunkt objektiven Inhalts und subjektiver Empfindung. Es ist nemlich durch Barthold Heinrich Brockes, Rathsherrn zu Hamburg (geb. 1680, gest. 1747), nach dem Vorgange der englischen Dichter Thomson (seasons) und Milton (pradise lost) die Offenbarung Gottes in der Natur und die Natur als neu unter die Objecte der Poesie aufgenommen worden. Von hier also gehen die Fäden aus, welche an die klassische Periode anknüpfen; hier sind die Keime zu suchen der neu sich erschliessenden Poesie, hier ist es, wo eine Versöhnung zwischen Inhalt und Form, Idee und Wirklichkeit, Endlichem und Unendlichem, Subject und Object prophetisch und plastisch vollzogen ist.

Die Hirsche, von Brockes.

1.

Halb in frisch und kühlen Schatten, halb im schwülen Sonnenschein,
Unter blätterreichen Bäumen, zwischen kräuterreichen Hügeln
Sieht man einen edlen Hirsch hier im klaren Bach sich spiegeln,
So natürlich, dass der Schein selbst ein Urbild scheint zu sein.
Ist gleich seine Stellung still, lässt uns doch sein rasches Wesen
Seine schüchterne Natur, aus fast regen Zügen lesen.
Seht! es rühren sich die Ohren. Schaut! die Augen sehn mich an.
Hört! ob man nicht eigentlich das Geraschel hören kann
Des von ihm zertret'nen Schilfs. — Edler Ridinger, dein Geist,
Welcher uns des Schöpfers Macht, in der Körper Schönheit, weis't,
Zeiget, welche Kraft, zu bilden, Gott den Geistern eingesenket,
Und zugleich, wie gross das Maass, welches dir von Ihm geschenket.

2.

Seht geschwinde, wie so rasch, munter, fertig, schnell und leicht
Hier der Hirsch, auf flacher Ebne, nach dem Walde springt und fleucht!

Er ist in so reger Stellung, dass sein Flieh'n ich nicht nur sehe,
Sondern fast das Stampfen hör'. Seht, wie lieblich von der Höhe
Dort die langen Schatten fallen, und den kühlen Abend weisen.
Selbst in der Copie der Anmuth kann man hier den Schöpfer preisen;
Denn mich deucht, ich wär im Felde, bei gekühlter Abendzeit,
Und bewunderte der Sonnen untergeh'nde Herrlichkeit.
Ist die Kunst nicht hoch zu schätzen, da durch sie wir, wie so schön
Die im Frühling schöne Welt, auch im Frost, im Zimmer sehn?
Wann Du der Geschöpfe Schönheit, durch das Aug', uns einverleibest:
Rührest Du, durch deine Hand, Ridinger, uns unser Herz.
Eines guten Schreibers Griffel ist dein Griffel. Denn Du schreibest
Unsers grossen Schöpfers Thaten, wirklich in der That in Erz.

3.

Im verwachsenen Gefilde, zwischen dick-bebuschten Hügeln,
Im mit Schilf bekränzten Bach, der im Wiederschein stets grün
Durch der grünen Blätter Schatten, in polirter Klarheit schien,
Sieht man hier den edlen Hirsch weiden, und zugleich sich spiegeln.
In des offnen Maules Stellung sieht man deutlich, dass er fühle,
Wie die feucht' und frische Kost ihn mit Anmuth nähr' und kühle.
Doch sein Auge zeigt zugleich, dass sein prächtiges Geweih,
So der Wiederschein ihm zeiget, seiner Blicke Vorwurf sei.
Wer bewundert, der dies siehet, nicht des Künstlers kluge Hand?
Jeder Punkt zeigt einen Geist, jede Linie Verstand.
Aber hört! erkennt dabei, wenn auch sein Gemälde rühret,
Dass er uns, durch die Copie, zum weit schönern Urbild führet.

Der Punkt der Versöhnung und Vermittelung wird verglichen mit der Knospe einer sich entwickelnden Pflanze, abschliessend das, was hinter ihr liegt, und aufschliessend das, was nach neuen Richtungen ihr mit neuem Triebe entkeimt. Es giebt aber in dem Prozesse der Entwickelung zwei Hauptrichtungen, nach denen sich der Geist fortspinnt, an dem Denken und an der Anschauung. Entweder die Empfinduug vermittelt Gegenstände und Handlungen unserm Ich oder dem Subject, oder das Subject bezieht seine Vorstellungen auf die Gegenstände selbst, ihr Wesen, ihre Eigenschaften, ihre Farbe, ihre Bewegung, und betrachtet sie als wirklich gegenwärtig und als hätten sie ein wirkliches Dasein, mit einem Worte als objectiv. Die Wahl bald der einen, bald der anderen Art der Vorstellung bedingt nun den Weg, welchen beide Richtungen verfolgen, um endlich zu einer Versöhnung und Vermittelung wieder zu ge-

langen, welche der, von der sie ausgingen, analog, nur mehr der Vollendung oder dem höchsten Ziele näher gerückt ist. Diese Genesis der Lyrik im 18. Jahrhundert nachzuweisen, ist die Aufgabe.

In einem solchen Knoten- und Knospenpunkte der Entwickelung des dichterisch schaffenden Geistes liegen rückbezügliche und aufwärtstreibende, negative und positive Elemente. Die Poesien von Brockes, gesammelt unter dem Titel: Irrdisches Vergnügen in Gott, Hamburg 1721, 9 Bände, enthalten Beides. Der negative Charakter der Brockes'schen Poesien besteht darin, dass von ihm an die französirende Weise des Hoffmannswaldau-Lohenstein mehr und mehr verfiel, indem die Engländer Thomson und Milton als Muster dienten; sodann, dass durch ihn alles Materialistische und Rohe entfernt, und endlich, dass der Gelegenheitsdichterei an den Höfen ein Ende gemacht wurde. Seine positiven Elemente sind ausser dem Didaktisch-Moralischen und Philosophischen das neue Element der Naturschilderung und das Gefühlsmässige oder Sentimentale. In Brockes liegen also die Keime der von nun an frischer emporstrebenden Arten der deutschen Lyrik, des geistlichen Liedes, der Ode, der Elegie und des Kunstliedes. Bevor aber die Fortentwickelung der Lyrik aus diesen Keimen, wie sie in den Poesien des Brockes elementarisch liegen, begleitet wird, ist die Verständigung über den Charakter der Lyrik und ihre Gliederungen nothwendig.

Die Bestimmung des lyrischen Gedichts ist: höchster Ausdruck der Empfindung des Subjects zu sein, ihr Hauptcharakter demnach Subjectivität. Die Bedeutung der Subjectivität ist zwar immer eine geringere als die der Objectivität, allein in der Periode des Aufschwunges ist auch in der Lyrik immer der Trieb dagewesen in das Objective überzugehen und sich mit ihm zu verbinden. Das edelste Streben der Lyrik ist daher das, den von aussen gegebenen Inhalt durch den Geist zu erfassen und ihn in das innere Bewusstsein aufzunehmen. Welches war nun der neue Inhalt, den der Geist in sich aufzunehmen und zu bilden hatte? Zunächst die nahe liegenden Beziehungen zu dem Menschen selbst, die zu dem anderen Geschlecht, zur

Familie, zur Freundschaft, zum gemeinsamen Volksstamme, dann die Beziehungen zur Natur. Es sollen mit einem Worte Religion, Leben, Natur und Kunst Inhalt sein und sich zudem noch gegenseitig durchdringen. Der Träger einer solchen Beziehung des Subjects zu dem Gegenstande ist das Gefühl und wird in Bewegung gesetzt, wenn die Objecte auf den Dichter einwirken. Ein neuer Schauplatz thut sich dann auf, es ist die Natur mit ihren Thälern und Bergen, Auen und Haiden, mit den tausend Schönheiten des Frühlings und Sommers, wie mit dem wunderbaren Detail des Spätherbstes; es sind die ländliche Gegend, die einsame Mühle oder Bauernhütte, die reiche Waldwiese und ihre Einsamkeit, der berasete Dorfkirchhof. Aus Allem spriesst das frische Grün der Empfindung hervor und erfreut die Seele des Menschen. Sodann wird auch das gemeinsam Nationale von der Empfindung bezogen und erscheint in Symbolen der Freiheit; die Erinnerung an die Thaten der Väter wird wach. Endlich erscheint die Religion und die Offenbarung im Lichte der Idee, um Alles zu durchdringen. Ideale schwellen das trunkene Herz des Dichters, wunderbare Wärme erregt die Sehnsucht und das Sentiment, von dem L. Sterne sagt in seinen empfindsamen Reisen: Dear sensibility! source inexhausted of all that's precious in our joys or costly in our sorrows! Thou chainest thy martyr down upon his bed of straw and it is thou who lifts him up to heaven.

Ein anderes charakteristisches Moment der Lyrik neben dem Gefühlsmässigen ist das Naturgemässe, die naturgemässe Wahrheit, d. h. die dichtende Brust muss so empfinden, wie tausend Herzen wirklich fühlen können. Des Dichters Seele ist die Seele der Menschheit, er spricht nur aus, was seine Zeit, sein Volk, seine Glaubensgenossen in dunkler Ahnung fühlen.

Formell endlich ist Charakter der Lyrik das Musikalische und Malerische. Das Lied will gesungen sein, es bedarf der Strophe, des Rhythmus, ja es sucht den Reim sich dienstbar zu machen. Verschiedene Formen nun und verschiedener Inhalt zwingen die lyrische Gattung, sich in mehrere Untergattungen

zu zergliedern. Sie haben alle die oben auseinandergesetzten Besonderheiten der Gattung: die Subjectivität, das Gefühlsmässige, das Naturgemässe gemeinschaftlich, sondern sich aber nach Inhalt und Form und müssen also auch eine jede ihre eigene genetische Entwickelung haben. Nur das Streben des dichterischen Bewusstseins, sich mit dem Inhalt zu verschmelzen, zu der Vermittelung des Subject-Objects zu gelangen, wird wieder Allen gemeinschaftlich sein, und diejenige lyrische Untergattung, welche dies Ziel nicht erreichen kann, wird auf ihrem Gange verkümmern, wenn eine von ihren glücklicheren Schwestern das endliche Versöhnungsfest des Subjects mit dem Object, des Idealen mit dem Realen zu feiern berufen ist. Für die klassische Literaturperiode wird diese Apotheose gewöhnlich dem Kunstliede Göthes. Wenn die plastische d. i. heidnische Schönheit als das höchste Ideal-Reale sich bestimmen liesse, so wäre die Versöhnung des Subjects mit dem Object durch Göthes Kunstlied in der Dichtkunst in der That gefeiert worden. Allein die ewigen Realitäten und ihre Geheimnisse sind dem subjectiven Aneignen des Menschengeistes entrückt und nur durch die Offenbarung durchscheinend dem Menschengeschlechte wiedergegeben, sodass eine letzte Vermittelung und Versöhnung des Idealen und Realen in keinem Gebiete des schaffenden Menschengeistes je auf Erden Statt finden kann.

Das Princip für die Geschichte der Entwickelung der Lyrik ist, wie schon gesagt, der Begriff der Vermittelung und Versöhnung des Idealen mit dem Realen. Die Genesis der Lyrik des 18. Jahrhunderts ist also da zu suchen, wo die ersten Spuren des Auseinandergehens jener beiden Momente wahrzunehmen sind. Ein Auseinandergehen kann aber nur da stattfinden, wo eben vorher eine Sammlung, eine Einheit stattgefunden hat. Ein solcher organischer Einheitspunkt, wo eine Vermittelung objectiven Inhalts und subjectiver Empfindung, wenn auch auf niederer Stufe, concret vollzogen worden, sind — am Schlusse der Periode der schlesischen Dichterschulen — die Poesieen des Berthold Heinrich Brockes, Rathsherrn zu Hamburg, herausgegeben unter dem Titel: „Irrdisches Vergnügen in Gott,“ Hamburg 1721, 9 Bde.

Nur das geistliche Lied hatte schon längst seine schönsten Blüthen getrieben, ehe es in die Periode der klassischen Literatur mit einzutreten berufen war. Ein Rückblick, wenn auch nicht bis auf die Lieder Luthers, doch auf die Uebergangsdichter des Kirchenliedes ist daher hier unerlässlich. Unter allen nun, in denen die Glaubenskraft Luthers am reinsten vertreten ist, ragt der bekannte Paul Gerhard hervor. Neben ihm stehen Georg Neumark und Paul Flemming. Beiden gehen voran Simon Dach, Johann Rist, Johann Heermann. Auf einer zweiten Stufe stehen Andreas Scultetus, David von Schweinitz, Johann Franke, Andreas Heinrich Buchholtz und Andreas Gryphius, der Mitbegründer der zweiten schlesischen Dichterschule. In diesen eben genannten Dichtern hatte sich das protestantische Kirchenlied nicht nur vollständig entwickelt, sondern auch mit seinem dogmatischen Inhalt das Uebergewicht über jede andere Richtung innerhalb der geistlichen Lyrik errungen. Dem dogmatischen Liede gegenüber war bei den zwei Katholiken zunächst, Jacob Balde und Friedrich von Speē, eine Hinneigung auf das Innere, ein Versenken in die Betrachtung der Natur und des Göttlichen eingetreten. So singt Spee in seiner Trutznachtigall:

Gleich früh, wann sich entzündet
Der silberweisse Tag,
Und uns die Sonn' verkündet,
Was Nachts verborgen lag:
Die Lieb in meinem Herzen
Ein Flämmlein stecket an,
Das brennt gleich einer Kerzen,
So Niemand löschen kann.

Sodann hatte sich noch ein anderer, und zwar der edelste Aufschwung innerhalb der geistlichen Poesie gezeigt, nemlich der Hallische und Herrnhutische Pietismus. Der Pietismus, zunächst eine Reaction gegen Orthodoxie und Scholastik, nimmt in der Entwickelung des Geistes innerhalb der Theologie sowohl, als in der Literatur einen wichtigen Punkt ein. Es ist nemlich das Wesen desselben, dass er sein eignes Innere, also das Subjective und Endliche dem göttlichen Inhalte, dem Unendlichen ganz und zwar freiwillig unterworfen hat und in das Leben der christlichen Religion einzudringen strebt. Dies ist ein Ver-

mittelungsprozess von Subject und Object, mithin eine Entwickelungsstufe, auf welcher der Mensch mit Gott versöhnt ist. So lange der Pietismus daher wie bei Spener, Hermann Aug. Francke und Ludwig von Zinzendorf energisch sich bethätigt an dem Werke der Liebe, das für Alle vollbracht ist, ist er eine der edelsten Erscheinungen. Da nun das religiöse Moment auch wahrhaft poetisch ist, so musste auch das geistliche Lied der Hallischen und Herrnhutischen Pietisten eine hohe Weihe haben. Befand sich der Pietismus im Besitze des höchsten Gutes, des absoluten Wesens selbst, so war doch seine Poesie noch nicht im Besitze auch seiner Naturoffenbarung, sondern im Gegensatze zu jedem weltlichen Inhalte und daher einseitig. Dasselbe war auch der Fall mit der eigentlichen Mystik, welche angezogen von der Richtung Jacob Böhmes bei Angelus Silesius, in dessen cherubinischem Wandersmann, geistlichen Hirtenliedern und der betrübten Psyche eine Stätte fand. Die Mystik ist in allen Perioden der Völker immer ein Durchgangspunkt zu Höherem und Besserem in Religion und Poesie gewesen, indem sie die Versöhnung des Subjects und Objects auf einer Stufe des Abschlusses einer geistigen Culturperiode bezeichnet hat. Wir gedenken hier eines Johann Tauler und des Büchleins von der Nachfolge Christi. Die Mystik hat zu allen Zeiten die schönsten Blüthen gespendet, und nach einer Zeit wie die der Reformation, wo dem subjectiven Glauben die Aufgabe geworden war, selbstthätig seine Vereinigung mit dem göttlichen Geiste zu vermitteln, war es erklärlich, diese Vermittelung auf dem Wege des Versenkens in Gott zu erstreben und Gott selbst im Innern anzuschauen. Es spricht sich dieses Einssein mit dem höchsten Wesen in dem Verse des Angelus Silesius aus:

Ich lieb' ein einzig Ding,
Und weiss nicht was es ist,
Und ob ich es nicht weiss,
Doch hab' ich es erkies't.

Diese drei Richtungen der geistlichen Lyrik, die alt-protestantische, die katholisirende, die pietistisch-mystische hatten den Trieb nach der Versöhnung des Subjects mit dem Object in sich. Nun ist es aber das Eigenthümliche der geistlichen

Lyrik, dass ihr Inhalt nicht von der Welt stammt, d. h. kein reeller ist, sondern ein ideeller, der nicht von dem sinnlich Wahrnehmbaren seinen Ursprung nimmt. Wie aber jede Subjectivität, so sucht sich auch die religiöse in der Welt der Erscheinungen wirklich zu machen. Es soll auch in der That alle Kunst und alle Poesie religiös sein. Zur Herrschaft über das weltliche Lied konnte es daher das geistliche wohl bringen, aber nicht zur absoluten Herrschaft in der Kunstpoesie, weil die geistlichen Dichter sich abstrahirend von jedem endlichen Inhalt und sogar entgegengesetzt gegen das Weltliche verhielten, mithin noch nicht aller Inhalt in das Licht des Gedankens gesetzt war. Da gab Barthold Heinrich Brockes in seinem: „Irrdischen Vergnügen in Gott“ der religiösen Empfindung noch die ganze äussere Natur als Object, als Inhalt, und das lyrische Gedicht trat somit auf den Durchgangspunkt, aus dem die neuen Triebe des klassischen Zeitraumes emporsprossen konnten. Ein Trieb aber hat das Nothwendige in sich, sich sogleich zu entwickeln. Das erste Moment nun, welches sich aus Brockes Poesie heraussetzte, und von nun an in die Lyrik überging, war das Malerische in Verbindung mit dem Religiösen. Wir treffen es in dem Vorläufer Klopstock's, in Karl Friedrich Drollinger (1688 — 1742), Hofrath in Basel, welcher das neu überkommene Moment, die Schönheit der Natur, in das Licht der religiösen Idee zu setzen verstand. — Das zweite Moment der Brockes'schen Poesie war das Didaktische in Verbindung mit dem Malerischen. Dies bildet sich fort bei Albrecht von Haller, welcher wie Drollinger auf Klopstock hinweist. Das dritte Moment der Brokes'schen Poesie war das Gefühlsmässige, das Wehmüthige, das Sentimentale; der Dichter aber, bei dem durch die Hinneigung zum Wehmüthigen, Ernsten und Religiösen alle diese Strahlen wieder gleichsam in einen Focus gesammelt werden sollten, war Friedrich Gottlob Klopstock.

Zu der Natur und Religion, wie sie bei Brockes Inhalt sind, fügte er die Momente der Freiheit und Vaterlandsliebe hinzu, sodass diese sämmtlichen Beziehungen auf das höchste Allgemeine bei ihm den Grundzug bilden. So ist denn durch Klopstock der gesammte endliche Inhalt in den Dienst des

aktiven, religiös anschauenden Subjects gegeben, und also die Versöhnung des Realen und Idealen zum erstenmal in der Lyrik vollbracht worden. Alle Dinge auf Gott oder die absolute Idee zu beziehen, das war der Beruf Klopstocks, seine That war es, dass die Versöhnung des Sinnlichen mit dem Religiösen innerhalb der Poesie zu Stande kam, und in dieser Beziehung wird er der erste klassische Dichter genannt. Dazu kam nun noch als neue Form der musikalische Vollklang der Sprache, ein Vermächtniss von Brockes, ferner das durch ihn neu in der Poesie erscheinende Pathos oder das Pathetische, und das schöne formale Denken. Diese machten die äussere Seite seiner Lyrik aus. Alles, was darüber noch hinausging, liess sich entweder in das Epos, den Messias, aufnehmen, oder strömte in dieser schönen Vermählung von Idee und Leben, von Inhalt und Form den Untergattungen der Lyrik, der Ode und Elegie zu, oder zersetzte sich sofort wieder in die Elemente, aus denen es sich gebildet hatte, in das Religiöse, Musikalische und Didaktische, wie bei Gellert, Lavater, Joh. Andreas Cramer, Adolf Schlegel und Christian Friedrich Neander.

Die drei Haupt-Untergattungen der Lyrik des 18. Jahrhunderts sind: die Ode, die Elegie und das Lied. Sie haben alle drei Empfindungen zum Inhalt und drücken die Empfindung des Dichters aus. Bei den alten Völkern waren alle drei noch eins, wie der griechische Ausdruck ᾠδὴ Gesang bezeugt. In dieser Zeit des Alterthums war der Unterschied der Gegenständlichkeit und der Empfindung noch nicht gegeben, und der Urzustand von allen dreien ist ein objectiver. Die antiken Lieder sind daher zuerst alle Oden, welchen Inhalt sie auch haben mögen. Vortrag, Einkleidung und lebhafte Bilder können also jeden, auch den kleinsten Inhalt zur Ode werden lassen, z. B.

An die Grille (Anakreon).

1.

Glücklich preis' ich Dich, o Grille,
Die auf grünem Wiesenplan,
In des Waldes heil'ger Stille,
Wie ein König leben kann.

Wenig Thau ist ihre Speise,
Feld und Flur sind ihr Gebiet,
Ueberall in gleicher Weise
Tönt ihr immer frohes Lied.

3.

Niemand thut ihr was zu Leide,
Selbst der Landmann ist ihr Freund,
Sie verkündet uns zur Freude,
Wenn der holde Lenz erscheint.

4.

Phöbus selbst ist ihr gewogen,
Auch die Musen sind ihr hold;
Phöbus gab ihr wohlgewogen
Eine Stimme rein wie Gold.

5.

Keine Zeit schwächt ihre Kräfte,
Still lebt sie im grünen Reich,
Blutlos, ohne ird'sche Säfte
Ist sie fast den Göttern gleich.

Die Aesthetiker sagen: Charakter der Ode, materiell, ist das Erhabene. Die Ode ist die Frucht des höchsten Feuers der Begeisterung, oder wenigstens des lebhaftesten Impulses der dichterischen Subjectivität. Es ist nicht die Grösse des Gegenstandes, nicht die Wichtigkeit des Stoffes, sondern das Erhabene des Gedankens, was der Ode eigenthümlich ist. Insofern der Gedanke mit dem Inhalt noch eins und die Anschauung noch ungetrennt ist vom Inhalt, ist ihr Charakter Objectivität gegenüber der Elegie, in der das Subject sich schon dem Inhalt gegenüber leidend findet. Charakter der Ode, formell, ist das Musikalische, so wie auch das Pathos. Es lässt sich wohl annehmen, dass ein so ausserordentlicher Aufschwung der Gedanken, ein Zustand, in dem man vor Fülle der Empfindung in den Gesang übergehen will, auch einen ausserordentlichen Rhythmus veranlasst haben. Die Griechen haben für die Kunstode die schönsten Metra und Anordnungen erfunden, ja, der königliche Sänger David hat, wenn auch nicht die Sylben gemessen,

doch in dem sogenannten Parallelismus dem Psalmenvers eine musikalische Form gegeben:

> Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen,
> Noch tritt auf den Weg der Sünder,
> Noch sitzt, da die Spötter sitzen.

Das andere Formale ist die stärkere Schattirung des Gedankens, welche man das Pathos nennt:

> Nicht in den Ocean der Welten alle
> Will ich mich stürzen! schweben nicht
> Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
> Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Als Eigenthümliches der Barthold Heinrich Brockes'schen Dichtungen war oben festgestellt worden: 1) Das Didaktische und das Philosophische, beide in Verbindung mit dem Malerischen, ein Erbtheil seiner Vorgänger, und 2) das Naturgemässe und das Gefühlsmässige, beide neu und damals in Deutschland diesem Dichter eigenthümlich.

> Gottheit, deren ewigs Wesen heilig, selig, herrlich, wahr,
> Unerforschlich, weis', allmächtig, liebreich und unwandelbar,
> Lass mich von dem hellen Himmel nie die strahlenreichen Höhen,
> Ohn' an Deine Lieb' und Macht fröhlich zu gedenken, sehen!
> Bis mein Geist, nach dieser Erde, von der ew'gen Sonnen Schein
> Wird, unmittelbar bestrahlet, ewiglich erleuchtet sein.
>
> (Brockes V, 4.)

> Flammende Rose, Zierde der Erden,
> Glänzender Gärten bezaubernde Pracht!
> Augen, die Deine Vortrefflichkeit sehen,
> Müssen vor Anmuth erstaunet, gestehen,
> Dass Dich ein göttlicher Finger gemacht.

Vor Brockes lagen die Elemente der Ode, der Elegie und des Liedes unentfaltet in den Hymnen des siebenzehnten Jahrhunderts. Martin Opitz von Boberfeld hatte die Ode vermittelst seiner Bekanntschaft mit den Alten und mit den Literaturen der benachbarten Völker wieder aufs Neue in die Lyrik eingeführt, und auch den gelehrten Dichtern der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule war sie in der klassischen Form überkommen. Die Ode hatte daher nur die Aufgabe sich generell

zu bestimmen und sich aus der verwandten Hymne herauszusetzen. Dies geschah durch Klopstock. Unterdessen war auch ausserhalb die Atmosphäre, in welcher die neue weltliche Lyrik athmen sollte, eine andere geworden. Statt der Italiener und Franzosen waren die Engländer als Muster genommen worden: Shakspeare, Lawrence Sterne, Goldsmith, Swift, Henry Fielding, Samuel Richardson, Edward Young, Addison, Alexander Pope, James Thomson, John Milton, Thomas Grey, William Collins, Tobias Smollet.

In dem Uebergangsdichter B. H. Brockes lagen also als einzelne Momente das Didaktische, das Religiöse, die Naturmalerei und das Gefühlsmässige. Dennoch setzte sich Anfangs das Naturgemässe und Religiös-Didaktische nicht sogleich vermittelt aus diesem Einheitspunkte bei Brockes heraus, sondern zunächst das religiöse Element allein in Karl Friedrich Drollinger, und das Didaktische ebenfalls allein in Albrecht von Haller (aus Bern, 1708 — 1777, Professor in Göttingen, zuletzt in Basel).

Beide verpflanzten diese zwei Elemente Brockesscher Poesie nach den süddeutschen Ländern, während im Norden die Aufnahme der ganzen Natur, der Religion, der Freiheit und des Vaterlandes der neue Inhalt wurde.

Waren die Momente in der Kunstode Klopstocks nur das Religiöse, die Freiheit, das Vaterländische, die Naturanschauung, so geschah es bald, dass dieselben in einem Zersetzungsprozesse sich einzeln herausstellten. So gab das Vaterländische oder Patriotische die Veranlassung zu der Bardendichtung nach Ossian, in welcher die nordisch-germanische und keltische Sagenwelt sich einführt in die lyrische Form und bis zum Episch-Dramatischen vorgeht. Ausser Klopstock dichteten in dieser Weise:

Michael Denis (1729—1800, aus Baiern, Uebersetzer des Ossian).

Das Donnerwetter.

Herrlich und furchtbar bist Du, gewaltiger
Wolkenversammler, Himmelverfinsterer! u. s. f.

Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809, aus Zittau) in seinem: „Gesang Ringulph des Barden“ und „Klage Ringulph des Barden.“

Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823, aus Tondern).

Auch in den Göttinger Kreis ging die Barden-Ode über. Göttingen nemlich war der Platz für englische Literatur in Deutschland geworden. Seit 1763 lebten daselbst Heinr. Christ. Boje und Friedr. Wilh. Gotter. Beide machten den Versuch einer Nachahmung des Almanac des Muses, einen deutschen Musenalmanach mit Unterstützung der Dichter Gleim, der Karschin, Willamov, Thümmel, Kretschmann, Klopstock, Gerstenberg und Ramler herauszugeben. Zu diesen kamen bald Gottfr. Aug. Bürger, Hölty, Martin Miller, Joh. Heinr. Voss, Joh. Andreas Cramer, Christian und Friedrich Leopold von Stollberg.

Ausser der Abstraction der Klopstock'schen Ode nach der Seite des Vaterländischen hin, wie es in der Barden-Ode zum erstenmal national-deutsch zum Vorschein kommt, hob sich das Formale der Ode einseitig hervor bei Karl Wilhelm Ramler, dem Uebersetzer des Horaz, und insbesondere das formale Pathos bei Johann Gottlieb Willamov (1736—1777, aus Morungen in Ostpreussen, Dithyramben.)

Aus den Brockesschen Poesien hatte sich, wie gesagt, das Gefühlsmässige als neues, dem Zeitraume der Dichterschulen ganz unbekanntes Moment herausgesetzt. Das Gefühlsmässige oder Sentimentale ist die Beziehung der Aussenwelt, der Objecte, auf das Bewusstsein des Subjects. Der Zustand, der für den Dichter aus einer derartigen Beziehung entsteht, heisst das Gefühl. So wie sich nun die Empfindung oder das Gefühl im Unterschiede von der Gegenständlichkeit anschaut, entsteht die Elegie. Die Elegie verhält sich zur Ode wie Subjectives zu Objectivem, und wie bei den Griechen erst die Ode und dann die Elegie sich vorfand, so war sie auch jetzt die Hauptuntergattung, welche auf die Ode folgen musste, nachdem das Subject anfing, sich den Gegenständen gegenüber zu fühlen, und das Gemüth gleichsam der Heerd des Gefühls, eine besondere

Betheiligung bei dem Erfassen der Gegenstände zeigte. Die Sentimentalität war hervorgerufen worden, und das Elegische wurde zugleich Hauptcharakter der dichterischen Productionen der klassischen Literaturperiode. Passivität der Empfindung und das Wehmüthige sind mithin das Wesen der Elegie. Mit einer wunderbaren Wärme durchdrang die Wehmuth in jener Zeit das gesellige Leben und schuf eine Begeisterung für das Ideale und für die absolute Schönheit, welche in diesem Umfange nie wieder poetische Erzeugnisse durchdrungen hat. Jedes fallende Blatt, jeder Flitter an Todtenkränzen füllte die Seele mit den dunklen Vorstellungen des Idealen und hob sie hoch empor über das gemeine Wirkliche. Was die Form der Elegie betrifft, so hatten die Griechen den Hexameter abwechselnd mit dem Pentameter, versibus impariter junctis, wie Horaz sagt, für dieselbe gewählt, das sogenannte elegische Versmass. Die Elegien der Griechen sind uns verloren gegangen und nur die lateinischen des Ovid, Catull und Propertius auf uns gekommen.

Diese wehmüthige Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts war vorbereitet worden durch die empfindungsvolle Theilnahme an der Natur, welche, wie wir wissen, durch Barthold Heinrich Brockes in die Poesie eingeführt war. Genetisch entwickelte sich also diese Stimmung auf ihre Art, stufenweise durch alle Untergattungen hindurch, bis sie sich am Ende des Jahrhunderts in ihren Extremen gegenüber dem Objectiven zeigt und eine neue Versöhnung von Inhalt und Form, Realem und Idealem gleichsam ein Postulat innerhalb der Poesie wird. Der elegische Hauch zeigt sich in seiner ersten und ursprünglichen Reinheit auch bei Klopstock; bei Göthe kam in den römischen Elegien auch der altrömische Begriff von Elegie als eines subjectiven Gelegenheitsgedichtes, welchem die Klage und Wehmuth nicht an sich nothwendige Merkmale sind, wieder auf. Schiller dichtete seinen „Spaziergang“ und seine „Nänie;“ die Engländer tauchten Alles in ihr sentiment, so dass wir sehen, wie das ganze Jahrhundert materiell und formell elegisch war. Die eigentlichen Repräsentanten der Elegie in der klassischen Literaturperiode sind:

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748 — 1776, aus Mariensee bei Hannover).

Wilhelms Braut war gestorben, der arme verlassene Wilhelm
Wünschte den Tod und besuchte nicht mehr den geflügelten Reigen.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, bist auch Du. u. s. f.

Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Sewis (1762—1834, in Graubündten).

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand u. s. f.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Friedrich Matthisson (1761—1831 aus Hohendodeleben bei Magdeburg).

Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt u. s. f.

Die Pappelweide zittert
Vom Abendschein durchblinkt,
Wo von Jasmin umgittert
Die Laube traulich winkt u. s. f.

Einsam wandelt Dein Freund im Frühlingsgarten
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen u. s. f.

Christian August Tiedge (1752—1841, aus Gardelegen).

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot u. s. f.

Ludwig Theobul Kosegarten (1758—1818, aus Grevesmühlen in Meklenburg).

Sonne Du sinkst! u. s. f.

Seid mir gegrüsst, ihr grünenden Gefilde!
In euch wird mir so traulich wohl! u. s. f.

Ewald Christian von Kleist (1715—1759, aus Zöblin in Pommern).

Empfangt mich heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur. u. s. f.

Carl Heinrich Heidenreich (1764—1803, aus Stolpen).

O wirf oft die schöne, ernste Hülle,
Schwester, Du, der öden Grabesstille,
Traute Einsamkeit, um mich! u. s. f.

Aus allen gegebenen Proben der elegischen Untergattung erhellt, dass durch die Reflexion, die der Elegie zu Grunde liegt, das Subjective wieder von dem allgemeinen Inhalt getrennt worden ist und die Entwickelung weiter dahin fortschreitet, wo sich das Allgemeine wieder mit dem Subject zu verbinden hat. So zeigt sich denn die Auflösung der elegischen Untergattung einerseits in dem zuletzt fehlerhaft gewordenen Natürlichen des Inhalts und geht andrerseits in die Formlosigkeit der poetischen Prosa unter. In den äussersten Extremen der Abstraction vom Objectiven angekommen, verflachte sich das Gefühlsmässige in der Elegie immer mehr und mehr.

In der Elegie ist das Ungetrenntsein des Endlichen und Unendlichen zwar vorhanden, aber das Subject passiv oder leidend. In der Ode war das Ungetrennte des Endlichen und Unendlichen und das Subject aktiv oder positiv. Die herrschende Kunstkritik räumt daher dem Kunstliede, als der Vermittelung der absoluten Allgemeinheit mit der individuellen Empfindung den höheren Platz in der Entwickelung der lyrischen Gattung ein.

Auch das Kunstlied des 18. Jahrhunderts hat seine Keime in jenen Poesien des Barthold Heinrich Brockes, welche in dieser Abhandlung stets als Schlusspunkt des 17. Jahrhunderts und Anfangspunkt des 18. Jahrhunderts angesehen worden sind, weil in ihnen die Momente des Absoluten, d. i. die Schönheit, Wahrheit, Freiheit und Religion unentwickelt, embryonisch lagen. Brockes hatte sogar ausser dem Religiös-Didaktischen, welches in das geistliche Lied und in die Ode überging, ausser dem Empfindungs- und Gefühlsmässigen, welches durch die Ode in die Elegie kam, auch die Plastik seiner Vorgänger, der Pegnitzschäfer, d. h. das Objectiv-Bildliche und Musikalische in der Sprache mitgebracht. Allein das Wichtigste in Brockes war, dass er allen und jeden Inhalt der subjektiven Empfindung gleichsam zum Verarbeiten übergeben hatte. Auf diese Weise

war auch das Weltliche im Lichte des Sittlichen durch Friedrich von Hagedorn (1708 — 1754, zu Hamburg) zur Darstellung gekommen. Hagedorn steht in der Mitte zwischen dem Geistlichen und Weltlichen, aber so, dass das Weltliche überwiegt, aber nach der sittlichen Seite hin gefasst ist. So rückt durch ihn das Religiöse der Vermittelung mit dem Endlichen eine Stufe näher, und somit ist Hagedorn ein wichtiges Mittelglied zwischen Brockes und Klopstock.

Madrigal (Hagedorn).

Wohin Du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst Du einen Raub?
Ich bin des Lebens Welle,
Bedeckt mit Uferstaub,
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes, weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit.

Aber auch insofern ist er dieses Mittelglied, als er der Gefeierte der sogenannten Bremer Beitragenden ist, jener Gesellschaft, welche die neue Wochenschrift der „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ herausgab, in welcher von Klopstocks Messias die ersten drei Gesänge 1748 erschienen. Endlich drittens ist aus der Zersetzung der Elemente seiner Muse eine neue Untergattung hervorgegangen, nemlich die sokratisch-anakreontische Poesie. Von Hagedorn aus nemlich zeigt sich ein Fortwirken in seiner Auffassung in einem Kreise junger Männer in Leipzig, welche sich Anfangs um den bekannten Professor Gottsched geschaart, und dann von diesem abfallend, sich dem Geschmack der Züricher Professoren Bodmer und Breitinger zugewendet hatten. Es gehörten zu diesem Kreise zunächst der Kritiker Gärtner, der geistliche Lyriker J. Andreas Kramer und Adolf Schlegel. Bald schlossen sich an diese Rabener, Arnold Schmidt, Ebert, Zachariä, Straube, Joh. Elias Schlegel und Gellert an. Unter diese jungen Männer vertheilten sich nun die Hagedornschen Elemente der pathetischen Freundschaft, der anakreontisch-sokratischen Lebensweisheit

und des Epischen in Erzählung und Fabel. Als Repräsentant dieser Lyrik gilt Nicolaus Dietrich Gieseke (1724—1765, aus Ungarn, zuletzt Superintendent in Sondershausen). Das sokratisch-anakreontische Lied, in welchem die als unschuldig erscheinende Lebenslust des Anakreon und die praktische Weisheit des Sokrates erschienen, ist also das Lied, in welchem das Sinnliche der Freude und des Genusses im Lichte der Schönheit erscheint. Ein Muster giebt der Grieche selbst:

Auf zarten Myrthen, im duftenden Grase
Will ich gelagert beim Becher mich freun.
Eros, im leicht nur verhüllenden Kleide,
Schenke mir selber den kühlenden Wein.

Schnell wie die Räder am eilenden Wagen,
Fliesst mir beim Becher das Leben dahin.
Wenige Asche nur bleibet noch über,
Bricht einst der Tod meinen fröhlichen Sinn.

Wär' es nicht thöricht, die Erde zu netzen
Und mit Oele zu salben den Stein?
Nein, so lang' ich auf Erden noch walle,
Will ich mich ganz der Fröhlichkeit weih'n,

Will mit duftendem Oele mich salben,
Kränzen mit blühenden Rosen das Haupt;
Ehe der Tod mich ins Schattenreich sendet,
Sei mir nicht Frohsinn noch Liebe geraubt.

In der Nähe von Halle war das Haus des Predigers Samuel Gotthold Lange (1711—1781) zu Laublingen ein freundlicher Musensitz geworden, wo sich gebildete Männer aus der Nähe und Ferne ungemein wohlgefielen. In diesem sogenannten Hallischen Kreise bildeten sich das horazische Gedicht und das anakreontische Lied bis zur Grazienpoesie Wielands und zu der freundschaftlichen Epistel fort. Neben Lange steht noch Immanuel Pyra (1715—1744, aus Kottbus). Dieser Hallische Kreis verwandelte sich zugleich in einen Halberstädter, als Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803, aus Ermsleben bei Halberstadt) daselbst einen festen Aufenthalt gewann, und zu diesen gehörten Johann Peter Uz (1720—1760, aus Anspach), J. Nicolaus Götz (1721—1781, aus Worms), Johann Georg

Jacobi (1740—1814, aus Düsseldorf) und Felix Weisse (1720 bis 1804, aus Annaberg).

Das Graziöse und das Freundschafts-Pathos der Anakreontischen Dichter ist aber immer nur ein beschränkt allgemeiner Inhalt für das Lied; nur erst da, wo die individuelle subjective Empfindung mit dem geistig allgemeinen Inhalte zusammentrifft und sich so weit erhebt, dass das Allgemein-Menschliche an ihr hindurchscheint, da entsteht das Lied, welches dem Verhältniss des Subject-Objects entspricht. Auch hatte die Poesie der Anakreontiker in Wieland, wie die Ode in Klopstocks Messias ihren epischen Schluss gefunden, und die Richtung der Halle-Halberstädtischen Schule war in die Erzählung, die Fabel und die Epistel übergegangen. So musste es denn in dem weiteren Entwickelungsprozess des Liedes dahin kommen, dass noch einmal auf die volksmässige Objectivität durch Joh. Gottfried von Herder (1744—1803) aufmerksam gemacht wurde. Zwar gehörten schon Gleims preussische Grenadierlieder dieser Sphäre an und auch Bürger, Voss, Hölty und Martin Miller hatten ebenfalls das Lied im Volkston bearbeitet.

Das Verhältniss, in welchem Herder reformatorisch in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Literatur als Kritiker und Mann der Wissenschaft auftritt, berührt die Geschichte der Lyrik nur insofern, als er die Gegenstände in ihrem früheren, von der Cultur noch nicht berührten Naturzustande darstellt. In dem Suchen nach Volksthümlichem, Originalem und Genialem kam er auf die Urzustände der Poesie und der Menschheit und hob somit auch das Natur- und Volkslied aus dem Staube der Vergessenheit. Zur eigenen Production solcher Volks- und Naturlieder, wie er sie angewiesen hatte, konnte er selbst nicht kommen, weil ihm die plastische Kraft zur Gestaltung mangelte.

Wohl unabhängig von Herder wandte sich dem Volkston zu Matthias Claudius (1740—1815, aus Rheinsfeld im Holsteinschen). Im Süden Deutschlands traf den Volkston der Vorläufer Schillers Friedrich Daniel Schubart (1739—1791, aus Obersontheim). Auch Joh. Kaspar Lavater und Martin Usteri (1763—1827, aus Zürich) sind hierher gehörig. Mit Gebrauch

des provinzialen Volksdialektes dichteten Joh. Conrad Grübel (1736—1809, zu Nürnberg) und (Johann Peter Hebel 1760—1826, zuletzt Prälat in Karlsruhe).

Das Wesen des von Herder eingeführten Natur- und Volksliedes und des eigentlichen Kunstliedes verband in letzter Vollendung Wolfgang von Göthe, welcher somit den Schlusspunkt in der genetischen Entwickelung der lyrischen Gattung des vorigen Jahrhunderts ist, indem durch ihn das subjectiv-objective Kunstlied in der Lyrik dieselbe Aufgabe löst, welche aller Poesie überhaupt gestellt ist, nemlich die Versöhnung und Vermittelung des Realen und Idealen, insofern der Begriff Versöhnung und Vermittelung als Prinzip und Einheitspunkt für alle Geschichte des Geistes genommen wird.

Charakterisiren wir nun den Entwickelungsgang der Dichtkunst und der lyrischen insbesondere im achtzehnten Jahrhundert als ein Herausarbeiten aus den Schranken, welche ihr im siebenzehnten durch das Ausländische, durch das Dogma und durch die Formen der Schlesischen Dichterschulen gezogen waren, so gewahren wir als Resultat in den siebenziger Jahren der klassischen Periode, dass das Natur- und Volksgemässe das Alleinherrschende geworden ist, ferner, dass das Gefühlsmässige durch Ode und Elegie bis in die Extreme hindurchgegangen ist, endlich, dass der gesammte Inhalt vielseitiger, wahrhafter, nationaler und reicher geworden und der Schönheit, Wahrheit, Freiheit und Religion als einer Einheit sich zu nähern anstrebt. Dieses Verschmelzen des Objectiven und Individuellen wurde das Charakteristische der Muse Göthes und erzeugte das Kunstlied. An dieser Erscheinung des Schönen in der Lyrik participirt aber auch der Dichter der Glocke da, wo er die Kraft besitzt, das Allgemeine plastisch darzustellen. Aber die Lyrik Schillers ist nicht die Lyrik der Situation, sondern geht fast immer von den höchsten Ideen der Menschheit aus. Seine Seele gestaltete diese Gedanken vermittelst der Phantasie zu Verkörperungen.

Dem dunklen Schoss der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, dass sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoss
Und hoffen, dass er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Loos.

Die Lyrik Schillers ist daher als eine besondere Sphäre, die Lyrisch-Didaktische, allein und besonders zu betrachten.

Beeskow. Dr. Scheder.

Erklärung Uhlandischer Gedichte.

Das Nothhemd.

„Ich muss zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein,
Drum schaff du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!“

„Mein Vater! willst du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.“

„Ja! spinne, Kind, in heil'ger Nacht,
Den Faden weih' der höllischen Macht,
Draus web' ein Hemde, lang und weit,
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heil'ger Nacht, im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!“ spricht sie leis,
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zagender Hand die Spul';
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weisses, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind wie einem Geist,
Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling sprengt ihm vor's Gesicht:
„Halt, Würger, halt! mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst,
Dein Werk ist todt, dein Zauber Dunst.

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft von Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand
Und Jeder flucht des andern Hand.

Die Tochter steigt hinab in's Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?"
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid!
Wie spannest du das falsche Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?"

„Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand;
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd,
So spann ich, weh! dein Todtenhemd."

Da die Ballade nach der Echtermeierschen Definition dieser Dichtungsgattung, an die wir uns anschliessen, es mit dem Geiste in seiner Beschränktheit, in seiner Naturbedingtheit zu thun hat, da sie dem episch mythischen Kreise, also dem Naturzustande des Volkes entspricht, so lässt sie Gestalten auftreten, die in die Mythologie des Volkes gehörend in derselben geheimnissvolle Naturkräfte darstellen. Demnach gehören in die Ballade die Riesen, Zwerg, Nixen und Elfensagen und die Figuren und Heldengestalten, denen das Volk mit Vorliebe überirdische Kräfte beigelegt hat. Der Deutsche hat nun stets den Frauen höhere prophetische Kräfte beigelegt und häufig Schicksalsverkünderin und Zauberweiber in seine Dichtungen einge-

führt. Er hat in seiner Heldensage mit Vorliebe diese Begabung der Frauen gefeiert und sie als Walkyrien oder Schildmädchen mit überirdischen Kräften ausgerüstet den Göttern angereiht.*) So beziehen sich denn auch viele Sagen auf diese geheimnissvollen Kräfte der weiblichen Natur und auch das vorliegende Gedicht beruht auf diesem Sagengrunde. Der Deutsche knüpft an das Spinnen und an das Bild spinnender Frauen etwas Unheimliches und schaut als Urbild verhängnissvoller Spinnerinnen mit Grauen die Nornen und die mit ihnen in vieler Beziehung verwandten und oft das gleiche Geschäft treibenden Walkyrien an.

An sie, die unter der Esche Ygdrasil sitzen und des Menschen Geschick in wunderbaren Fäden weben, an sie musste wohl mit Grauen der Mensch denken, dem sie so manch grauenhaftes Geschick in's Leben webten. Und da sie mit so wunderbarer Kunst den Lebensfaden spinnen, sollte sich wohl ihre Kunst nur in dieser einen Art erzeigen, sollten aus ihren Händen nicht auch noch andere wunderbare Gewänder hervorgehen? Der Gedanke liegt eigentlich so nahe, dass es seltsam wäre, hätte die Mythologie ihn nicht erfasst.

Und so hat man denn auch das Weben von Zaubergewändern den Nornen zugeschrieben. Da dem Nordländer Kampf und Streit ein nothwendiges Lebenselement war, so wurde auch diese Kunstfertigkeit zu diesem Zwecke benutzt. Die Nornen und Walkyrien stehen ja in einer engen Beziehung, sie werden ja sogar oft als dieselben Personen betrachtet. Deshalb lassen altnordische Sagen die Helden von den Walkyrien mit solchen wunderbaren Gewändern beschenkt werden, die fester sind, wie der härteste Panzer.**) Musste das nicht der höchste Wunsch eines nordischen Recken sein, so fest gepanzert einherzugehen, dass kein Schwert, kein Geschoss ihm schaden könne und doch dabei von der Schwere der Rüstung nicht behindert zu werden? Derselbe Gedanke liegt doch auch der Sage vom hörnen Siegfried zu Grunde.

Der Glaube, dass man durch ein Kleidungsstück fest und sicher gegen Hieb und Schuss werden könne, hat lange Zeit

*) cf. Frauer: Die Walkyrien. Weimar 1846.

**) z. B. Wolfdietrich von Siegminne.

in Deutschland und wohl fast in ganz Europa fortbestanden und ich erinnere nur daran, dass namentlich im 30jährigen Kriege dieser Aberglaube ganz allgemein und verbreitet war.

Man nannte solche Menschen „gefeite,“ da die „Feen“ aus den Walkyrien entstanden sind. Allmählig schrieb man einem solchen Hemde auch andere wunderbare Kräfte zu. Wer ein solches Hemde trägt, ist fest und sicher nicht allein gegen Hieb, Stich und Schuss, sondern auch gegen jede Einwirkung der Zauberei. Er bekommt, wenn er vor Gericht erscheint, in allen Händeln Recht.

Bis jetzt haben wir ein solches Gewand nur als Schutzmittel kennen gelernt; es selbst kann aber auch zauberhafte Wirkungen hervorbringen. Es trägt die Kraft in sich, den Träger in ein Thier, gewöhnlich in einen Vogel zu verwandeln, und eine solche Verwandlung zu lösen.

An dieser Sage wird es recht klar, wie im Verlauf der Zeit das Volk Sagen, die zwar auf verschiedenem Boden entsprossen dennoch etwas Gleichartiges haben, ihrer Eigenthümlichkeit allmählig entkleidet und in einander übergehen macht.

Jene erste Seite der Sage knüpfte sich an die Nornen, diese aber an eine andere Göttin des nordischen Alterthums, an die Freya. Es hat diese ein Fluggewand, eine Falkenhaut, die sie auch zum Gebrauch andern Göttern verleiht. Die Göttin ist später in christlichen Zeiten natürlich ein dämonisches Wesen geworden, sie ist eine Schwanenjungfrau, eine Meer- oder Waldjungfrau geworden. Ihr Fluggewand hat sie in der Sage behalten und ebenso die Wahrsagekunst, die ihr die nordische Mythologie als einer Göttin des Vanengeschlechtes beilegte. Die Sage hat ferner aus der einen Freya mehrere, unzählige solcher Schwanenjungfrauen gebildet.*) Oft erwähnen die Dichter ihrer. Ich erinnere nur an die Stelle im Nibelungenlied, wo Hagen auf der Fahrt nach der Etzelburg an der Donau solche Meerweiber trifft, die vor ihm auf der Fluth gleich den Vögeln schweben und die ihm wahrsagen müssen, damit sie ihre wunderbaren Kleider wiedererhalten, die ihnen Hagen ge-

*) Doch legt auch die nordische Mythologie den Walkyrien Schwanengewänder bei, cf. Frauer S. 53. sq.

raubt hatte, während sie sich badeten. Im Kindermärchen ist diese Sage nun ganz mit der andern verbunden worden.

*) In dem Märchen, „die sechs Schwäne" ist aus der Freya nicht einmal mehr eine Waldjungfrau, sondern es sind 6 Königssöhne geworden; wie Odin im Dornröschen sich in einen König verwandelt hat. Diese 6 Königssöhne hausen allerdings im Walde, wie die Schwanenjungfrauen meistens. Sie werden in Schwäne verzaubert durch weissseidene Hemdchen, in welche die böse Stiefmutter den Zauber hineingenäht hat. Alle Tage eine Viertelstunde lang ist es ihnen erlaubt, die Schwanenhaut abzulegen. Der Zauber kann gelöst werden, wenn ein unschuldiges Mädchen 7 Jahre lang, stumm und schweigend, ein Hemd fertig spinnt und näht, und dies über den Verzauberten geworfen wird.**) Ueber die Bereitung eines solchen Hemdes giebt es mehrere abweichende Bestimmungen; die eine, die für das vorliegende Gedicht wichtig ist, ist folgende: In der Christnacht müssen 2 unschuldige Kindchen, die noch nicht 7 Jahr alt sind, linnen Garn spinnen, weben und ein Hemd daraus zusammennähen. Auf der Brust hat es zwei Häupter, eines auf der rechten Seite mit einem langen Barte und einem Helm, eines auf der linken mit einer Krone, wie sie der Teufel trägt. Zu beiden Seiten wird es mit einem Kreuze bewahrt. Das Hemd ist so lang, dass es den Menschen vom Hals an bis zum halben Leib bedeckt.***)

Solch ein Hemde ist natürlich unzerstörbar.

Sehr wichtig für die Bereitung ist der Umstand, dass die Spinnerin unschuldig sein muss. Unsre Sagen schreiben einer reinen Jungfrau stets wunderbare Kräfte zu; und nur einer Jungfrau gelingt es, über die Schranken der Menschenkraft hinaus göttliche Eigenschaften zu erlangen. So sind Odhins Schildmädchen Jungfrauen und an der Jungfräulichkeit haftet ihre wunderbare Kraft. Sobald Siegfried die Brunhilde besiegt

---

*) cf. Grimm Kindermärchen S. 276.

**) Grimm Sagen Th. 1. S. 524.

***) In nordischen Sagen ist es ein seidenes Hemde, cf. Grimm Altdän. Heldenlieder S. 524. auch bindet man einen rothen Seidenfaden um den Helm. daselbst S. 503. Im Kindermärchen wird das Hemd aus Sternblumen gewebt.

und gebändigt hat, ist sie ein Weib, wie andre Weiber und die wunderbare Kraft ist ihr entschwunden.

So wichtig ist für die Bereitung solches Hemdes die Jungfräulichkeit der Spinnerin, dass die ausgebildete Sage es von Mädchen unter 7 Jahren bereiten lässt, damit auch nicht einmal die Jungfräulichkeit ihrer Gedanken befleckt sei. Natürlich verliert das Hemd die Kraft, wenn die Spinnerin nicht rein und keusch gewesen ist.*) Grimm theilt uns in seinen Sagen B. 2. S. 277. Stück 531 eine schöne Märe mit, in der dieser Gedanke etwas verändert zwar, aber doch in sehr zarter Weise ausgesponnen ist.

Zu Metz in Lothringen, erzählt er, lebte ein edler Ritter, Namens Alexander, mit seiner schönen nnd tugendhaften Hausfrau Florentina. Dieser Ritter gelobte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Als ihn seine betrübte Gemahlin nicht von diesem Plane abbringen konnte, machte sie ihm ein weisses Hemde mit einem rothen Kreuz, das sie ihm zu tragen empfahl. Der Ritter zog hierauf in's Morgenland, wurde gefangen und in den Pflug gespannt. Unter harten Geisselhieben musste er ackern, bis das Blut von seinem Leibe rann. Wunderbarer Weise blieb jenes Hemd, das Alexander von seiner Frau empfangen hatte, rein und unbefleckt, ohne dass ihm Regen, Schweiss und Blut etwas schadeten; auch zerriss es nicht. Dem Sultan selbst fiel diese Eigenthümlichkeit auf und er befragte den Sclaven genau über seinen Namen und seine Herkunft und wer ihm das Hemd gegeben habe? Der Ritter unterrichtete ihn von Allem: „Das Hemd habe ich von meiner tugendsamen Frau erhalten; dass es so weiss bleibt, zeigt mir ihre fortdauernde Treue und Keuschheit an.“

Somit wäre der Grund und Boden gewonnen, auf dem das Gedicht ruht; wie in den meisten seiner Dichtungen Uhland aber nicht nur eine Scene uns schildert und durch deren Schilderung allein Gefühle der Menschenbrust erregen will, sondern wie er seinen Gedichten stets einen ethischen Hintergrund giebt, so auch hier. In Göthes Erlkönig ergötzt uns die Schilderung der Scene nnd erfüllt uns mit wonnigem Grauen; das Gedicht

---

*) In den altdänischen Balladen wird diese Bedingung nicht hervorgehoben.

äussert dieselbe Wirkung, wie Musik; Gefühle erwachen beim Hören dieser Dichtung in uns; ob aber wir zu Gedanken angeregt werden, bleibt doch zweifelhaft.

*) Anders bei dieser Dichtung. Sie regt uns an, den Zusammenhang zu ergründen, in dem das Schicksal der handelnden Personen mit ihrem Thun steht. Im Erlkönig erlag das Kind ohne seine Schuld den Mächten der Natur; im Harald reizten die Ritter die Elfen durch ihr tönendes Einherziehen und Harald erlag sich selbst, seiner Lust. Hier in dieser Dichtung erliegt der Mensch den dunkeln Mächten seiner Brust, die mit den Naturmächten in inniger, unerklärter, mysteriöser Beziehung stehen. Somit wäre dies Gedicht eine Ballade zu nennen. Suchen wir uns den Hauptgedanken klar zu machen.

Es sind dem Menschen von der Gottheit Schranken gezogen für sein Wissen und sein Handeln, die er ohne Sünde nicht überschreiten darf. In sich fühlt der Mensch aber den Trieb, Alles zu erforschen und Alles zu können. Diesen dunkeln Trieb kennt das Volk wohl; es weiss aber auch, dass der, welcher die Schranken nicht achtet und anerkennt, untergeht im wilden, nutzlosen Kampfe gegen diese übermächtigen Hemmnisse. Darauf gründet sich die Faustsage. Alles das aber, was der göttlichen Ordnung widerstrebt, geht von der Hölle aus; daher Zauberei Höllenwerk ist. Unrecht und Sünde gebiert den Tod, der denn ja auch immer als Lösung und Beruhigung eintritt.

So hier in dieser Dichtung. Der Herzog, von Ehrgeiz verblendet, von Gott verlassen und dem Aberglauben verfallen, fürchtet die Böses drohenden Sterne. Einmal den höllischen Mächten hingegeben scheut er sich nicht, von seiner Tochter Aehnliches zu fordern und in seinem Wahne merkt er nicht, wie diese ihn nicht verstehen will. v. 2. So webt sie ihm das Kleid, wundersam anzuschauen, verziert mit fremden, schaurigen Zeichen. Die Menge der Feinde ohne freudigen Muth und festes Gottvertrauen weicht vor ihm, wie einst die Samniter vor dem Decius Mus, nachdem er sich den Unterirdischen geweiht.**)

---

*) cf. das Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin. Michaeli 1849.

**) cf. Livius VIII. c. 9.

Der Hölle Blendwerk aber schwindet, so wie es mit Muth angegriffen wird. Wie singt Uhland vom Königssohne. (S. 463.)

> Der Jüngling ohne Schwert und Schild,
> Ist keck hinaufgedrungen,
> Die Arme wirft er um die Schlang'
> Und hält sie fest umschlungen.
>
> Er küsst sie dreimal in den Schlund,
> Da muss der Zauber weichen. u. s. w.

Darum erliegt der Herzog! Seinem eigenen Wahne fällt er zum Opfer; er, der da glauben konnte, dass ein wahrhaft unschuldiges Wesen sich sofort der Hölle ergeben würde.

Was die Form der Ballade anbetrifft, so hat Uhland in ihr wie in so vielen seiner Gedichte mit feinem Verständniss Assonanz, Alliteration und Annomination angewandt. So in v. 5:

> Es rauscht und saust in wilder Hast,
> Als wöben Geisterhände zu Gast.

und v. 6.

> Ein weisses, weites, wallendes Hemd.

ferner v. 9.

> Sie treffen sich und treffen gut —
> Sie haun und haun sich in den Sand.

II.

Uhland hat unter den neuern Dichtern unbestritten den Ruhm, dass er volksthümlich, dass seine Poesie Volkspoesie sei. So hat er der nordischen Sagenwelt den Stoff zu einigen Liedern entliehen und ihn mit vielem Geschick so bearbeitet, dass auch die Form der der alten Heldenlieder gleicht. Ueber diese äussert sich Grimm in den altdänischen Heldenliedern S. XIV. folgendermassen: „Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe vorausverkündigt und Alles einfach und in grossen Massen darstellt: dann treten die Helden selbst auf, und ihre Reden sind wie Schwertschläge von starken Armen gegeben, treffend und entscheidend. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewusst, sie weiss nicht, warum diese Thaten ge-

schehen; aber sie weiss, wie sie geschehen; darum hat sie Nichts zu erläutern, die Motive sind nicht breit dargelegt, aber die leise Hindeutung darauf trifft desto stärker." Und ferner: „Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stande der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend." und S. XX. „In diesen Liedern aber herrscht durchaus der Reim, oft, wie überall, wo er von selbst entstanden, mangelhaft und blosse Assonanz; die Strophen sind eigentlich zweizeilig mit einem Abschnitt in der Mitte und von der Alliteration zeigt sich keine Spur."

Vergleichen wir hiermit folgende drei Uhlandische Gedichte:

1) Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt.
Doch als er's wog in seiner Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist euer Arm, ich mein',
Doch morgen soll geholfen sein."

„Nein, heut! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

2) Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein!
Lass du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr du mich mit Fleiss und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!“

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Ambos in den Grund.

Er schlug, dass weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücken sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

Man vergleiche damit: Grimms altdänische Heldenlieder S. 62.

Mimmering der Degen. XIII.

Mimmering war der kleinste Mann,
Der geboren war in Königs Karls Land.
Meine schönste Jungfrau!

Und eh' er war zur Welt gebracht,
Da waren die Kleider ihm schon gemacht.

Eh' er lernte gehen, zu der Zeit,
Trug er schon ein schweres Panzerkleid.

Eh' er lernte reiten,
Band er das Schwert schon an die Seite.

Zum ersten da er konnt tragen sein Schwert,
Da war er auch ein Kämpfer werth.

So ging er zu dem Strande,
Als ein Kaufmann lag vorm Lande.

Er sah vom Hügel in die Weite,
Wo ein Ritter möchte reiten.

Da kam er geritten so hastig herbei,
Sein Ross war zornig wie ein Leu.

Hör an, du Ritter, zart und fein:
Bedarfst du nicht ein'n Schildbuben klein?

„Mich däucht, bist jung und klein zu sehr,
Du kannst nicht tragen meinen Panzer schwer."

Mimmering erzürnte bei diesem Wort,
Er warf den Ritter vom Pferd sofort.

Und that ihm an noch viel mehr Pein:
Er schlug sein Haupt gegen einen Stein.

So setzt' er sich auf zu reiten,
Mit andern Kämpfern wollt' er streiten.

Da er kam in einen vielgrünen Wald,
Auf Vidrich Verlands Sohn stiess er alsbald.

Willkommen hier, du Ritter gut:
Hast du zu fechten für 'ne schöne Jungfrau Muth?

Dazu sprach Vidrich Verlands Sohn:
Ich stoss dich nieder, bin ich ein Mann.

Sie fechten einen Tag, sie fechten zwei:
Keiner von ihnen mochte Sieger sein.

Da schwuren sie sich Stallbrüderschaft,
Und das sollt' währen bis zum jüngsten Tag.

Und ob es sollt' währen diese Zeit so lang,
Es konnt nicht dauern bis der Abend kam.
Meine schönste Jungfrau.

Wie in diesem Liede der Mimmering sich seiner Kraft erst recht bewusst wird, als er durch des Ritters spottendes Wort in Zorn gerathen ist, so wird auch in der Uhlandischen Dichtung „das Schwert" durch des Schmieds Worte in dem jungen Helden die in ihm schlummernde Kraft erweckt. In dem Uhlandischen Helden wohnt eine hohe Begeisterung für

das Ritterthum, die in ihm nie geahnte Kräfte hervorruft; dem Mimmering aber fehlt diese innere Erhebung, es ist nur die rohe physische Kraft, die ihn zu Thaten hinreisst.

Es hat den Uhlandischen jungen Helden die innere Begeisterung dazu getrieben, sich ein Schwert zu bestellen, um Ritterschaft zu üben und wie das Schwert ihm geworden, da verleiht die Begeisterung ihm auch die Kraft, es tüchtig zu führen. Zu diesem Gedichte gehört nothwendig das, welches betitelt ist: „Siegfrieds Schwert.“ *)

In jung Siegfried ist der Wille noch ein unklarer. Es treibt ihn aus des Vaters Haus jenes Gefühl, was fast jeden Jüngling durchweht, aus der Heimath engen Schranken in die Welt zu ziehen und sich selbst mit eigner Kraft Bahn zu brechen. Es ist dasselbe Gefühl, was Schiller uns in dem „Pilgrim“ schildert:

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus
Und der Jugend frohe Tänze
Liess ich in des Vaters Haus.

---

*) cf. aus Grimms deutscher Heldensage S. 72.

Der Knab was so muotwillig Darzuo stark und auch grosz
Das sein vatter und muoter Der ding gar ser verdrosz
Er wolt nie keynem menschen Sein tag sein underthon
Im stund seyn synn und muote Das er nur zuog darvon.

Do sprachen des künigs Räthe Nun last in ziehen hyn
So er nicht bleyben wille Das ist der beste syn
Und last jn etwas nieten So wirdt er bendig zwar
Er wirdt ein Held vil kuone Und lebt er etlich Jar.

Also schied er von dannen Der junge kuone man
Do lag er vor eynem walde Ein dorff das lieff er an
Do kam er zu eym Schmiede Dem wolt er dienen recht
Im schlahen auff das eysen Als ein ander Schmidtknecht.

Das eysen schluog er entzweye Den Amposs inn die erdt
Wenn man jn darumb straffet so nam er auff keyn leer
Er schluog den knecht und meyster Und trib sie wider und für
Nun dacht der meyster offte wie er seyn ledig wär.

All mein Erbtheil, meine Habe
  Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
  Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
  Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
  Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer gold'nen Pforten
  Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
  Himmlisch unvergänglich sein.

Jung Siegfried wandert auch aus an dem leichten Pilgerstabe und wie er auf seinem Wege manchen werthen Ritter mit Schild und breitem Schwert sieht, da wird ihm klar, was er bedürfe, um in der Welt Ruhm und Ehre zu erwerben, um das Ideal zu erreichen, nach dem er gestrebt. Da wird das unklare Gefühl zum Bewusstsein. Er schmiedet sich ein Schwert und wie er das Schwert vollendet hat, da weiss er, dass er nun gut und tüchtig ist, wie die andern Ritter und wie sie Riesen und Drachen besiegen kann. Jener junge Held im ersten Gedichte wird uns dargestellt, wie das unklare Gefühl, was den Siegfried in die Welt hinaustreibt, bei ihm schon zum bestimmten Bewusstsein geworden ist, und ihm nun Kräfte zum Weiterstreben verleiht; hier sehen wir, wie das Gefühl Bewusstsein und dadurch zugleich die innewohnende Kraft dem Helden klar wird.

*) Wunderschön ist dieses erste Auftreten eines in der Einsamkeit erzogenen Jünglings in Parcival geschildert und es ist das gewiss die beste Darstellung von dem, was im Herzen von tausend und abertausend deutscher Jünglinge vorgeht, wenn sie zuerst aus dem Vaterhause in die Welt treten.

Parcival ist von seiner Mutter, die sich über den Tod ihres ritterlichen Gemahls bitter härmt, in der Waldeinsamkeit erzogen, damit er dem ritterlichen Treiben fern bleibe, den

---

*) Villmar Literatur-Geschichte.

damit verbundenen Gefahren entgehe und seiner liebenden Mutter erhalten werde. Der Knabe pflegt des Waidwerkes und wächst dabei zu einem starken und stattlichen Jünglinge auf. Da vernimmt er eines Tages auf einsamer Berghalde einen schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wohl zu bestehen. Aber es sind drei, von Kopf bis zum Fuss glänzend gewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschlossen und er meinte, ein jeder dieser Ritter wäre Gott. cf. Parcival übersetzt von Simrock Gurnemans III. Str. 122 v. 25.

Da rief er laut, sonder Spott:
„Nun hilf mir, hilfreicher Gott."
Niederwarf sich zum Gebet
le Fils du roi Gahmuret. (Parcival)
Da sprach der Fürst: „Ich bin nicht Gott;
Doch leist ich gerne sein Gebot."

dann Str. 123 v. 26.

Da hub der Knappe wieder an,
Dass sein zu lachen der begann:
„Ei Ritter gut, was soll dies sein?
Du hast so manches Ringelein
An den Leib gebunden dir,
Dort oben und auch unten hier."
25) Der Knapp befühlte mit der Hand
Was er eisern an dem Fürsten fand.
Den Harnisch wollt er gern beschauen:
„Meiner Mutter Jungfrauen
Wohl an Schnüren Ringlein tragen,
Die nicht so in einander ragen."
124) Noch sprach der Knappe wohlgemuth
Zum Fürsten: „Wozu ist dies gut,
Was sich an dir so wohl will schicken?
Ich kann es nicht herunter zwicken."
5) Da wies der Fürst ihm sein Schwert:
Nun sieh, wer Streit mit mir begehrt,
Des erwehr ich mich mit Schlägen.

Gegen seine muss ichs an mich legen,
Und dieser Schild behüten mich
10) Vor dem Schuss und vor dem Stich."
Wieder sprach der Knappe laut:
„Hätten die Hirsche solche Haut,
Sie versehrte nicht mein Gabilot;
So fällt doch mancher von mir todt."

Jetzt, nachdem er die Ritter gesehen und von ihnen erfahren hat, was Ritterschaft sei, da ist kein Halten mehr, er muss hinaus, hinaus aus dem grünen, stillen Dunkel seines Waldhauses, hinaus aus den zärtlichen, den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege, hinaus an König Artus Hof, zu der Blüthe aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, lässt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt — doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfell genähet. Und so reitet der in sich Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimathsgefühl und den dunkeln, aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch ungeschieden in sich trägt — ein Zustand, den die alte Sprache sehr bezeichnend durch das einzige Wort tumb ausdrückt, während unser dumm zu einer engern und niedrigeren Bedeutung herabgesunken ist, so dass wir uns nur durch mühselige Umschreibung helfen können — so zieht er denn dahin, um der Welt als ein Thor zu erscheinen, wie die meisten wahrhaft tiefen, deutschen Gemüther bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Thoren sich darstellen. Und dieses Helldunkel bleibt über Parcivals ganzes Leben gebreitet, das Helldunkel, welches überall stattfindet, wo Tiefe der Empfindung und äussere Beschränkung gegenübergestellt wird einer weiten Aussicht in eine Welt von Pracht und Farbenglanz, voll von Ereignissen und Thaten. Daher die öfter wiederkehrende Bezeichnung des in heller Unschuld mitten in die Welt der Wirren und Wunder hereintretenden jungen Helden: der tumbe clâre, der lichtgemâle, daher die Schilderung, dass er sei keusch, wie die Taube und mild, wie Rebentraube; — wir haben hier ein tief deutsches Jünglings-Gemüth, voll Un-

schuld und doch voll Thatenlust, voll Heimathsgefühl und doch voll Wandersehnsucht, das die Augen vor der nächsten Umgebung verschliesst; aber fast träumend, halb sehnsüchtig und halb wehmüthig ängstlich hinausschaut nach den fernen, blauen Bergen, nach fremden, blühenden Gefilden, wo Alles neu und fremd und wunderbar und doch bekannt und heimathlich und traulich ist.

Uhlands Gedicht ist keine Ballade, denn Siegfried unterliegt weder den dunkeln Mächten der äussern Natur, noch seinen natürlichen, wilden Trieben; es ist vielmehr dies Gedicht ein Heldengedicht, eine Märe oder Rhapsodie, deren Element die Welt kühner Thaten und energischer Charaktere, der sich in kräftigem Handeln von seiner ersten Unmittelbarkeit befreiende Geist ist. Die äussere Form der Dichtung, die zweizeilige Strophe ist die oft gebrauchte Form des Heldenliedes. Das Heldenlied, aus der Volkspoesie hervorgehend stellt, wenn es Gefühle schildert, nur das Resultat derselben in kurzen, scharfen Worten dar, während die Kunstpoesie die Gefühle reflectirend zerlegt und der Seele geheimste Werkstätten uns öffnet. So sagt Uhland in „Siegfrieds Schwert" ganz einfach:

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Er schildert uns nicht, was für Gedanken den stolzen Knaben durchzogen und ihn bewogen haben, nicht mehr in des Vaters Hause zu rasten, sondern in die Welt hinauszuziehen. Er überlässt die Ausmalung auch der Abschiedsscene dem Leser. Um sich den Unterschied recht klar zu machen, lese man zur Vergleichung das Scheiden Parcivals. Zu Grunde liegt der ganzen Dichtung ein Zug aus Siegfrieds Leben, den weniger aber die alten Siegfriedssagen, als vielmehr die dem späteren Mittelalter angehörigen überliefern.

Die Sage erzählt allerdings von einem Schwertschmieden Siegfrieds; doch etwas anders, wie Uhland es darstellt.

*) Siegfried lebte zu Xanthen am Rhein bei seiner Mutter,

*) Simrocks Rheinsagen.

die nach dem Tode ihres Gemahls, der in einem Kampfe geblieben war, dort als Königswittwe herrschte. In derselben Stadt wohnte auch ein alter, berühmter Waffenschmied Mime, bei dem viele Königssöhne, unter Andern auch der getreue Eckart die Waffenschmiedekunst erlernten. Siegfried ging gerne zur Schmiede, um dort, wie Knaben es pflegen, zu scherzen und die Gesellen zu necken. Es kam unter den jungen Leuten oft zu lauten Auftritten, worüber der alte Mime nicht eben erfreut war. Als Siegfried nach alter Gewohnheit einstmals wieder den Frieden gestört hatte, ward Mime zornig, schalt ihn und meinte: es wäre besser, du rächtest deinen Vater an den Feinden, die ihn erschlagen haben, als dass du hier nur meine Gesellen störtest. Darüber ward Siegfried zornig; er würde seinen Vater schon rächen; jedoch könne er nicht mit der Faust den Feinden gegenübertreten, sondern er bedürfe dazu Panzer und Schwert; und die solle ihm Mime schmieden. Mime, um sich Ruhe vor dem kecken Jüngling zu verschaffen, fertigt ein Schwert; doch wie Siegfried es zur Probe durch die Lüfte schwingt, da bricht es unten am Griffe ab. Siegfried zornig erklärt, er wolle dem Meister zeigen, wie man das Eisen bearbeiten müsse, damit ein tüchtig Schwert geschmiedet werde.

So nimmt er eine gewaltige Eisenstange und dazu der Hämmer allerschwersten:

Er schlug den Ambos wohl in den Grund;

es erbebte das ganze Haus von dem gewaltigen Schlage. Dann gebot er dem Meister, morgen frühe, wenn er wieder erscheinen würde, solle Mime, wolle er nicht sterben, solchen Schlag ihm nachahmen. Er wusste aber wohl, Mime würde nicht die Aufgabe vollenden können. Deshalb begiebt er sich zu seiner Mutter und bittet sie, ihm die Stücke des Schwertes zu geben, das sein Vater in mancher Schlacht geführt hatte. Es hatte aber sein Vater dies Schwert einstmals von Odin erhalten. Seine Mutter übergab ihm den kostbaren Schatz und daraus schmiedet ihm denn Mime ein tüchtiges Schwert.

Uhland hat nun die Sage nur im Allgemeinen benutzt und sie frei bearbeitet, wodurch aber der gewaltige Charakter Sieg-

frieds nicht verkleinert und das Uebersprudeln der Jünglingskraft nicht verwischt ist. Dies tritt namentlich in den Versen:

> Er schlug, dass weit der Wald erklang
> Und alles Eisen in Stücken sprang

hervor. Es ist das wieder ein Zug des deutschen Jünglings-Gemüthes, der auch die Jugend stets wieder am meisten anspricht. Bei aller Tiefe des Gefühls, bei aller Gluth der Empfindung erscheint der wahre, echte, tüchtige Jüngling und grade der am ersten oft roh und unbändig. Alles bewegt sich bei ihm noch in Extremen. Er kann weinen vor übersprudelnder Empfindung beim Gesange der Vögelein im einsamen Walde und derselbe Jüngling wird mit wilder Begeisterung zu Kampf und Schlacht eilen. So erfreut sich Siegfried, als Mime ihn in den Wald geschickt hat, um Kohlen zu brennen, bei denen er ihm das Schwert schmieden könne, an dem herrlichen Morgen und an der Waldfrische und doch wünscht er zugleich Abenteuer zu bestehen mit Drachen und Riesen und doch erschlägt er noch an demselben Tage den alten 70jährigen Mime, der ihn dem Drachen verrathen wollte. Dieser Zug des Gemüthes ist dem Deutschen eigen und wir finden ihn zur Zeit des Minnegesanges in den edlen Rittern stets hervortretend.

Als im ersten Kreuzzuge das christliche Heer Jerusalem erobert hatte, wüthete es mehrere Tage lang auf's grässlichste in der heiligen Stadt; dann aber hielt es einen grossen Buss- und Betzug. Nicht aber thut das der Germane mit dem Gefühl, wie der Romane. Dieser glaubt sich durch die Ceremonien mit Gott abzufinden und durch den Werkdienst sich zu reinigen, bei dem Germanen aber tritt Beides naiv nebeneinander. Er mordet nicht aus Lust am Morde oder aus Rache, sondern zu Ehren Gottes und dasselbe Gefühl treibt ihn auch zur Andacht.

Wenn wir diese beiden kleinen Gedichte Heldenlieder genannt haben, so werden wir eine dritte Dichtung, die auch von einem Sifrid handelt und „die drei Lieder“ betitelt ist, wiederum zu den Balladen zählen müssen.

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' sass König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiss mir das schönste Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende.

Drei Lieder weiss ich; den ersten Sang,
Den hast du ja wohl vergessen schon lang:
Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen!
Und aber: hast ihn meuchlings erstochen!

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finstern, stürmischen Nacht:
Musst mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: musst fechten auf Leben und Sterben!"

Da lehnt' er die Harfe an den Tisch,
Und sie zogen beide die Schwerter frisch,
Und sie fochten lange mit wildem Schalle,
Und der König sank in der hohen Halle.

„Nun sing' ich das dritte, das schönste Lied,
Das werd' ich nimmer zu singen müd:
König Sifrid liegt in seim rothen Blute!
Und aber: liegt in seim rothen Blute."

Dieser König Sifrid, von dem hier der Dichter singt, ist nun nicht der uns aus den Sagen bekannte hörnene Siegfried, wenigstens habe ich durchaus keine Sage finden können, die eine ähnliche Begebenheit aus seinem Leben mittheilt. Es hat der Dichter wohl nur diesen Namen gewählt, aus demselben Grunde, aus dem er in einer andern Dichtung den Namen Harald gebraucht hat. Er will uns durch den Namen dahin weisen, wo ähnliche Begebenheiten gewiss recht oft vorgekommen sind. Das ganze Gedicht beruht auf der Sitte der Blutrache, die in Deutschland sowohl, wie im Norden heimisch war. Diese Sitte stellt uns aber den Geist eines Volkes als noch in der Unmittelbarkeit des Gefühles sich befindend dar. Sobald ein Volk zum Bewusstsein erwacht, zur Civilisation gelangt, verschwindet dieser Gebrauch. Darum also; weil dies Gedicht uns den Geist in seiner Unmittelbarkeit, bewegt von

dunkeln Gefühlen, schildert, darum muss es zu den Balladen gerechnet werden.

Der König sitzt in der hohen Halle, um ihn seine Kämpen und die Skalden, die beim fröhlichen Mahle im Norden nie fehlen durften.

Die Halle, die im Norden stets zu ebener Erde lag und deren Eingang sich nach Süden wandte, weil nur das Haus eines Verbrechers und in Nastrand der Saal der Verdammten die Thür gegen Norden hatte, die Halle war der Versammlungsort für das königliche gasindi, für die Recken und Berserker des Nordens.

Die Frithjofs-Sage schildert uns Frithjofs Halle in folgender Art.

Gleich einem Hause für sich, gezimmert aus kernigter Kiefer
Fasste 500 der Saal, zu 10 mal zwölfen das 100;
Mehr noch waren darin beim festlichen Schmause zur Julzeit,
Und nach der Länge des Saals hin glänzte die Tafel vom Eichbaum,
Blank wie Stahl und gebohnet; den Hochsitz zierten der Säulen
Zwo an dem äussersten Rand, zween Götter gefertigt aus Ulmholz,
Odin herrschenden Blickes, und Frei, die Sonn' auf den Hauptschmuck.
Zwischen beiden noch sass auf kohlschwarz glänzendem Bärfell
(Scharlachroth war der Rachen, die Klauen mit Silber beschlagen)
Thorsten jüngst bei den Freunden, die Gastlichkeit neben der Freude.
O, dann gedachte der Skalde
Braga's, im silbernen Bart, mit Runen bezeichnet die Zunge,
Unter der schattigen Buch' an Mimer's rieselndem Borne,
Wo er von Sagen erzählt, er selbst die lebende Sage.
Mitten am Boden, mit Halmen bestreut, ward Feuer genähret
Hell auf gemauertem Heerd, und droben durch luftigen Rauchfang
Blickten die Sterne herein, die himmlischen Freunde, zum Saale.
Rings an der Wand, an Nägeln von Stahl, in Reihen geordnet,
Hingen die Panzer und Helme, und hier und dorten dazwischen
Blitzte hernieder ein Schwert, wie Schuppen der Sterne im Winter.
Mehr als Schwerter und Helme erglänzten die Schilde im Saale,
Blank wie die Kugel der Sonne und silbern, wie glänzet der Vollmond.
Ging ein Mägdlein nun um den Tisch und füllte die Hörner,
Schlug es erröthend zu Boden das Aug', und das Bild in den Schilden
Ward, wie das Mägdelein, roth; dies freute die zechenden Kämpen.

Der Hochsitz, auf dem der König oder der Hausherr mit den vornehmsten Gästen sass, lag in dem erhöhten Theile des

Saales; die Kriegsmänner und die Diener fanden ihren Platz an den untern Tafeln. Hierher liess man auch Unbekannte, wie denn dem Aermsten nicht der Zutritt zur gastlichen Halle verwehrt war. So tritt ja auch Frithjof unbekannt, in Bettlergestalt, in die Halle König Rings und so ist auch hier der Skalde in des Königs hohe Halle gekommen. Und wie der König die Sänger zum Wettkampf auffordert, da tritt der Jüngling voll Rachedurst hervor.

> Drei Lieder weiss ich: den ersten Sang,
> Den hast du ja wohl vergessen schon lang:
> Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen!
> Und aber: hast ihn meuchlings erstochen!

Vergessen hat also der König den Meuchelmord schon lange? Durch diesen Ausspruch wird so recht der nordische Sinn charakterisirt. Der Mord ist vor langer Zeit geschehen, also wohl, wie der Jüngling noch ein kleiner Knabe war. Dennoch hat der Knabe die That nicht vergessen. Er ist zur Rache erzogen, sie war sein Streben und sein einziger Gedanke von der Zeit an, als er zum Bewusstsein gekommen. Man erinnere sich dabei, wie Siegfried seinen Vater und wie die Chriemhilde ihren Siegfried rächt.

So fordert er den König zum Kampfe auf und es beginnt der Streit in der hohen Halle. Rings umher stehen die Recken; aber Keiner hindert den Zweikampf. Alle erkennen sie des Jünglings Forderung als eine gerechte an.

Wie sehr diese ganze Scene dem nordischen Charakter entspricht, darf wohl nicht erst bewiesen werden und ich weise nur darauf hin, wie entschieden hierin das nordische Alterthum von dem griechischen abweicht.

Keiner der Kämpen des Königs hilft seinem Herren, auch als er ihn unterliegen sieht; sie haben die Verpflichtung, seinen Tod zu rächen, nicht aber, ihn im ehrlichen Zweikampfe vor Unsieg zu schützen. Würden das wohl homerische Helden ihrem innersten Wesen nach haben begreifen können? Wie eigenthümlich auch dieser Zug dem Norden ist, so ist doch

der Jubel, in den der Jüngling beim Fall seines Gegners ausbricht, etwas so Natürliches, dass wir uns nicht wundern dürfen, darin das nordische mit dem griechischen Alterthum in Uebereinstimmung zu finden.*)

---

*) Grimm Altdeutsche Heldenlieder XVI.

Berlin. Dr. R. Foss.

Ueber die

Gedichte Ludwigs des ersten, Königs von Baiern.

König Ludwig I. von Baiern gehört zu den anziehenderen und seltenern Fürsten, theils wegen seiner Herrschertugenden, theils und in noch höherem Grade als Kunstgönner und Kunstkenner, namentlich der Baukunst, Malerei und Bildhauerei. Das bezeugen die zahlreichen und meistens ausgezeichneten Bauwerke, die ihm ihren Ursprung verdanken. Dahin gehören ausser dem mehr den Handel bezweckenden Ludwigskanal, der die Donau und den Rhein verbindet, die Glyptothek und Pinakothek, das Odeon, der königliche Palast und mehrere Kirchen in München, sowie die Walhalla bei Regensburg; und er hat damit auch nach der Niederlegung seiner Regierung fortgefahren. Aber er ist auch ein Freund der übrigen Künste, sowie der Wissenschaften und nicht blos ein Freund der Dichtkunst, er ist selbst Dichter. Wir besitzen vier ziemlich starke Bände lyrischer Gedichte von ihm; er ist ausserdem Verfasser einiger Schriften in ungebundener Rede, unter denen die bedeutendste betitelt ist „Walhalla's Genossen," und kurze Lebensbeschreibungen aller in die Walhalla aufgenommenen berühmten deutschen Männer und Frauen enthält. Aber die Gedichte Ludwigs machen doch die grössere Hälfte seiner Werke aus. Sie sind zwischen 1829 und 47 in München bei Cotta erschienen, und begreifen mehr als tausend Seiten; und von ihnen hauptsächlich soll in den folgenden Zeilen die Rede sein.

Kunst, schöne Natur, besonders italienische, und Liebe, — das sind die Gegenstände, welche der Dichter besonders im ersten Bande besingt, zu welchen im zweiten dichterische Theil-

nahme am Freiheitskampfe der Neugriechen, und Klagen über die entflohenen Freuden der Jugend, über den ihm versagten thätigen Antheil an der Vertheidigung des deutschen Vaterlandes, und über die schweren Pflichten des königlichen Amtes, oder noch mehr über die ihn einengenden, ihm unerträglichen Verhältnisse des Hoflebens hinzukommen, wesshalb denn hier der Ton der Wehmut, der Unbefriedigtheit, der Unzufriedenheit, aber auch der Ermannung und der Ergebung herrscht. Die beiden letzten weit später als die ersten erschienenen Bände unterscheiden sich in Rücksicht der Gegenstände wie der Behandlung und des Versbaus nicht eben von den älteren. An Abtheilungen fehlt es gänzlich. Auch bemerkt er II, 51: „Dass nicht die Zeitfolge ihrer Entstehung die Reihefolge dieser Gedichte bestimmt, wird man bemerkt haben.“ In dem Sonett IV, 200 spricht er sich über sich selbst und seine Dichtungen folgendermassen aus:

Es hat das Buch bereits nicht wenig Theile,
In dem des Lebens Inhalt ist enthalten,
In seinen mannichfaltigen Gestalten,
Getroffen wurde diess von manchem Pfeile.

Es lieget hier sein Innerstes entfalten;
Damit es mit den Horen nicht enteile,
So rufts durch diese Blätter zu: verweile,
Gehemmt ist Kronos allzernichtend Walten.

In diesen vielen Blättern ist zu lesen,
Was mich verwundet machte und genesen,
Was ich geworden und was ich gewesen.

Jetzt wo die Leidenschaften alle schweigen,
Die täuschend nur die Gegenwart uns zeigen,
Die Truggebilde vor der Wahrheit weichen.

Der Dichter spricht sich in diesem Sonett, wie überhaupt in seinen Gedichten mit grosser Unbefangenheit aus, meistens, wie es scheint, auch ohne grossen Kraftaufwand, sich gemächlich gehen lassend, und ohne Feile. Diess bezieht sich nicht bloss auf den Versbau, der besonders in den antiken Sylbenmassen in Hinsicht der Sylbengeltung wie der Gesetze des

Versbaus vernachlässigt ist, ohne dass es doch an einzelnen musterhaften Zeilen fehlte, sondern auch auf den Ausdruck, der bisweilen dichterisch und fliessend, häufig aber auch geschmacklos, nüchtern und unbehülflich ist, wie es denn auch an Sprachhärten, unerlaúbten Verkürzungen, gezwungenen Satzbildungen und Mängeln und Schwächen aller Art nicht fehlt. Er verhehlt diess selber nicht I, 72 in dem Gedicht „die Natur des Schönen," wo es vom Dichter heisst:

Wenn ihn die Angst um Irdisches will fassen,
Ob gegen Hergebrachtes er gefehlt,
Dann hat die Muse ihn auch schon verlassen,
Gefühl verstummt, wo Ueberlegung wählt.

Es muss der Mensch des Menschen Werk vergessen,
Sich überlassend dem beseelten Schwung,
Nicht ordnen darf die Worte er noch messen,
Begeistern nur kann die Begeisterung.

Ganz anders denkt er über die Prosa; da bezeugt er selbst seinen gelehrten Eifer in folgenden beiden Witten oder Distichen, II, 89:

Meine Geliebte.

Aus den Tagen der Kindheit besitz' ich eine Geliebte,
Klio ist's, sie bleibt auch in dem Alter getreu.

Meine Leidenschaft.

Eine Leidenschaft hab' ich, es ist nicht die Kunst noch die Liebe,
Studium, so heisst sie, Glut, die sich verzehrend erneut.

In „Walhalla's Genossen" hat er diess Studium, diese Liebe niedergelegt, Johannes von Müller's Styl dabei zum Muster genommen, und dessen Gedrängtheit und Gedankenschwere mit Glück nachgeahmt. So lautet die Lebensbeschreibung Johann Guttenberg's: „Durch den Maynzer Patricier Johann von Guttenberg geschah in Strassburg für des Menschen Geist, seit der Phönikier Teut geschrieben, die wichtigste Erfindung: das Buchdrucken. Sie beschäftigte ihn von dem 1430. bis zum 1440. Jahre, in welchem er sie in Maynz zu Stand brachte; druckte erst da mit Metallformen, in Strassburg nur in Holz geschnittene

ganze Zeilen. Sein Siegelring gab den zu dieser Erfindung führenden Gedanken, eine Weinkelter der Presse Vorbild. Wenn Churfürst Adolph von Maynz (ein Nassauer) Guttenbergen nicht an seinen Hof nehmend ernährt, hätte der in seinem Alter betteln müssen, dessen Erfindung Zahllose bereicherte. Faust's arglistige Habsucht brachten Guttenbergen um den Nutzen, sogar um die Ehre der Erfindung, doch (wenn zuweilen gleich spät) wird sie immer wieder dem, der sie verdient, und der Anmasser entlarvt. Umwälzung, allmälige, hat das Buchdrucken hervorgebracht, (grössere als das Schiesspulver, sintemal dieses bloss auf das Körperliche wirkt) durch die überall hin sich verbreitende Mittheilung des Gedankens, welche seit dieser Erfindung so wenig, als das Eindringen der Luft zu verhindern ist. Dafür sichert sie, dass kein Kaiser von China, kein Chalife mehr des Geistes herrliche Früchte vernichten, die Fortpflanzung der Wahrheit unterdrücken kann."

Ganz im Geiste Müller's ist auch der Schluss der Vorrede: „Ruhm bei der Mitwelt ist wenig, bei der Nachwelt mehr, nicht alles; das Beste aber innerer Werth, wogegen jeder verschwindet: er ist das einzige, was wir mitnehmen, er währt, wie die Seele, ewig."

Der Vorwurf, den man dem Style des Meisters gemacht hat, der Gezwungenheit und Unverständlichkeit, lässt sich freilich auch gegen den des Schülers erheben. Der Sinn der ersten Worte über den Baumeister des Cölner Doms S. 76: „Des so viele grosse Baumeister zählenden Mittelalters grösster, jener des Doms zu Cöln, im Spitzbogen-, irrig gothisch genannter Styl" wird man beim ersten Lesen kaum fassen. In dem Satze S. 93: „In Paris bei ungeheurem Zudrange gelehrt habend, dann in Cöln, ward Albertus Magnus zum Bischof von Regensburg gewählt wider seine Neigung" fällt das ungewöhnliche Mittelwort „gelehrt habend" auf. Aber theils ist dergleichen selten, theils hat Manches auch bei andern Schriftstellern steif und sonderbar geklungen, dessen Gebrauch nach gerade und zum Vortheil der Sprache sich geltend gemacht hat.

In der Dichtkunst ist freilich Ludwigs Ansicht unstreitig eine falsche, auch darf man dreist behaupten, dass er in Hin-

sicht des Versbaus und der Reime weit mehr hätte befriedigen können, wenn er gewollt hätte, und dass seine Leistungen seiner Kraft nicht entsprechen.

Ich wende mich zu dem Inhalt. Unter den höchst zahlreichen Liebesgedichten, welche vorzugsweise die Wonne der Erfüllung schildern, sind mehrere ausgezeichnet und selbst in der Form mehr gelungen. Aber ohne mich für jetzt dabei aufzuhalten, bemerke ich nur, wie diess Gefühl den Dichter seiner Versicherung nach für immer durchdringt. I, 296 ruft er aus:

„Lieben will ich, ewig, ewig lieben,
Liebe ist die Seele der Natur,
Flammend steht sie überall geschrieben,
Alles zeiget ihre heilge Spur.

Ohne Liebe wäre nicht die Erde,
Ohne Liebe selbst der Himmel nicht,
Liebe, welche sehnend ich begehrte,
Du allein bist meines Lebens Licht.“

Der Schluss dieses Gedichts ist religiös:

„Einstens wird der Glaube selbst zum Schauen,
Und die Hoffnung wird Besitz einmal,
Lieb' nur bleibet, in des Himmels Auen
Flammt beseligend ihr ewger Strahl.“

Stark ist aber auch sein Gefühl für die schöne Natur. In dem Morgengedicht auf Molo di Gaëta heisst es:

„Herrlich, o herrlich bist Du, heilige, grosse Natur!
Alles erwacht zu freudig erneuetem glänzendem Leben,
Aufgethan ist mir eine beglückende Welt.“

Der Anfang der Elegie auf Palermo heisst:

„Glühend verklärt sind die Lüfte, es glühen entzückend die Auen,
Glühend ist selber das Meer, Glut ist Sicilien ganz,
Diese von der Natur vor jeder gesegnete Insel,
Ueber deren Gefild liebend der Himmel sich wölbt.“

Seine Vorliebe für Italien tritt häufig hervor, meistens zugleich in Verbindung mit einem trauernden und klagenden Hinblick auf den Norden. In derselben Elegie heisst es:

„Was in dem Norden erkünstelte Wärme nur spärlich erzwinget,
Herrlich in diesem Gefild schwellender Fülle gedeiht.“

Eben so heisst es in der Elegie auf Pästum vom Norden:

„Alles erstarret darin, wie die Natur, so der Mensch.
Leben, das wirkliche Leben besteht allein in dem Süden,
Trennungslos vereint ist es mit Wärme und Licht."

Ferner in der Elegie auf Salerno:

„Leben im Süden ist ein seliger, steter Genuss.
Freude ergiesst sich aus der Höhe des ewigen Aethers,
Himmel und Erde und Meer flössen dieselbe ins Herz.
Von Beschwerden gedrückt schleicht schwunglos das Leben im Norden,
Kämpfend entgegen der Noth, mühsam erhält sich der Mensch."

Von Palermo singt er in einem Reimgedicht:

„Den des ird'schen eiteln Strebens Müden
Lächelt hier mit ihrer Ruhe an
Die Natur, die herrlichste, im Süden,
Da ist Wahrheit, in dem Norden Wahn.

Die dem Menschen Feindin dort geworden,
Hier mit ihm im traulichen Verein,
Pflanzendasein nur ertheilt der Norden,
In dem Süden lebt es sich allein.

In dem Nord umsonst nach Glück bemühet
Sich der Mensch, hier kommt es ungesucht,
Und des Südens jubelnd Leben glühet
Auf des Pomeranzenbaumes Frucht."

Noch stärkeren Ausdruck haben folgende Stellen, I, 279:

„Ich bin nur für des Südens warme Fluren,
Wo sich die irdschen geistigen Naturen
In Licht und Wärme seelenvoll vereinen,

Wo alles trägt der Liebe sanfte Spuren
In milder Nacht die Sterne liebend scheinen,
Sich Erd' und Himmel mit dem Menschen einen."

In dem Morgengedicht auf Molo di Gaëta heisst es von Italien:

„O Italien, selber das Irdische scheinet uns irdisch
Nimmer in Dir, Du stimmst alles zum Heiligen um.
Ja, ich liebe und sehne, ich ahne, ich glaube, ich liebe,
Hier, hier lebet der Mensch, lebet ein Seliger schon."

Und in der Elegie „Via Appia:“

„Geistiger fühlen wir uns in euch, ihr südlichen Fluren,
Ladet der Himmel zu sich, schrecket das Sterben uns nicht.“

Diese Vorliebe für Italien findet in Rom ihren Mittelpunkt. So der Schluss der Elegie „Campagna di Roma:“

„Bloss hier findet sie sich die Geschichte der Völker und Zeiten,
Alles vereinigest du, ewiges, einziges Rom,
Die Natur und die Menschen und Erde und Himmel in Liebe;
Scheinest zu sterben, mein Rom, immerhin lebest Du doch,
Lebest und herrschest, wenn gleich die irdische Macht Dir genommen,
Herrschaft des Geistes besteht ewig und ewig allein.“

Die ganze erste Elegie auf Rom gehört hierher. Ich führe nur einige Zeilen daraus an:

„Zu dir, ewige Roma, entschwebet die sehnende Seele;
Hehr erhebt mein Blick sich zu den Sternen hinauf, [Stärke,
Freu' mich, dass sie, die ich sehe im Schimmer der Pracht und der
Herrliche Stadt, ich geschaut, jegliches Grossen Verein,
Wie Du es einst vor anderthalbtausend von Jahren gewesen.“

Und gegen den Schluss:

„Längere Herrschaft, grösseres Volk gab's niemals, erregest
Ehrfurcht, Staunen in uns, immer erregest Du sie.
Rom, wie deine Geschichte du selbst: bist einzig und ewig,
Ach die Gestalt nur blieb, aber das Leben entfloh.“

II, 152 heisst es:

„Alle Völker, alle Zeiten
Ziehen uns vorbei dort immer,
Religion, Natur verbreiten
Mit der Kunst des Reizes Schimmer.“

Besonders ist es die neuere Kunst, welche er preist, z. B. in der 5. Elegie auf Rom:

„Einzig wahrlich bist du, o Roma, du zeigst dich alleine
Zweimal als Herrin der Welt, doppelt bemeisternder Kraft.
Sie verlor durch Waffen den Zepter, den Waffen erworben,
Und das Alte erlosch, kräftig das Neue entstand.
Lichteren Glanzes entstieg aus der Asche der jüngeren Roma
Weitverbreitetes Reich durch der Ideen Gewalt,

Und es blüheten wieder die Künste, und wiederum wurde
(Nun durch eignes Verdienst) Roma des Schönsten Verein.
Ein erhabnerer Geist als selbst in der herrlichen alten
Lebt in der christlichen Kunst. Griechen erbaueten nichts
Wie die dem Petrus geheiligt zum Himmel sich wölbende Kirche,
Die das Pantheon selbst trägt in den Lüften mit Lust.
Auch die zweite gewordene Herrschaft Roms ist vergangen,
Und sein Ansehn nun ändert beständig sich mehr.
Seine geschätzten Geschlechter erlöschten, und jene, die leben,
Sind entblösst des Sinns, welcher die Ahnen erfüllt.
Was noch von Kunstwerken da, raubt oder erhandelt der Fremde,
Täglich verfällt es mehr, was von Ruinen besteht;
Neue entstehen wol viele, schöne Gebäude doch nimmer.
Farbe verlöscht auf der Wand, ach und der seelvolle Geist
Schwindet dahin, die Natur entfärbet sich gleichfalls, es kehret
Aber die Farbe in ihr frischeren Lebens zurück,
Bis auch sie am Ende getroffen wird von der Zernichtung.
Einzig ewige Stadt, eitle Benennung des Wahns!
Wirst zu Erde, aus der du geworden, verschwinden wird jedes;
Was das Auge erblickt, zeiget Vergänglichkeit."

Wie in den zuletzt angeführten Zeilen die Trauer über den Verfall der Kunst in Rom vorherrscht, so wird auch die Kehrseite dieser Stadt in der Gegenwart nicht verschwiegen in den „vatikanisches Museum" überschriebenen Zweizeilen:

„Bilder drängen die Bilder, gehäuft ist das Schöne und Schlechte.
Vor beständigem Sehn sehen am Ende wir nichts."

Aehnlich in „die römischen Antiken:"

„Unermesslich ist sie die Anzahl römscher Antiken,
Dass sich dazwischen sogar leider das Schöne verliert."

Ferner in „Foro Romano:"

„Kühe habt ihr vertrieben, doch weiden dagegen die Esel,
Und dem niedrigen Plebs folgte ein ärgerer nach."

Auch werden die Griechen über die Römer und Athen über Rom gestellt:

Rom und Athen.

„Glanz und Pracht und Gewühl, der Erdbezwingerin Hoheit
Fassen den staunenden Geist, denken wir, Roma, an dich.
Weiter in tieferer Ferne erscheint in ruhiger Stille
Seele erhebenden Werths, heiliger Grösse Athen."

Der Triumphbogen des Constantin.

„Was das Beste an dir, gehöret dem frühern Geschlechte,
War doch das Schönste in Rom auch den Hellenen geraubt.“

Aber Rom bleibt ihm im Grunde doch das Höchste. Davon zeugen mehrere der letzten Zweizeilen des zweiten Bandes, z. B.:

„Da nur ist Leben, wo Seele und Körper Befriedigung fühlen;
Rom, so ist es in dir, lässest zu wünschen nichts mehr.“

und:

„Lebe einzig in dir, auch ferne in dir nur, mein Roma,
Ziehest mich heimatlich an, fesselst mich ewig an dich.“

Aber die Kunst überhaupt zieht ihn an. Daher schätzt er zwar Raphael am höchsten:

Raphaels Loggien.

„Unerschöpflich wie die Natur so bleibet ihr Loggien,
Die ihr selber Natur, ja die beseelteste seid.“

Die Kirche della Pace.

„Kirche des Friedens, verdienest den Namen, denn Frieden
Kommt von Raphaels Werk selig durchs Auge ins Herz.“

Er feiert auch Canova in einem Sonett vor dessen Hebe in Venedig I, 107, wo es heisst:

„Ich konnte mich der Stelle nicht entrücken,
In deinem Anblick war mein ganzes Leben,
Ich schwamm, dich Hebe sehend, in Entzücken.“

Aber er tadelt ihn auch II, 197 in Vergleich mit Thorwaldsen:

Canova's Grazien.

„Ueppige Mädchen sind hier die Grazien, Lüsternheit weckend.
Ist zu reizen jedoch je die Bestimmung der Kunst?“

Thorwaldsens Grazien.

„Unverhüllt sind auch die deinigen, unverhüllet uns zeigend
Hellas Charitinen, keusch, göttlich in heiliger Kunst.“

Auch Cornelius und Overbeck lobt er und die deutschen Künstler überhaupt; jene vergleicht er mit Aposteln, den ersteren mit Paulus, den letzteren mit Johannes.

„Dir, der selbst du glühst wie Paulus glühte,
Dessen Eifer deinem gleichend ist,

Wie auch dir mit kindlichem Gemüte,
Der du wie Johannes harmlos bist!"

Eben so wird der Hofbauintendant Klenze gepriesen:

„Wenn längst spurlos die Werke des jetzgen Geschlechtes verschwunden,
Spricht, was du bautest, von dir, hebet und stärket den Geist."

Die Dichter zumal und die Dichtkunst werden nicht vergessen, nicht nur in Bezug auf sich selbst, wenn er ausruft II, 140: „Gib der Freundin mich zurück der Kunst!" und: „Lass in mir die Dichtkunst tröstend walten!" sondern Weimar und Rom werden zusammengestellt II, 67:

„Die beseligsten Erinnerungen
Haben sich in einen Kranz geschlungen,
Alles Schönen wonniger Verein:
Rom und Weimars hehre Zeit der Blüte,
Und der Nachklang, welcher zum Gemüte
Aus der Kindheit tönte von dem Rhein."

Der Schluss dieses Gedichts ist an sämmtliche grosse Männer Weimars gerichtet:

„Wenn ihr alle, alle auch gefallen,
Wird, wo ihr gelebt, man hin noch wallen,
Weimar bleibet Deutschlands Heiligthum."

An Schiller sind besondere Gedichte gerichtet. IV, 231 wird er „Teutschlands grösster Dichter" genannt. IV, 272 wird „der frühere und spätere Schiller" gefeiert. Verglichen werden Schiller und Göthe, I, 130:

Mein Sirius und Hesperus.

„Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, dass mich's erhebe am Tag;
Aber nach geendigtem Lärmen in nächtlicher Stille
Flücht' ich zu Göthe und träum' fort dann den lieblichen Traum."

Eine Vergleichung der Kunst und Natur findet sich in folgenden Distichen:

Wechselwirkung.

„Schöner geniessen wir sie, die Werke der Kunst, in dem Freien,
Kehren zu Mutter Natur fernher von ihnen zurück."

Zweierlei Wirkung.

„Wenn ich einsam wandele unter den Trümmern der Grösse,
Spricht mich ernst die Kunst, heiter mich an die Natur."

Mit der Liebe zur griechischen Kunst hängt seine Begeisterung für die alten und neuen Griechen zusammen. So in der Elegie auf Pästum:

„Dass mir vergönnt nicht war, Griechen, zu leben bei euch!
Lieber, denn Erbe des Throns, wär' ich ein hellenischer Bürger,
In den Gedanken wie oft träumt' ich mich sehnend zurück.“

Hiemit sind ähnliche Klagen wie bei Rom verbunden, z. B. I, 44:

„Hellas ist Ruine, zeigt bloss Trümmer,
Jene Welt des Herrlichen ist nimmer,
Nimmer lehret ihrer Weisen Chor.
Sklaven längstens schon sind Hellas' Söhne,
Auf des Sängers wahr empfundne Töne
Sehnend horcht vergeblich jetzt das Ohr.“

Daher feiert er denn auch den Befreiungskampf der Griechen in der neuesten Zeit in mehreren Gedichten, sie gehören zu den besten in der Sammlung. So das „an Hellas, im Frühling des 1821. Jahres.“ Es beginnt:

„In dem Osten fängt es an zu tagen,
Schnelle sinkend nun der Mond erbleicht.“

Und:

„Neu ertönen des Tyrtäus Lieder,
Führen dich zur Schlacht, zum Ruhme wieder,
Und der Sieg quillt aus des Sängers Mund.“

Ferner:

„Du, der edlern Menschheit treue Wiege,
Hochbegabte Hellas, siege, siege!
Rufet sehnend jedes Volk dir zu.
Heimat alles Schönen, alles Hohen,
Unterdrückt in dir, doch nicht entflohen
War es, sieg' im heilgen Kampfe du.“

Sowie das ganze letzte Gebinde:

Wie der Perser fiel, der Türke falle,
Färb' Platäa's Feld mit seinem Blut!
Auf, Athens, Korinthos tapfre Schaaren!
Seid das wieder, was die Väter waren,
Und die alte Zeit wird wieder neu,
Von der Kunst und Wissenschaft die Sitze
Werdet ihr, und von Sophia's Spitze
Leucht' das Kreuz auf Völker, welche frei!“

Auf dieses erste Gedicht folgt nun eine Reihe von Gedichten, klagende, ermunternde, jauchzende, von der letzteren Art z. B. das mit der Ueberschrift: „Da sichs zeigte, dass Missolunghi's Erstürmung eine Lüge war.“ Anfang und Schluss stehe hier:

„Jede, jede Sprache ist zu arm,
O um das entzückendste Entzücken,
Was das Herz entflammet, auszudrücken,
Wenn's zum Jubel reisst aus tiefstem Harm.“

„Abgewendet ist der Donnerschlag!
Nicht von dem Gedanken kann ich lassen,
Wenn gleich diese Seligkeit zu fassen
Nicht mein überglücklich Herz vermag.“

Endlich füge ich noch das ganze kleine Gedicht hinzu: „An die Hellenen, da ich König“ das durch den kleinen Zusatz „da ich König“ (nämlich ward, war, geworden war) zugleich den Uebergang zu einer Reihe von missmutigen, unzufriedenen Gedichten bilden mag.

„Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf.
Thatlos verweheten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Bloss in die Saiten allein durfte sie greifen die Hand;
Einsam erklangen dieselben wie Seufzer verheimlichter Liebe,
Jetzt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Dass sichs gestalte zur That, Griechen, zu euerem Heil.“

Diess hat der Dichter denn auch bethätigt, indem er den freigewordenen Griechen einen seiner Söhne zum Könige gab, ein um so grösseres Opfer, da er seit seiner eigenen Thronbesteigung sich so unglücklich fühlte, wenn gleich diess Gefühl mehr in seiner Besonderheit als in der Sache begründet war. Als Jüngling hatte es ihn schmerzlich durchdrungen, dass er an dem Kampfe für das Vaterland nicht hatte theilnehmen dürfen. Das bezeugen besonders zwei Gedichte, I, 177 und 191: „Nachklage“ und „das Versagte, geschrieben während dem Wiener Congresse.“ In dem letztern heisst es:

„Den als Retter Teutschland hätt' betrachtet,
Stehet in der Menge unbeachtet,
Andern nach, die besser sind doch nicht;

Ruhm und Ehre konnten sie erlangen,
Mir ist die Gelegenheit vergangen,
Ward genommen mir durch harte Pflicht.
Wenn gepriesen Andrer Namen schallen,
Aufbewahret durch Unsterblichkeit,
Wird der meinige bereits verhallen,
Uebergeben der Vergessenheit.

Als Europa schmachtete in Ketten,
Spürt' ich auch in mir die Kraft zu retten,
Mich erhob die drohende Gefahr.
Um zu herrschen da in Augenblicken,
Hätte ich gegeben mit Entzücken,
Was Gewissheit mir für Zukunft war,
Hätt' für immer auf den Thron verzichtet,
Retter meines Vaterlands zu sein,
Wenn durch mich des Feindes Macht zernichtet,
Wenn geendiget der Menschheit Pein."

Daher ruft er denn auch IV, 198 Napoleon zu: „Grosser Geist, doch niedrig kleine Seele," preisst alle die, welche für das Vaterland kämpfen und sterben durften, glücklich, wie Theodor Körner, und beklagt im Bewusstsein seiner Liebe zum Vaterlande den Zustand desselben überhaupt, besonders die Uneinigkeit, z. B. III, 8:

„Wo Ein Sinn das teutsche Volk belebte,
Jene schöne, herrlich hohe Zeit,
Wo's den Feind nur zu besiegen strebte,
Sie versank in die Vergangenheit."

Teutsch und Deutsch. (III, 143).

„Während Einige teutsch, deutsch Andere schreiben; es zeiget
Diess Uneinigkeit schon, welche so lang uns beherrscht."

Aber weit unglücklicher machte ihn doch als Mann die Thronbesteigung. Mit dem Gedichte: „An mich als König" (vom 5. November 1825, wie die Anmerkung sagt) heben diese Klagen an, und steigern sich in: „der Könige Loos," „Königsklage," in den Sonetten II, 59 und 61, in „Fürstenklage, Mannichfache Klage, Leben des Königs, Meines Inneren Drang," und sie haben etwas um so mehr Peinigendes, weil an diesen

Gefühlen doch nur eine Verkennung seiner Lage Schuld ist. So beginnt das zuletzt angeführte Gedicht:

„In der Prosa soll ich fürder leben,
Wie des Färbers Gaul im Ring herum
Meinem Tagwerk endlos übergeben,
Bis Natur für mich wird stumm,
Bis der Last ich leidend unterlegen,
Früh mein Körper sinkt, mein Geist erschlafft.
Soll ich mich im engen Kreis bewegen,
Lebend schon dem Leben sein entrafft?"

Daneben beklagt er auch häufig wie III, 45 „die verlorene Phantasie." So scheint er sich eine Weile einer dumpfen Schwermut überlassen zu haben, der er vielleicht schon früher sich zuneigte, obgleich die Gedichte „Schwermütige Stimmung" IV, 140 und „Schwermütiges Gefühl" III, 14 und IV, 156, (denn zwei Gedichte haben diese Ueberschrift) keine Jahrzahl der Entstehung tragen. Da heisst es:

„Doch der Sommer entfliehet, es schwinden die Tage der Jugend;
Düster vergingen mir viel, wenige, die mich beglückt.
Ueberlassen der Pein, ihr möcht' ich mich gänzlich ergeben,
Schwermut ist mein Genuss, jetzo der einzige mir.
Nacht ist mein Tag nun; glücklich, wenn friedlicher Schlummer mich fesselt,
Träume vorüber mir ziehn, frei von der Wirklichkeit Qual.
Mit dem Tage da kehret zurücke die schreckliche Wahrheit,
Nur in der Täuschung allein lebe ich einzig beglückt.

Das Gedicht „Leben des Königs" schliesst:

„Rings umgeben von düsterem Grau ist Frohne sein Leben,
Mühet heute sich ab, wie er es gestern gethan."

Am grellsten ist die Schilderung im Gedicht: „der Könige Loos," das ich desswegen ganz mittheile.

Von des Hofes Zwang umgeben,
Schon ein Todter in dem Leben,
Wie ein Götterbild von Stein,
Thronen in des Schlosses Mauern
Soll der König, soll vertrauern,
Immer abgesondert sein.

Was dem Aermsten selbst gewähret,
Er auf seinem Thron entbehret:
Frohen Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleichwie auf der Bühne handeln,
Seiner Rolle sich bewusst.

Abgewogen, abgemessen
Sei ihm Alles, soll vergessen,
Dass er Mensch ist, immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam, freudlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

Ach, worauf sein Blick verweilet,
Von Verläumdung wirds ereilet,
Sei es noch so gut, so rein,
Andres Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget
Gleich davon der Hölle Schein.

Aehnlich ist III, 114: „Am Neujahrstage 1830.“ — In diesem Sinne hat ihn Chamisso aufgefasst, wenn er in den „deutsche Barden“ betitelten Terzinen dichtet, von dem auf den Alpen ihm begegnenden und unbekannten König folgenden Gegengruss erhalten zu haben:

„Mich freut in deinem Aug der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier ins offne Thal hinein:
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen
Und Mensch dort unten unter Menschen sein.
Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen,
Du magst mit Lieb' und Hass ins Triebrad greifen,
Und magst, sowie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht, zu diesen Höhn zu schweifen.
Blick' um uns her, wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern;
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern,
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.

Ich haus' in Sturm und Wolken hier zumal,
Denn dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freier Wahl —?
Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flüchtge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, sobald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Baiern."

Doch, gottlob, solch ein Nachtstück ist das Leben des Königs Ludwig nicht. Das bezeugt das Gedicht: „Inneres Leben:"

„Drängt gen mich sich Welle gleich auf Welle
In des Lebens kalter Sturmesnacht
Strömt am Herzen doch die Feuerquelle,
Und der Seele wird es wieder helle,
Draussen ernst, im Inneren es lacht."

Ferner:

„Aus dem ewgen Wogen, ewgen Wanken
Flüchtend in das Reich mich der Gedanken,
Schweb' ich sehnend zu dem Zauberland.
Aus der Dichtung blühendem Gebiete
Ist die Sorge, ist der Schmerz verbannt."

Findet er so die Quelle des Trostes in sich selbst, so findet er sie auch ausser sich bei den Klassikern, in der Geschichte. So in dem „Abschied von Aschaffenburg:"

„Aus dem beständigen Druck des kleinlichen täglichen Lebens
Flüchtete sehnend der Geist sich zu den Klassikern hin,
Und vergass die Gegenwart, fand die Heiterkeit wieder,
Fand sie mächtig erregt, mächtig vermehret die Kraft."

Der Schluss lautet:

„Lebend sind Tausende todt uns, doch ein grosser Gestorbner
Lebet dem denkenden Geist auch in dem Tode noch fort."

Auch entbehrt er des religiösen Trostes nicht, z. B. II, 105:

Glücklich, wenn in heilger Glut verloren,
Aufgelöst wir sind in dem Gebet,
Fühlen uns für's Ewige geboren,
Schon von Seligkeit dann angeweht."

Daher denn der männliche Entschluss in dem trefflichen Sonett, I, 48:

„Nicht für die Ruhe ist, zum Kampf erschaffen
Der Mensch; was ihm auch droht, er soll nicht zagen,
Für das, was recht und edel, alles wagen,
Es darf dafür nicht seine Kraft erschlaffen.“

Freilich ist diess aus einer früheren Zeit; und so auch II, 101:

„Jetzt kann ichs sagen: „Ja, ich habs errungen!“
Wie diessmal hab' ich nie mich überwunden,
Gewissensruhe habe ich gefunden,
Nach schwerem Kampfe endlich mich bezwungen.“

Aber auch im 4. Theile sind mehrere Aeusserungen dieser Art, z. B. S. 41 in der Vergleichung des heidnischen und christlichen Lebens:

„Irdisch glücklich war des Heiden Leben
In des Sinnenwahnes kurzer Zeit;
Himmlisches ist schon dem Christ gegeben,
Vorgefühl der ewgen Seligkeit.“

S. 94:

„Christus, du nur kannst die Willen lenken,
Du nur kannst die Herzen so entzünden,
Dass, sich selbst vergessend, sie sich senken
Ganz in Liebe, die nicht zu ergründen.“

Seinem sechsjährigen erstgebornen Sohne ruft er zu:

„In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg dem göttlichen Gebot
In der Einsamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.“

Auch tröstet ihn selbst die deutsche ländliche Natur. Das Gedicht „das Bad Brückenau“ fängt an:

„Ruhe ist dem Menschen hier beschieden,
Wie von Berg und Thal, von Hain und Flur,
Dringt ins Herz von Erd' und Himmel Frieden,
Friedenskuss ertheilet hier Natur.“

Aigen, ein Besitzthum des Fürsten Ernst von Schwarzenberg, hat ihm wenigstens früher, das Gedicht ist vom 12. Junius 1817, so gefallen, dass er anhebt:

„Einzig bist du, holdes Aigen,
Nirgends hast du deinesgleichen
In der unermessnen Welt.
Ferne zog ich über Meere,
Sah das Herrliche und Hehre,
Was man für das Schönste hält.“

So scheint er denn endlich den Trübsinn überwunden zu haben. In dem Gedichte „Jugend“ IV, 62 preisst er den fröhlichen Sinn im Allgemeinen:

„Wem ein fröhlicher Sinn ist beschieden, das Beste, der spüret
Nicht der Jahre Gewicht, bleibt auch im Alter noch jung.“

Aber in dem Gedichte „Heiterer Sinn“ IV, 256, spricht er von sich selbst:

„Danke dir, Gott, für den heiteren Sinn,
Welchen du mir liebend gewähret.“

Und IV, 96 antwortet er auf die Frage: „Was wird kommen?“

„Alles Drückende vergiss!
Fragest du, was wird da kommen,
Freudiges, das ist gewiss.“

Freilich tönt es IV, 156 wieder anders:

„Bin ich heiter gleich im Leben,
Schein' ich fröhlich ihm gesellt,
Ist die Wehmut doch gegeben
Meines Wesens innrer Welt.“

Dennoch hat er III, 44 ein ziemlich munteres Trinklied gedichtet, wenngleich der Ernst den Vorrang behält. Wie alles Grosse und Edle, begeistern ihn auch alle grossen und edlen Menschen. Er ruft dem Erzherzog Karl zu am 30. Jahrestage der Schlacht von Aspern, IV, 17:

„Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unversehrt bestehen —“

und dem Bischof von Regensburg, Sailer, IV, 225:

„Gleich dem Jünger, den geliebt vor allen
Hat der Herr, dess Leben Liebe bloss,
War von ihr erfüllt dein Erdenwallen,
In der heilgen ewgen Liebe gross.“

Die Freundschaft hält er mit Recht für ein hohes Gut. Er hat sie gegen Hompesch und Stadion und gegen Körner empfunden. Mit Bezug auf den letztern sagt er I, 197:

„Zwei von Harmonie umfangne Seelen,
Wie die Töne liebend sich vermählen
Gleichgestimmter Harfen, hehr und rein,
Hätten unsre Seelen sich verbunden,
Zu dem Höchsten mutig sich entwunden
In des heiligsten Gefühls Verein.“

Er gibt der Freundschaft fast den Vorzug vor der Liebe, I, 126:

„Liebe und Schönheit sind Blüten, sie sind gleich diesen vergänglich,
Eine Säule jedoch trotzet die Freundschaft der Zeit.“

Am wenigsten fehlt es dennoch an Liebesgedichten. Er kennzeichnet die Liebe in dem Sonett IV, 212, welches schliesst:

„Es wird durch sie der Augenblick verkläret,
Zugleich des Herzens Ruhe doch verzehret,
Und doch nicht glücklich, welcher sie entbehret.“

In vier Chören III, 52 — 59 warnt er vor ihr:

„Glücklich Der, der die Liebe nicht kannte,
Dessen Herz für kein andres entbrannte!“

Begeistert aber singt er von ihr. Dahin gehören „die Andalusierin“ IV, 268, „Des Liebenden Gefühl“ und „Vor ihrem Bildniss,“ und wie viele andre! Aber wie verklärt sich in ihm die Liebe! IV, 103 beginnt er: „Ich konnte nicht mehr lieben, Seitdem war immer grau Der Himmel mir geblieben, Verdeckt sein hehres Blau.“ Weiterhin fährt er fort: „Ich kann jetzt wieder lieben, Und Alles ist mir licht.“ Und das Gedicht schliesst:

„Vom Sinnenreiz befreiet,
Entkörpert bin ich nun,
Dem Edlen nur geweihet
Und die Begierden ruhn.

Die Welt möcht' ich umfassen,
Sie drücken an mein Herz.
Möcht Lieb' mich nie verlassen!
Genuss ist selbst ihr Schmerz.“

Aber trotz seiner mannichfaltigen Liebesneigungen kehrt er immer zu seiner Frau zurück. IV, 3 sagt er:

„Ist mein Herz auch leicht empfänglich,
Bestes Weib, wirst du von Allen
Mir am meisten doch gefallen,
Ewig bin ich dir anhänglich.“

Sie ist ihm die herrlichste aller Frauen, die ewig klare, milde, sie allein versteht ihn, verkennt ihn nicht. Die Gedichte an sie, und sie betreffend, sind zahlreich und gehören zu den schönsten der Sammlung, so dass ich wenigstens einige derselben mittheile.

Meiner noch keine zwei Tage alten Tochter Mathilde. (I, 110).

„Der gleiche immer, welche dich geboren!
Das ist der höchste Wunsch zu deinem Glück.
Zum Schmuck der Menschheit bist du dann geboren,
Die Mutter einstens gib in dir zurück.
Das Schönste dann vereinigst du, Mathilde:
Mit zarter Weiblichkeit der Anmut Milde;
Beglücken wirst du, welche dich umgeben,
Und Seligkeit wird deines Gatten Leben.“

Sonett an meine Frau. (I, 101.)

„Wie Engel sanft von ewig gleicher Güte
Und Milde, ruhig wie des Himmels Bläue,
So ist dein Wesen, lauter Lieb' und Treue,
Ein Bild der Tugend und der Anmut Blüte.

Es kennet nicht dein Herz die tiefe Reue,
Das für das Edle einzig glüht' und glühte;
Die Kindlichkeit in deiner Seele hüte,
Jedwelcher Tag erneute Wonne streue.

Gleich eines klaren Baches sanftem Fliessen,
Der frühlingslieblich, reizend schön umwunden,
Sich froh bewegt durch blumenreiche Wiesen:

So ist die heitre Folge deiner Stunden,
Die sich in Seelenfrieden mild ergiessen,
Durch dein Gefühl dem Himmel schon verbunden.“

An meine Frau im Jahre 1828. (II, 164.)

„Du verkennest mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt!

Und so trage ich leicht das Schicksal, das mich getroffen;
Scheint uns die Sonne, dann wird anderes Licht nicht vermisst.
Nicht die Zahl der Stimmen bestimmet den Werth, nur die Güte;
Da du, Beste, für mich, schmerzen Verläumdungen nicht.
Herrlich in leuchtendem Glanze erregest du stete Bewundrung.
Hätt' ich nicht Andre geliebt, liebte ich dich nicht so sehr,
Würde nicht kennen die Fülle der Schönheit des edelsten Herzens,
Ideal bist du immerfort deines Geschlechts.
Du Seelvolle, du zwingst die Seele, dich hehr zu verehren,
Und mein Wesen, es ist innigst mit deinem verwebt.
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für dich."

Die Zeile: „Hätt' ich nicht Andre geliebt, liebte ich dich nicht so sehr," würde in den Zeiten der Liebeshöfe einen trefflichen Gegenstand der Erörterung gegeben haben. Noch zärtlicher, aber auch noch aufrichtiger und unbefangener lässt er sich III, 265 in dem Gedichte aus: „Meiner Frau am Tage unserer silbernen Hochzeit in München:"

„Lieb' dich mehr, als ich dich damals liebte,
Reizender erscheinest du mir heut;
Ob ich gleich dich öfters selbst betrübte,
Hätt' ich Keine lieber doch gefreit."

Zu erwähnen sind auch noch die Gedichte an seine Kinder, z. B. das innige IV, 329: „An meinen Sohn Adalbert am Tage seiner Volljährigkeit."

„Herzenssöhnchen bist du mir gewesen, ein lieblicher Kleiner,
Aber ein Herzenssohn bleibst du mir, Herzlicher, stets.
Bleibe du gut und rein, die Unbefangenheit immer;
Kindlichkeit ziert und beglückt freudig das Alter auch noch.
Heiteren Sinn hat dir der Himmel gegeben; es schwebet
Durch das Leben vergnügt, welcher getragen von ihm.
Offen liegt es vor dir in rosig verklärendem Schimmer,
Blühend lacht die Natur, alles ist glänzend und licht.
Aber aus lockenden Blüten entwickeln sich bittere Früchte
Oftmals; möchten doch nie solche dir werden zu Theil!
Wahres Glück besteht nicht ohne den Frieden der Seele,
Wenn das Gewissen dir rein, hast du das Kleinod der Welt."

Ernster ist das:

An meinen Sohn Otto. (IV, 325.)

„Frühe bereits hast du sie gefühlt, die Schwere der Krone,
Liebe für den Beruf, für dein hellenisches Volk,

Liess sie dir freudig ertragen, die Pflicht zum Genusse verwandelnd
Was erdrückend erscheint, machet dieselbe uns leicht;
Sie befreit uns der Bürde, sie schwinget die strebende Seele,
Was wir empfanden als Pein wird durch die Liebe zur Lust;
Was ihre Stralen berühren, es glänzet erhebend und heiter,
Das Alltägliche wird uns durch die Liebe verklärt.
Deine Jugend, du opfertest sie für Hellas, ihr lebend.
Ist das Bewusstsein Lohn, wird durch den Dank er vermehrt.
Dank ward dir von dem Volk, ob Undank Ein'ge auch zeigen,
Und es läutert und reift stets die ausbildende Zeit.
Rastlos vergehet dieselbe, Jahre um Jahre entweichen;
Meere trennen uns; fern bist du doch ewig mir nah."

In dem Bilde Ludwigs fehlt uns nun noch ein vorher nur kurz berührter Zug, seine religiöse Denkungsart. Er ist Katholik, aber seine Gedichte sind frei von allem Parteiengeist und Fanatismus, und man merkt nicht einmal, zu welcher Kirche er sich bekennt, wenn er sagt IV, 186:

„Willst du den Katholicismus sehn und den Reformatismus,
Sieh Sanct Peter in Rom, sieh dann in London Sanct Paul."

Ein „ins Kloster wallendes Mädchen" warnt er IV, 185:

„Prüfe aber genau, ob du vom Berufe durchdrungen;
Frieden findet daselbst nur, die es sehnet danach, —
Nur die findet den Himmel, sich frei, in den sperrenden Mauern,
Hölle das Kloster dir sonst, ohne Erlösung daraus."

IV, 207 heisst es: „Frieden gibt nur Gottes Sohn," und IV, 216:

„Betend musst du dich erheben
Aus dem Irdschen, aus der Zeit;
Im Gebete bloss ist Leben,
Da bereits die Seligkeit."

Und IV, 259:

„O glücklich, die glauben, hoffen, lieben,
Wenn es das Denken, Handeln hat durchdrungen;
Im Buch des Lebens stehen sie geschrieben."

Maria und die Heiligen werden meines Wissens nicht einmal genannt, viel weniger eigens besungen.

Ueberblicken wir nun die Schilderung, welche ich von der Gemütsverfassung König Ludwigs, seinen Gedichten gemäss, entworfen habe, so scheint sich zu ergeben, dass er trotz seiner

Unbeständigkeit in der Liebe bei der reuigen Anerkennung seiner Schwäche ein sittlicher und religiöser, sowie ein für alles Edle und Hohe, für Freundschaft, Kunst und Wissenschaft, Vaterland und Freiheit begeisterter, ein ernster, und zwar durchaus subjektiver, sentimentaler, sich selbst darstellender, zuerst fast schwermütiger, aber allmälig zur Fassung und Heiterkeit durchgedrungener Dichter sei. Er ist jetzt ein Greis. Er hat seine geliebte Gemahlin durch den Tod verloren; er hat manche seiner grossartigen Absichten und Entwürfe nicht ausführen können, z. B. den in der Elegie auf Girgenti bezeichneten, II, 46:

„empor aus der Fläche
Eine Höhe zum Schutz wider erkältenden Wind
Künstlich zu bilden, verbessernd Münchens ungünstige Lage,
Festzuhalten des Lichts alles belebenden Stral,
Wie zum Nutzen, zur Schönheit der kaltunfreundlichen Gegend,
Die nicht von der Natur mütterlich wurde bedacht. —“

aber er hat doch viele andre verwirklicht, welche Bayern und ganz Deutschland zur Ehre und Zierde gereichen; München ist durch ihn eine Stadt der Kunst geworden. Diese Erinnerungen müssen sein Alter erheitern. Und endlich — einer seiner Hauptwünsche ist erfüllt, er ist vom Thron hinuntergestiegen, er lebt nun in behaglicher Ruhe, im dolce far niente, wiewohl er noch immer ein Beschützer der Künste, besonders der Baukunst ist. Seine Vorliebe für Italien befriedigt er noch jährlich durch Reisen in diess gelobte Land der Kunst, und erfrischt sich dadurch aufs Neue für den Aufenthalt in dem Norden. Er ist den Musen als Dichter wahrscheinlich noch nicht untreu geworden, und wenn er einen fünften Band von Gedichten herausgäbe, so würde er auch weniger zu besorgen haben, was er III, 88 sagt:

„Dass dich nicht täusche das reichliche Lob; denn, was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, sässest du nicht auf dem Thron.“

Zu wünschen wäre es, dass einige unparteiische Kunstkenner eine Auswahl aus der übergrossen Zahl von Gedichten träfen, und dass sie, oder auch er selbst, diese besseren noch vorher verbesserte.

Ich schliesse mit dem milden Urtheile des Brockhausenschen Conversationslexikons (9. Aufl., Bd. 8, S. 147). „Seine Gedichte geben, wenn auch oft gegen die Form verstossend, ein schönes Zeugniss seines Gemüts.“

Berlin. K. L. Kannegiesser.

Die

Tiecksche Uebersetzung des Coriolan

und ihre Bearbeitung durch T. Mommsen.

Es dürfte von einigem Interesse sein, durch flüchtige Aufzählung einzelner Beispiele zu zeigen, in welcher Gestalt Shakespeare noch heute dem deutschen Publicum vorgeführt wird, und was man für tiefsinnige Schönheiten dieses Dichters hält. Ich sage absichtlich „durch flüchtige Aufzählung," denn ein gründliches Durcharbeiten hiesse — wenn jede Stelle erklärt und das Fehlerhafte in der Uebersetzung nachgewiesen werden sollte, — ein Werk herausgeben, das an äusserer Ausdehnung einen Wettkampf mit der Gesammtproduction Shakespeares nicht zu scheuen brauchte. — Ausserdem wird es am Platze sein, nur von der Uebersetzung zu sprechen, welche allgemein für die beste gehalten wird, und sich der grössesten Verbreitung in Deutschland erfreut, ich meine die unter dem Namen der Schlegel - Tieckschen bekannte Ausgabe. (An dieser Stelle sei zugleich bemerkt, dass Tieck selbst, seiner eignen Erklärung nach, das Wenigste daran gethan hat; die unter seinem Namen erschienenen Stücke sind theils von seiner Tochter Dorothea, theils vom Grafen Wolff von Baudissin übersetzt.)

Was nun Schlegel betrifft, so sind seine Verdienste um die Uebersetzung Shakespeares so imposant, dass es undankbar wäre, anders als leise nur und tactvoll die Stellen zu bezeichnen, an denen er vielleicht geirrt; um so mehr, als fast überall, wo er den Gedanken des Dichters nicht erschöpfend wiedergiebt, eine Unklarheit des Textes die Schuld trägt, und das, was er an

die Stelle treten lässt, jedenfalls eine Schönheit, wenn gleich keine Shakespearesche ist. Schon das ungemeine Geschick, mit dem er unklare Stellen so übersetzt, dass er wenigstens nichts Fremdes hineinlegt, und dem deutschen Leser denselben freien Raum für Combination lässt, wie solcher dem englischen Leser im Originale gelassen ist, schon dieses Geschick, sage ich, ist so bewundernswürdig, dass eine grosse Dosis von Pygmäen-Hochmuth dazu gehört, um solcher Leistung als strenger Kritiker und Tadler gegenüber zu treten. Wo wir jedoch bei Schlegel einen directen Fehler finden, da wird Pietät sowohl wie Gerechtigkeit gut thun, auf nichts Anderes als auf einen lapsus calami zu schliessen; und glücklich Der, dem bei einer solchen Fülle von Vorzüglichem so wenige Fehler zum Vorwurf gemacht werden können.

Von den Fehlern der Firma Tieck & Co. zu sprechen unterlasse ich, des Satzes mich erinnernd: „de mortuis nil nisi bene," und gedenke daher lieber der Vorzüge, welche derselben beim schwierigen Uebersetzen Shakespearescher Lustspiele nicht abgeleugnet werden können. Wenn ich aber Schlegel nur loben kann und Tieck nicht tadeln will, wen soll dann der Tadel treffen, den der geneigte Leser jedenfalls als Grundton dieser Einleitung durchfühlt? Denjenigen, der die neueste Ausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung durchgesehen hat, und in dem Nachworte zu derselben unter Anderm Folgendes sagt:

> „Bei der Durchsicht der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung habe ich die von Schlegel selbst bearbeiteten Stücke, als anerkannte Meisterwerke, fast ganz unverändert gelassen . . . . die von Tieck und seinen Mitarbeitern hinzugefügten Uebersetzungen enthalten trotz vielem Vortrefflichen und Geschmackvollen auch manches Unschöne und Undeutliche. Ich habe daher einen Theil dieser Stücke, namentlich Coriolan, Wintermährchen, Antonius und Cleopatra, Maass für Mass, Timon von Athen, König Lear, an manchen Stellen verändert und endlich den Macbeth ganz neu übersetzt, obwohl ich nachher wieder im Einzelnen meine Uebersetzung für das schon besser von einem meiner Vorgänger Getroffene aufgegeben habe . . . ."

Herr Tycho Mommsen also, der dieses Nachwort unterschrieben hat, wird für alle Begehungs- wie Unterlassungssünden der Uebersetzer einzustehen haben, da er die von ihnen hinterlassene Erbschaft angetreten hat.

Ich wähle zur bevorstehenden Untersuchung das erste der von Herrn Mommsen, nach seiner eignen Erklärung, veränderten Stücke, nämlich den Coriolan. — Wenn ich vorher aber zwei Stellen aus anderen Stücken beleuchte, so geschieht es, um nachzuweisen, dass bei der letzten Revision der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung selbst das damals gedruckt vorliegende Material nicht benutzt worden ist. Beide Stellen waren schon im Jahre 1853 von mir als falsch bezeichnet und geändert worden, und wenn ich auch vielfache Veranlassung gefunden habe, das von mir damals herausgegebene Buch als im höchsten Grade ungenügend und fehlerreich zu verwerfen, so gehören diese beiden Stellen doch gerade zu dem Wenigen, was in dem Buche vielleicht zu loben sein dürfte.

König Heinrich VI. II. Theil. IV. Aufz. 1. Scene.

Suffolk.
Sieh mein Georgenkreuz, ich bin von Adel:
Schätz mich so hoch du willst, du wirst bezahlt.

Wittmer.
Das werd' ich schon, mein Nam' ist Seyfart Wittmer.

Die Nennung seines Namens nach den Worten „das werd' ich schon," könnte nur den einen Sinn haben, dass Herr Seyfart Wittmer seiner Zeit als ein Mann bekannt war, der in Geldangelegenheiten nicht mit sich scherzen liess, und diese Deutung hier nur voraussetzen, wäre, gelinde gesagt, Unsinn. Das Original giebt uns aber dafür den besten, klarsten Sinn in den Worten:

Suffolk.
Look on my George: I am a Gentleman.
Rate me at what thou wilt, thou shalt be paid.

Whitmore.
And so am I; my name is Walter Whitmore.

„And so am I," zu Deutsch „Das bin auch ich," ist die

Antwort auf Suffolks „I am a Gentleman“, und da hat denn auch die Nennung des Namens einen Sinn. —

Das Wintermährchen. I. Aufz. 1. Scene.

Leontes, in dem die Eifersucht schon arbeitet, spricht zu seinem Kinde:

„Most dear'st! my collop! — Can thy dam? — may't be? —
Affection! thy intention stabs the centre:
Thou dost make possible things not so held,
Communicat'st with dreams; — (how can this be?) —
With what's unreal thou coactive art,
And fellow'st nothing: then 'tis very credent
Thou mayst co-join with something; and thou dost, —
And that beyond commission; and I find it, —
And that to the infection of my brains
And hardening of my brows.“

Mit kurzen Worten heisst Obiges etwa, sinnliche Leidenschaft sündige in der Phantasie, leicht aber auch in der Wirklichkeit; Leontes spricht zuerst zu seinem Kinde:

„Mein Herz! mein Schatz! — kann Deine Mutter? — kann sie? —
Dein Streben, Leidenschaft, trifft in das Inn're:
Das machst Du möglich, was unmöglich schien.
Verkehrst mit Träumen; — (wie nur kann dies sein?) —
Bei dem Unwirklichen bist Du geschäftig,
Dem Nichts verbrüdert, d'rum ist's leicht zu glauben
Du ein'st Dich mit dem Etwas, und Du thust's, —
Und das jenseit des Rechtes, und ich find' es, —
Und das bis zur Vergiftung meines Hirns
Und meiner Stirn Verhärtung.“

Das ist, mit möglichster Benutzung der Tieckschen Uebersetzung, eine ziemlich treue, und jedenfalls richtige Wiedergabe des Originals, wobei höchstens zu erwähnen sein dürfte, dass die in Parenthese stehenden Worte nicht mit dem Uebrigen, sondern mit den Worten „kann Deine Mutter“ in Verbindung zu bringen sind. — Sehen wir nun, was uns die Tiecksche Uebersetzung bietet; die zweite Zeile lautet daselbst:

„Affect! Dein Ahnen bohrt zum Mittelpunkt;“

und es bleibt wohl am Besten jedem Leser überlassen, so viel

oder so wenig Sinn aus dieser Zeile herauszulesen, wie es ihm eben möglich sein mag. Die fünfte Zeile heisst im Originale:

„With what's unreal thou coactive art,"

oder, einfach construirt:

„thou (nämlich thou affection) art coactive with what is unreal"

zu deutsch:

„Du (Leidenschaft) bist mitwirkend mit dem, was unwirklich ist."

Zum Unglück aber heisst „thou art" nicht allein „du bist," sondern auch „du Kunst"; ferner schien es dem Uebersetzer passend, „coactive" mit „einbildungsfähig" zu übertragen, und so lesen wir in der Tieckschen Uebersetzung für „thou art coactive" die Worte: „Du einbildungsfähige Kunst!"

Ebenso tritt in der drittletzten Zeile an die Stelle von „commission" das Wort „Wahn," so dass es sich nicht leugnen lässt, dass in diesen wenigen Zeilen viel Kunst, Einbildungsfähigkeit und Wahn zu Tage kommt.

Untersuchen wir endlich, was Herr Mommsen für diese Stelle gethan hat; die zweite Zeile lautet:

„O Leidenschaft! Dein blosses Wolln kann tödten,"

das ist nun zwar nicht der Sinn des Originals, aber doch verständlicher als die Tiecksche Uebersetzung, und jedenfalls besser als die folgenden Aenderungen, denn wenn Herr Mommsen „thou coactive art" mit „du zwingende Kunst," und „commission" mit „Ehbruch" übersetzt, so lässt sich noch immer darüber streiten, ob bei diesem Wettkampfe der Tieckschen oder der Mommsenschen Uebersetzung die Siegespalme gereicht werden solle.

Gehen wir, nach diesen Präliminarien, zum Coriolan über. Ich werde, der Kürze wegen, die betreffenden Stellen im Originale, und dann mit der Bezeichnung T. M. und L. die Tiecksche, Mommsensche und meine eigne Uebersetzung geben; wo die Mommsensche fehlt, da ist in der revidirten Ausgabe der Fehler der Tieckschen Uebersetzung nicht geändert.

Coriolan I. 1.

1. Citizen.

. . . . . the leanness that afflicts us, the object of our misery, is as an inventory to particularize their abundance . . .

T. Der Hunger, der uns ausmergelt, der Anblick unsers Elends ist gleichsam ein Verzeichniss etc.

M. Der Hunger, der uns ausmergelt, die Verworfenheit unsers Elends . . . .

L. Der Hunger, der uns ausmergelt, der Gegenstand unsres Elends . . . .

I. 1.

Marcius.

. . . . it will in time
Win upon power, and throw forth greater themes
For insurrection's arguing.

T. . . . . . . Nächstens nun
Gewinnen sie noch mehr, und fordern Grössres
Mit Androhn der Empörung.

M. . . . . . thun grössre Fragen
Für ihren Meutrerscharfsinn.

L. . . . . . . bald wird's nun wachsen
An Macht, und, um Empörung zu vertheid'gen,
Wohl wicht'gern Streitpunkt finden.

I. 1.

Brutus.

. . . . he is grown
Too proud to be so valiant.

T. . . . . er ward zu stolz,

So tapfer wie er ist.

L. . . . . er ward zu stolz
Auf seine Tapferkeit.

I. 5.

Titus.

. . . .
Prosperity be thy page!

T. . . . .
Dein Knappe sei Glückseligkeit!

L. . . . .
Dein Knappe sei Erfolg!

I. 6.

Die betreffende Stelle lautet in der Folio-Ausgabe folgendermassen:

Marcius.

If any thinke, braue death out-weighes bad life,

And that his Countries deerer then himselfe,
Let him alone: Or so many so minded,
Waue thus to expresse his disposition,
And follow Martius.
(They all shout and waue their swords, take him vp in their Armes, and cast vp their Caps.)
Oh me alone, make you a sword of me:

Neuere Editoren haben nach „Wave thus“ in Parenthese beigefügt (waving his hand), ohne irgend eine begründete Veranlassung hierzu zu haben; der Sinn ist ganz deutlich der, dass Martius Diejenigen, die ihm folgen wollen, auffordert, als Zeichen das Schwert zu schwingen, dass diese in der Begeisterung nicht allein die Schwerter, sondern Martius selbst auf ihren Schultern in die Luft erheben, und dass dieser in Folge dessen sagt: „macht Ihr ein Schwert aus mir (indem Ihr mich in die Höhe hebt)?“

T. Der schwing' die Hand, um mir sein Ja zu sagen,
Und folge Marcius.
(Alle jauchzen etc.)
Wie? Alle Eins? macht ihr ein Schwert aus mir?

M. . . . .
O was, lasst seyn! macht Ihr ein Schwert aus mir?

L. Der heb' das Schwert empor, sein Ja zu sagen,
. . . .
Wie? mich allein? Macht ihr ein Schwert aus mir?

II. 1.

Brutus.

It was his word: O, he would miss it, rather
Than carry it, but by the suit of the gentry to him
And the desire of the nobles.

T. So war sein Wort. Eh' giebt er's auf, als dass
Er's nimmt, wenn nicht der Adel ganz allein
Es durchsetzt mit den Vätern.

L. . . . So sagt er: Lieber gäb' er's auf,
Als dass er sich bewürb', wär's nicht auf Bitten
Des Adels und der Väter.

II. 2.

Cominius.

. . . . his sword (death's stamp)
Where it did mark, it took; from face to foot

He was a thing of blood, whose every motion
Was tim'd with dying cries:

T. . . . . . Sein Schwert, Todstempel,
Schnitt, wo es fiel, von Haupt zu Füssen nieder.
Vernichtung war er, jeglicher Bewegung
Hallt Sterberöcheln nach.

L. . . . . . Sein Schwert, Todstempel,
Schnitt, wo es fiel; von Kopf zu Füssen war er
Verkörpert Blut, dess jeglicher Bewegung
Ein Sterberöcheln folgt.

II. 2.

Cominius.

. . . . he covets less
Than misery itself would give; rewards
His deeds with doing them; and is content
To spend the time to end it.

T. . . . . Ihm ist Lohn
Für Grossthat, sie zu thun. Zufrieden ist er
Sein Leben so zu opfern ohne Zweck.

L. . . . . Seine Thaten
Belohnt er durch das Thun, und ist zufrieden
Die Zeit zu brauchen, seine Zeit zu enden.

II. 2.

Sicinius.

. . . . . . He will require them,
As if he did contemn that he requested
Should be in them to give.

T. . . . . . . Er wird sie ersuchen,
Als wie zum Hohn, dass er von ihnen bittet,
Was sie gewähren müssen.

L. . . . . . . So sie bitten wird er,
Als wär's verächtlich ihm, bei ihnen suchen
Gewährung dessen was er wünscht.

II. 3.

Coriolanus.

. . . . . . for your voices have
Done many things, some less, some more:

T. . . . . für eure Stimmen
Gethan sehr Vieles, minder, mehr.

L. . . . . für eure Stimmen
Hier mehr gethan, dort weniger.

III. 1.

Coriolanus.

You are like to do such business.

Brutus.

Not unlike,

Each way, to better yours.

T. Solch Thun sieht euch schon ähnlich.

Nicht unähnlich,

Und jedenfalls doch besser als das eure.

L. . . . . . . Nicht unähnlich,

Das eure jedenfalls doch zu verbessern.

IV. 6.

(In der Tieckschen Uebersetzung IV. 4.)

Sicinius.

His remedies are tame i' the present peace
And quietness o' the people, which before
Were in wild hurry.

T. Was ihn gestärkt ist zahm; der Friede jetzt
Und Ruh' im Volke, welches sonst empört
Und wild.

M. . . . . ist zahm, da Friede jetzt
Und Ruh' im Volke . . . .

L. . . . . ist zahm im Frieden jetzt
Und in des Volkes Ruh', das . . . .

V. 5.

(In der Ausgabe von Dyce V. 6.)

Aufidius.

There was it; —

For which my sinews shall be strech'd upon him.

T. Dieses ist der Punkt,
Wo meine ganze Kraft ihm widerstrebt.

L. Dieses ist der Punkt,
Wo meine Sehnen fest ihn packen werden.

Wenn ich hiermit das Fehlerverzeichniss der Uebersetzung des Coriolan schliesse, so muss ich bemerken, dass ich erstens nur die am meisten in's Auge springenden Fehler bezeichnet, und zweitens alle die Stellen unberührt gelassen habe, in denen zwar, meiner Ansicht nach, die Uebersetzung dem Original nicht treu bleibt, in welchen dieses selbst aber von den verschiedenen

Shakespeare-Editoren, theils was die Form, theils was den Sinn betrifft, verschiedenartig wiedergegeben und gedeutet wird; so dass sich also an die Frage über die Richtigkeit der Uebersetzung doch noch ein Streit über die Form und Auffassung des Originals anknüpfen liesse. Im Vorliegenden habe ich nur solche Stellen angeführt, bei denen ein Streit überhaupt nicht möglich, der Fehler vielmehr so in die Augen fallend ist, dass, wenn man sich darüber wundert, wie ein Uebersetzer ihn begehen konnte, man noch mehr darüber staunen muss, dass der, welcher die Uebersetzung auf's Neue redigirte, ihn nicht verbesserte.

Zum Schlusse dieser, bereits allzu weitläufig gewordnen Abhandlung sei es mir gestattet, eine Stelle genauer zu untersuchen, welche zwar im Originale fest steht, in der Uebersetzung aber, wie es scheint, verschiedenartig gedeutet werden kann.

Coriolan sagt in der I. Scene des IV. Aufzuges zu seiner Mutter:

My mother, you wot well
My hazards still have been your solace: and
Believe't not lightly (though I go alone,
Like to a lonely dragon, that his fen
Makes fear'd and talk'd of more than seen), your son
Will or exceed the common, or be caught
With cautelous baits and practice.

Die Uebersetzung giebt dies folgendermassen wieder:

Weisst du, Mutter,
Mein Wagniss war dein Trost ja immer! und,
Das glaube fest, geh' ich auch jetzt allein,
So wie ein Drache einsam, den die Höhle
Gefürchtet macht, besprochen mehr, weil nicht gesehn,
Dein Sohn ragt über dem Gemeinen stets,
Wo nicht, fällt er durch Tück' und niedre List.

Es ist vor allen Dingen in's Auge zu fassen, dass Coriolan in dieser Scene hauptsächlich die Aufgabe hat, seine Mutter wie seine Freunde über seine Zukunft zu beruhigen; er sagt daher:

„I shall be lov'd when I am lack'd . . .“

„ . . . . . . Cominius,
Droop not; . . . .“

„I'll do well yet. . . . .“

Ebenso soll in den vorstehenden Zeilen eine Beruhigung für seine Mutter liegen. Dass er sich nicht selbst als den „gefürchteten Drachen“ bezeichnen kann, geht einestheils aus der Thatsache hervor, dass die Plebejer eben erst einen Sieg über ihn errungen haben, indem sie die gefürchtete Anwesenheit Coriolan's abschüttelten, ihn nun also gewiss nicht fürchten werden, während er selbst in diesem Augenblicke auch noch nicht im Geringsten klar über seine Pläne ist, an irgend eine Gefahr also nicht denken kann, die den Römern von seiner Rache etwa drohen sollte. Anderntheils sagt er ja selbst das Gegentheil davon, dass er gefürchtet werde, in den Worten:

„I shall be lov'd when I am lack'd“

Man werde ihn lieben, ihn herbei wünschen, — natürlich wenn eine Gefahr von aussen her droht —; dass er selbst aber den Römern solche Gefahr bereiten werde, das fällt ihm in diesem Augenblicke noch nicht ein. Dazu muss er erst lange (wenigstens Tage lang), einsam in der Fremde umherirren, um in der Einsamkeit das Gift der Rachelust so in sich eindringen, so sein ganzes Wesen durchziehn zu lassen. All' die einsamen Stunden, Tage und Nächte in der Fremde konnten ihn erst dahin bringen, dem Aufidius seinen Hals oder seinen Arm anzubieten. (Ich unterstreiche dies „oder“; denn selbst in jenem Augenblicke denkt er erst an seinen Tod und dann erst an die Möglichkeit, gegen Rom zu kämpfen.) Für jetzt denkt er nur daran, seine Mutter zu trösten, und das thut er, indem er sie über die Schrecken der Verbannung (denn Verbannung war dem Römer schlimmer als Tod) beruhigt. Er will ihr sagen, es sei mit der Verbannung gewiss nicht so schlimm, wie man glaube; man male sie sich nur so entsetzlich aus, weil man sie nicht kenne; spreche um so mehr und um so Schlimmeres davon, je weniger man davon gesehn habe; ebenso gehe es ja den Leuten mit der Furcht vor irgend einem Drachen, der einsam irgendwo in düstrer Höhle liege, und den die Menschen um seiner selbst und um des Grauens vor der düstern Höhle willen fürchten, und voll von dieser Furcht von ihm sprechen, ohne ihn gesehen zu haben. Der Hintergedanken in diesen Worten ist bei einer Natur wie Coriolan's natürlich der: liessen sie sich von ihrer Furcht nicht abschrecken, sondern

gingen dem Drachen kühn zu Leibe, so würde es sich bald zeigen, dass er viel weniger furchtbar sei, als man geglaubt. Und so wie er dem Drachen muthig entgegentreten würde, so wolle er's auch mit der Verbannung wagen, und seine Mutter solle ebenso guten Muthes sein, wie er selbst es ist.

Desshalb glaube ich, dass die Worte

„Like to a lonely dragon“

nicht übersetzt werden dürfen

„So wie ein Drache einsam“

sondern vielmehr

„Wie zu 'nem Drachen einsam,“

und möchte daher, besonders auch einer bessern Form der fünften Zeile wegen, folgende Uebersetzung an die Stelle der oben angeführten bringen:

Weisst du, Mutter,
Mein Wagniss war dein Trost ja immer! und,
Das glaube fest, geh' ich auch jetzt allein,
(Wie zu 'nem Drachen in der Einsamkeit,
Gefürchtet durch den Ort an dem er weilt,
Besproch'n mehr als gesehn), dein Sohn wird ragen
Stets über dem Gemeinen, oder fallen
Durch Tück' und niedre List.

Sollten vorstehende Zeilen Herrn Mommsen zu Gesicht kommen, so wünsche ich, dass, wenn er überhaupt den Beruf in sich fühlt, für die Reinheit einer deutschen Shakspeare-Uebersetzung zu wirken, sie ihn veranlassen möchten, bei einer neuen Revision des Schlegel-Tieckschen Textes, auf Entfernung der vorhandenen Fehler, nicht auf ihre Conservirung und Vermehrung hinzuarbeiten.

Berlin. F. A. Leo.

Racine's Athalia.

Seit Lessing und Schlegel über die französische Tragödie ihr Anathema gesprochen hatten, wurde es in Deutschland zur Gewohnheit, mit Missachtung auf dieselbe zu blicken. Mir aber wollte die unbedingte Gerechtigkeit dieses Verdammungsurtheils nie ganz einleuchten, indem es mir schien, als wenn viele Vorwürfe, welche man der franz. Tragödie machte, mehr oder weniger auch den Tragödien anderer Nationen gemacht werden könnten. Und so liess ich mich nicht abhalten, mich fleissig mit Racine und Voltaire zu beschäftigen, zumal da auch Goethe den Mahomet des letztern einer Bearbeitung gewürdigt hat. Ich übersetzte nach und nach die Tragödien dieser beiden Dichter und kehrte stets nach Vollendung anderer Arbeiten, welche dazwischen traten, mit Liebe zu dieser Arbeit zurück.

Dass sich im Laufe der Zeit indess die Meinungen in Beziehung auf diese franz. Classiker geändert haben und dass ich also mit meinem Urtheile nicht mehr so ganz allein stehe, das wurde mir unter Anderm durch Bd. XIX. Heft 4 (Jahrg. 1856) dieses Archivs bewiesen, in welchem sich eine treffliche Abhandlung von Dr. M. Maass in Neubrandenburg („die franz. Tragödie und ihre deutschen Kritiker") befindet und in welcher der Verf. besonnen und gerecht die franz. Tragödie würdigt und gegen die ungerechten Angriffe vertheidigt. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine kleine Stelle aus dieser Abh. anzuführen. Pag. 390 — 91 heisst es da: „Allein, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, das Publicum hört nur das heraus, — (nämlich aus den Worten der Anerkennung, welche von Kritikern ausgesprochen werden) — was es hören will und was

am leichtesten zu fassen ist, und da die leidige Menschennatur weit empfänglicher für den Tadel als für das Lob des ihr Fremdartigen ist; so ist es denn gekommen, dass man sich eine solche bequeme Ansicht formulirt und dieselbe weiter verbreitet hat. Zwei unserer grössten literarisch-ästhetischen Kritiker, Lessing und Schlegel, haben die franz. Tragödie verbannt, also ist der Stab über sie gebrochen. Allein, meine Herren, les gens que vous tuez, se portent assez bien; sie lebt und wird leben als eins der wichtigsten Glieder in der Kette der dramatischen Dichtungen. Denken Sie an Horaz' Ausspruch: Multa renascentur, quae jam cecidere." (Horat. Ars poët. 72.) — Die Abhandlung schliesst mit den Worten: „Können diese Leute wohl jemals eine Racinische Tragödie eines näheren und vorurtheilsfreien Studiums gewürdigt haben?"

Bei der Uebersetzung eines jeden poetischen Werkes scheint es mir die Pflicht des Uebersetzers zu sein, die äussere Form desselben zu wahren, denn diese Form ist bei einem Gedicht etwas Wesentliches; wird sie nicht bewahrt, so verwischt die Uebersetzung einen wesentlichen Charakterzug desselben. Die Arbeit des Uebersetzers wird freilich unendlich erleichtert, wenn er eine solche Fessel abstreift, wie es auch Goethe in dem Mahomet gethan hat; allein der Leser einer solchen Uebersetzung erhält so von dem Originale nur ein entstelltes Bild. Es muss also von einem guten Uebersetzer mit Recht gefordert werden, dass er sich durch die vermehrten Schwierigkeiten nicht bestimmen lasse, die äussere Form des Originals in seiner Uebersetzung zu vernachlässigen.

Bei einer Uebersetzung der franz. Tragödien tritt nun, wenn man ihre äussere Form wahren will, der Uebelstand wegen der Beschaffenheit des deutschen Alexandriners hervor, welcher durch seine Monotonie unserem Ohre beschwerlich fällt, während der französische Alexandriner einen ganz andern Charakter hat, eine Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit, von welcher im deutschen keine Spur ist. Indem die Franzosen die Sylben nicht, wie wir Deutsche, nach Länge und Kürze der Betonung, d. i. nach dem Accente, messen, sondern zählen, bewegt sich ihr Alexandriner fast in fesselloser Ungebundenheit, so dass, wenn man diese franz. Verse nach unserer Art scandirt,

eine Sylbe, welche uns im vorhergehenden Verse als lang erschien, im folgenden als kurz gebraucht ist. Dadurch werden die Verse so verschiedenartig, dass sie in Ansehung ihrer wechselnden Betonung eine fast dem griechischen Hexameter gleiche Mannichfaltigkeit entwickeln, bei welcher von der Monotonie der deutschen Alexandriner keine Spur ist.

Was soll unter solchen Umständen der deutsche Uebersetzer beginnen? Es sind mancherlei Vorschläge noch in der neuesten Zeit gemacht worden, um den Uebelstand zu beseitigen. Ich glaube, die leichteste Abhülfe ist die, dass man unter die Reihe der Alexandriner im Deutschen reine Senarien mischt. So kommt in das Ganze ein durchaus anderer Takt, und alles Unangenehme, was der ununterbrochen fortlaufende Alexandriner für das Ohr hat, wird beseitigt. Ich habe diese Modification bereits bei meiner Uebers. der Henriade Voltaire's (in der Bibl. der Classiker des Auslandes bei Brockhaus 1843) versucht und habe von ihr ebenfalls und, wie ich glaube mit Vortheil, in der Uebersetzung der Tragödien Voltaire's und Racine's Gebrauch gemacht. Solche reine Senarien ohne mittleren Einschnitt habe ich übrigens nicht etwa nach einer bestimmten Verszahl und in regelmässiger Wiederkehr eintreten lassen, sondern habe, nach Beschaffenheit des Inhalts der Rede und mein Ohr und Gefühl um Rath fragend, gewechselt und oft sogar mehrere solche Verse unmittelbar nach einander folgen lassen. Man wird finden, dass durch reine Senarien die Rede mehr Bewegung erhält, während sie beim Alexandriner abgemessener und ruhiger erscheint. Ob ich die Abwechselung immer an der rechten Stelle habe eintreten lassen oder nicht, diess zu beurtheilen steht nicht mir, sondern den Lesern zu. Bei einer Sache indess, welche lediglich auf dem individuellen Gefühle beruht, dürfte wohl kaum an eine Uebereinstimmung Aller zu rechnen sein.

Ich erlaube mir, zunächst den Lesern eine Probe meiner Uebersetzung meiner Athalia Racine's aus der ersten Scene des ersten Acts vorzulegen, um darauf die Schlusschöre folgen zu lassen.

Die erste Scene enthält die Unterredung des hohen Prie-

sters Joad mit dem Feldhauptmann Abner. Ich führe den letzteren zuerst redend ein.

Abner.

Was kann ich thun? Verzagt ist ganz des Volkes Sinn;
Es fehlet Juda Muth und Thatkraft Benjamin.
Der Tag, der ihren Kön'gen sah den Tod bereiten,
Verlöscht' in ihnen auch den Muth der alten Zeiten.
Gott selbst, so sagen sie, hat sich von uns gewandt;
Er, dessen Eifer sonst oft für sein Volk entbrannt,
Gleichgültig sieht er welken seines Ruhmes Blüthe;
Und ferner Gnade zu erzeigen ist er müde.
Er hält die starke Rechte nicht mehr ausgestreckt
Für uns zu Wundern, welche sonst die Welt erschreckt,
Die Bundeslad' ist stumm und ihr' Orakel schweigen.

Joad.

War irgend eine Zeit so reich an Wunderzeichen?
Liess Gott nachdrücklicher wohl schau'n je seine Macht?
Hat, undankbares Volk, umhüllet ew'ge Nacht
Dein Auge? Kannst Du ungerührt vorüber gehen
An allen Wundern, welche rings um Dich geschehen?
Soll, Abner, ich Dich erst an jede Wunderthat
Erinnern, die bei uns sich zugetragen hat?
Wie Gott an den Tyrannen Israel gerochen,
Und wie er stets erfüllt, was er im Zorn gesprochen?
Der böse Ahab fiel; auf jenem Acker floss
Sein Blut, den zu besitzen er erst Blut vergoss.
Nicht weit davon auch musste Jesabel es büssen,
Zertreten ward ihr Leichnam von der Rosse Füssen;
Die Hunde leckten gierig ihr grausames Blut;
Um den zerfleischten Körper kämpften sie voll Wuth.
Beschämt stand der Propheten Schaar, die Lug verkündet,
Als den Altar des Blitzes Flamme angezündet. —
Als Herrn der Elemente zeigt' Elias sich;
Den Himmel schloss er zu, dass er dem Erze glich;
Drei Jahre netzten Thau und Regen nicht den Boden.
Das Leben gab zurück Elisa's Ruf den Todten.
Erkenn' in diesen Zügen, dass Gott immerdar
Derselbe jetzt noch ist, der er vor Zeiten war!
Er kann, wenn's ihm gefällt, in Herrlichkeit sich zeigen;
'S wird seines Volks Gedächtniss nimmer von ihm weichen.

An dieser Probe des Dialogs möge es hier genügen, um nicht zu vielen Raum zu beanspruchen, da ich die lyrischen

Stücke der Athalia, die Schlusschöre der vier ersten Acte, noch mitzutheilen wünsche. Sie sind genau nach Sylbenzahl und Reimen dem Originale nachgebildet, was, bei den einfachen Reimen, seine grossen Schwierigkeiten hatte, da oft wegen eines fehlenden Reimes eine neue Reihe gefunden werden musste, um es dem Originale gleich zu thun.

Schlusschor des I. Acts.

Der ganze Chor.

Jehovah's Name ist es, den das Weltall preiset;
Verehret diesen Gott und betet stets ihn an!
Sein Reich begann, eh' noch der Zeiten Lauf gekreiset;
Singt ihm, der uns so wohl gethan!

Eine Stimme allein.

Der Frevler Machtgebot verweiset
Zum Schweigen stets umsonst des Volkes Stimm', es preiset
Den Gott, den alle Zeiten seh'n.
Es zeugt's ein Tag dem andern, was der Herr verheisset;
Jehovah's Name ist es, den das Weltall preiset,
Singt ihm, der uns so wohl gethan!

Eine andere Stimme.

Er hat den Blumen Farbenschmelz gegeben;
Es spendet Frücht' uns seine Macht;
Er theilt mit rechtem Masse eben
Für sie des Tages Gluth, den Thau der frischen Nacht;
Er lässt des Ackers Saaten üppig sich erheben.

Eine andere Stimme.

Er ruft die Sonne, alle Wesen zu beleben,
Das Licht ist ein Geschenk aus seiner Hand;
Doch das Gesetz, das er gegeben,
Das is das Köstlichste, was er der Welt gesandt.

Eine andere Stimme.

Bewahre Du, o Sinai, für alle Zeiten
Des heil'gen Tages Angedenken hoch und hehr,
An dem von Deinem Haupte her
Der Herr, umflossen von der Wolken Nebelmeer,
Von seinem Glanze einen Strahl auf Dich liess gleiten.
Sag' an, warum so feur'ge Blitz' er ruft?
Wozu die Säulen Rauchs, dies Brausen in der Luft?
Des Donners, der Posaunen Schallen?

Hat auf den Umsturz er der Welt es abgeseh'n?
Soll länger nicht die Erde steh'n?
Soll ihrer Vesten Grundbau fallen?

Eine andere Stimme.

Den Söhnen Jacob's offenbaren wollt' er dort
Das unvergängliche Gesetz, das er geschrieben,
Und dem beglückten Volk das Wort
Verkünden: für und für sollst Deinen Gott Du lieben.

Der ganze Chor.

Welch' süsses, göttliches Gesetz!
Wie lässt Gott seine Gnade walten!
O welch' ein Antrieb, sein Gebot zu halten!
Hingeben sich an Gott in Lieb' und Treue stets!

Eine Stimme allein.

Vom harten Joch macht' er die Väter frei,
Gab ihnen Mannah in der Wüstenei.
Das Zeugniss seiner Güt' ist im Gesetz enthalten;
Nie darf in Liebe unser Herz erkalten.

Der Chor.

Wie lässt Gott seine Gnade walten!

Dieselbe Stimme.

Er that vor ihnen auf des Meeres Schlund,
Liess sprudeln einen Quell aus hartem Felsengrund.
Das Zeugniss seiner Güt' ist im Gesetz enthalten;
Nie darf in Liebe unser Herz erkalten.

Der Chor.

Welch' süsses, göttliches Gesetz!
Wie lässt Gott seine Gnade walten!
O welch' ein Antrieb, sein Gebot zu halten!

Eine andere Stimme.

Ihr Undankbaren, die Ihr Sclavenfurcht empfindet,
Erfüllt mit Freudigkeit Euch nicht der güt'ge Gott?
Was habt Ihr für ein Herz, das schwer die Liebe findet?
Ist Liebe denn ein hart Gebot?
Der Sclave scheut des Zwingherrn Geisselhiebe,
Allein der Kinder Antheil ist die Liebe.

Der Chor.

Welch' süsses, göttliches Gesetz!
Wie lässt Gott seine Gnade walten!
O welch' ein Antrieb, sein Gebot zu halten!
Hingeben sich an Gott in Lieb' und Treue stets!

Schluss des zweiten Acts.

Der Chor und einzelne Stimmen.

Eine Stimme.

Welch' neuer Stern glänzt unsern Blicken?
Was wird wohl künftig sein des Wunderknaben Loos?
Er zeigt sich vor dem Stolz so gross;
'S kann keine Lockung ihn bestricken,
Sie stellt ihn nicht Gefahren bloss.

Eine andere Stimme.

Indem man läuft und Weihrauch zündet
Auf dem Altar' Athaliens Gott,
Hat er voll Muth es laut verkündet:
Die andern Götter sind ein Spott.
Elias' Geist war ihm verkündet,
Als Jesabel spann ihr Complott.

Eine andere Stimme.

Von wem wird Deiner Abkunft Räthsel uns erschlossen?
Bist einem heiligen Propheten Du entsprossen?

Eine andere Stimme.

So sah man lieblich einstmals Samuel
Erblühen in dem Tabernakel;
Er ward die Hoffnung der Hebräer, ihr Orakel:
O möchtest Du gleich ihm doch trösten Israel!

Eine andere Stimme.

Glücksel'ges Kind, als dessen Hort
Den Herrn man, der es lieb hat, preiset!
Das frühe schon vernimmt sein Wort,
Und das der Herr selbst unterweiset!
Mit ihren reichsten Gaben hat ihn die Natur
Schon von der Wiege an geschmücket;
Der Sünde fern, blieb ihres Pesthauchs Spur
Stets seiner Unschuld weit entrücket.

Der ganze Chor.

Wie glücklich, glücklich ist die Jugend,
Die Gott beschirmt und selber unterweist in Tugend!

Eine Stimme.

So wächst im stillen Thale dort,
An einer klaren Quelle Rande,
Berührt nicht von dem kalten Nord,
Die Lilie zart, in blendendem Gewande.

Mit ihren reichsten Gaben hat ihn die Natur
Schon von der Wiege an geschmücket;
Der Sünde fern blieb ihres Pesthauchs Spur
Stets seiner Unschuld weit entrücket.

Der ganze Chor.

Glücklich, glücklich tausendfach
Das Kind, zu dessen Herzen Gottes Stimme sprach!

Eine Stimme.

Wie schwankt, umgeben von Gefahren,
O Gott, die schwache Tugend stets so ungewiss!
Ein Herz, das Dich sucht und die Unschuld will bewahren,
Trifft auf so manches Hinderniss:
Wie viele Feinde es gefährden!
Was gäb' es, das ihm Schutz verhiess'? —
Sünder herrschen rings auf Erden.

Eine andere Stimme.

Burg David's und Du, seine ihm so werthe Stadt;
Du, Berg, auf dem so lange Gott gewohnet hat;
Was hat so gegen Dich des Himmels Zorn entflammet?
Was sagst Du, Zion, dass ein Weib Dir trotzt voll Hohn,
Die Dir nicht ist entstammet,
Und sitzet — ach! auf Deiner Kön'ge Thron?

Der ganze Chor.

Was sagst Du, Zion, dass ein Weib Dir trotzt voll Hohn,
Die Dir nicht ist entstammet,
Und sitzet — ach! — auf Deiner Kön'ge Thron?

Die vorige Stimme fährt fort:

Wenn statt der Lieder Feierklang,
Die einst, voll heiligen Entzückens, David sang,
Um seinen Gott und Herrn und Vater hochzupreisen:
Was sagst Du, Zion, wenn jetzt eines Götzen Lob
Dies Weib ertönen lässt in fremden Weisen,
Und der gelästert wird, den einst man hier erhob?

Eine andere Stimme.

Wie lange noch, o Gott, wie lange soll's noch währen,
Dass gegen Dich sich auflehnt dieser Frevler Schaar?
Sie bieten Trotz Dir hier im Heiligthum sogar
Und schelten Thoren die, die Deinen Namen ehren.
Wie lange noch, o Gott, wie lange soll's noch währen,
Dass gegen Dich sich auflehnt dieser Frevler Schaar?

Eine andere Stimme.

Warum zu strenger Tugend, sprechen sie, sich zwingen?
An Freuden ist die Welt so reich;
Warum um den Genuss Euch bringen?
'S thut Euer Gott ja nichts für Euch.

Eine andere Stimme.

Auf! lacht und singt! spricht der gottlose Haufen;
Pflückt jede Blume! nur für süsse Lust
Lasst schlagen Eure Brust!
Wie thöricht, künft'gem Glücke nachzulaufen!
'S ist Alles ungewiss; die Zeit entflieht geschwind;
Drum eilet, heute noch Euch Freuden zu erkaufen!
Wer weiss, ob morgen wir noch sind?

Der Chor.

O lass sie weinen, Gott! erfülle sie mit Grauen,
Die Unglücksel'gen, die nicht werden schauen
Den ew'gen Glanz von Deiner hei'gen Stadt!
Wir, denen Du geoffenbart die ew'ge Wahrheit,
Die Dich umstrahlt voll Klarheit,
Wir preisen Dich, der uns so reich gesegnet hat.

Eine Stimme.

Von aller eitlen Lust, der sie sich hingegeben,
Was bleibet ihnen? Wie ein Traum wird sie entschweben,
Der täuschend uns im Schlummer naht;
Doch bei'm Erwachen -- welch' Entsetzen — ach! —
Wenn der Bedrängte froh geniesset
Bei Dir der Seel'gen Glück, das ewig für ihn spriesset,
Dann trinken aus dem Becher sie, der überfliesset
Von Deinem Zorn am letzten, schreckenvollen Tag,
Wo Strafe jeder Frevler findet.

Der Chor.

O Grau'n, wer so erwacht!
O Traum, der schnell verschwindet,
Und Unheil nur gebracht!

Schluss des dritten Acts.

Salomith und der Chor.

Salomith.

Ach, Schwestern, welche Furcht, Verwirrung und Gefahr!
Ist dies des Festes Tag, wo, von den Erstlingsfrüchten

Ein süsses Opfer zuzurichten
Dem ew'gen Gott, durch das Gesetz geboten war?

Eine aus dem Chore.
Welch' Schauspiel — ach! — für Mädchenaugen,
Wer dacht' es wohl, dass schreckenvoll,
Man sähe Spiess' und Schwerter, die vom Blute rauchen,
Hier, wo der Friede wohnen soll?

Eine Andere.
Warum wohl mag das Volk für Gott so lau sich zeigen?
'S bleibt ruhig, da doch die Gefahr so dringend ist.
Wie kommt es, Schwestern, dass uns auch vergisst
Der tapf're Abner und nicht brechen will sein Schweigen?

Salomith.
An einem Hofe — ach! wo gilt nur die Gewalt,
Und das Gesetz darniederlieget;
Wo Amt und Würden der alsbald
Erwirbt, der blindlings stets gehorcht und sclavisch kriechet:
Wer hilft da, dass die Unschuld sieget?
Sie fleht umsonst, ihr Ruf verhallt.

Eine aus dem Chore.
Wem will das heil'ge Diadem man geben,
Jetzt, wo Verwirrung und Gefahren uns umschweben?

Salomith.
Der Herr hat sich geoffenbaret;
Allein wer mag das Wort, das uns verkündet ward
Durch den Propheten, recht erklären?
Will gnädig Gott uns Schutz gewähren?
Kämpft zornig er als Widerpart?

Der ganze Chor.
Er droht, verheisst — in dunkle Nacht ist es gehüllet;
Von Glück und Unglück welch' ein schrecklicher Verein!
Wie kann er, wenn ihn solcher Zorn erfüllet,
Zugleich so gnädig sein?

Eine Stimme.
Zerstört wird Zion und, in Flammen aufgegangen,
Wird alle seine Kraft verwehn.

Eine zweite Stimme.
Gott schützet Zion; 's hat für dauerndes Bestehen
Sein ew'ges Wort empfangen.

Die erste Stimme.
Sein Bild erbleicht; es ist ihm all' sein Glanz geraubt.

Die zweite Stimme.
Es wird durch alle Welt sein Preis und Ruhm erschallen.

Die erste Stimme.
Im tiefsten Abgrund lieget Zion, 's ist gefallen!

Eine zweite Stimme.
Hoch in die Wolken ragt sein Haupt.

Die erste Stimme.
O welch' Erniedrigung!

Die zweite Stimme.
Ha welch' Triumphgesänge!

Die erste Stimme.
O welche Jammertöne!

Die zweite Stimme.
Welche Siegsgesänge!

Eine dritte Stimme.
Verscheuchet Sorg' und Gram! Gott selbst wird einst die Nacht,
Die jetzt sein Wort umhüllt, zerstreuen.

Alle drei zusammen.
Lasst seinen Zorn uns scheuen!
Hofft auf seiner Liebe Macht!

Eine andere Stimme.
Was kann den Frieden
Dem rauben, welcher Gott vertraut!
Er freut sich dessen, was er ihm beschieden,
Nie hat er auf sich gebaut.
Kann je die Welt, ja selbst der Himmel, bieten
Ein süss'res Glück als der geniesst, der Gott vertraut
In stillem Frieden?

Schlussscene des vierten Acts.

Salomith. Der Chor.

Der Chor.
Zieht, Söhne Aarons, ziehet aus!
Nie, nie sind Eure muth'gen Ahnen

Gefolgt ruhmwürdigeren Fahnen.
Zieht, Söhne Aarons, ziehet aus!
Ihr kämpft für Euren Gott und Euer Königshaus.

Eine Stimme.

Blitze schleud're auf die Frechen,
Die Dich in Deinem Zorn versucht!
Treibt Dich nicht mehr Eifersucht?
Willst ferner, Gott, Du Dich nicht rächen?

Eine andere Stimme.

Gott Jacob's, o wo ist jetzt Deine Gnad' und Huld?
Wenn Unglück sich an Unglück reihet,
Gedenkst Du dann allein nur uns'rer Sündenschuld?
Bist Du der Gott nicht, der verzeihet?

Der Chor.

Gott Jacob's, o wo ist jetzt Deine Gnad' und Huld?

Eine Stimme.

Auf Dich gerichtet hat die Bande
Der Frevler ihre Pfeile nur in diesem Krieg';
Es ende, sprachen sie, der Sieg
Jehovah's Fest' in diesem Lande!
Befrei'n von seinem Joch lasst uns die Sterblichen!
Stürzt sein' Altäre! würget seine Heiligen!
Sein Name soll verschwinden;
Nicht Ruhm und Preis mehr finden;
Hinweg, Ihr Kön'ge, die Ihr seinen Namen trugt!

Der Chor.

Blitze schleud're auf die Frechen,
Die Dich in Deinem Zorn versucht!
Treibt Dich nicht mehr Eifersucht?
Willst ferner, Gott, Du Dich nicht rächen?

Eine Stimme.

Uns'rer Kön'ge letzter Sohn,
Der Du von jenem hehren Stamm' allein geblieben,
Ha, soll'n wir wieder sehen, wie, von Hass getrieben,
Die Mutter nach Dir zuckt den Dolch, wie früher schon?
Hat, holder Fürst, ein Engel Rettung Dir gebracht,
Als Mörderhand nach Dir sich in der Wiege streckte?
War's des lebend'gen Gottes Macht,
Die aus dem Grabe Deinen Staub zum Leben weckte?

Eine andere Stimme.
Gott, bist Du müde jetzt der Langmuth und Geduld,
Und legst auf ihn des Vaters, des Grossvaters Schuld?
Verstiessest Du auf ewig den, der sich Dir weihet?

Der Chor.
Gott Jacob's, o wo ist jetzt Deine Gnad' und Huld?
Bist Du der Gott nicht, der verzeihet?

Eine aus dem Chor, ohne zu singen.
Ha, theu're Schwestern, höret Ihr,
Wie schrecklich jetzt der Tyrier Drommet' erklinget?

Salomith.
Der wilden Krieger Schrei'n wird auch gehört von mir,
Dass Furcht mein Herz durchdringet.
Lauft! fliehet! schnell hinweg von hier
Zu jenen sichern Mauern,
Umweht von heil'gen Schauern!

Ich brauche wohl kaum noch besonders zu bemerken, dass eine Uebersetzung, welche sich in so engen metrischen Fesseln bewegt, um getreu die äussere Form des Originals darzustellen, keine wörtliche sein könne, wie dies geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist. Nur dem Gedanken nach schliesst sie sich dem Originale getreu an. Vor Allem aber bin ich bestrebt gewesen, trotz des metrischen Zwanges, eine Uebersetzung zu liefern, welche nicht undeutsch, steif und gezwungen erscheint und bei deren Lectüre man nicht nöthig hat, erst das Original zu vergleichen, um sie zu verstehen, wie dies bei so manchen Uebersetzungen der lateinischen und griechischen Classiker der Fall ist. Ob mir dies überall gelungen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Zum Schlusse möge hier noch das Urtheil Voltaire's, dieses sich selbst vergötternden und fremde Arbeiten bissig begeifernden Kritikers über die Athalia Racine's stehen. Voltaire thut nämlich an einer Stelle seiner Werke (leider habe ich vergessen, den Ort, wo sie steht, mir zu notiren) folgenden Ausspruch: L'Athalie est l'ouvrage le plus approchant de la perfection qui soit jamais sorti de la main des hommes. Und in der Vorrede zum Theater Racine's (Paris 1849) heisst es am Schlusse: Voltaire le (Racine) croyait le plus parfait de tous

nos poëtes, et le seul qui soutienne constamment l'épreuve de la lecture. Il en parlait même avec tant d'enthousiasme, qu'un homme de lettres lui demandant pourquoi il ne faisait pas sur Racine le même travail qu'il avait fait sur Corneille: „il est tout fait — lui répondit Voltaire; — il n'y a qu'à écrire au bas de chaque page: „beau, pathétique, harmonieux, sublime."

Wenn ich auch nicht jedes Urtheil Voltaire's unterschreiben möchte und auch glaube, dass das obige an Uebertreibung leidet: so muss ich doch Racine einen hohen Werth beilegen, und seine Dramen sollten, meiner Meinung nach, in unseren Schulen häufiger gelesen werden als es geschieht, anstatt andere Producte der Franzosen, welche in den bekannten Repertoiren des französischen Theaters geliefert und in den Schulen gelesen werden.

Hildesheim. Dr. Schröder,
Rector Gymnasii.

Sur le soi-disant idiome bourguignon.

Depuis le succès énorme qu'ont obtenu dans toute la France les belles créations poétiques de M. Jasmin, que M. de Lamartine (voir las Papillôtos t. III. p. 244) appelle à juste titre „l'Homère sensible et pathétique des prolétaires", il n'y a pas seulement abondance de poètes en patois, mais on est même remonté aux siècles passés, pour examiner les poèmes „de Goudouli, de Dastros et Daoubasso" (v. lou Chalibari p. Jasmin, t. I. p. 10). Cependant, on ne saurait mieux apprécier combien Jasmin est supérieur à tous ces poètes d'un rang inférieur, qu'en écoutant l'historiette que je vais raconter d'après M. de Sainte-Beuve.

Pendant une de ces tournées que Jasmin fait si fréquemment dans le Midi, et qui sont une suite de récitations et d'ovations continuelles, un poète du département de l'Hérault, un poète en patois, appelé Peyrottes, potier de son état, et qui s'est fait une certaine réputation, lui envoya par lettre un défi. Jasmin était alors de passage à Montpellier:

„Monsieur, lui écrivait Peyrottes (24 décembre 1847), j'ose dans ma témérité qui est bien près de la hardiesse, vous proposer un défi. Seriez-vous assez bon pour l'accepter? Dans le Moyen-Age, les troubadours n'auraient pas dédaigné la provocation que, dans ma hardiesse, je viens vous faire.

„Je me rendrai à Montpellier aux jour et heure que vous voudrez. Nous nommerons quatre personnes connues en littérature pour nous donner trois sujets que nous devrons traiter en vingt-quatre heures. Nous serons enfermés tous les deux. Un factionnaire veillera à la porte. Les vivres seuls entreront.

„Enfant de l'Hérault, je tiens à l'honneur et à la gloire de mon pays! Comme en pareille circonstance, une bonne action est de rigueur, on fera imprimer les trois sujets donnés, au profit de la Crêche de Montpellier.

„Je voudrais bien entrer en lice avec vous pour la déclamation, mais un défaut de langue très prononcé me le défend".

Et un post-scriptum de la lettre provocatrice disait:

„Je vous préviens, Monsieur, que je fais distribuer, dès à présent, copie de cette lettre à diverses personnes de Montpellier".

Voilà Jasmin, mis en demeure d'improviser et pris par le point d'honneur. Va-t-il aller sur le terrain? Écoutons sa charmante réponse et la leçon qui s'adresse à d'autres encore qu'au poète potier:

„Monsieur,

„Je n'ai reçu qu'avant-hier, veille de mon départ, votre cartel poétique; mais je dois vous dire que, l'eussé-je reçu en temps plus opportun, je n'aurais pu l'accepter.

„Quoi! Monsieur, vous proposez à ma muse, qui aime tant le grand air et sa liberté, de s'enfermer dans une chambre close, gardée par quatre sentinelles, qui ne laisseraient passer que des vivres, et, là, de traiter trois sujets donnés en vingt-quatre heures! . . . . Trois sujets en vingt-quatre heures! vous me faites frémir, Monsieur. Dans le péril où vous voulez mettre ma muse, je dois vous avouer, en toute humilité, qu'elle est assez naïve pour s'être éprise du faire antique au point de ne pouvoir m'accorder que deux ou trois vers par jour. Mes cinq poèmes: l'Aveugle, Mes Souvenirs, Françonnette, Marthe-la-Folle, les deux Jumeaux, m'ont coûté douze années de travail, et ils ne font pourtant en tout que deux mille quatre cents vers.

„Les chances, vous le voyez, ne seraient pas égales; à peine nos deux muses seraient-elles prisonnières, que la vôtre pourrait bien avoir terminé sa triple besogne avant que la mienne, pauvrette, eût trouvé sa première inspiration de commande.

„Je n'ose donc entrer en lice avec vous: le coursier qui traîne son char péniblement, mais qui arrive pourtant, ne peut

lutter conter la fougueuse locomotive du chemin de fer. L'art qui produit les vers un à un ne peut entrer en concurrence avec la fabrique.

„Donc, ma muse se déclare d'avance vaincue et je vous autorise à faire enrégistrer ma déclaration!

„J'ai l'honneur, Monsieur, de vous saluer.“

Jacques Jasmin.

P. S. — Maintenant que vous connaissez la muse, en deux mots connaissez l'homme:

„J'aime la gloire, mais jamais les succès d'autrui ne sont venus troubler mon sommeil.“

Mais quoi? La gloire de Jasmin n'est-elle pas obscurcie dans ce dernier temps par M. F. Mistral? — Je crois que non; car, à mon avis, il y a entre Mistral et Jasmin toute cette différence qu'il y a entre un homme extrêmement savant et un vrai poète. M. Mistal, dans Mirèio, est admirable, il est vrai, comme imitateur, non seulement d'Homère et de Virgile, mais aussi des grands poètes italiens, mais il manque à son grand poème provençal cette unité d'action et avant tout cette inspiration poétiques qui caractérisent à un si haut degré les créations de Jasmin.

Mais à quoi bon, dira-t-on, ces tirades, quand il s'agit de traiter le soi-disant idiome bourguignon? De grâce, encore un seul moment de patience. Je ne sais pas si l'on voudra parfaitement comprendre ce que je vais dire, car ceux qui se croient chez nous les seuls connaisseurs de la langue et de la littérature françaises, sont en général tellement, du moins à leur avis, à la hauteur de ce qu'on pourrait dire sur ce sujet, qu'ils en parlent comme de bagatelles, quoique, pour la plupart, ils dédaignent tout-à-fait le provençal, le vieux français et tout ce qui se donne de nos jours si souvent pour patois. Ils s'entendent donc en architecture, mais quant aux briques et aux autres matériaux, cela ne les regarde point, ils croient pouvoir s'en passer. Mais la langue française, même après un long et pénible développement, produisant encore tous les jours des expressions qu'on croit nouvelles mais qu'un heureux accident a tout simplement avancées du milieu du menu peuple, où elles régnaient

à bon droit depuis des siècles: il me semble, au lieu d'attendre ces heureux moments, encore plus avantageux de jeter aussi de temps en temps un coup d'oeil sur ces différents idiomes, et, si cela se peut, de joindre même l'agréable à l'utile, comme on a occasion de le faire en lisant les beaux poèmes de Jasmin, de Mistral etc.

Ainsi, comme un vieux bouquin, est tombé entre mes mains lequel a pour titre: Noei Borguignon de Gui Barôzai. Cinqueime Edicion reveue et augmentée de lai Nôte de l'Ar de chécun dé Noei, etc. An Bregogne M.D.CC.XXXVIII. et qui contient dans sa première partie: a, 16 Noëls composez l'an 1701 en la ruë de la Roulote à Dijon; b, 13 Noëls composez l'an 1700 en la rue du Tillot à Dijon; c, Cinq autres Noëls composez depuis; d, Apologie des Noëls précédens; e, Chanson sur le passage de feu Monseigneur le Duc de Bourgogne à Dijon le 21. Septembre 1703; puis, dans sa deuxième: a, Glossaire Alphabétique pour l'intelligence des mots Bourguignons, et autres qui peuvent avoir besoin d'explication dans les Noëls de Gui Barôzai; b, Eloge funébre de Mr. de la Monnoye: j'en veux communiquer une dizaine dont peut-être les no. III et VI, parce qu'ils regardent la politique de ces temps-là, méritent quelque attention. Pour rendre ces noëls plus intelligibles, j'ai mis sous le texte les significations des mots, extraites pour la plupart du glossaire: après quoi j'ai ajouté un résumé sur cet idiome grossier, qui, pour le dire tout d'abord, est à peu près le langage des campagnards du centre, et en partie aussi du nord de la France. Quant à ce mot de noël, il signifie d'abord la fête elle-même, puis une chanson faite pour cette fête-là. En général les Français ne font pas beaucoup de cas de noël, du moins ils ne connaissent pas la haute importance que nous autres Allemands donnons à cette fête, leur principale fête étant le jour de l'an: néanmoins la nuit de noël ne se passe nulle part sans servir de prétexte à de nombreuses réunions, comme on le voit p. ex. par ce passage de Françonnetto p. Jasmin (v. las Pap. t. II p. 221, 222):

Anfin Nadal besquèt luzi sa matinâdo:
— acòs s'esplendissio per tout, pel ben bouffat,
De fèt en fèt, de taoulo en taoulo,
Et d'estoufat en estoufat.[1])

Mais il faut que, ci-devant, il en ait été autrement: du moins on cite déjà une vieille Bible des Noëls, et aussi le bonhomme Rabelais, dans l'ancien prologue du quart livre: „En Angers, dit-il, estoit pour lors un vieux oncle, seigneur de Saint George, nommé Frapin: c'est celui qui a faict et composé les beaulx et joyeux Noëls, en langage poictevin". Il est même vraisemblable que Rabelais ait tiré d'un de ces noëls cet endroit qui se lit au ch. 22 du même livre:

Je n'en daignerois rien craindre
Car le jour est feriau,
Nau, nau, nau,

car les Poitevins écrivaient nau pour noël. A Dijon on attendait assurément noël avec beaucoup d'impatience, comme nous apprenons par le glossaire, car déjà pendant l'Avent des hautbois payés exprès avaient ordre de jouer, de rue en rue, depuis les neuf heures du soir jusqu'à minuit.

Pour ce qui concerne enfin le nom de l'auteur de ces noëls, Gui Barôzai n'est qu'un nom simulé. Le glossaire dit à ce sujet: „Barôzai. Vigneron ainsi nommé, parce que d'ordinaire il portoit un bas couleur de rose. Comme il s'étoit rendu célébre dans le corps des Vignerons de Dijon, et qu'il étoit un de ceux qui parloient le Bourguignon le plus franc, il est arrivé de là que le nom de Barôzai est devenu commun à tous les Vignerons de la Ville, ensorte qu'aujourd'hui Vigneron et Bârozai (en François Bas-rosé), sont synonymes"; v. aussi le glossaire, noël VIII., v. 26. et dans l'explication du mot Tillô: „Ruë de Dijon habitée autrefois par une partie des Vignerons de la Paroisse S. Philibert. Un grand tilleul, en

---

[1]) „Enfin Noël vit luire sa matinée; — cela se répandait partout, par le vent poussé, De foyer en foyer, de table en table et d'étuvé en étuvé". L'estoufat est un gros morceau de boeuf préparé d'une façon assez semblable au boeuf à la mode que les paysans autour d'Agen, patrie de Scaliger et de Jasmin, ont l'usage de servir surtout cette nuit-là.

Bourguignon tillô, avoit donné le nom à cette ruë. Or comme c'est dans cette ruë du Tillô, et dans celle de lai Roulôte que la naïveté du langage Bourguignon s'est le mieux conservée, le Poëte, pour donner une plus haute idée de l'élégance de ses Noëls, a feint en avoir composé la première partie dans la ruë du Tillô, et la seconde dans la ruë de la Roulôte".

I. Noei.

Su l'Ar du Viéleu: Je suis la plus contente cet.

Le curé de Pleumeire
Dizò lai fleùte en main,
Chanton borgei, borgeire,
J'airon Noei demain;
5 Rôbeigne,
Lubeigne,
Bereigne,
Ligei,
Chanton tô Noei, Noei.

10 Jésu vén, camarade,
Jésu de Nazarai,
Faite po lu gambade,
Pandan que je dirai:
Rôbeigne cet.

15 Si dan sai creiche ai crie,
Mau-vetu, mau-bué,
Veci mai chailemie,

I. Noei, noël; su, sur; ar, air (a, en bourguignon, devient en général ai); viéleu, vielleur (l'r final est partout supprimé). — 1 Pleumeire, Plombière, gros et beau village à une lieue de Dijon. 2 Dizò, disait; impf. je dizò, tu dizò, ai dizò, je dizein, vo dizein, ai dizein; lai, la; fleùte, flûte. 3 chanton, chantons (les lettres finales qui ne se prononcent pas, ne s'écrivent pas non plus); borgei, borgeire, berger, bergère. 4 j'airon, nous aurons; fut. j'airai, tu airé, el airé, j'airon, vos airé, el airon (el, il et ils devant une voyelle, ai devant une consonne). 5 Rôbeigne, Robine, nom de bergère. 6 Lubeigne, Lubine, nom de bergère (lat. Leobina). 7 Bereigne, Benigne, nom de berger, dont le diminutif, en patois, est Binbin. 8 Ligei, Léger (lat. Leodegarius), nom de berger. 9 tô, devant une voyelle tôt, tout, tous. 10 vén, vient; camarade, camarades, car, comme l'on n'ajoute pas d's, le singulier est écrit comme le pluriel. 12 faite, faites; po, devant les voyelles por, pour; lu, lui. 13 pandan, pendant (les mots s'écrivent, comme ils se prononcent). 15 sai, sa; creiche, crêche; ai (v. 2 dizò et 4 j'airon), il. 16 mau, mal. 17 veci (et vequi), voici, velai,

Je n'airai qu'ai jué:
Rôbeigne cet.

20 San failli d'éne nôte,
Tantô su le basson,
Tantò su lai muzôte
Je mettrai lai chanson:
Rôbeigne cet.

25 Je suble ein marle an caige
Po réjouï l'Anfan,
Qui dan troi jor, je gaige,
Diré tô fuamman:
Rôbeigne cet.

30 Je n'ai gade d'épárre
Ai dire ai més ozeá
Dé pairôle de quárre,
Maiquereá, coupau: ma
Rôbeigne cet.

35 Je veu qu'an mon eglize
Depeù lai Sain Matin
Jeusqu'ai Noei l'on dize
Por antienne au lutrin:
Rôbeigne cet.

II. Noei.

Su l'Ar: Ma mere mariés moi.

Guillô pran ton tamborin,
Toi pran tai fleùte Rôbin,
Au son de cés instruman,
Turelurelu, patapatapan,
5 Au son de cés instruman
Je diron Noei gaiman.

---

voilà; mai, ma; chailemie, flûte champêtre, du lat. calamus (en bas lat. calamia). 18 ai, à; jué, jouer. 20 failli, faillir; éne, une (masc. ein, un). 21 tantò, tantôt. 22 muzôte, musette (cornemuse). 25 suble, siffle, fais siffler; inf. sublai; marle, merle. 27 jor, jours. 28 fuamman, courammant; comme corамman vient de courir, fuamman qui a la même signification, se dérive de fuir. 30 gade, garde (aussi au milieu des mots l'r est très-souvent supprimé); éparre (aussi éprarre), apprendre. 31 més, devant une consonne mé, mes; ozeá, oiseaux (au, comme eau se prononce toujours en bourguignon eá). 32 dé, devant une voyelle dés, des; quarre: Tout carré ayant quatre angles ou coins, chacun de ces coins s'appelle quarre. La prononciation de quarre se conserve dans quarrefour qu'on écrit plus communément carrefour. Dé pairôle de quarre sont des paroles qui ont besoin d'être redressées. 33 maiquereá, maquereau; coupau, cocu; ma, mais. 37 depeù, depuis; Matin, Martin.

II. 1 Guillô, diminutif de Guillaume, par corruption. 2 Rôbin, nom propre; fem. Rôbeigne, v. I, 5. Robin ou le diminutif Robinet, étant encore aujourd'hui le nom des moutons en France, il y a grande apparence que les robinets de fontaines ont été ainsi nommés, parce qu'ils étaient et sont encore faits pour la plupart en tête de mouton. 4 turelurelu, mot fait exprès, pour imiter le son de la flûte; patapatapan, son du tambour français; (colintampon, son du tambour suisse). [Pour donner encore d'autres exemples de ces termes factices, on a fait mention dans le glossaire de cette description du chant de l'alouette par du

C'étò lai môde autrefoi
De loüé le roi dé roi
Au son cet.
10 Turelurelu cet.
Au son cet.
Ai nos an fau faire autan.

Ce jor le Diale at ai cu,
Randons an graice ai Jésu
15 Au son cet.
Turelurelu cet.
Au son cet.
Fezon lai nique ai Satan.

L'homme et dei son pu d'aicor
20 Que lai fleùte et le tambor.
Au son cet.
Turelurelu cet.
Au son cet.
Chanton, danson, sautons an.

Bartas, en ces quatre vers du 5. liv. de sa 1. Semaine:

La gentille Alouette avec son tire-lire
Tire-lire-a-liré, et tire-lirant tire
Vers la voute du Ciel, puis son vol vers ce lieu
Vire, et désire dire: adieu Dieu, adieu Dieu.

Et dans un autre passage, en parlant de ce refrain d'un vaudeville de 1687: Flon flon, larida dondaine. Flon, flon, flon, larida dondon: „Il étoit aisé, dit le glossateur, d'entendre ce que signifioit ce flon-flon, par le quatrain qui le précédoit. Dans celui-ci par exemple:

Si ta femme est méchante,
Aprens lui la chanson,
Voici comme on la chante
Avec un bon bâton.
Flon-flon cet.

Le refrain marquoit la vigueur avec laquelle il faloit fraper. Mais dans cet autre quatrain:

Vous devenez, Lisette,
Plus jaune que souci.
Sçavez-vous la recette?
Lisette, la voici:
Flon-flon cet.

Le flon-flon signifioit autre chose".] On peut encore y ajouter la jolie fanfare de cor, Ton ton, tontaine ton ton, qui, la saison de la chasse venue, retentit encore aujourd'hui d'un bout de la France jusqu'à l'autre; et pour citer aussi un exemple d'un auteur latin, ce vers de Virgile (Énéide liv. VIIII 503):

At tuba terribilem sonitum procul aere canoro
Increpuit;

avec cette glose de Servius: „Terribilem sonitum] hemistichium Ennii: nam sequentia iste mutavit. Ille enim ad exprimendum tubae sonum ait: Taratantara dixit. Et multa huius modi Vergilius, cum aspera invenerit, mutat. Bene tamen hic electis verbis imitatur sonum tubarum". 6 gaiman, gaîment. 7 étò, était. 12 il nous en faut faire autant. 13 diale, diable; cu, cul, le diable est à cul, est poussé à bout, est acculé. 14 graice, grâces. 18 fezon, faisons. 19 dei, dieu; pu, plus; d'aicor, d'accord.

III. Le Noei dé prince.

Su l'Ar: Lére la, lére lan lére.

Veci l'Aivan, chanton Noei,
An ce sain tam le Fi de Dei
Sor po no d'éne Vierge Meire
Leire la, leire lanleire,
5 Leire la,
Leire lanla.

Dé sôverain de chretiantai
Pu dé troi quar se son bôtai
Po l'alai voi dan sai chaumeire.
10 Leire la cet.

Seugu d'éne épluante cor,
Loüi Quatoze antre d'aibor,
Tôjor bé var por ein gran-peire.
Leire la cet.

15 Le roi d'Espaigne graiveman
Beni le Nôveá Testaman,
Et ran graice au cier du misteire.
Leire la cet.

Le Savoyar an bon Françoi
20 Redôble sés acte de foi,
Ma de foi qui n'á pu ligeire.
Leire la cet.

Jésu grulle, ai li fau du feù,
L'Ampereu sôfle de son meù
25 Et ne fai que de la femeire.
Leire la cet.

Guillaume vén qui sôfle aussi,
Et qui cueùde, quoique poussi,
Qu'ai feré clairé lai fouleire.
30 Leire la cet.

Bé tó por y chaufai lo doi
Danoi, Poulacre, Seuédoi,
Quitteron, dit-i, lo taneire.
Leire la cet.

35 Ai meune aivô lu po lai main
Lé Hôlandoi sé bon aimin,
Qui fornisse au feù lai maiteire.
Leire la cet.

Son beá fraire le roi Jaco
40 Crie ai Jesu: Méfié vo

III. 1 Aivan, Avent, le temps des quatre dimanches avant noël. 2 tam, temps. 3 sor po no, sort pour nous. 4 leire la, leire lanleire. c'est un refrain burlesque assez ancien, comme on en peut juger par le Typhon de Scarron. 7 chretiantai, chrétienté. 8 pu dé troi quar, plus des trois quarts; bôtai, bottés. 9 alai voi, aller voir; chaumeire, chaumière. 11 seùgu (on dit aussi suvi), suivi; l'infinitif est suvre, seùvre et seùgre; épluante, brillante (épluer, étinceler); cor, cour. 12 d'aibor, d'abord. 13 bé var, bien vert, frais. 17 cier, ciel, comme mier, miel; mais on ne dit pas fier pour fiel; misteire, mystère. 20 sés, devant une consonne sé, ses. 21 á, devant une voyelle át, est; qui n'á pu ligeire, dont il n'y a pas de plus légère. 24 grulle (fr. grouille), tremble. 24 l'empereur souffle de son mieux. 25 femeire, fumée. 28 cueùde, croit, cuide, du lat. cogitare; poussi, poussif. 29 clairé, flamber; fouleire, feu bien allumé, aussi feu d'artifice; lat. focularia. 31 lo doi, leurs doigts. 32 Polacre, Polonais, corrompu de Polaque. 33 dit-i, dit-il; lo taneire, leur tanière. 35 il mène avec lui. 36 lé, les; aimin, amis. 37 maiteire,

De ce jueu de gibeceire.
Leire la cet.

Jésu répon: Vai, ne crain pa,
Guillaume dedan més Eta
45 Ne feré jaimoi de pousseire.
Leire la cet.

Que dire ici de Brandebor?
Ç'át ein roi qui bé jeune ancor
N'á pa pró d'étre ai lai lizeire.
50 Leire la cet.

Je ne scerò dire non pu
Ce que Moyance é rézôlu,
Côlogne, Traive, ni Baiveire.
Leire la cet.

55 Ma je sai bé qu'au Potugoi
Jésu diré: Piarre, croi-moi,
Au foreá laisse tai raipeire.
Leire la cet.

Génoi, Flôrantin, Pantalon,
60 Vorein bé, plian le genon,
Ne pas déplié lai banneire.
Leire la cet.

Lé Suisse grossiron le train
De queicun dé prince an chemin,
65 Qui poiré lai dépanse anteire.
Leire la cet.

Cléman onze é pié du pôpon,
Por ôbteni lai poi, dit-on,
Se feré potai dan sai cheire.
70 Leire la cet.

Ma j'ai bé pô que tô fâché,
Po no pugni de no peiché,
L'Anfan ne réponde au sain Peire:
Leire la, leire lanleire
75 Leire la,
Leire lanla.

---

matière. 41 jueu de gibeceire, joueur de gibecière, trompeur. 44 dedan, comme dans le vieux fr., dans. 45 jaimoi, jamais; pousseire, poussière. 48 ç'át, c'est. 49 pró, prêt; lizeire, lisière. [Le glossaire: Le marquis de Brandebourg ayant pris le titre de roi de Prusse en 1701, on a dans le noël fait cette même année-là, pris occasion de dire que c'étoit un roi naissant qui n'étoit pas prêt d'être à la lisière.] 51 scerò, saurais. 52 é, a. 56 Piarre. [Gloss.: Henri Etienne dans une remontrance aux gens de cour qui de son temps prononçoient je foas, je voas pour je fais, je vais, conclut par leur prédire:

En la fin vous direz la guarre.
Place Maubart, et frère Piarre.]

57 foreá, fourreau; raipeire, rapière. 59 Pantalon, Vénitiens, ainsi nommés à cause de S. Pantaléon, leur ancien patron. 60 vorein, voudraient; genon, genou. 61 déplié, déployer. (en français on observe quelque distinction entre déployer et déplier. On déploie une enseigne, on déplie une serviette.); banneire, bannière. 64 queicun, quelqu'un. 65 poiré, payera; anteire, entière. 67 é pié, aux pieds; pôpon, poupon. 68 poi, paix. 69 potai, porter; cheire, chaire, aussi chaise. 71 pô, peur. 72 pour nous punir de nos péchés.

IIII. Noei.

Su l'Ar: Vôtre jeu fait ici grand brūit.

Dialôgue
de Simon et de Lucá.

Simon.

Sai tu bé Lucá, mon voisin,
Qu'éne côple de Chérubin
Tô mointenan vén de me dire,
Que Dei de no larme tôché,
5 No dépoche ici son Messire
Aifin d'éfaici no peiché?

Ai m'on di qu'ai ne venó pa
An Rôdômon, an Fiérabra,
Armai du feù de son tonnarre,
10 Don, quant ai le rôle dans l'ar,
Ai fai tramblai lé quate quarre
Et le mitan de l'univar.

Lucá.

Ai seré don du moin venun
An roi qui n'á pa du comun,
15 Seúgu d'éne cor dé pu belle,
Lu de qui l'on é di çan foi,
Que sé pié fon los escabelle
De lai téte dés autre roi.

Simon.

Nainin, ai n'á pa triomfan,
20 Ce n'á, dize-t-i, qu'ein Anfan,
Frai soti dé flan de sai meire,
San brizai pote, ni varô,
Come au travar d'éne vareire
Passe lai clatai du sôlô.

Lucá.

25 Ç'át ein Anfan? me di tu vrai?
Tan meù, velai tô note fai.
Tu sai bé, quant ein anfan crie,
Que por an époizé lé cri
Ai ne fau qu'éne chaiterie,
30 Vou qu'un sublô, vou qu'un trebi.

Simon.

Tu veu dire que je feron
Du Peti ce que je voron.
Je n'aivon qu'ai parre coraige:
J'airon por ein Alélüa
35 Le Pairaidi et son fignaige;
N'á-ce pa bon marché, Lucá?

Lucá.

Voüiei, Simon, veci jeusteman
Lai Loi du Nôveá Testaman.
Le Pôpon nos y traite an fraire,
40 Ai n'á fiôlan, ni rebor,
Aidieu vanjance, aidieu côlaire,
Ran po crainte, tô por aimor.

IIII. 2 côple, couple. 3 mointenan, maintenant. 4 tôché touché. 5 no dépoche, nous dépêche. 6 afin d'effacer. 8 Quant à l'étymologie de Fiérabra, il n'est peut-être pas mal-à-propos de dire que ce mot, en bas lat., s'écrit Ferribrachius. 9 armai, armé. 10 ai le rôle, il le roule. 11 lé quate quarre, les quatre coins; v. I 32. 12 mitan, milieu. 13 ai seré don, il sera donc; venun (v. III 36 aimin), venu. 16 çan foi, cent fois. 17 los leurs (devant une consonne lo). 19 nainin, nenni. 21 frais sorti des flancs. 22 brizai pote, briser porte; varô, verrou. 23 vareire, fenêtre de verre. 24 clatai, clarté; sôlô, soleil. 26 voilà tout notre fait. 28 époizé, apaiser. 29 chaiterie, friandise. 30 vou, ou; sublô, sifflet, petite flûte d'enfant; trebi (lat. turbo), sabot, sorte de toupie. 32 voron, vou-

V. Noei.

Su l'Ar: Si la cruelle se rit de moi.

Dialôgue.

Un Borgei. Sai Fanne. Lai Vierge.

Le Borgei.

Fanne coraige,
Le Diale á mor,
Aipré l'oraige
J'on lé beá jor,
5 Dei pré d'ici repôse ammaillôtai
Su lai fretille,
Lés Ainge ai force de chantai
S'an égôzille,
Fôt an fremille.

Lai Fanne.

10 Ç'á mai gorgeire,
Mon jazeran,
Mai clarceleire,
Mon goudô blan.
Gai, marchon gai, tôjor gai, no pa pô
15 Que je m'éréte,
Je meur de voi ce garcenô,
Don no prôféte
Fon tan de féte.

Le Borgei.

Vé sai cabane
20 Dreusson no pa,
Antan tu l'ane
Qui fai hin, ha?

---

drons. 33 aivon, avons; parre (et prarre) coraige, prendre courage. 35 fignaige, finage, territoire, contrée. 37 vouei, oui. 40 fiôlan, fanfaron, présomptueux; rebor, rebours, revêche. 42 ran, rien.

V. 2 á mor, est mort. 4 j'on (et j'aivon), nous avons. 5 ammaillôtai, emmailloté. 6 fretille, paille, terme de l'argot. 8 égôzille, égosillent. 9 fremille, fourmille, retentit. 10 gorgeire, 11 jazeran. [Gloss.: gorgére, gorgerette, collet antique de femme servant à couvrir la gorge et le cou. Les gorgéres des femmes avoient emprunté leur nom des gorgéres des gens de guerre, lesquelles faisoient partie de l'armure, et c'est ce que depuis on a nommé haussecou (hausse-col). Il en est de même des jaserans, ou coliers tissus, les uns à maille d'or, les autres à maille d'argent, à la maniere des jaserans de guerre, ainsi nommez, parce que c'étoient des cottes tissuës à mailles d'acier, en Espagnol azero, d'où le mot jazeran, ainsi écrit anciennement, a été formé.] 12 clarceleire, clavier, d'où pendent les clefs que les paysannes portent à leur côté. 13 goudô, jupe plissée. 15 érète, arrête. 16 garcenô, petit enfant. 22 hin, ha, cri de l'âne. [Gloss.: De nos jours un professeur en humanitez donnant une représentation publique du mystére de la Nativité, y introduisoit quatre animaux; le beuf et l'ane de la crêche, le coq de la Passion, et l'ágneau de S. Jean Baptiste, les faisant parler chacun à leur maniere. D'abord le coq entonnoit d'une voix perçante comme celle du coq de l'horloge de S. Jean de Lyon: Christus natus est. Le beuf avec un long mugissement demandoit: ubi? prononçant à l'allemande oubi. L'agneau répondoit: in Bethléem, trainant beaucoup la premiére syllabe de Bethléem; sur quoi l'ane concluoit: hinhamus, hinhamus, ce qui en son

Antron: Dei gar, bon jo moître Jôzai,
Daime Mairie,
25 Je venon po voi, s'ai vô plai,
Le fru de vie,
Note Messie.

Lai Fanne.

Su son vizaige
Tô clar on li
30 Que ç'á l'ôvraige
Du Saint Esprit:
Ç'á po le seur un vrai Dei tô naquai.
Voù son sé gade?
On antre ché lu san côquai,
35 Poin d'haulebade,
De rebufade.

Le Borgei.

Ç'á lai figure
Du cier ôvar.
Pu de clôture,
40 Pu de rampar.
Je trôveron san senai, san raclai,
Tôte ébanée
Lai pote de ce gran palai,
Qui tan d'année
45 Fu condannée.

Tô deu ansanne.

Vierge parfaite,
Je vos ôfron
Quatre baivaite,
Deu culoron.
50 Je ne scerein faire que dé prezan
De trois ôbôle.
C'á dan lé main dé Graipeignan
Que lé pistôle,
Lés écu rôle.

Lai Vierge.

55 Côple benie,
Le saint Anfan
Vo remarcie,
El á contan.
Ce n'á ni l'or ni l'arjan croyé moi
60 Qui l'éfriande.
Un grain de moutade de foi,
Velai l'ôfrande
Qu'ai vo demande.

---

langage signifioit eamus.] 23 Dei gar, dieu garde; moître Jôzai, maître Josèphe. 25 s'ai vô plai, s'il vous plaît. 32 seur, sûr; naquai. [Gloss.: Faire sortir de son nez l'excrément nommé en François morve, en Bourguignon naque. On dit d'un morveux qu'ai ne fai que naquai et naquai alors est infinitif, qui devient participe lorsque, au lieu de dire d'un enfant qui resemble extrêmement à son pere, que ç'á le peire tô creiché, on dit, à peu près dans une même idée, que ç'á le peire tô naquai.] 33 voù, où; gade, gardes. 34 côquai, heurter, du lat. culcare. 35 haulebade, hallebarde. 36 rebufade, rebuffade. 38 ôvar, ouvert. 41 senai, sonner; raclai, râcler. 42 ébanée, entièrement ouverte. 48 baivaite, bavettes. 50 scerein, saurions; prezan, présents, cadeaux. 52 Graipeignan. [Gloss.: Grapignan, nom d'un jeune procureur avide et fripon, introduit en diverses scenes Françoises de la Matrone d'Ephése, Comédie Italienne. De là tous les fripons de cette espèce, recouvreurs de dettes, gabeleurs, et autres maltotiers, peuvent être nommez Grapignans.] 60 éfriande, affriande. 61 moutade, moutarde.

VI. Noei.

Priere po lai poi.

Su l'Ar: De Jean de Vert.

Aujodeù que Noei devrò
Régaudi no corée,
Haila lai poi lon tam po no
A pranture antarrée.
5 L'Ampire át armai jeusqu'é dan,
Ç'á pei que ce n'éto du tam
De Jan de Var, de Jan de Var.
De Jan de Var, de Jan de Var.

Porquei diantre ansin rélemai
10 Le feù dessu lai tarre?
Lé jan son bén anvairimai,
De no rebôtre an garre.
Ne porron-je come autrefoi,
Au bò de Vincéne revoi
15 Cé Jan de Var? cé Jan de Var?
Cé Jan de Var? cé Jan de Var?

Vou baillé no, beá sire Dei,
Lai poi tan demandée,
Vou dan no côfre ai plein penei,
20 De l'or tô dés andée.
Ai nos an fau dé benáton
Po détrure lé rejeton
De Jan de Var, de Jan de Var,
De Jan de Var, de Jan de Var.

25 Lé Maige vo fire prezan
D'ançan, d'or et de myére.
Ie n'aivon pas bezoin d'ançan,
Loüi n'an manque guére.
Lai myére ambaume lé chanei,
30 Je lai laisson bé velantei
Ai Jan de Var, ai Jan de Var,
Ai Jan de Var, ai Jan de Var.

VI. poi, paix. 1 aujodeù, aujourd'hui. 2 régaudi, réjouir; corée, intestins autour du coeur, et le coeur ensemble (lat. praecordia). 3 haila, hélas. 4 pranture, syncope de par aventure, peut-être; antarrée, enterrée. 5 é dan, aux dents. 6 pei, pire, pis (lat. peius). 7 Jan de Var. [Gloss.: Jean de Vert, fameux Commandant des troupes Impériales, pris au mois de Mars 1638 par le Duc de Veimar dans une bataille prés de Rhinfeld, et de là mené prisonnier au bois de Vincennes.] 9 porquei, pourquoi; ansin, ainsi; rélemai, rallumer. 11 jan, gens; anvairimai, envenimés. 12 rebôtre, remettre. 17 baillé, baillez, donnez. 19 côfre, coffres; penei, panier, paniers. 20 tô dés andée. [Gloss.: andée, sentier dans la vigne apellé autrement raie. Ces sentiers étant des espèces de rues, qui ont leurs longueurs et leurs traverses, on dit tô dés andée, pour marquer l'abondance de quelque chose que ce soit, comme si en disant qu'on en aura tô dés andée, on donnoit à entendre qu'on en aura tout du long et du large. Les Vignerons Latins apelloient ces sentiers antes, d'un nom qui aproche de celui d'andées, mais que je ne crois pas néanmoins en être l'origine, y ayant plus d'aparence que c'est de l'Italien andata, que vient le Bourguignon andée.] 21 bénaton, panier à mettre la vendange. Ce mot vient de béne, sorte de grande manne ovale dans laquelle on voiture du charbon en Bourgogne. 25 Maige, Mages. 26 ançan, encens; myére, myrrhe. 29 chanei, charniers, caveaux où les particuliers de quelque famille ont droit de se faire enterrer. 30 velantei, volontiers.

Po l'or, ai seró de saizon.
Que n'on-je queique Maige,
35 Qui nos an épote ai foizon?
J'an ferein bon uzaige;
Je ne no trôverein pa cor,
Je ne maudirein pa si for
Lé Jan de Var, lé Jan de Var,
40 Lé Jan de Var, lé Jan de Var.

El â vrai, gran Dei, j'estimon
Que l'Aigle airé du peire.
Victor, Cateigna, Vaudémon
Son troi brave raipeire.
45 Villeroi poussan son bidai,
Feré bé dé Reitre vredai
Vé Jan de Var, vé Jan de Var,
Vé Jan de Var, vé Jan de Var.

Ma lai garre ne fu jaimoi,
50 Seigneur, ein bon refuge.
Du tombeá rémené lai poi,
Forrés-y le graibuge.
Qu'el y sò si bén épôti,
Qu'ai n'an peusse non pu soti
55 Que Jan de Var, que Jan de Var,
Que Jan de Var, que Jan de Var.

VII. Noei.

Su l'Ar: Bannissons la mélancolie.

Vo trôqué le séjor dés ainge
Anpor quoi? ç'at anpor éne grainge;
Le trôc át étrainge.
Vos étein si bén ai vote aize.
5 On n'á pa ché no,
Beá Dei, ne vo déplaize,
Aussi bé qu'on á ché vo.

---

35 épote ai foizon, apporte à foison. 37 cor, courts. 43 Victor. C'est le duc de Savoie Victor Amédée II du nom, qui en 1701 paraissait être dans les intérêts de la Frauce; Cateigna, le maréchal de Catinat; Vaudemon. Charles-Henri de Lorraine, prince de Vaudémont. 45 Villeroi. François de Neufville, maréchal, duc de Villeroi; bidai, bidet. 46 reitre, cavaliers, mot allemand: vredai, fuir (en bas lat. veredare). 47 vé, vers. 49 jaimoi, jamais. 52 forrés, fourrez; graibuge. [Gloss.: grabuge, discorde, querelle. Grabuge qu'on croit vieux dans notre langue, n'y étoit pas connu il y a cent ans.] 53 sò, soit; épôti. [Gloss.: Laisser long tems cuire au pot quelque viande que ce soit, en sorte que, comme on dit, elle en soit pourrie à force de cuire. De là figurément on souhaite que le grabuge demeure épôti dans le tombeau, c'est-à-dire, qu'il y croupisse, qu'il y tienne à n'en pouvoir sortir, qu'il y pourrisse.]

VII. 1 trôqué, troquez. 2 anpor, pour, pour le prix, en échange; grainge, grange. 8 escôgrife. [Gloss.: grand vilain escroc. Ce mot n'est pas Bourguignon, mais purement burlesque. On ne s'en est guére servi avant l'an 1640. Cyrano, Acte I. Scene 1 de son Pédant joué, a écrit escogrif et Caif dans une boutade de 73 petits vers tous rimés en if.] 9 sacar. [Gloss.: On apelle à Dijon sacards ces gens qui en tems de peste enterrent les corps des pestiférez, et qui dans cette occasion volent tout ce qu'ils trouvent sous leur main dans les maisons des malades. On entend par ce mot tous coquins, pendards, gens de néant, et comme on dit

Contre vo troi faus escôgrife,
Troi sacar, Pilate, Anne et Caïfe
10 Éguze lò grife.
Peut-on voi, sans an étre greigne,
Qu'ein aigneá si dou,
Ignôçamman s'an veigne
Bôtre ai lai gorge du lou?
15 J'aivon fai dé faute si lode,
Et potan vote misericode
Su no se débode.
Lai bontai don vote ame á pléne,
Ne réparme pa
20 Jeusqu'au san de vo véne,
Et le tô po dés ingra.

VIII. Noei.

Ouverture de Bellérophon.

Lucifar
N'á pa si gran clar
Qu'on panseroo;
El á si béte qu'ai croyoo,
5 Que Dei varoo
An gran éproo,
Qu'ai poteroo
Et l'or et lai soo,
Que le moindre roo
10 Qui vireroo
Su sé lochefroo,
Seró dé geleignôte dé boo.
De tô loin qu'ai vi Baltazar,
Melkior, Gaspar,
15 Épotai lo prezan
É genon du chetit anfan,
Qui grullò, qui claquò dé dan,
Ai se môquo de l'or,
Dizan: Velai de gran butor;
20 Ein garcenô
San baibillô,
Un hairai de gredin
É bé lai meigne d'un Daufin.
Ma quan Dei lassai de se caiché,
25 S'ambruï de próché,
Que fu le Mon Talbor an l'ar,

---

de sac et de corde. Il vient de l'Italien saccardo, pris dans Matteo Villani pour goujat selon les Académiciens de la Crusca, ou selon le Tassoni pour un pillard.] 10 aiguisent leurs griffes. 11 greigne, triste, affligé. 12 aigneá, agneau. 14 bôtre, bouter, mettre. 15 lode, lourdes. 16 potan vote, pourtant votre. 17 sur nous se déborde. 19 réparme, épargne (répargue).

VIII. 1 Lucifar. [Gloss.: De Lucifer nos vieux Gaulois ont fait, les uns Lucibel, les autres Luciabel; et pour Lucifar, nos bonnes gens de Bourgogne disent très-souvent Cifar.] 2 clar, clerc. 3 panseroo ou panserò, penseroit. 5 varoo, viendrait. 6 éproo, apprêt. 7 poteroo, porterait. 8 soo, soie. 9 roo, rost, rôti. 10 vireroo, tournerait. 11 lochefroo, lèchefrites. 12 geleignôte dé boo, gélinottes des bois. 15 apporter leurs présents. 16 é genon, aux genoux; chetit, devant une consonne cheti, chétif. 17 grullò, v. III 23; claquò dé dan, claquait des dents, grelotait de froid. 18 môquo, moquait. 21 baibillô, bavette. 22 hairai, enfant, diminutif du lat. herus (hoir). 23 meigne, mine. 25 s'ambruï de próché, se mit en train de prêcher. [Gloss.: L'infinitif de ce verbe c'est ambruer, formé, ce

Ai reluzi come ein quelar,
Qu'ai redreussi lé billar,
Fi voi les éveùgle clar,
30 Le Diale
Émorvaillai
De tô celai,
Santi que son cá étò sále,
Et vite au fin fon d'anfar
35 Cori, san dire mô, se meussai
tô camar.

VIIII. Noei.

Su l'Ar: Si le destin te condamne à l'absence.

Voizin, ç'á fai,
Lé troi messe son dite,
Deus heure on senai,
Le boudin é couïte,
5 L'andoüille á próte, alon déjeunai.
Si lai loi judaïcle
Défan le lar come héréticle,
Ce n'á pas de moime an Chretiantai.
Maingeon du por frai.
10 Maingeon, j'airon bru
D'étre pu bon catôlicle,
Pu
Je seron frian de gorai.

---

semble, de la préposition en et de bruit. Quand les enfants voient que leur sabot, leur toupie, ou leur moulinet commence à tourner de bonne sorte, ils disent en Bourguignon, que leur trebi, leur fiade, leur melin s'ambrue, c'est-à-dire, commence a faire du bruit en tournant, et de là par metaphore s'ambruer, pour se porter à faire quelque chose avec ferveur.] 26 Talbor. [Gloss.: Thabor, montagne où se fit le miracle de la transfiguration. Au lieu de Thabor on a dit Talbor par une ignorance affectée en la personne du vigneron Barôzai qu'on feint être l'auteur de ces noëls.] 27 quelar. [Gloss.: ardent, météore enflammé, feu sautelant qui paroit de nuit autour des marais. Quelar vient de clair, réguliérement il faudroit écrire clar, mais comme on prononce quelar, il a fallu aussi l'écrire, parce qu'en Bourguignon l'orthographe est d'ordinaire conforme à la prononciation.] 28 redreussi, redressa, fit marcher droit; billar, boiteux. 31. 32 émerveillé de tout cela. 33 cá, cas. 34 au fin fond, tout au fond. [Gloss.: Philippe de Comines, comme l'observe Paquier, chap. dernier du 8. liv. de ses Recherches, a dit parlant de quelques Seigneurs, qu'ils étoient au fin bord de la rivière de Seine. Moliere, sc. derniere du 2. acte des Fâcheux, fait dire à Dorante:

Et nous fumes coucher sur le pays exprès,
C'est-à-dire, mon cher, en fin fond de forêts.

Ainsi fin fond c'est la fin du fond.] 35 meussai, cacher, du lat. mussare, parler entre ses dents, à basse voix et même se taire; camar, camard.

VIIII. 3 on senai, ont sonné. 4 é couïte, a hâte. 5 próte, prête. 8 moime, même. 10 bru, bruit. 13 gorai, goret, cochon du lat. verres.

X. Noei.

Su l'Ar: La Saint Martin.

Vive Noei,
Ç'át éne bone féte,
J'an aivein métei,
Lucifar et ses écoussei,
5 Aujodeù, graice ai lai,
Boisse lai créte,
Du bon Dieu je devenon le fraire,
Po no randre gran, ai s'á randu peti,
Éne fanne contre no l'irriti,
10 Éne autre fanne époise sai côlaire.

Le fiermaman,
Fai po l'humain lignaige,
Li fu cepandan,
Depeù lai sôtise d'Adan,
15 Fromai quatre mille an,
Et daivantage;
Ma dó qu'ai Noei lai poi jurée
U remi le Moitre et lé Vaulô d'aicor,
Dan le cier on se prépari d'aibor,
20 Ai noz y faire éne joyeuse antrée.

On retandi
D'haute-lice nôvelle
Tô le pairadi,
L'arcainge Miché vargeti
25 Lé meuble du logi
D'aivô sés aile,
Ein autre épreti dé caquetore,
Dé siége môlai por y bôtre de ran
Lés ame de no bon vieu peire gran,
30 Que Jésu vin tiré de lai bandore.

Ai dire vrai,
Tô cé bon patriáche,
Sai, Lamai, Jarai,
Mailaïleai, Maithieusalai,
35 Trôvire jeusque lai
Dei bé riáche;
Ai se consôlein dan l'espérance,
Me diré queicun, ma je répon, que si
Ai fure ainsi tôjor lai san dormi,
40 El ûre ma foi belle patiance.

No, quan lai mor
Venré graissé no bôte,

X. 3 métei, métier, besoin. 4 écoussei, batteurs en grange, vanneurs, du verbe écourre. 5 lei, elle. 6 boisse, baissent; créte, crête. [Bon-mot du glossaire: Deux Vignerons à Dijon voyant passer une jeune fille qui avoit sur la tête une belle fontange rouge: Padei, dit l'un, elle pondré bé to. Coman don? dit l'autre: ç'á, reprit le premier, qu'elle é lai créte bé rouge. La plaisanterie consiste en ce que les poules n'ont jamais la crète si rouge, que lorsqu'elles sont prêtes à pondre.] 9 irriti, irrita. 10 époise, apaise. 15 fromai, fermé. 17 dó qu', dès qu'. 18 u, eut; vaulô, valets. 21 retandi, retendit. 24 arcainge, archange; vargeti, vergeta. 27 épreti, apprêta; caquetore, caquetoires. 28 môlai, mollets; ran, rang. 30 bandore, prison. 33 Seth, troisième fils d'Adam; Lamech; Jared. 34 Malaléel; Mathusalem. 35 trôvire, trouvèrent. 36 riáche, dur, coriache, dont on a fait par corruption riache. 40 ûre, eurent. 42 on se rappelle involontairement, en lisant ce vers, la plaisanterie du bonhomme Rabelais, qui, après

Je no feson for
D'alai dan lai céleste cor,
45 San raibô ni détor
Qui nos anrôte;
Je no détraipon du précatoire,
Et quan d'y géitai, je coron
queique hazar, [bar,
Le padon de monsieu S. Feule-
50 No juche an ein vire-main dan
lai gloire.

Pour jeter encore un coup d'oeil sur ce langage, le glossateur a sans doute raison de dire (v. écharre, chiche, mesquin), que l'auteur s'est efforcé de parler le bourguignon le plus exquis, c'est-à-dire le langage le plus grossier des vignerons les plus rustres. Donc, il a traité conformément et la déclinaison et la conjugaison.

Quant à la déclinaison, l'article du sing. pour le masculin est le devant une consonne et l' devant une voyelle, pour le féminin lai et l'; du pluriel devant une voyelle lés, devant une consonne lé, car c'est une des principales règles, tant de l'orthographe que de la prononciation de cet idiome, que tout ce qui ne se prononce pas est retranché. Ainsi, aussi les substantifs ont tout-à-fait la même forme au sing. et au plur., p. ex. noei signifie et noël et noëls. Du reste on dit, comme en français du et au, tandisque le simple à du datif se prononce ai, p. ex. ai dei, à dieu; des enfin s'écrit, selon les circonstances, dé et dés, et au lieu d'aux on dit é ou és, p. ex. é medecin, aux médecins, és aivôcar, aux avocats.

La conjugaison est des plus rudes et des plus élémentaires, mais, de nos jours encore, je l'ai assez souvent retrouvée à la campagne. Les pronoms, à l'aide desquels elle se fait, sont pour la première personne du sing. indifféremment je et i, je; puis tu, tu; el devant une voyelle, ai devant une consonne, il; je et i, de même nous; vos, vous; ai et el, ils. Seulement dans les questions, on met i pour il et ils.

Voici la conjugaison des verbes avoir et être.

1. Avoi, avoir; prés. de l'ind.: j'ai, j'ai; tu é, tu as; el

---

avoir humblement reçu le viatique, ne put cependant s'empêcher de dire qu'on lui graissait les bottes pour un grand voyage. 45 raibô, inégalité de pavé, endroit raboteux dans le chemin. 46 anrôte, arrête en route. 47 détraipon, débarassons; précatoire, purgatoire. 48 géitai, jetés. 50 vire-main, tournemain.

é, il a; j'aivon et j'on, nous avons; vos aivé et vos é, vous avez; el on, ils ont; du subj.: j', tu, el ò ou oo[1]) (des trois personnes), j', vos, el ain (ain de même des trois pers.); impératif: ò ou oo, aie; ain, ayez; impf.: j', tu, el aivò ou aivoo, j', vos, el aivein; parfait de l'ind.: j', tu, el u, j', vos, el ure; du subj.: j', tu, el eusse[2]) (aussi pour eût), j', vos, el eussein; futur: j'airai, tu airé, el airé, j'airon, vos airé, el airon; conditionnel: j', tu, el airò, j', vos, el airein.

2. Ètre ou éte, être; étan, étant; prés. de l'ind.: je seù[3]), tu é, el a devant une consonne, el at devant une voyelle (a-ce, est-ce, ç'a, c'est), je son, vos éte, ai son; du subj.: je, tu, ai sò, je, vos, ai sein; impératif; sò, sein; impf. étò, étein; parfait de l'ind.: fu, fure; du subj.: feusse, feussein; fut.: seré (des trois pers. du sing.), seron, seré, seron; condit.: serò, serein.

La conjugaison des deux verbes auxiliaires exposée, la conjugaison des autres verbes s'entend presque d'elle-même. Je n'ai donc qu'à ajouter quelques particularités. Ainsi le parfait de l'ind. de la I^e^ conjugaison se forme pour toutes les personnes du sing. en i, p. ex. alli, allai, allas, alla; pour toutes les personnes du plur. en ire, tandisque, pour toutes les personnes du sing. et du plur., le parfait du subj. n'offre que la seule terminaison en isse, p. ex. allisse. Dans la IIe conjugaison l'r final de l'infinitif est partout retranché: les verbes réguliers forment le parfait en issi, p. ex. je fremissi, je frémis [dire de la IIIIe conjug. suit la même analogie et fait disi (en lat. dixi), je dis]: les verbes irréguliers suivent autant que possible la flexion des verbes français, p. ex de cori, courir: prés. de l'ind. je, tu, ai cor, je coron, vos coré,

---

1) ò ou oo. Le redoublement ne sert qu'à marquer la longueur de l'o final.

2) eusse. La diphthongue eu s'y prononce comme dans les mots jeu, feu.

3) Seù. La prononciation de cet eù est particulière. Le son ressemble à celui que formerait eü on ehu prononcé aussi vite que si c'était un monosyllabe des plus brefs. Il en est de même de l'ô bourguignon qui se prononce ohu p. ex dans aivô, avec.

ai core; impératif cor, coron; parf. cori, corire; de veni, venir: vén, viens; prés. du subj. veigne; fut. varré et venré, condit. varrò; de teni, tenir: prés. du subj. teigne, impf. tenò, fut. tarré. Dans la IIIe il se trouve à côté de formes comme I me seù éporsu, je me suis aperçu et I m'éporsu, je m'aperçus (subj. aperceusse) des parfaits tels que concevi, conçus. — Surtout la conjugaison est plaisante à l'optatif, p. ex. Ai vorò que je vos haïsseusse, et au pluriel que je vos haïsseussein, il voudrait que je vous haïsse, que nous vous haïssions.

Ce patois s'approche donc en général beaucoup des formes françaises, et cela, je crois, deviendra encore plus clair, quand nous aurons donné quelques remarques sur la grossièreté de sa prononciation.

Pour en commencer par l'h initial, le bourguignon n'admet aucune aspiration. Ainsi l'on dit je l'hai, je l'haïsson, je le hais, nous le haïssons.

Passons à la prononciation des voyelles et des diphthongues.

I. A.

a) l'a français se prononce en général comme ai ou ce qui veut dire le même d'après l'orthographe de Barôzai, comme é: p. ex. chécun chacun, brai bras, çai ça, celai cela, échevan achevant, écode accorde, lai et ilai là, Pairi san par Paris sans pair; quelquefois aussi comme é ouvert, p. ex. reige rage, creiché cracher; comme e muet enfin dans penei panier.

b) l'ai français au contraire se prononce souvent comme a, p. ex, par pair, clar clair, ar air; quelquefois aussi comme oi, p. ex. moison maison, moitre maître, poi paix, poiré payera, poître paître, réboissi rabaissai.

c) au comme e, p. ex. secrò saurais, secrein saurions.

d) eau comme eà, ainsi que le dernier a est allongé dans la prononciation, p. ex. eà eau, nôveà nouveau, ozeà oiseau, Izaibeà Isabeau [1]).

e) al et ab devant l, devient au, p. ex. mau mal, é-

---

[1]) On dit encore en français au lieu d'Élisabeth Isabelle, Babet, Babette, Babeau, Belon et peut-être d'autres que je ne connais pas.

taule étable, taule table, ôzeraule érable. [D'une manière analogue on fait de ol ou, p. ex. soudart soldat, comme dans ces fameux vers de Ronsard:

> Je ne suis pas, ma guerriere Cassandre,
> Ny Myrmidon, ny Dolope soudart.
>
> (Amours I 4).]

II. E.

a) l'e muet se prononce à l'ordinaire comme a, p. ex. clar clerc, convarsion conversion, couvar couvert, ôfar offert, ôvar ouvert, garre guerre, hyvar hiver, mar mer, marci merci, marle merle, parche perche, pametté permettez, parsonne personne, Piarre Pierre, prôvarbe proverbe, sarmon sermon, sarpan serpent, sarvi servir. [De cette categorie est aussi ran rien.]

b) e muet et e ouvert comme o, p. ex. borgei berger, borgeire bergère, dépôche dépêche, dò que dès que, éborger héberger, elemôte allumette, prò prêt, prôché prêcher, lôfre lèvre, morcei mercier (marchand), pôche pêche; quelquefois on trouve aussi au pour e, p. ex. maule mêle, maulin-maulô pêle-mêle [crô creux].

c) é comme ei, p. ex. peiché péché.

d) è comme eu, p. ex. meune mène.

e) ei et ê comme oi, p. ex. foindre feindre, fointe feinte, moime même, paroille pareille [noge neige, pone peine, anciennement poine].

f) el devient ou ai ou ei, p. ex. autai autel, Gabriai Gabriel; quei quel, quelle, quels, quelles et quoi; queicun quelqu'un, queique quelque, tei tel, sei sel (mais mier miel, cier ciel).

Qu'on note encore que, quand après a et e il suit la syllabe li, on prononce, comme s'il y avait gli avec un son mouillé, p. ex. deglice délices, maglice malice.

III. I.

L'i français se prononce dans ce patois ou purement ou comme ei. Au lieu de ine on dit à l'ordinaire eigne, ainsi que le gn se prononce comme dans cygne (pour la termi-

naison une on dit de même eùgne), p. ex. côqueigne coquine, couzeigne cousine (mais cusène cuisine), ai deigne il dîne (et deigne digne), diveigne divine, éfeignai affiné, épeigne épine, fameigne famine, feignance finances, feigne fine, imageigne imagine, ordignaire ordinaire, lumignaire luminaire, Meignerve Minerve, meigne mine, mignute minute, Rôbeigne Robine, veignaigre vinaigre; foteùgne fortune, leùgne lune, pugni puni [pegnitance pénitence.]

Qu'on remarque encore séparément dei dieu, bé bien, méne mien, meù mieux, et à la fin des mots ei pour ier et er, eire pour ière ou ère, p. ex. borgei berger, borgeire bergère, grenei grenier, lizeire lisière.

IIII. O.

a) o = ou, p. ex. pouaite poète.

b) o = e, p. ex. senai sonner [ai seune il sonne], queman comment et commence, dremedaire dromadaire.

c) ou = o[1]), p. ex. autor autour, cô coup et cou, ai côle il coule; cor court, coronne couronne, glôton glouton, gôte goutte, détor détour, discor discours, dôze douze, jor jour, nôvelle nouvelle, ôbliai oublier, ôvraige ouvrage.

d) ou = u, èu et e: p. ex. suche souche, juan jouant, jueu joueur, jue joue, peùce pouce, peuvé pouvez, meuri mourir, meuré mourez, velan voulant, velon voulons, veli voulus, velantei volontiers.

e) oi = o, p. ex. bò bois; mais quand on rencontre déplié pour déployer, anvié envoyez, mitié pour moitié, viaige pour voyage, cela s'explique de la vieille langue[2]).

---

[1]) Quand on trouve des formes telles que genon genou, genoux, l'n final est parasite; de même dans nun nul, aimin ami, venun venu; pour prin pris et je prin, je pris (plur. prinre) il faut, comme dans beaucoup d'exemples déjà cités, recourir à l'ancienne langue.

[2]) Quant à la forme revoiron reverrons, il faut se rappeler que p. ex. chez Ronsard il se trouve dans le même sonnet voirra à côté de verra (Amours I 1):

V. U.

a) u = e, a et eu, p. ex. lemeire lumière, marmure murmure, pleume plume, preune prune, seur sûr.

b) ui = u et eù, p. ex. neù, nuit, méneù minuit, peù puis, pussance puissance, conduzò conduisait, détrure détruire; fru fruit, instrure instruire.

Ajoutons quelques autres grossièretés de la prononciation:

1) r au milieu des mots devant une autre consonne est partout supprimé, p. ex. clatai clarté, codon cordon, conai corner (sonner du cor), cone corne, couvature couverture, débode déborde, étodi étourdi, gade garde, jadin jardin, Jodain Jourdain, jonée journée, libatin libertin, lode lourde, Matin Martin, mote morte, moutade moutarde, note notre, vote votre, padan perdant, padei pardieu (parbleu), padon pardon et perdons, palan parlant, pati partir, potan pourtant, pote porte, préte prêtre, quate quatre, quatoze quatorze, regadò regardais, sotan sortant, sote sorte, vatu vertu.

2) Suppression d'autres lettres au milieu des mots: diale diable (comme disent aussi les Picards), nonostan nonobstant, sutie subtile, pu plus, ressanne ressemble, ansanne ensemble, venonge vendange, vorein voudrions, vauran vaurien, vaurò vaudrait, tarbe terrible (par syncope de taribe, taribe), parre prendre avec ses composés.

3) Transposition de lettres: breusse berce, fremille fourmille, fromai fermé, prôve pauvre, trebi (du lat. turbo) sabot, sorte de toupie.

4) Lettres parasites: débille débile (se prononce comme fille), jambion jambon, rizan riant, vou ou, voù où, vouei (mais aussi ouei, ouï et ô) oui.

Qui voudra voir une jeunesse pronte
A suivre en vain l'objet de son malheur,
Me vienne voir, il voirra ma douleur,

et ensuite:

Et si verra que je suis trop heureux
D'avoir au flanc l'aiguillon amoureux,
Plein du venin dont il faut que je meure.

5) r final est presque partout retranché, p. ex. auteu auteur, coeu coeur, fezeu faiseur, grenei grenier, imprimeu imprimeur, ligei léger (mais au fém. ligeire), mangeu mangeur, métei métier, o çai or ça, ôvrei ouvrier, premei premier.

6) de même on retranche f final, p. ex. chéti chétif, Jui Juif, neu neuf dans toutes ses significations, poussi poussif, soi soif.

7) la terminaison ique se prononce icle, p. ex. canticle cantique, catôlicle catholique, musicle musique, jeùdaicle judaïque.

Du reste, il y a dans ce langage bien des choses qui rappellent la langue de la renaissance, p. ex. la construction des prépositions dessu (dessus), dezô (dessous), devé (devers), mais avant tout l'emploi fréquent des diminutifs. A l'ordinaire on croit que la langue française n'en a pas beaucoup, mais, dans la conversation on en rencontre de fort jolis qui assurément ne sont pas tous dus à Ronsard. Catulle en avait donné l'exemple en latin et Ronsard, en imitateur spirituel, est tout plein de ces sortes de diminutifs. Ainsi, il n'y a rien de plus joli que ce fameux sonnet (Amours liv. I 18):

> Un chaste feu qui en l'âme domine[1]),
> Un or frisé de maint crespe anelet,
> Un front de rose, un teint damoiselet,
> Un ris qui l'ame aux astres achemine,
> Une vertu de telles graces digne,
> Un coeur de neige, une gorge de lait,
> Un coeur ja meur en un sein verdelet,
> En dame humaine une beauté divine,
> Un oeil puissant de faire jours les nuits,
> Une main forte à piller les ennuis,
> Qui tient ma vie en ses doigts enfermée,
> Avec un chant decoupé doucement,
> Or' d'un sous-ris, or' d'un gemissement,
> De tels sorciers ma raison fut charmée.

Voici donc quelques diminutifs que nous avons notés dans les noëls de Barôzai[2]): aimorôte amourette, Blaizôte nom de

---

[1]) Var.: Une beauté de quinze ans enfantine.

[2]) Aussi les poèmes de Jasmin sont riches en très-beaux diminutifs,

fille, boucôte petite bouche, caichenôte cachette, chambrôte chambrette, chansenôte chansonette, clochôte clochette, douçô, dim. de doux, fém. doucôte (poulô douçô poulet doux), drôlai petit drôle, émusôte amusette, fammelôte pauvre petite femme, fillôte petite fille, garcenô petit garçon, jôliôte joliette, lugnôte lunettes; pechô, diminutif de peu; Peucô Poucier. A côté de ces diminutifs on rencontre tels que Clairon, petite fille nommée Claire, Madelon diminutif de Madeleine, Mairion, dim. de Marie.

---

p. ex. agnelous petits agneaux, amiguets petits amis, amiguetos petites amies, bestiôlo bestiole, bilôto petite ville, caoudeto chaude, clareto claire, caminols sentiers, coumayreto commère, crambeto chambrette, dameto jeune dame, ditous petits doigts, diablotous diablotins, doumayzeleto demoiselette, eillous petits yeux, esteletos petites étoiles, filletos fillettes, glouriôlo petite gloire, gleizeto petite église, houreto petite heure, moussuret petit monsieur, muzeto petite muse, oustalet maisonnette, pastourelet petit berger, pastoureleto petite bergère, paouret (et paourot) pauvret (fém. paoureto et paourôto), penou petit pied, paperou petit papier, pitchounet petit (fém. pitchouneto), pugnadet poignée, reyneto jeune reine, souleto seule, soureillet petit soleil.

Julius Wollenberg.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

---

40. Sitzung am 11. September 1860. — Herr Pröhle gab einen Bericht über eine Reise zur Erforschung der Volksüberlieferungen von Questenberg und dem Kyffhäuser. Für die Prinzessin im Kyffhäuser hat er den Namen Utchen gehört. Die schon in Grimm's Mythologie kurz besprochenen Pfingstsitten von Questenberg theilte er in grosser Ausführlichkeit mit und brachte den Questenberger Pfingstbaum, da er behauen ist und das ganze Jahr hindurch steht, mit der Irmensäule in Verbindung. Zum ersten Male hat er ausserdem Sagen von Questenberg gesammelt, welche, wie er hofft, mehr zur Erläuterung der Questenberger Alterthümer beitragen werden, als die Sagen zur directen Erläuterung des Questenberger Pfingstgebrauches, welche mit dem Wunderbaren des „Rostes des Alterthums" ermangeln und vielleicht erst durch den sächsischen Prinzenraub, an den sie anklingen, entstanden seien.

Herr Schmidt theilte Einiges aus einem nunmehr als Programmschrift erschienenen Aufsatz über Milton's Comus mit, namentlich die Untersuchungen über Milton's Verhältniss zu andern Autoren, die den Comus auftreten lassen, was zu einer ausführlicheren Inhaltsangabe des Comus des Erycius Puteanus Anlass giebt. Dann erwägt er die verschiedenen Urtheile, die über den Comus des englischen Dichters gefällt worden sind und schliesst mit einer Erläuterung der verschiedenen Factoren des Milton'schen Stils, von denen er den klassischen Bestandtheil besonders hervorhebt.

In einem in italienischer Sprache gehaltenen Vortrag sprach Herr Boltz über das sicilianische Volkslied. Er legte mehrere Volkslieder vor. Die Vergleichung mit ähnlichen Liedern anderer Nationen bewegte sich besonders in einer Charakteristik Béranger's und Heine's. Der Vortrag gab Anlass zu einer lebhaften Debatte über den Begriff Volkslied und über die Merkmale des letzteren. Es betheiligten sich daran namentlich die Herren Lasson, Herrig, Pröhle.

41. Sitzung am 9. October 1860. Herr Lasson spricht über das logische Element der Sprache. Alle tieferen Denker haben eingeräumt, dass die Sprache nicht auf mechanischem Wege, durch Uebereinkunft, entstanden sein könne. Es sei Wilhelm von Humboldt's Verdienst, die Sprache als selbständige Macht aufgefasst zu haben; Becker habe Humboldt ergänzt, indem er diesen Satz zur Erklärung der Spracherscheinungen ausgeführt und das Denken, die Logik, als das innerste Gesetz der Sprache in den einzelnen Gebieten derselben nachgewiesen habe. Doch sei mit dieser Logik nicht die formale, sondern die metaphysische gemeint. Wäre das Sprechen nur ein Spieltreib, wäre es nur die Befriedigung des Bedürfnisses der Mittheilung, so würde sich auch dann das Logische als der letzte Grund der Sprache ergeben. Sie sei jedoch kein Act freier Selbstbestimmung, sondern entstände aus einer innern Nothwendigkeit. Es gäbe daher nur eine Sprache, da alle einzelnen Sprachen von denselben Gesetzen beherrscht würden; Verschiedenheit dieser einzelnen Sprachen entstehe ebenfalls auf logischem Wege. Die Kategorien, die den einzelnen fehlten, würden auch in ihnen stillschweigend mitverstanden, und es sei demnach die Aufgabe der besonderen Grammatik nachzuweisen, welche Kategorien eine Sprache ausdrücke, und welche sie verschweige. Neben dem logischen Element existire noch ein zweites, das ethische. — Die Herren Schwerin und Schmidt verständigten sich mit dem Vortragenden über Einzelheiten. Letzterer hob das ästhetische Element der Sprache hervor und bat um eine Erläuterung hinsichtlich des von Schiller eingeführten Wortes Spieltreib, das der Vortragende in einer abweichenden Bedeutung angewendet hatte.

Herr Holtze besprach die Etymologie des Wortes Pistole, suchte die Willkürlichkeit der bekannten Herleitungen darzuthun, machte namentlich auf den in einem Verzeichniss des Nürnberger Zeughauses vorkommenden Ausdruck für diese Feuerwaffe „Bettstolln“ und den Umstand aufmerksam, dass in Frankreich dieselbe einst ausdrücklich als eine deutsche Waffe verboten wurde, und forderte zu näherer Betrachtung der Etymologie dieses Wortes auf. Nach einigen Bemerkungen der Herren Planer und Hermes kam dieser Aufforderung sofort Herr Mahn nach, indem er nach erschöpfender Aufzählung der versuchten Herleitungen schliesslich die durch den Vorredner bezweifelte von der Stadt Pistoria mit geschichtlichen und sprachlichen Gründen aufrecht erhielt. Zugleich erwies er die Herkunft des Wortes Pistole als Münze aus dem italienischen piastra oder vielmehr aus dessen Diminutiv piastruola.

Herr Herrig bespricht die Unzulänglichkeit der Ausgaben von Bossuet's Predigten, indem die Herausgeber, statt auf die Manuscripte zurückzugehen, sich damit begnügt haben, einfach die Benedictiner-Ausgabe von 1772 nachzudrucken. Ein Besuch der kaiserlichen Bibliothek in Paris hat ihm die Ueberzeugung verschafft, dass selbst Déforis,

welcher verspricht, in seiner Ausgabe Bossuet, tout Bossuet, rien que Bossuet zu geben, keineswegs befriedigt. Unter andern erlaubt er sich mancherlei höchst willkürliche Veränderungen des Textes vorzunehmen, Correcturen, welche Bossuet selbst gemacht, ganz unberücksichtigt zu lassen und einzelne Stücke mit einander zu vermischen, welche zu ganz verschiedenen Reden gehören. Bossuet benutzte mehrfach eine und dieselbe Predigt bei verschiedener Veranlassung und nahm dabei mancherlei Aenderungen vor, indem er namentlich theils neue Exordien machte und auch den paränetischen Theil seines Vortrags den besonderen Umständen angemessen neu abfasste. Déforis hat nun seltsamer Weise geglaubt, nichts fortlassen zu dürfen und die alten und neuen Stücke mit einander vermischt; das kürzere Exordium z. B., welches neu ist, erscheint meistens schöner und kräftiger: Déforis wählt indessen durchgängig das längere und nimmt aus dem kürzeren noch diejenigen Stellen hinzu, welche irgend einen neuen Gedanken enthalten, der aber in den so gestalteten Zusammenhang gar nicht recht passen will.

Ganz besonders auffallend ist es aber, dass sich in der Sammlung von Déforis eine Predigt befindet: „Sur les obligations de la vie religieuse,“ welche gar nicht von Bossuet herrührt, sondern ein Werk Fénelon's ist (Vergl. Fénelon XVII Entretien sur les avantages et les devoirs de la vie chrétienne). Endlich rügte der Vortragende, dass in der Deforis'schen Ausgabe die höchst wichtigen Varianten fehlen.

Danach macht er auf die Nothwendigkeit einer Eintheilung der Predigten aufmerksam, die sich leicht aus der allmäligen Umänderung des Styles so wie nebenbei aus der veränderten gesellschaftlichen Stellung Bossuet's ergäbe. An Bossuet's Werken, der zu schreiben begann, bevor die Lettres provinciales erschienen waren, und aufhörte, nachdem die klassischen Werke der Zeit Ludwig's XIV. bekannt geworden, spiegele sich die ganze Sprachentwicklung jener Epoche ab. An einer Reihe von Ausdrücken, deren sich Bossuet in späteren Jahren schwerlich bedient haben würde, zeigt er endlich die Nachlässigkeit und Härte der Diction in den ersten Werken dieses Schriftstellers, welcher anfangs wie seine Zeitgenossen viele gelehrte Citate gab und seine ganze Beweisführung auf scholastische Discussion stützte.

Die statutenmässig in der letzten Sitzung des Vereinsjahres vorzunehmende Neuwahl der Vorstandsmitglieder fand statt und ergab die frühere Vertheilung der Aemter. Nach der Sitzung machte der Vorsitzende noch folgende Mittheilung: Das geschätzte englische Blatt Notes and Queries pflege Fragen, die im Verein erörtert werden, abzudrucken. Ein Mitglied desselben hat nun an die Redaction ein Dankschreiben für diese Aufmerksamkeit zugleich mit der Bitte gerichtet, künftig doch auch die Quelle angeben zu wollen.

42. Sitzung am 26. October 1860. — Herr Kannegiesser spricht über die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Künste Motive zu neuen Schöpfungen aus Dante entlehnt haben, und schildert

dann eingehend ein Bild von Vogel von Vogelstein, welches in Gestalt eines gothischen Kirchenportals auf seinen verschiedenen Feldern die Hauptzüge aus Dante's göttlicher Komödie zur Anschauung bringt.

Herr Herrig hielt hierauf einen Vortrag über Edmund Spenser. Nach einer Betrachtung der beiden Hauptrichtungen der Poesie sprach der Vortragende über das Wesen und die Bedeutung der alten englischen episch-allegorischen Dichtungen. Spenser wurde hierauf nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit charakterisirt, woran sich eine eingehende kritische Behandlung der Fairy Queen nach Inhalt und Form knüpfte. Indem zum Schlusse darauf hingewiesen wurde, dass Spenser jenem zweiten Abschnitte der Sprachentwicklung angehört habe, der sich gleichsam in fortwährender Fluctuation befand und in der Anwendung fester Regeln vielfach hin- und herschwankte, wurden in aller Kürze die Gesetze dargelegt und mit Beispiele belegt, nach denen sich bei Spenser und seinen Zeitgenossen die Vocale und Consonanten in den aufgenommenen Wörtern umgestalteten; es wurden die Abweichungen gezeigt, welche sich Spenser in der Accentuation erlaubt, seine orthographischen Inconsequenzen, das ihm Eigenthümliche in der Flexion und Bedeutung der Wörter.

Zum Schluss las Herr Plötz eine literarhistorische Skizze des französischen Schriftstellers Octave Feuillet. Nachdem er die Zeit des Auftretens dieses Dichters politisch und literarisch charakterisirt und als die Periode des sinkenden Romantismus bezeichnet hatte, suchte er zu zeigen, wie sich Octave Feuillet aus Anfängen, die ihn zu den Nachahmern von Alfred de Musset zählen liessen, zu seiner Eigenthümlichkeit emporgearbeitet hat, und in seinen späteren Dichtungen als den Begründer einer sittlichen Reaction gegen die materialistische und unsittliche Richtung der modernen französischen Literatur erscheint. Da die Zeit dem Vortragenden für die meisten Werke Feuillets nur eine skizzenartige Angabe des Inhalts und der Tendenz erlaubte, so suchte er seine Auffassung der literarischen Bedeutung des Dichters durch eine eingehende Analyse seines Hauptwerks Dalila zu begründen, von welchem Stücke er besonders charakteristische Stellen vorlas.

Mit diesen Vorträgen und einem sich anschliessenden festlichen Mahle feierte die Gesellschaft den dritten Jahrestag ihrer Stiftung. Wie im vorigen Jahre, beehrten zahlreiche Gäste, zu denen wir den Herrn Geheimerath Stiehl, den Herrn Geheimerath Olshausen, den Herrn Schulrath Mützell, den Gesandten der Vereinigten Staaten, Herrn Wright etc. zählen durften, das Fest mit ihrer Gegenwart.

43. Sitzung am 6. November 1860. — Herr Städler schliesst an die Besprechung der italienischen Grammatik von Mussafia, der er Lob ertheilt, einige auf den Sprachunterricht bezügliche Bemerkungen. Es läge bei Lehrbüchern, die die pädagogische Zweckmässigkeit zum höchsten Gesetz ihrer Anordnungen erhöben, die Gefahr nahe, dass

bei dem auseinandergerissenen Lehrstoff die Uebersichtlichkeit des Ganzen leide und dem Lernenden kein Bild der organischen Gliederung der Sprache gegeben würde. — Es sei ferner irrthümlich, dass eine jede zu erlernende Form zuvor in einem Satze angeschaut worden sein müsse. — Satzlehre und Formenlehre seien beim ersten Unterricht überhaupt auseinanderzuhalten. — Von keiner Seite wurde ein Widerspruch gegen die vorgetragenen Ansichten eingelegt. —

Danach spricht Herr Beauvais über die Endungen französischer Gentilien.

Er erinnerte an Mätzner's Untersuchungen über die Bildung der Namen der Bewohner von fr. Ortschaften und suchte die Liste der in Mätzner's Grammatik angegebenen Namen zu vervollständigen. Indem sich der Vortragende auf die Namen franz. Ortschaften beschränkte, ordnete er sie in folgender Weise:

I. Die Endung ois ist am häufigsten in den franz. Gentilien verwendet und ist der lateinischen Endung ensis nachgebildet. Mätzner führt nur einen einzigen Namen mit dieser Endung an und zwar den Namen Embrunois von Embrun an. Ich werde den Namen der Stadt, deren eigenthümliche Aussprache vielleicht zu Erörterungen Veranlassung geben kann, jedes Mal vor den Namen der Bewohner setzen:

1. Brest — Brestois. 2. La Rochelle — Rochelois. 3. Nantes — Nantois und Nantais. 4. Reims — Rémois. 5. Champagne — Champenois. 6. Amiens — Amiénois. 7. Auxerre — Auxerrois. 8. Arras — Arrageois. 9. Saintonge — Saintongeois. 10. Carcassonne — Carcassonnois. 11. Nîmes — Nîmois. 12. Clermont — Clermontois. 13. Vienne — Viennois. 14. Dunkerque — Dunkerquois. 15. Dieppe — Dieppois. 16. Rennes — Rennois. 17. Vendôme — Vendômois. 18. Verdun — Verdunois. 19. Toul — Toulois. 20. Blois — Blaisois und Blésois. 21. Lille — Lillois. 22. Le Dauphiné — Dauphinois. 23. La Berri — Berrois und Berrichon. 24. La Franche-Comté — Franc-Comtois. 25. Sédan — Sédanois. 26. Loudun — Londunois. 27. Auch — Auchois. 28. Luçon — Lnçonnois. 29. Strasbourg — Strasbourgeois.

II. Die lateinische Endung ensis ist bei vielen Namen in ais verwandelt worden und ist nach ois die gewöhnlichste. Mätzner führt nur 7 Namen mit dieser Endung an:

1. Boulogne — Boulonnais. 2. Bordeaux — Bordelais. 3. Lyon — Lyonnais. 4. Marseille — Marseillais. 5. Orléans — Orléanais. 6. France — Français. 7. Navarre — Navarrais. 8. Le Roussillon — Roussillonnais. 9. Le Bourbonnais — Bourbonnais. 10. Rouen — Rouennais. 11. Laon — Laonnais. 12. Sens — Sénonais. 13. Dijon — Dijonnais. 14. Le Havre — Havrais. 15. Narbonne — Narbonnais. 16. Mâcon — Mâconnais. 17. Béarn — Béarnais. 18. Toulon — Toulonnais. 19. Nivernais — Nivernais. 20. Briançon — Briançonnais. 21. Soissons — Soissonnais. 22. Alençon — Alençonnais. 23. Châlons — Châlonnais.

III. Nächst diesen beiden Endungen folgen die auf in, lateinisch inus:

1. Angers — Angevin. 2. Poitou — Poitevin. 3. Poitiers — Poitevin 4. Limoges — Limousin und Limosin. 5. Metz — Messin. 6. Beauvais — Beauvaisin sind die von Mätzner angeführten Namen. 7. Angoumois — Angoumoisin. 8. Périgord — Périgourdin. 9. Avranches — Avranchin. 10. Cahors — Cahorsin. 11. Le Quercy — Caorcin. Für Poitevin findet man auch Pictonique und Pictave.

IV. Nun folgen die auf ien, die in den meisten Fällen an die Stelle der lateinischen auf us und ius getreten sind.

1. Alger — Algérien. 2. L'Alsace — Alsacien. 3. Artois — Artésien. 4. Paris — Parisien sind die von Mätzner angeführten Namen. 5. Nancy — Nancéien. 6. Languedoc — Languedossien. 7. Courbevois — Courbevoisien. 8. Cahors — Cadurcien. 9. Pontarlier — Pontisalien (Pontarlum). 10. La Savoie. — Savoisien und Savoyard. 11. Louis — Ludovisien. 12. Thiérache — Thiérachien. Als eine Curiosität füge ich hier den Namen Oxonien für die Bewohner von Oxford und Solarien für die vermeinten Bewohner der Sonne und Lunarien für die Bewohner des Mondes hinzu.

V. Die Endungen ain, von dem lateinischen anus. Mätzner führt nur einen Namen einer französischen Stadt mit dieser Endung auf und zwar Chartres — Chartrain. Ich gebe noch folgende:

1. Toulouse — Toulousain. 2. Aquitaine — Aquitain. 3. La Lorraine — Lorrain.

VI. Die Endung on, welche der lateinischen Endung auf o entspricht, kommt wenig vor und habe ich trotz aller Mühe nur einen Namen ausser denen von Mätzner angegebenen gefunden. Diese lauten:

1. La Bretagne — Breton. 2. La Beauce — Beauceron. 3. Bourgogne — Bourguignon. 4. La Gascogne — Gascon. 5. Perche — Percheron.

VII. Die Endung en, von der lateinischen aeus hergeleitet, findet sich meines Wissens nach nur in:

1. Vendé — Vendéen. 2. Troyes — Troyen und in dem annexirten Nice —Nicéen.

VIII. Auf an sind mir nur folgende bekannt:

1. Bigorre — Bigordan ou Bigourdan. 2. Le Conserans — Consoran. 3. Le Maine — Cénoman.

IX. Auf ard habe ich nur folgende zwei gefunden.

1. La Picardie — Picard. 2. Brie — Briard.

X. Auf al findet sich nur Provence — Provençal.

XI. Auf and findet sich nur Normand von Normandie.

XII. Auf at findet sich nur in Auvergne — Auvergnat.

Alsdann trägt Herr Boltz von ihm übersetzte Dichtungen der russischen Dichter Krassow und Feth vor und überreicht in zahlreichen Exemplaren sein Werk: Gedichte und Uebersetzungen nebst beigefügten Originaltexten. Berlin 1860.

Demnächst bespricht Herr Pröhle: „Gallerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner, Jugend- und Volksschriftsteller aus der Gegenwart in Biographien und biographischen Skizzen. Herausgegeben von Joh. Bapt. Heindl. 2 Bände. München. Finsterlein. 1858. 1859.“ Er summirt die in der Sammlung niedergelegten Ansichten und Aussprüche zu einem Bilde des Standes der gegenwärtigen Pädagogik.

Herr Büchmann entwirft an Somaize, dem Herausgeber der grands dictionnaires des précieuses das Bild eines literarischen Charlatans der Zeit Ludwig's XIV. Er zeigt, dass das erste jener Wörterbücher nicht aus eigner, sorgfältiger Beobachtung entstanden, sondern aus verschiedenen Schriftstellern, namentlich aus Molière's Précieuses ridicules zusammengeschmiert ist, und fügt eine Liste von 40 aus Molière entlehnten Ausdrücken bei. Er spricht seine Verwunderung darüber aus, dass Commentatoren Molière's Stück aus Somaize erläutern, während sich Somaize nur aus Molière erläutern lasse, den er mitunter sogar missverstehe. Er schildert dann die tölpelhafte Art

seiner kleinlichen Angriffe Molière's, den er nie anders als den Marquis de Mascarille nenne, und glaubt daraus erklären zu können, dass Molière später überhaupt keine Mascarille mehr schrieb, Rollen, die er immer selbst gespielt hatte. Zuletzt theilt er eine Liste pretieuser Ausdrücke mit.

Herr Herrig sprach über die scheinbar seltsame Regel der franz. Versification, nach welcher sich in den Reimen die Worte auf denselben Consonanten oder einen Consonanten derselben Classe enden müssen, also parents und rangs, aber nicht parent und rang. Die Regel wird dadurch begründet, dass im 16. Jahrhundert die Schlussconsonanten der Wörter gehört wurden (also sait = sept), wenn dem Worte eine Pause folgte. Die Grammatiker von verschiedenen Nationen bekunden, dass die bezeichnete Aussprache die anerkannt richtige war; die Grammatiken von Palsgrave und Du Guez, sowie die Isagoge in linguam Gallicam von Jacobus Sylvius Ambiduus stellen die Sache ganz ausser Zweifel. Der Vortrag weist hierauf nach, wie die völlige Auslassung der Endconsonanten in der Aussprache im Norden begonnen habe und zur Zeit Heinrich's IV. unter den höheren Ständen ganz allgemein geworden sei. Schliesslich wird darauf aufmerksam gemacht, dass gleichwie das weggefallene s in der Mitte der Wörter die Sylbe verlängert habe, dieses auch in Beziehung auf das Ende der Wörter zutreffe; der Abbé d'Olivet lehre in seiner Prosodie française, dass jede masc. Sylbe im plur. lang sei, also sĕl und sēls, pŏt und pōts, săc und sācs: ein Nachklang von dieser Regel sei in der jetzigen Aussprache nur noch in einigen wenigen Wörtern zu finden, z. B. l'oĕuf und les oēufs, boĕuf und les boēufs.

Schliesslich legte der Vorsitzende der Gesellschaft die nachstehende Mittheilung vor, welche von dem correspondirendem Mitgliede, Herrn W. Lowes Rushton in Liverpool eingegangen war.

Shakspeare's Tenures.

Tenure in Villenage.

In many and divers cases, the lord may make manumission and enfranchisement to his villéin.

Armado.

Sirrah Costard, I will enfranchise thee.

Costard.

O, marry me to one Frances: — I smell some l'envoy, some goose, in this.

Armado.

By my sweet soul, I mean setting thee at liberty, enfreedoming thy person; thou wert immured, restrained, captivated, bound.

Love's Labour Lost. Act 3 Scene 1.

Manumission is properly where the lord makes a deed to his villein to enfranchise him by this word (manu-mittere) which is the same as to put him out of the hands and power of another. And because, by such deed the vellein is put out of the hands and out of the power of his lord, it is called manumission. And so every manner of enfranchisement made to a villein may be said to be a manumission (Litt. Sec. 204). Enfran-

chisement is derived from the French word franchise, that is liberty; and in the Common Law it hath divers significations: sometimes the incorporating of a man to be free of a company or body politic, as a freeman of a city, or burgess of a borough etc., sometimes to make an alien a denizen; and here to manumise a villein or bondman. So this word (enfranchisement) is more general and therefore every manumission is an enfranchisement but every enfranchisement is not a manumission. There be two kinds of manumissions, one express, and the other implied. Express, when the villein by deed in express words is manumised and made free. (Co. Litt. 137 b.)

Paulina.

The child was prisoner to the wcmb; and is,
By law and process of great nature, thence
Free'd and enfranchis'd.

Winter's Tale. Act 2 Scene 2.

The other implied, by doing some act that maketh in judgment of law the villein free, albeit there be no express words of manumission or enfranchisement. (Co. Litt. 137 b.)

Norfolk.

Never did captive with a freer heart
Cast of his chains of bondage, and embrace
His golden uncontroll'd enfranchisement,
More than my dancing soul doth celebrate
His feast of battle with mine adversary —
Most mighty liege, — and my companion peers, —
Take from my mouth the wish of happy years.

Richard II. Act 1 Scene 3.

Liege sometimes signifies liege-lord: and sometimes liege-man.

Winchester.

You shall become true liege man to his crown.

First Part Henry VI. Act 5 Scene 4.

Liege-lord is one who acknowledges no superior; whilst liege-man is one who owes allegiance to the liege-lord:

Leontes.

We enjoin thee,
As thou art liegeman to us.

Winter's Tale. Act 2 Scene 3.

Francisco.

Stand who is three?

Horatio.

Friends to this ground!

Marcellus.

And liegemen to the Dane.

Hamlet. Act 1 Scene 1.

The subjects of the Sovereign are called liege-people.

Macbeth.

It shall make honour for you.

Banquo.

So I lose none
In seeking to augment it, but still keep
My bosom franchised and allegiance clear,
I shall be counsell'd.

Act 2 Scene 1.

Bedford.
Fore God his Grace is bold to trust these traitors.

Exeter.
They shall be apprehended by und by.

Westmorland.
How smooth and even they do bear themselves!
As if allegiance in their bosoms sat,
Crowned with faith and constant loyalty.
Henry V. Act 2 Scene 2.

Allegiance is the natural and sworn allegiance, or legal obedience every subject owes to his prince. So Littleton Sec. 198 of Tenure in Villenage speaks of an alien as one „born out of the legiance of our sovereign lord the king."

York.
Then swear allegiance to his Majesty;
As thou art knight, never to disobey,
Nor be rebellious to the Crown of England,
Thou nor thy nobles, to the crown of England.
First Part Henry VI. Act 5 Scene 4.

This allegiance is not confined to any particular kingdom, but follows the subject wherever he goes. Whence the people are called liege people, and by their allegiance are bound to go with the king in his wars, as well at home as abroad (1. Inst. 2, 329; 2. Inst. 741).

Queen Katherine.
I am much too venturous
In tempting of your patience; but am bolden'd
Under your promised pardon. The subject's grief
Comes through commissions, which compel from each
The sixth part of his substance, to be levied
Without delay; and the pretence for this
Is named, your wars in France: This makes bold mouths:
Tongues spit their duties out, and cold hearts freeze
Allegiance in them; their curses now
Live where their prayers did; and it's come to pass,
That tractable obedience is a slave
To each incensed will.
Henry VIII. Act.

King John.
Our discontented counties do revolt;
Our people quarrel with obedience,
Swearing allegiance, and the love of soul
To stranger blood, to foreign royalty.
Act 5 Scene 1.

The reader will perceive that Shakespeare uses the terms allegiance and obedience in connection with each other: and according to Coke, „as the subject oweth to the king his true and faithful ligeance and obedience, so the Sovereign is to govern and protect his subjects, regere et protegere subditos suos; so as between the Sovereign and subject there is duplex et reciprocum ligamen, quia sicut subditus regi tenetur ad obedientiam, ita rex subdito tenetur ad protectionem: merito igitur ligeantia dicitur a ligando, quid continet in se duplex ligamen." And again „This word ligeance is well expressed by divers several names or synonyma which we find in our Books. Sometime

it is called the obedience or obeysance of the subject to the king, obedientia regi (9 E. 4. 7. b. 9 E. 4. 6. 2 R. 3. 2. a. in the Book of Entries, Ejectione firm' 7. 14. H. 8. cap. 22 H. 8. cap. 8 etc. Coke Rep. Calvin's case 7. 5.). I venture to suggest that the word „soul“ in this passage may be a misprint of the word „soil“ which is commonly used by the poets in the sense of „land“ or „country.“ In the ancient spelling of the Folio „soul“ is spelt „soule“ and „soil“ „soyle,“ so that the „y“ in the manuscript or in the type may, very naturally, have been mistaken by the printer for „u.“

Title by Occupancy.

Occupancy signifies the taking possession of those things which have no owner. When it was agreed that every thing capable of ownership should have an owner, natural reason suggested, that he who first took possession of anything for his own use, should become entitled to it, according to that rule of nations, and of the laws of Rome, Quod nullius est, id ratione naturali occupanti conceditur. (D. 41. I. 3.; I. 2. I. 12 See Bla. Com.)

Doll Tearsheet.

He a captain! Hang him, rogue! He lives upon mouldy stew'd prunes, and dry'd cakes. A captain! These villains will make the word captain as odious as the word occupy; which was an excellent good word before it was ill sorted: therefore captains had need look to it.

Second Part Henry IV. Act 2 Scene 4.

Tenant for term of life is where a man letteth lands or tenements to another for term of the life of the lessee, or for term of the life of another man. In this case the lessee is tenant for term of life. But by common speech he which holdeth for term of another's life, is called tenant for term of another man's life. (Litt. Sec. 56.) And this estate which is held for the term of another man's life is called in the Norman French of Littleton's Tenures an estate pur autre vie; and the person for whose life the land is holden, is called the cestui que vie. If a man was tenant pur autre vie, or had an estate granted to himself only (and not to his heirs also) for the life of another man, and died during the life of the cestui que vie, without having aliened the estate, in such case he that first entered on that land might lawfully, – during the life of the cestui que vie, — retain the possession by right of occupancy: for it did not revert to the grantor, though in very early times it was supposed to do so. (See Bracton. lib. III. c. 9, fol. 27, a; lib. IV. tr. 3, c. 9. par. IV. fol. 263. a; Fleta, lib. III. c. 12, s. 6; lib. V. c. 5, s. 15). He that so entered was within Littleton's words, viz. tenant pur autre vie, and was punishable for waste as tenant pur autre vie, and subject to the payment of the rent reserved, and was in law called an occupant (occupans) because his title was by his first occupation: but if the estate had been granted to a man and his heirs during the life of the cestui que vie, the heir might, and still may enter and hold possession, and in such case he is called in law a special occupant, having a special right of occupation by the terms of the grant. The title by common occupancy, to which Doll Tearsheet probably refers, was long considered to be a great evil, and it was at length abolished by successive acts of Parliament, viz. the Statute of Frauds 29 Car. II. c. 3, 14 Geo. II. c. 20, and 7 Will. and I. Vict., c. 26.

Tenure by Devine Service.

Clown.

By my troth, I take, my young lord to be a very melancholy man.

Countess.

By what observance, I pray you?

Clown.

Why he will look upon his boot, and sing; mend the ruff, and sing: ask questions, and sing; pick his teeth and sing: I know a man that had this trick of melancholy hold a goodly manor for a song.

All's Well That Ends Well. Act 3 Scene 2.

In the old edition the Clown says „hold a goodly manor for a song;" in the third Folio he is made to say „sold a goodly manor for a song:" and this supposed emendation has been very generally adopted: even in the admirable translation of Schlegel and Tieck, the Clown says „ich kannte einen, der solchen Ansatz von Melancholie hatte, und einen hübschen Maierhof für ein Singsang verkaufte." I do not consider this alteration necessary because the Clown seems to refer to tenure by devine service, in which the tenants were obliged to do some special devine services in certain, for, in the language of Littleton „if an abbot, or prior, holds of his lord by a certain devine service, in certain to be done, as to sing a mass every Friday in the week for the souls of their grantor or feoffer, and for the souls of their heirs which are dead, and for the prosperity and good life and good health of their heirs which are alive, or every year at such a day to sing a placebo et derige etc. or to find a chaplain to sing a mass, etc. or to distribute in alms to an hundred poor men an hundred pence at such a day; in this case, if such devine service be not done, the lord may distrain etc. because the divine service is put in certain by their tenure, which the abbot or prior ought to do. And such tenure is called tenure by devine service (Litt. sec. 137). Abbots and priors may be said to have that „trick of melancholy" mentioned by the Clown. The reader will perceive that the Clown says „I know a man that had this trick of melancholy „hold" a goodly manor for a song," and that Littleton speaks of abbots and priors, who „hold" of their lords by devine service. It may be suggested that because a tenant is said, in the language of the Law, to hold by a certain tenure, as, for example, „tenant by homage ancestrel is where a tenant holdeth of his lord by homage" (Litt. sec. 143), — therefore, if this passage contained an allusion to tenure by devine service, Shakespeare would have spoken of a man holding by, and not of a man holding for a song; but the Clown does not refer to the tenure itself, but to that service, namely singing a song, for the performance of which the tenant held the „goodly manor." If however it could be proved by the discovery of a manuscript that Shakespeare wrote „sold," such proof would not render an allusion to tenure by devine service less probably, because although the man who sold the goodly manor for a song would not hold it yet he, to whom the manor was sold, might. From these explanations the reader may consider that if any word in this passage needs alteration it is the word „know" which may be a misprint of „knew" or the word „hold" wich may be a misprint of „held."

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Vorschule der Dichtkunst, theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen, von Heinrich Viehoff. Braunschweig. 1860.

Der Verfasser gibt in der vorliegenden Schrift eine deutsche Metrik und lehrt die gegebenen Regeln an geeigneten Stoffen verarbeiten. Namentlich soll damit den Schulen genutzt werden, welche deutsche Metrik in besondern Unterrichtsstunden behandeln, indem der Verfasser der richtigen Ansicht ist, dass die Gesetze erst dann wahrhaft gewusst werden, wenn man sie anwenden kann. Zugleich soll die Anleitung im Vers- und Strophenbau zur grösseren Einsicht in Beurtheilung poetischer Producte führen. Denn wer selbst versucht habe zu dichten, werde besser die poetischen Schönheiten entdecken, eingehender Fremdes beurtheilen können, als wer nur immer gelesen und genossen hat. Durch eigne Bearbeitung poetischer Stoffe würden mannigfache Geistesoperationen nöthig, durch die zugleich der Sprachschatz an Reichhaltigkeit, jeder Ausdruck an Gelenkigkeit gewinne.

So stellt das Buch ausgedehnten Nutzen für die Bildung des Geschmacks und der Sprachgewandtheit in Aussicht; — und wer wollte leugnen, dass poetische Versuche, geschickt angestellt und geleitet, das Angegebne wirklich leisten können? Weiss doch schon Aristoteles, wie „schwer und fast unmöglich es ist," ein competenter Beurtheiler von Werken zu sein, an denen man sich nicht selbst versucht hat. Und wenn er aus diesem Grunde den Unterricht in der Musik empfiehlt (Pol. V., Beck 1340 b), so ist leicht zu sehen, wie dieselbe Empfehlung für das verwandte Gebiet der Poesie in Anspruch genommen werden kann. Wer selbst ein Gedicht zusammengestellt hat, wird einsehen, worauf es ankommt, zumal wenn ihm dabei ein geschmackvoller Beurtheiler und Lehrer zur Seite gestanden hat. Es wäre daher sehr wünschenswerth, dass höhere Lehranstalten dem deutschen Unterricht so viel Platz vergönnten und Aufmerksamkeit zuwendeten, dass es möglich würde, auch durch poetische Versuche ästhetische Bildung des Geistes und zugleich freieren Umgang mit der Muttersprache zu gewinnen. Namentlich möchte in höhern Töchterschulen aus solchen Uebungen reicherer Nutzen gezogen werden, als aus manchem Andern, was dort getrieben wird; indem die weibliche Seele hieraus wirkliche, natürliche Nahrung schöpft, was bei der ausgedehnten Bekanntschaft mit fremden Sprachen und historischen Notizen nicht immer der Fall sein wird. Zugleich ist das Weib später leicht in dem Fall, solche Uebungen praktisch zu verwerthen. Wie Manche möchte wohl einen gut gebauten eignen Vers in ein Stammbuch schreiben, ein häusliches

Fest durch eigne Poesie zieren, oder Erlebtes, Gedachtes in sauberer Form dem Tagebuch anvertrauen? Hat doch selbst W. v. Humboldt eine Zeitlang allabendlich das am Tage Gedachte in ein Sonett einzukleiden gemocht.

Auch künftigen Dichtern könnte die Einübung der strengen metrischen Technik Nichts schaden. Man halte nur nicht Etwas für zu erniedrigend, dessen die geistvollen Griechen sich nie geschämt haben!

Gegen den Zweck des Verfassers wäre also so wenig Etwas zu erinnern, dass das Buch vielmehr mit aller Dringlichkeit empfohlen werden muss.

Sollen wir näher auf den Inhalt eingehen, so ist Jeder gewiss zunächst begierig zu erfahren, was denn unter der praktischen Anleitung zum Dichten verstanden sei. — Der Verfasser spricht zunächst eine Versart genau durch, charakterisirt sie, weist auf ihre Gesetze hin: dann proponirt er einen Stoff zu eigner Bearbeitung gewöhnlich in der Art, dass er den Inhalt, welchen der Schüler in Verse zu bringen hat, in ungebundner Rede, aber für den Zweck zurechtgemacht, vorführt. Dem Lehrling wird dabei allmählich immer mehr zugemuthet. Während er anfangs hauptsächlich nur die Wörter umzusetzen, selten mit verwandten zu vertauschen hatte, hat er später immer mehr Ausdrücke, ganze Wendungen durch poetischere, passendere zu ersetzen, er bewegt sich immer freier, selbstthätiger. Man sieht, dass die Sache nicht praktischer angefasst werden kann. — Die Uebungen fangen damit an, dass eine Gessner'sche Idylle in fortlaufende Jamben umzusetzen verlangt wird. Die vorher gewonnenen metrischen Gesichtspunkte sollen nun berücksichtigt werden. Dann soll ein Stück aus Goethe's Elpenor, das in ungleich langen jambischen Versen abgefasst ist, zu jambischen Quinaren werden. Herder'sche Parabeln, an denen zuerst noch die zukünftige Verslänge bezeichnet ist, werden ebenfalls als Blankverse gewünscht. Zur Regulirung des Geleisteten ist dann jedesmal eine Lösung zum Vergleich mitgetheilt. Man sieht ein, wie überall der Stufengang vom Leichteren zum Schwereren beabsichtigt ist; — ich wüsste nicht, wo das Gesetz der Allmählichkeit dabei unbeachtet geblieben wäre. Rechten muss ich aber mit dem Verfasser über die Wahl mancher Stoffe und ihre Lösungen. Ich glaube nämlich, dass dafür zweierlei als Canon aufgestellt werden muss, 1. dass die Stoffe auch auf der Stufe, wo dem Schüler noch das geringste Maass von Selbstthätigkeit gestattet ist, für denselben ein lebendiges Interesse haben. Sonst wird er nicht genug angestachelt, sie so fleissig als möglich durchzuarbeiten, 2. muss die Musterlösung eben ein Muster sein. Was soll's fruchten, das Geleistete mit Unvollkommenem, vielleicht noch Mangelhafterm als das Selbstgewonnene zu vergleichen?

Gehen wir nun nach dem ersten Canon die Stoffe durch, so ist es gewiss sehr zu loben, dass schon anderweitig poetisch oder annähernd poetisch behandelte, anziehende Stoffe zur Umarbeitung vorgeschlagen werden. Vor Allem lobe ich in dieser Beziehung die Stücke aus Goethe's Elpenor, die Herder'schen Parabeln, die Uebersetzungen, zumal wenn mustergiltige Uebersetzungen unsrer Klassiker an die Seite gestellt werden können. Doch möchte ich dem Verfasser von dem Eigengewählten Manches abreden. In diesen Stücken sind die Gedanken nicht selten zu sehr zusammengerechnet, zu kalt und auch wohl nicht hoch genug, z. B. was der Verf. als Blätter eines Laienbreviers gibt, enthält auch Mattes: „O quälender, unseliger Hang des Menschen, sich immer nur aufwärts zu vergleichen! Warum nicht auch abwärts? Hättest Du Dich gewöhnt, die Stufenleiter der Wesen hinauf und hinabzublicken und dann zu fragen wo Du stehst: wahrlich, Du würdest dankbar und zufrieden sein!" Nachdem dann der Mensch auf die Thiere (!) und niedrigeren Menschenclassen hingewiesen ist, schliesst die Betrachtung: „Wenn Du Dich redlich fragst, an welchen Platz das Schicksal Dich hingestellt, so musst Du dankbar bekennen: Mir ist ein besseres als ein Mittellos zu Theil geworden!" Ob der Jüngling sich an diesen Gedanken, auch wenn er sie in Blankversen vor sich sieht, wirklich

erbaut? Matt und durch die Einschliessung in einen ziemlich prosaischen Gedanken peinlich ist das Stück d im Brevier, anhebend: Willst Du der Mussestunden rein geniessen, So halte freies Schaffen und Geschäft, Liebhaberei und Pflichten streng gesondert! Nach der Ausführung dieses Satzes folgt der Schluss: Drum halte freies Schaffen und Geschäft, Liebhaberei und Pflichten etc. — Zu gesuchte Gedanken möchten die in Distichen zu kleidenden Gnomen und Epigramme enthalten. Z. B. Nro. 59: „Wie die belle de nuit auf den Fluren von Peru (weither!) beginnt das Menschenherz erst, wenn sich die Sonne gesenkt hat, zu blühen und zu duften! — Dergleichen ist zu ängstlich geistreich!

Gelungener finde ich die Idee, zu Goethe - Schiller'schen Votivtafeln billigende, kritische, explicative etc. Distichen hinzufügen, oder Motto's machen zu lassen auf Dichtungen, oder Epigramme auf bekannte literarische oder weltgeschichtliche Personen und Ereignisse.

An diesen Vorschlägen merkt man den an der Jugend gereiften Schulmann, der weiss, wie's die junge Seele drängt, an Gelesenes, Mitgetheiltes eigne Urtheile zu knüpfen. Wie lockend, diese poetisch gestaltet vor sich zu sehen! So muss ich auch als einen sehr glücklichen Griff bezeichnen den Vorschlag, aus Schiller's ästh. Erziehung die Zeichnung des Künstlers zu einer Reihe von Distichen zu benutzen. Wo der Gegenstand so anziehend und die pros. Darstellung schon einen so poetischen Color hat, wird der Schüler leicht und mit grossem Vergnügen das metrische Gewand suchen. Ich glaube, dass nach dieser Richtung, aus prosaischen Stücken, sei es durch Umsetzung der darin gegebenen Gedanken oder im Anschluss an die gezeichneten Charaktere oder erregten Gefühle, sich noch Stoffe des erfreuendsten Inhalts finden lassen. Der Verf. hat ja, wie Jeder weiss, selbst eine so reiche Bekanntschaft in der Literatur, und so weisen praktischen Sinn, dass ihm mit Berücksichtigung des gegebenen Canons vielleicht eine noch tadelfreiere Auswahl möglich wäre. So liesse sich z. B. in Anschluss an §. 21 in leichten antiken Formen darstellen der glänzende, „von tiefer und reiner Empfindung“ zeugende Hymnus auf die Natur, der sich im ersten Theil des Briefs vom 18. August aus den Leiden des jungen Werther findet (Wenn ich sonst etc.). Der Verfasser wird die nothwendigen Aenderungen selbst sehen.

Ganz lokale aber, nur für bestimmte, individuelle Situationen passende Stoffe liesse ich ganz weg, also aus dem 1. Theil Nro. 101, aus dem 2. 51, 85, 86, die sich zum Theil auf Trierer Feierlichkeiten beziehen.

Den 2. Canon hat der Verf. selbst theoretisch beanstandet, und praktisch fortwährend dagegen gehandelt. Es bedarf daher einer Verständigung. Hören wir seine Gründe! Er fragt: Wäre es nicht zweckmässiger, wenn die Lösungen, die dem Lehrling zum Vergleich mit seinen eignen Arbeiten dargeboten werden, ihm das Angestrebte in möglichst vollendeter Ausführung zeigten? Ist nicht das Allerbeste eben gut genug zum Vorbilde? Antwort: „Wenn es auf praktische Uebungen ankommt, so ist es nicht paedagogisch, nicht methodisch, den Anfänger in einer Kunst auf Schritt und Tritt durch die Höhe des vorgehaltenen Ideals zu demüthigen und zu entmuthigen. — Die angehängten Lösungen sollen dem Lehrling zeigen, was vorläufig, auf der Stufe, wo er eben steht, von ihm erwartet und verlangt wird.“ Ich übergehe, dass hiermit der Verfasser der pag. X (der Vorrede) geäusserten Absicht, durch Aufstellung des zu einem wahren Gedicht Erforderlichen die Verlockung zu unberufenem öffentlichen Hervortreten ferner zu rücken, geradezu entgegenarbeitet. Ein ganz anderer Zweck liegt der eben mitgetheilten Argumentation unter.

Ueberhaupt weiss ich nicht, ob der, welcher sich einmal zu poetischen Uebungen angereizt gefühlt hat, wirklich mehr gedemüthigt und entmuthigt, als angestachelt wird, immer Vollkommneres zu leisten, wenn er spezifisch Besseres vor Augen sieht. Stellt der Lehrer die bessere Lösung dem Ge-

leisteten gegenüber, so kommt's ja, denke ich, vorzüglich auf dessen Manier an, ob der Schüler entmuthigt oder zu rüstigem Weiterschreiten veranlasst wird. Fehlt ihm aber der Lehrer, so wird er jetzt leicht die mit Mängeln angefüllten Muster für mustergiltig halten (denn woher soll der Lernende schon das Unvollkommene kennen?) und sich zu frühzeitig bei stümperhaften Producten beruhigen. Erkennt der Leser trotz der Hinweisung auf ganz Vollkommenes auch in dem fehlerhaften Product das Verdienstliche, die Fortschritte an, weckt er durch hinzugefügte Ermunterung das Selbstvertrauen, so wird das vorzügliche Muster keinen schrecklichen Schaden anrichten. Will doch Viehoff selbst, dass der Lehrer an der noch nicht vollkommen durchgefeilten Lösung das Tadelnswerthe aufzeige und durch Besseres ersetze! Was vom Lehrer erwartet wird, konnte füglich auch das Buch leisten, zumal da es auch für Selbststudium berechnet ist. Ruft die Hinweisung auf die Verbesserung auch des Musters keine abschreckende Wirkung hervor, so war sie überhaupt nicht zu fürchten. Wenigstens konnten doch, um die Aufmerksamkeit darauf zu richten, und das Bewusstsein von den Mängeln rege zu halten, die schadhaften Stellen durch den Druck markirt werden! Anmerkungen konnten Vorschläge zur Besserung geben! Da einmal die Lösung dem Lehrer bei der Verbesserung zu Hülfe kommen soll, warum ist nicht auch diese Erleichterung noch hinzugefügt? So wäre wenigstens die Wegschaffung alles Incorrecten mehr gesichert, als wenn man sie dem Geschmack eines vielleicht metrisch und ästhetisch nicht ganz tactfesten Lehrers völlig überlässt. — Uebrigens konnten auch manche Gedichte unsrer besten Autoren, die nicht allzu bekannt sind, für neue Bearbeitung verwandt werden, — was der Verfasser aus demselben horror vor dem Vollkommensten abweist.

Jetzt kann eigentlich die Kritik des Buches nicht einmal auf die Fehler der Lösungen sich einlassen, da der Verf. allgemein ihre Absichtlichkeit betont. Nur mag man sich bei der Betrachtung holpriger, unkünstlerischer, zusammengerechneter Verse manchmal fragen, wozu überhaupt so Etwas als Lösung mitgetheilt wird, das unmöglich bessern, höchstens das Ohr an das Schlechte gewöhnen kann. Folgende Pröbchen, an denen man sich diese Frage vorlegen mag, sind aus den Hexametern (pag. 182, 18):

Sanft ge | dämpft wär mein | Licht. . . .

? Blättern | gleich, wenn sie | losge|rissen vom schwankenden Stengel—
Einer der | zur Hand|trommel ein . . . .

Aus den Distichen: pag. 192, 81. 10; 88, 1:

Wohl ihm, | dass ihn ein | günstig Geschick etc.

Vs. 9 hat „darob" der Vers verschuldet etc.

Pag. 208 heisst's in einer alcaeischen Strophe: Dem Tag geweiht entführet sie auch der Tag. Ich glaube, der Ictus an der hervorgehobenen Stelle ist zu stark, um nicht an begriffsschwere Wörter gegeben zu werden. Dasselbe gilt von den Asclepiadeenenden (p. 213): schon der Mensch, seinem Joch, edle Ross, stete Wahn geben der drittletzten Silbe sinnwidriges Gewicht.

Jedoch da nie zu wissen ist, was der Verfasser übersah und was er gerade so lassen wollte, — ist ein längeres Verweilen bei diesem Gegenstand unnütz. Es bleibt aber die Frage, was die Angabe des ganz Richtigen in einer Note geschadet hätte? Würde nicht die Vergleichung mit dem Fehler in der Lösung den Tact für gute Verse geschärft haben? — immer nur bildend gewesen sein?

Ich komme schliesslich auf den theoretischen Theil, der mit den feinsinnigsten Bemerkungen geziert ist, auf scharfer Beobachtung deutscher Verse und dem gebildetsten Geschmack beruht.

In §. 1 wird eine Prosodie gegeben. Das im Deutschen sehr schwie-

rige Thema ist mit grosser Sicherheit und feinem Tact behandelt. Manchmal treten die Behauptungen über Länge und Kürze der Silben zu empirisch auf, sie sind nicht immer auf allgemeine Gesetze als ihre Gründe zurückgeführt. So erscheint Manches zu willkürlich oder nur aus der Erfahrung aufgerafft. Es sollten die Momente, welche eine Silbe hochtonig oder lang machen, geordnet und aufgezählt sein. Nach des Verfassers eignen Beobachtungen, deren Resultate jetzt durch's ganze Buch zerstreut sind, liessen sich hierfür folgende 4 Sätze aufstellen:

Hochtonig ist eine Silbe 1. durch wichtigen Begriffsinhalt, daher Wurzel- und Stammsilben.

2. durch Lautschwere, daher wohl breite Diphthongen und gehäufte Consonannten am Ende eine Silbe so wuchtig machen können, dass sie, zumal wenn eins der folgenden Momente hinzukommt, als hochtonig gilt. Meist ist solche Silbe wenigstens mitteltonig, als lange Thesis zu verwerthen.

3. durch Gegensatz gegen folgende oder vorhergehende ganz leichte Silben (mit kurz e z. B.) wird eine andere so gehoben, dass Niemand an ihrer Hochtonigkeit Anstoss nimmt. Belege dafür gibt der Verfasser sehr häufig, z. B. pag. 74, 112, 114 etc.

4. kann sogar die Wucht des Rhythmus eine nicht zu leicht wiegende Silbe in die höchste Tonhöhe heben. Die Regel des Verses hat sich dem Gefühl so eingelebt, dass man, um sie nicht verletzt zu sehen, ohne Bedenken die mitteltonige Silbe hochschnellt. Natürlich darf die Differenz von der gewöhnlichen Betonung nicht zu schroff sein. Auch auf diese Regel recurrirt der Verfasser an vielen Stellen mit Recht. Z. B. heisst's pag. 104: Es kommt nur darauf an, den reineren Anapästen ein solches numerisches Uebergewicht zu geben, dass sie die Füsse von schwebender Messung, die sich unmöglich ganz vermeiden lassen, in ihre Bewegung mit fortreissen und ihnen ein entschiedenes anapästisches Gepräge aufdrücken.

Diese Regeln waren am Besten zusammenzustellen und von dem beobachtungsreichen Verfasser durch passende Beispiele gründlich zu belegen. Die Zusammenstellung an einen Ort hätte auch die häufigen Wiederholungen derselben Sache, die jetzt stören, vermieden, indem man sich durch ein kurzes Citat auf den betreffenden §. beziehen konnte, wo der Gegenstand ausschliesslich und erschöpfend behandelt war. Da gerade von Wiederholungen die Rede ist, möchte ich den Verfasser überhaupt warnen, Lieblingsmaterien, wie über Lautmalerei, worüber er freilich immer Treffendes bringt, zu oft zu behandeln. Er muss dem Leser zutrauen, dass er durch ein Citat auf den Ort, wo das behandelt ist, sich an das Nothwendige erinnern lässt.

Die Behandlung der Metrik im Allgemeinen zeugt von der reifen Einsicht in den Charakter der deutschen Sprache, ihrer Laute und des Rhythmus, die an dem Erklärer der Schiller'schen Gedichte bekannt ist. Die Reichhaltigkeit des Materials, die Eindringlichkeit der Beobachtung, das fortwährende Bestreben, möglichst bestimmt die Natur einer Versart, die Stoffe, für die sie am Besten verwandt wird, zu kennzeichnen, gibt auch dem, welcher im Einzelnen abweichender Meinung ist, die belehrendsten Anregungen. Namentlich ist bei den schwierigsten Gegenständen seine immer fassliche, nie in vage Allgemeinheit und Phrasenhaftigkeit versinkende Sprache sehr wohlthuend.

Er erlaubt gewiss einzelne Bedenken.

Zu viel Gewicht wird auf Uebereinstimmung der Verse und Sätze gelegt; — da doch der Verf. selbst häufig genug andeutet, dass das Versende vom Anfang sich durch Vermeidung aller Freiheiten unterscheidet, am schärfsten den Grundrhythmus, der sich am Anfang verwischen kann, markirt. Werden jene natürlichen Beschränkungen genau eingehalten, so muss das Versende meist ohne Interpunktion deutlich werden.

In dactylen Versen duldet der Verfasser zu leicht Trochäen. Die beiden

Kürzen durch eine sinkende Länge zu ergänzen, diese Freiheit hält wenigstens das Zeitverhältniss von Arsis und Thesis inne. Setzt man aber einen Trochäus mit leicht wegzuschnellender Kürze, wie die Endsilben mit e ohne consonantische Lautfülle sind, so wird Arrhythmie erzeugt. Von den sinkenden Trochäen würde ich schon die in der 2. Silbe möglichst gedehnten aussuchen. Herrscht auch der Rhythmus, der Gegensatz von Arsis und Thesis bei uns vor, so wird doch, nach des Verfassers eignen Zugeständnissen, die Zeitdauer nicht ganz ausser Acht gelassen. Ich kann daher die Einmischung von Trochäen nicht einen „schönen Vortheil“ nennen, da sie mir zu sehr die von dem Vers verlangte, durch Verdopplung der kurzen Thesen im Dactylus indicirte Quantitätsgleichheit von Arsis und Thesis stört. Schön scheint mir der Vortheil nur für den überall nach Licenzen haschenden Anfänger.

Die Construction der antiken Verse (pag. 140 sq.) ist zu missbilligen. Der Choriamb ist bei der Analyse zu sehr in den Vordergrund gedrängt. Da der Verfasser ihn am Anfang aus dem deutschen Versbau verwiesen hat und hier doch unmöglich von Wortfüssen die Rede ist, begreift man das eigentlich nicht.

Es ist doch natürlicher, den Glyconeus logaödisch sinken zu lassen, als ihn zuletzt jambisch aufzuschnellen. Die letzte Silbe ist zu mittelzeitig (tonig), um eine Arsis für den einen, neuen Jambus abzugeben, der durch seine Isolirtheit ja noch viel energischer als sonst sein Gesetz festhalten müsste. Dasselbe gilt von dem Schluss der Asclepiadeen. Die leichte Erweiterung aus dem Glyconeus durch einfache und doppelte Hinzufügung eines Choriamb hat den Verfasser gewiss bestochen, überhaupt den Character dieser Verse im Choriamb dargestellt zu finden. Bei den Asclepiadeen geben aber lateinische Verse eine hinlänglische Hinweisung gerade auf den Unterschied zwischen Ende und Mitte. Der (od. beim Ascl. major beide) Choriamb der Mitte hat der Regel nach eine Diärese (oder wie der Verf. spricht eine Incision, oder nach pag. 144 eine Cäsur), während das Ende ganz flüssig, also logaödisch abrollt.

Maece|nas atavis || ēdĭtē rēgĭbŭs

Nullam | Vare sacra || vite prius || sēvĕrĭs ārbŏrĕm.*)

Dasselbe logaödische Ende findet sich im Hendekasyll. der alcaeischen Strophe. Der erste Theil desselben wird besser als doppelte Basis mit Anacrusis bezeichnet. Diese Herrmann'sche Theorie klärt am Besten solche Anfänge nach musikalischen Analogien auf. Dieselben aber als überflüssige Jamben aufzufassen, ist unnatürlich. Das Jambische widerspricht dem Logaödischen. Und überzählige Verse vermeidet man überhaupt besser, anzunehmen. Jeder Vers muss ein abgeschlossenes Ganze sein, wenn er auch erst durch Pausen dazu würde. — Auch in der Sapphischen Ode ist die trochäische Bewegung von der logaödischen begleitet, die ja im Schlussadonius so rein hervortritt. Diesen freilich ist der Verf. sogar geneigt, choriambisch zu fassen! Lassen wir nun in der Sapphischen Strophe überhaupt nie Choriamben gelten, so kann die Matthisson'sche Umsetzung, welche den Choriamb nach dem 1. Trochäus hat: – ⏑ | – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ⏑ nicht für eine Variation der Sapphica, sondern muss für einen Vers andern Charakters gehalten werden. In der alc. Strophe ist der 3. Vers wieder kein überzähliger Jambicus, sondern eine mit Anacruse versehener Trochaicus. Was sollte der jambische Rhythmus zwischen Logaödicis? Der letzte Vers gibt, wie der 3. die Verdoppelung des 1. Theils der beiden ersten Verse, eine Ausführung des Themas ihres 2. Theils.

---

*) Die Vernachlässigung dieser Diärese würde ich auch im Deutschen nicht billigen, wie's der Verfasser pag. 144 thut. Sie ist zur Absetzung des Choriamb, nach dem man eine natürliche Pause macht, gegen den logaödischen Fall nothwendig.

Der 2. Theil des Buchs handelt von Reimversen und Reimstrophen. Als Vorbereitung dazu werden Alliteration und Assonanz durchgesprochen. Der Zweck des Reims, der Alliteration und Assonanz, der verschiedene Charakter der einzelnen Arten wird von dem Verfasser mit gebildetem Gefühl für den Geist der Sprachlaute behandelt. §. 3 gibt auch eine historische Entwicklung des deutschen Reims, der schon bei Otfried die Alliteration überwiegt. Er unterscheidet sich von dieser dadurch, dass er gliedert, was die Alliteration als Eins darstellen wollte. §. 4 werden die Arten des Reims gegeben. Wenn hier auch die Kettenreime berücksichtigt werden, so bin ich, wie auch später bei andern Gelegenheiten, der Ansicht, dass dergleichen Spielereien, die zu sehr die Aufmerksamkeit auf die Form hinziehen, für den praktischen Zweck des Buches besser unberücksichtigt blieben. Der Verfasser hat hier selbst seine Missbilligung geäussert. Zu den Mängeln, die er selbst angibt, kommt nicht als kleinster hinzu die Ungleichheit der sich auf einander beziehenden Versstücke, zumal diese zu kurz sind, um das Disharmonische zu verwaschen. So wird das Gefühl zerzerrt. — Denn mögen auch die Verse ganz symmetrisch gedruckt erscheinen, so sind doch die einzelnen Verse durch den Reim in 2 Theile gespalten, von denen der 1. auf den vorhergehenden, der 2. auf den folgenden Vers sich bezieht. So kommt folgender unerträgliche Vortrag zu Stande:

11 : 7! {Wenn langsam Welle sich an Welle schliesset,
Im breiten Bette fliesset

4 : 7, erst Trochäen, dann Jamben! {Still das Leben,
Wird jeder Wunsch verschweben
In dem einen:
Nichts soll des Daseins reinen
Fluss Dir stören.

Welche Verhältnisse! Ihre ganze Gesetzmässigkeit ruht in der Wiederkehr des Unverhältnissmässigen!

In den musterhaften Erörterungen über die komische Kraft des Reims (240) findet sich das besser vermiedene Wort: Klangfocus. Zu den Regeln, welche der Verfasser über die Wirkungsweite des Reims gibt (man sieht, wie reichhaltig das Buch ist!), die gewiss alle richtig und aus langer Beobachtung geschöpft sind, würde ich noch hinzufügen, dass sich die Reime zweier Verse auch nach 4 zwischenstehenden noch auf einander beziehen, wenn die Verse sich durch ihre Structur scharf gegen die andern absetzen und so selbst hervorheben. So sind doch der 5. und 10. Vers in dem Fouqué'schen Stück (pag. 239) noch sehr gut als zu einander gehörig zu empfinden, und das Ganze wird durch dieselben sehr schön abgerundet.

Da der Verfasser pag. 243 selbst gesteht, dass sich über die Reinheit des Reims wegen der Ungleichheit der Aussprache in den verschiedenen Orten Deutschlands keine festen Regeln aufstellen lassen, so ist es nicht nöthig, manche Reime, die er schon als unrein tadelt, dafür zu halten.

Aus dem sehr inhaltreichen Abschnitt über den Gebrauch des Reims (249 — 57) erwähne ich nur, um dem Leser dieser Zeilen einen Begriff von dem gesunden Tact des Verfassers zu geben, kurz die Gesetze, die er weitläufiger durchspricht: 1. Die Gleichklänge müssen vorherrschend auf diejenigen Wörter und Silben fallen, welche die relativ bedeutsamsten Begriffe, Vorstellungen, Bilder und Empfindungen ausdrücken. 2. Man benutze die phonetische Beziehung der Reimwörter, um die innern Beziehungen der darzustellenden Gegenstände anzudeuten. 3. In den Reimklängen lasse man die Sprache den Rest ihrer alten onomatopöetischen und musikalischen Kraft möglichst entfalten. 4. Die Wahl der Klänge ist bedingt durch den Gesammtcharakter des Gedichts, durch die in ihm vorwaltende Stimmung und Gemüthsart. 5. Man vermeide allzu verbrauchte Reime. 6. Andererseits

hüte man sich vor zu gesuchten. 7. Auch die reichen Reime (Wogen — gewogen) sind zu meiden. 8. Anders ist's mit den Wiederholungen desselben Worts, den gleichen Reimen. 9. Entsprechende Lautmalerei im Innern der Verse kann dazukommen. 10. Der Reim entspricht passend dem Rhythmus. 11. Man vermeide ihn bei künstlich gebauten Versen. Zu 4 ist weiter von der Geschlechtsverschiedenheit der Reime die Rede. Sinnig wird auf die Verschiedenheit der Empfindung hingewiesen, die durch männliche oder weibliche oder gleitende (– ⏑ ⏑) Reime ausgedrückt wird. Die Reimstellung, ihre Ordnung und Entfernung, die Lautbeschaffenheit derselben, wird durchgesprochen. — Nach dieser Abhandlung wird die Natur der Strophe behandelt. Es wird der Verfasser, dessen Verdienste ich hochhalte, nicht missfällig bemerken, dass ich über Einiges abweichende Meinung äussere.

Die Strophe ist eine höhere Einheit, zu der eine Reihe Verse zusammengeschlossen werden. Strophe ist nur überall da, wo noch die Einheit empfunden wird. Ein Gedicht, das auch noch so sehr durch den Druck die Strophen kennzeichnet, zerfällt doch in Verse, sobald das Ohr die Einheit nicht mehr wahrnimmt. Darin stimme ich mit dem Verfasser überein.

Aber er scheint mir die Einheit zu selten noch zu empfinden. Er lässt z. B. eine Strophe von 4 Versen mit 2 auf einander folgenden gleichartigen Reimpaaren in 2 Theile zerfallen. Erstens schlägt er dabei den Werth der syntaktischen Einheit zu gering an, den er doch bei den Versen so sehr berücksichtigt (s. o.). Er gibt pag. 260 nur zu, „dass diese ausnahmsweise einen Ersatz bieten kann!“ In Gedichten, wo der Stoff regelmässig zu Einheiten von 4 Versen gruppirt ist, wird das Gefühl auch paarige Strophen empfinden. Dazu kommt noch, dass in Gedichten, wo man neben und über der Verseinheit und der durch den Reim erzeugten Verbindung nach einer höhern Zusammenfassung zu Einem strebt, wo das Gefühl das Gedicht noch in grössere Massen zergliedern möchte, es zunächst wie von selbst 4 Verse zusammenschliesst. Auch der Lateiner fasste 4 Asklepiadeen als eine Strophe auf, obwohl die Verse sich vollkommen gleichen; er, weil er an den naturgemäss vierzeiligen (Sapph. und Alcaeischen) Strophen sein Ohr an solche Zusammenfassung gewöhnt hatte. Aber auch wir, die wir durch den Reim hinlänglich zu paarweiser Verbindung geschult sind, werden überall, wo wir grössere Einheiten, als sie die Reimpaare geben, verbunden sehen möchten, uns sogleich zur Zusammenschliessung von einem Paar solcher Reimpaare aufgefordert halten, zumal wenn die syntaktische Einheit zur Hülfe kommt. Eine Erwartung aber, dass die kleinen Massen noch einmal zusammengeschlossen werden, wird bei Reimpaaren mit kurzen Versen rege. Der Inhalt ist zu winzig, als dass das Gefühl schon einen Abschluss machen könnte. Aus demselben Grunde machen wir wie von selbst aus 2 vierzeiligen Reimverschlingungen mit kurzen Versen eine Strophe von 8 Versen.

Nach dem Gesagten kann ich daher nicht mit dem Verfasser finden, dass z. B. in dem Goethe'schen Gedicht Epiphanias die Strophe zerfällt:

> Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
> Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern,
> Sie essen gern, sie trinken gern,
> Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern.

Erstens fordert der Inhalt Zusammenfassung beider Paare. Dann ist das letzte Paar durch die Wiederholung und Variirung des 2. Verses so an diesen geknotet, dass das Gefühl sich schwer zur Spaltung entschlösse. Dazu kommt, dass man aber nach zwei so kurzen Versen keinen relativen Abschluss eintreten lassen mag, man will erst noch mehr aufnehmen; und so hält man zuerst nach dem 4. Vers inne. Erst nach der Aufnahme eines gewissen Quantums sehnt man sich nach einer Pause. Hier kommt aller-

dings nichts Neues hinzu, aber der Inhalt wird durch die Variation wichtiger, das Gefühl gefüllter. Bei langen Versen ist ein Reimunterschied nöthiger, weil hier die Seele nach Aufnahme zweier Verse nicht nothwendig und von selbst nach einer höhern Einheit strebt, sondern sich leichter genügen lässt. Doch möchte auch hier schon syntaktische Vierzeilengruppirung parallele Stropheneinheit unschwer veranlassen.

Das Gesagte gilt auch von den achtzeiligen Strophen nach der Ordnung ababcdcd. Das Zerfallen in die beiden Theile ist auch hier nicht durchaus nothwendig. Man kann sich sehr gut nach dem 2. b noch nicht hinlänglich gesättigt fühlen, um schon Ruhe zu machen. Kommt syntaktische Einheit zur Hülfe, so wird sogar die Trennung schwer, natürlich immer nur bei kurzen Versen; wenn man nicht eine zu kurzathmige Empfindung hat. Daher ist mir die häufige Verwendung dieser Strophe bei Goethe nicht wunderbar. Es sind wirkliche achtzeilige Strophen, keine Scheinstrophen. Wer möchte den Goethe'schen Fischer zu vierzeiligen Massen gliedern! Ich glaube sogar, dass der König in Thule sich leicht in 3 achtzeilige Strophen zerlegt hätte, widerspräche nicht der Inhaltseinschnitt nach der jetzigen 3. Strophe zu sehr der Verbindung. Die beiden ersten Strophen ist man sehr geneigt, als Paare zu einer höhern Einheit verbunden zu betrachten und durch den Vortrag darzustellen. Wie nahe übrigens im Allgemeinen paarweise Verbindung liegt, sieht man am griechischen Strophenbau, an der Gliederung der Verse in Dipodien etc.

Manchmal hat der Verfasser übrigens Recht, wenn er achtzeilige Verbindung nur für eine Scheinstrophe hält. So geht das Goethe'sche Gedicht: „an Luna," (nicht „an Laura, wie 274 steht), nach dem Schema abbacddc gebaut, auch meinem Gefühl nach aus einander.

In §. 9 folgt zunächst eine feine Auseinandersetzung über die verschiedenen Verslängen und ihr Verhältniss zur Strophe. Dann werden mehrere Strophen analysirt und characterisirt; italienische, französische, spanische, selbst orientalische Formen. In diesem Abschnitt wünschte ich Manches als unpraktisch und spielend weggelassen, oder wenigstens, wenn der Verfasser den Vorwurf der Unvollständigkeit fürchtete, hätte er energischer vor zu künstlichen Systemen warnen müssen, weil die Aufmerksamkeit in ihnen zu sehr auf das Nebensächliche, das ja nur zum Schmuck des wesentlichen Gedankens da ist, abgelenkt wird. Sogar Ghaselen, Makamen, Decimen und vieles noch Künstlichere hätte ich nicht der praktischen Einübung werth gehalten.

Neben manchem Einzelnen möchte ich also, um schliesslich das Gesagte zusammenzufassen, in der Auswahl der zu bearbeitenden Stoffe noch grössere Berücksichtigung des allgemein Interessanten und Bildenden wünschen, Aufstellung des möglichst Musterhaften, und sei's auch nur in Noten, Fortlassung oder Beschränkung des blos Spielenden, Gekünstelten, das der kosmopolitische Sinn der Romantiker unsrer Sprache aufgezwängt hat. In dem theoretisch-metrischen Theil ist Manches wiederholt, in der Prosodie die Darstellung stellenweise zu empirisch, und nicht auf die letzten Gesichtspunkte zurückgeführt. Die Theorie der Strophe sieht zu sehr auf die äussern Reimunterschiede, und lässt sie Einwirkung der Inhaltseinheit und das unmittelbare Streben des Gefühls nach paarweiser Verbindung kleinerer Massen zu höherer Einheit zu unberücksichtigt. Die Analyse der antiken Strophen ist nicht naturgemäss.

Uebrigens empfehle ich das Buch mit aller Wärme, als ein gründlich durchdachtes, auf langausgedehnter Forschung und reifem Urtheil beruhendes, das sich ebenso durch die Reichhaltigkeit, wie durch praktische Ordnung des Materials auszeichnet, und namentlich durch seine Grundtendenz, wovon am Anfang der Recension die Rede war, sehr einnimmt. Höhere Lehranstalten werden es mit grossem Nutzen für die Bildung des Geschmacks und ästhetischen Urtheils benutzen. — Berlin. Dr. E. Laas.

Lehrbuch der Französischen Sprache. I. Cursus oder Elementar-Grammatik, von Dr. Carl Plötz. Berlin. 1860.

Dieses neue Schulbuch von dem Verfasser der französischen Lehrbücher verdankt seine Entstehung der Verordnung vom 6. October 1859, nach welcher der französische Unterricht, wie auf den Gymnasien schon lange Zeit, in der Quinta beginnen sollte. Der erste Cursus oder Elementarbuch, welches bisher den Anfang des französischen Unterrichts leitete, soll nun durch diese Elementar-Grammatik für den Unterricht auf Gymnasien und Realschulen ersetzt werden. Beide Bücher schliessen einander aus und sind nach einem andern Plane gearbeitet. Die Grammatik ist offenbar für vorgerücktere Schüler und besonders solche bestimmt, welche bereits Latein zu lernen angefangen, was in Preussen bekanntlich auf dieser Stufe auch in den Realschulen schon geschehen ist. Eine übersichtliche systematische Elementargrammatik geht dem methodischen Theil voraus, wie dies auch in der letzten Ausgabe des zweiten Cursus oder der vollständigen Schulgrammatik angeordnet ist, damit, wie billig, der Schüler sogleich die methodisch eingelernten Sprachelemente nach dem grammatischen Schema geordnet übersehen kann. Im Anfange ist für die Einübung der echt französischen Laute mehr gegeben als in dem Elementarbuch; erst in Lection 4 gelangt man zu Uebersetzungsstücken. Alle diese im Buche gestellten Uebungsaufgaben setzen im Allgemeinen einen reiferen und geschulten Geist beim Schüler voraus. Der Stoff der Beispiele ist der durch das Elementarbuch bereits bewährte auch hier geblieben, Geschichte, Geographie und Verhältnisse des täglichen Lebens. Die Materie ist auf die beiden Classen, für die es bestimmt ist, sehr praktisch vertheilt. Der Cursus für Quinta (halbjährig) enthält in 60 Lectionen die Regeln über die Aussprache, avoir und être, die Hauptformen der ersten Conjugation, article, défini und indéfini, Zahlen, adjectifs possessifs und démonstratifs, interrogatifs. Der für Quarta, die Formenbildung der regelmässigen Verben, pronoms personnels, démonstratifs, relatifs, article, den unregelmässigen Plural und die gebräuchlichsten unregelmässigen Verben; im dritten Theil folgt eine Sammlung französischer Lesestücke zum Uebersetzen und Auswendiglernen. Nach Absolvirung dieses Pensums geht der Schüler, wohl vorbereitet, zum zweiten Cursus über. Wir könnten zur Empfehlung dieses Buches nichts hinzusetzen, was nicht schon in jedes Schulmannes Kenntniss wäre. Wir wünschen ihm einen guten Erfolg und empfehlen es besonders den Anstalten, welche ihr Französisch auf der fünften Stufe beginnen und bereits eine Classe vorher Latein angefangen haben.

Dessau. Dr. O. Weiss.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 5. Jahrgang. 1. Heft. Wien 1860.

Ueber Walther von der Vogelweide. Von Franz Pfeiffer. Der Herausgeber eröffnet den 5. Jahrgang seiner Zeitschrift mit einer eingehenden Untersuchung über Walther's Heimat und Geschlecht, der er Erklärungen seiner Lieder folgen lässt. Nach Erwähnung der mannigfachen Vermuthungen über Walther's Heimat, und eine Burg Vogelweide, die man bald in der Schweiz und in Böhmen, bald in Baiern, Oestreich und Franken gesucht hat, und die es doch ohne Zweifel nie gegeben hat, kommt er durch einfache Erklärung von 2 Stellen in Walther's Liedern (32, 14 und 84, 14) zu dem Resultat, dass Walther kein Oestreicher sein könne, sondern ein

Franke sein müsse. Er nennt den fränkischen Adel „unser Fürsten," er ist in der Hauptstadt des Frankenlandes, in Würzburg, gestorben und begraben; der dort befindliche Leichenstein mit der Inschrift ist bekanntlich nur von W. Grimm (Z. f. d. A. I, 30) angezweifelt worden. Im Anfange des 14. Jahrhunderts gab es in Würzburg einen Hof „zur Vogelweide" (S. Reuss Skizze S. 7). „Mit um so grösserer Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, dass Walther einst jenen Hof bewohnt und sein Leben dort beschlossen habe, und dass der Hof deshalb von ihm den Zunamen empfangen habe, wie das Haus zu Basel von Konrad von Würzburg, und so gewiss noch viele andere." Dadurch erhält denn auch das schöne Lied 124 „Owê war sint verswunden alliu miniu jâr!" seine volle Bedeutung. Nach langer Abwesenheit ist er als Greis in seine Heimat zurückgekehrt. — Der Hoftag, dessen Walther 84, 15 gedenkt, fällt in das Jahr 1224 und dadurch erhalten die von Daffis in seiner hübschen kleinen Schrift (Berlin 1854) dargelegten feinen und scharfsinnigen Untersuchungen, wonach Walther von 1220 bis 1224 Erzieher und Zuchtmeister des König Heinrichs VII. war, ihre volle Bestätigung. Franken ist also die Heimat, Oestreich das Land, in welchem Walther sein schönes Talent ausgebildet und zur vollen Reife gebracht hat. Ueber Walther's Familie und Namen erfahren wir Alles, was darüber gesagt werden kann, in einfacher und doch erschöpfender Darstellung, gelegentlich auch über Heinrich von Veldecke's Namen ausreichende Belehrung. Den Schluss dieser wichtigen Abhandlung bilden Besprechungen einzelner Stellen, die dem Verständniss des Dichters, so wie überhaupt den mittelalterlichen Studien, namentlich auch der Lexicographie erspriessliche Dienste leisten. Es könnte meiner unmassgeblichen Meinung nach Walther's Gedichten nichts Besseres begegnen, als wenn Herr Pfeiffer eine neue Ausgabe derselben veranstaltete unter Benutzung und Aufnahme alles dessen, was Andere, vorzüglich Lachmann, Gutes und Unantastbares zur Erklärung des Dichters geleistet haben.

Beiträge zur Priamelliteratur. Als Nachtrag zu den von Moritz Rodler bekannt gemachten Priameln (Germania III, 368) theilt Zingerle vier Gedichte der Art aus der Wiltener Handschrift und aus Vintlers Tugendblumen mit.

Zu den Nugae Curialium des Gualterus Maper. Felix Liebrecht zu Lüttich giebt einige Beiträge zu der Geschichte mehrerer in genannter Sammlung enthaltenen Sagen.

Das Grab und seine Länge. Von Reinh. Köhler in Weimar. Einige Nachträge zu Liebrecht's Bemerkungen. Germania IV, 374.

Zur deutschen Liederdichtung. Von K. Bartsch. Zwei kleine Lieder, von denen das eine die Herausgeber des Minnefrühlings, das andere von der Hagen nach der Ansicht des Herausgebers übersehen haben.

Wuotan-Ziu. Von Zingerle. Der Verfasser vermuthet, dass in dem Worte Züenz, womit in Utten, einem abgelegenen, an die wälschen Marken anstossenden Thale, der Teufel bezeichnet wird, der Name Ziu enthalten sei.

Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythus von Körperschatten und vom Schattengeist. Von E. L. Rochholz. Der Verfasser stellt nach seiner reflectirenden Weise und seiner Belesenheit ein umfangreiches und mannigfaltiges Bild zusammen von Allem, was er in Volksanschauungen und literarischen Ueberlieferungen über seinen Gegenstand vorgefunden hat.

Der Zauberer Virgil. Von K. Bartsch. Bemerkung zu Germania IV, 237, dass die älteste Fassung des dort herausgegebenen Gedichts sich in einer Erzählung der Çukasaptati finde. S. Benfey's Pentschatantra I, 456.

Morgend als Adjectiv. Von Vernaleken.. Beispiele über morgend, das sich erst im 16. Jahrhundert findet. Der Behauptung „Unsere Zeitgenossen sagen fast alle: der morgige Tag, und finden das ganz in der Ordnung," kann ich wenigstens nach Lectüre und Erfahrung nicht beistimmen. —

Einiges über silete. Von Reinh. Bechstein. Der Verfasser nimmt mit Mone gegen Hase und L. Bechstein an, dass dieser Zuruf an das Publicum gerichtet sei und bei Scenenwechsel eine Pause bezeichnen solle. Eine weitere Ausführung behält er sich vor.

Adler und Löwe. Von Zingerle. Zu Walther von der Vogelweide 12, 24 werden einige Beispiele von des aren tugent, des lewen kraft beigebracht.

Das goldene Horn. Zingerle theilt aus der Wiltener Handschrift ein Gedicht aus dem Sagenkreise des Königs Artus mit, welches irriger Weise Konrad von Würzburg zugeschrieben wird. Es besteht aus 9 zwölfzeiligen Strophen und behandelt die bekannte Episode von dem Zauberhorn (hier aus Elfenbein mit goldenen Buchstaben), wobei auffallender Weise die stehende Figur des Truchsessen Kei fehlt. Vergl. das franz. Gedicht „Le Lai du corne" bei F. Wolf: Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, p. 327 und meine kleine Schrift: Ueber den Ritter Kei, Truchsess des Königs Artus. Obiges Gedicht ist ohne Zweifel spätern Ursprungs. —

Abor und das Meerweib. Von K. Bartsch. Ueber Anordnung eines schon von J. Grimm in Haupts Zeitschrift f. D. A. V, p. 6 bekannt gemachten Bruchstücks eines älteren Gedichts.

Eigennamen aus Tirol. Zingerle zählt eine Reihe von tyrolischen Ortsnamen auf, die auf alte Sagen oder alte Gebräuche hinweisen.

Recensionen. Etmüller: Orendel und Brida, eine Rune des deutschen Heidenthums, recensirt durch K. Bartsch. — Choice - Notes from „Notes and Queries." Folk - Lore - London 1859, rec. von Felix Liebrecht.

Vernaleken: Mythen und Bräuche des Volkes in Oestreich 1859. Schönhuth: Aus der Oberpfalz 1859. A. Stöber: Elsässisches Volksbüchlein. 2. Aufl. 1859, rec. von Zingerle.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 5. Jahrgang. 2. Heft. Wien 1860.

Die deutschen Gedichte von St. Oswald. Von Karl Bartsch. Eine specielle Untersuchung über das Alter der beiden deutschen Gedichte, welche die Legende vom heil. Oswald behandeln. Nachdem die Ansichten Ettmüller's, Wackernagel's, Zingerle's, Gödeke's, Mone's und Schmeller's mitgetheilt sind, suchte der Verfasser aus Reimen und aus Wörtern darzuthun, dass die Gedichte gar wohl dem 14. oder 15. Jahrhundert angehören

können, dass aber auch der Annahme, sie seien Umarbeitungen älterer Gedichte des 12. Jahrhunderts, nichts im Wege stehe. Für das zweite Gedicht ist der Nachweis der niederrheinischen Elemente von Wichtigkeit, ebenso für die ganze Sage die genaue Vergleichung der beiden Gedichte und der zuerst von Schmeller bekannt gemachten prosaischen Erzählung.

Ohne Schatten, ohne Seele. Von Rochholz. 2. Abhandlung: Der Schattengeist. Der den Menschen als Schatten begleitende Schutzgeist wird nach deutschem Volksglauben ihm bei der Geburt beigegeben, er verlässt ihn im Tode. Der Schatten ist also von Wichtigkeit und es ist nicht mit ihm zu spielen. Schattenraub und Schattenkauf wird an mancherlei Beispielen nachgewiesen. Der Aufsatz, dessen mannigfaltiger Inhalt nicht auszugsweise gegeben werden kann, schliesst mit Peter Schlemihl und einer allgemeinen mythologisch-philosophischen Reflexion.

Diu wende. Von Franz Pfeiffer. Zum richtigen Verständniss des Verses im Nibelungenliede 1280, 4, L. werden aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen Beispiele zusammengestellt und manche derselben erklärt. Diu wende, conversio ist synonym mit ende. Die vier wende sind nicht sowohl die vier Himmelsgegenden nach heutigen Begriffen, als vielmehr die vier Enden der Welt. Der Vers in dem Nibelungenliede bedeutet also: sie zogen ihre Pfeile mit kräftiger Hand bis dorthin, wo sie aufhörten, endigten, bis an's Ende, wie Simrock ganz richtig übersetzt hat, d. h. sie gaben ihrem Bogen die grösstmögliche Spannung." —

Meistergesänge des 15. Jahrhunderts. Von A. Holtzmann. Vergl. Germania III, 307. Zum Theil aus dem Kolmarer, zum Theil aus einer Heidelberger Handschrift abgedruckt. Gedichte von Peter Zwinger, Meffrid und dem Lieber.

Zur Germania des Tacitus. Von Zingerle. Zu Tacit. Germ. 19 wird hinsichtlich der schweren Strafe des Ehebruchs bei den alten Deutschen auf eine Stelle in einem Briefe des Bischofs Bonifacius an Ethelbald, König der Angeln, hingewiesen und dieselbe mitgetheilt.

Der Spruch der Todten an die Lebenden. Von Reinh. Köhler. Die bekannte Anrede der Todten an die Lebendigen bei Freidank:

Daz ir da sit, daz ware wir;
daz wir nû sîn, daz werdet ir.

wird hier in der deutschen, wie in fremden Literaturen nachgewiesen.

Recensionen. R. v. Lilienkron. Düringische Chronik des Joh. Rothe, rec. von Fedor Bech; Feifalik's Ausgabe der Kindheit Jesu, rec. von K. Bartsch.

Berlin. Dr. Sachse.

Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von H. Kurz. Leipzig 1860.

Man fragt füglich bei einem neuerscheinenden Buch nach seinem Zweck. Welche Klasse von Personen soll es und zu welchem Nutzen brauchen?

Der Verf. des Leitfadens will selbst denjenigen Lehrern, die nach seiner Literaturgeschichte vortragen, die zeitraubenden Dictate sparen. Auf

Schüler scheint er also berechnet. Eigentlich soll er aber wohl für Studenten sein. Wenigstens spricht der Verf. (Vorwort IV) von den Anforderungen, die an einen Leitfaden zu stellen sind, der Studirenden in die Hände gegeben wird — mit Beziehung auf den seinigen. Dass diese aber das rechte Publikum sind, an das der Verf. sich richten konnte, bezweifle ich. Studenten werden sich beim Vortrag die nöthigen Bemerkungen von selber machen; es ist also so wenig ein Leitfaden nöthig, als Dictat stattfindet. Ausserdem wird sich ein Universitätslehrer nicht so genau an Kurz's Literaturgeschichte binden, dass der Leitfaden von den Zuhörern praktisch verwandt werden könnte. Die Hauptsache ist aber, dass man Studirenden für gewöhnlich so viel Selbstthätigkeit zutraut, dass sie das Nöthige kurz notiren. Erwartet doch der Verf. selbst von seinen Lesern, dass sie die vom Lehrer mitgetheilten Urtheile und Notizen anfügen (a. a. O. IV). So gut sie das können, darf man ihnen auch jenes zumuthen.

Ich möchte daher den Leitfaden von den Universitäten nach Gymnasien und Realschulen verweisen. Genügt er da aber?

Der Lehrer verlangt bei Repetitionen gewisse Thatsachen mit Bestimmtheit. Da er den Schülern im Ganzen nicht den richtigen Tact für Auffindung des Wichtigen zutrauen kann, dictirt er, wenn er sich nicht auf ein brauchbares Compendium verlassen kann. Da der Lehrer abfragt, ist das Kriterium des Nothwendigen hier nicht so subjectiv wie bei Studirenden; es muss also bestimmt bezeichnet werden. Trägt nun ein Lehrer nach der Kurz'schen Literaturgeschichte vor, so hat er gewiss an einem parallel gehenden, praktisch angelegten Leitfaden das beste Mittel, schnell anzugeben, was nothwendig gewusst werden muss.

Praktisch angelegt ist der Leitfaden aber nur dann, wenn er in allen Theilen den Standpunkt seiner Leser festhält.

Der Verf. hat's nun für „unerlässlich“ gehalten, sein grösseres Werk durch das kleine insofern zu vervollständigen, als er „die Quellen und Hülfsmittel sowohl für die längeren Perioden als für kleinere Abschnitte der Literaturgeschichte, so wie für die einzelnen Schriftsteller in möglichst vollständiger Weise mittheilt.“ „Eine möglichst reiche Auswahl von biographischen Notizen zu geben, war,“ sagt er, „für einzelne Weiterstrebende nöthig.“ Es war unnöthig, weil unpraktisch, für den Standpunkt, auf den wir das Buch zu seinem Besten verweisen möchten; — auf Gymnasien ist ein Weitergehen unthunlich; — aber es war auch unnöthig für Studirende. Man kann doch im Allgemeinen sagen, dass literarhistorische Vorlesungen auf Universitäten nicht aus gelehrten Gründen gehört werden. Es kommt den Meisten wenig auf Einzelheiten und genaue Quellenangabe an, sie wollen nur einen anregenden Ueberblick über die Fortschritte der nationalen Literatur. Wenn man diesen Dilettantismus tadelt, so bedenke man, dass nicht überall bis in's gelehrte Detail gegangen werden kann und dass auch eine geistvolle Uebersicht fruchtbar wirkt auf die Bildung des Geistes und Herzens. Vor Allem aber erkenne man das Factum an, so tadelnswerth es gelehrterseits ist.

Jedoch: „Einzelne streben weiter.“ Für diese ist nur schon gesorgt. Beschäftigen sie sich wissenschaftlich mit dem Gegenstand, so können sie Gödeke's Grundriss schon auf den nächsten Wegen nicht entbehren. Da Kurz diesem nichts Wichtiges hinzugefügt hat, ist er selbst entbehrlich, obwohl ich nicht leugne, dass man eine Zeitlang mit ihm auskommen wird. Gödeke gibt aber die Materialien zu weiterer Forschung sehr vollständig, und Kurz's Urtheil, dass er hätte etwas Besseres leisten können (Bl. für lit. Unterhaltung 1858, 169 — 71), wenn es ihn auch wahrscheinlich zu der unpraktischen Belastung des Leitfadens durch Quellenangaben und sonstige Notizen verführt hat, muss füglich auf sich beruhen.

Zu dem Ueberflüssigen, das der Verf. in das Buch gebracht hat, gehört die erdrückende Menge von Namen und Lebensnachrichten der unbe-

deutendsten Schriftsteller. Was soll man in einem Leitfaden von 281 Seiten mit ca. 1500 Schriftstellern und Notizen aus ihrem Leben! Dergleichen verdrängt ja jeden wirklich bildenden und leitenden Inhalt. Das Buch soll doch für Lernende sein! Was glaubt man diesen zu leisten, wenn man sie in eine Fluth von Namen stürzt. Die Sperlinge verdunkeln ja die Adler. — Mag man auf Universitäten oder Gymnasien vor Anfängern, — die allein brauchen einen Leitfaden — Literaturgeschichte vortragen, so wird der Zweck zunächst nicht ein gelehrter sein. Man will auf die Hauptmomente der Entwicklung hinweisen, dafür das Interesse der Seele gewinnen. In grossen Zügen wird man daher die Epochen des Wachsens und Fallens zeichnen, mit hervorragenden, klassischen Geistern sich eingehend beschäftigen, an ihnen Herz und Geschmack zu bilden suchen, das Geringere schnell durcheilen, das Unbedeutende lassen. In den Heroen wird man die Zeit anschauen und die niedrigeren Geister nur als Staffage gebrauchen.

Was sollen denn die vielen Namen und Zahlen, die in Keines Kopf sitzen, aber von Papier zu Papier geschrieben werden — voller Druckfehler! Man verstattet ihnen in gelehrten Sammelwerken einen Platz, damit sie dort der Forscher bei Gelegenheit genau finde: aber wozu soll ein Leitfaden Alles aufnehmen, blos weil es war und nicht allein deshalb, weil es wichtig ist zur Bildung und Aufklärung! Muss nicht das zu viele Material den Schüler verwirren? Auch findet kein Lehrer Zeit vor Anfängern, und solche unterrichtet er allein, von Aal, Abele, Abschatz, Achenwall, Ackermann, vom Agesaböк, von dem Geistlichen Alberus aus dem 12. Jahrhuudert, von Albrecht von Halberstadt etc. viel Worte zu machen; am Besten schweigt er von ihnen, wenn es ihm nicht nur auf Vollständigkeit der Aufzählung des Dagewesenen ankommt. Ich glaube daher, dass der Verfasser in späteren Bearbeitungen ein Drittel der Namen ganz nützlich streichen wird. Er gewinnt dadurch zugleich Raum für Wichtigeres. Erspriesslicher ist es doch, dass der Schüler erfahre, was denn in den bedeutenderen Werken jeder Zeit stehe, was jene Zeit an ihnen gehabt hat, was sie in der culturhistorischen Entwicklung geleistet haben, als dass er die Seiten mit Dutzenden von Nullen gefüllt sieht.

Am Meisten kann der Verf. in der neusten Zeit streichen. Es verschlägt Nichts, von gewissen Dichterlingen Nichts zu erfahren.

Wozu ist es ferner nöthig, von Fichte z. B. zu sprechen, wenn man neben 5 Reihen Lebensnachrichten nur erfährt: „Einflussreich auf die Ausbildung der Philosophie und durch dieselbe auf die übrigen Wissenschaften, so wie auf die Poesie (Romantiker)," dann noch die Titel der Hauptwerke liest nebst den verschiedenen Ausgaben seiner Werke? Wenn man nicht Platz hat, seinen Einfluss auf die Literatur näher zu characterisiren (und man hätte ihn, fehlten viele Namen und auch hier die Lebensnachrichten, die man füglich der Geschichte der Philosophie überlassen dürfte, und die Büchertitel), so lasse man ihn weg. Was lernt man aus dem Gesagten?

Bei Kant steht neben Büchertiteln und Lebensnotizen die einzige Bemerkung: Begründer der deutschen Philosophie, aber auch des philosophischen Jargon.

Kurz der Verfasser hat eine Liebhaberei, jeden Namen, der sonst in Literaturgeschichten vorkommt, wenigstens zu nennen. Er verbraucht den Platz, der anzuwenden war für kurze, aber belehrende Hinweisungen auf den Geistesinhalt der Hauptschriften und auf ihre Bedeutung für Förderung oder Depravation des Geschmacks.

In frühern Perioden gibt er dankenswerthe Inhaltsangaben bei den bedeutenderen Werken. Wenn er diese Gewohnheit noch ausdehnt, und den gelehrten Ballast fortwirft, wird das Buch nützlicher sein. Man glaubt heut freilich häufig, durch Aufspeicherung aller möglichen, äusseren Notizen zu belehren; aber man sollte Leitfäden wenigstens damit verschonen. Sehe der Verfasser, ob er praktischere Ansichten über Unterrichtsbücher zu den seinigen machen kann. Suche er sich zu beschränken, verständig das wirk-

lich in der deutschen Literaturgeschichte Leitende auszuwählen. Gedanken bereichern, Namen in Ueberzahl verwirren; sie bleiben ein nothwendiges Uebel.

Es bleibt ihm für neue Bearbeitung nach Wegschneidung der unnützen Schösslinge ein ganz gesunder Kern. Man findet die Hauptschriften nicht blos angeführt, es wird der Inhalt, auch wohl seine zeitliche Genesis angegeben, eine das Absprechen der Schüler verständig vermeidende Werthabschätzung hinzugefügt.

Jedoch muss der Stil, namentlich in den Beurtheilungen mehr durchgearbeitet werden, indem die jetzt gewählten Prädikate häufig zu abgenutzt sind, zu nichtssagend und allgemein. Sie müssen möglichst individuell und treffend sein.

Liegt dem Verfasser etwas daran, so will ich ihm an der Behandlung Goethe's das Mangelhafte zeigen.

S. 244 b wird gesagt: die Leipziger Zeit wurde für G. dadurch einflussreich, dass er begann, seine Erlebnisse poetisch zu gestalten. Der Hauptpunkt entgeht den Schülern, wenn nicht „seine Erlebnisse“ gesperrt gedruckt wird. Zugleich würde ich, um nicht in dem abstracten Gedanken zu bleiben, auf die concreten Beispiele hinweisen, also in Parenthese: Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Breitkopfsche Lieder.

Anstatt nachher zu sagen, dass Herder ihn „mit seinen belebenden Ideen über Poesie“ bekannt machte, war es fasslicher und instructiver zu sagen, dass diese Ideen von dem Dichter verlangten zu schaffen aus dem „Nothdrang“ eigner Empfindung, dass er aufhören müsse, in gemachten Gefühlen zu tändeln. Wenn hierdurch jedes wirklich Empfundene Berechtigung erhielt, begreift man zugleich, wie diese Theorie zur Schrankenlosigkeit führte, zum Ungestüm eigner Leidenschaft. (Auch bei Herder ist davon viel zu unbestimmt gesprochen.)

Was „volksthümliches Element“ sei, war scharf und für Schüler fasslich, vielleicht am Gegensatz, zu definiren.

Wenn der Verf. sagt, Goethe stellte sich als Versöhner von Natur und Kunst zwischen die Geniemänner und Lesssing — so hat doch auch Lessing die Stichworte der 70er Jahre: Natur und Shakespeare laut gesprochen. Jene sind nur die extremen Weiterbildner seiner Lehre.

Das Wort lebensvoll würde ich nicht auf jeder Seite gebrauchen (244. 5. 6.); der Verfasser mag sich Etwas dabei denken; für den Leser ist es zu abgenutzt, um Inhalt zu haben.

Die Idee der Weltliteratur sollte man anstatt auf Goethe's westöstlichen Divan auf Herder zurückführen, den kosmopolitischen Vorläufer der Romantik.

Es heisst unter c: „Goethe ist ein durchaus objectiver Dichter;“ so sagt jeder Tertianer, und das „durchaus“ macht's nicht besser. Es war daher richtig, eine Erklärung hinzuzufügen, wenn sie nur schärfer den Hauptgrund hinstellte, als es die folgenden Worte des Verf. thun: „denn er schöpfte alle seine Stoffe aus dem Leben, um sie dichterisch und künstlerisch zu gestalten.“ Welcher von beiden Sätzen, der Hauptsatz oder sein Zweck, enthält nun die wirklich gemeinte Erklärung? fragt der Schüler, zumal durch die folgende Bemerkung: „Diese Richtung Goethe's wurde durch die Beschäftigung mit der bildenden Kunst wesentlich gefördert,“ Alles zerrinnt, was man halten zu können glaubte.

Schärfere Sätze über Objectivität gibt Lewes L. G. Buch II, Abschn. 2; vergl. auch was Merck bei der Vergleichung zwischen Goethe und den Stolbergen in D. und W. bemerkt. Wurde daraus ein kurz zusammengedrängter Satz gezogen, war die Sache mehr aufgeklärt.

Wenn neben Goethe's Vielseitigkeit hervorgehoben wird, dass es fast keine Gattung der Poesie gäbe, in der G. nicht Grosses geschaffen, so belehrt der Satz nicht gross. Solche Redensarten sind zu platt, und können

sich mit geringen Abweichungen bei Jedem wiederholen. Was hat man also davon zur Characterisirung eines bestimmten Schriftstellers? Dass Prädikate, die mit Schärfe die Individualität der Sache treffen, mich über ihr besonderes Wesen aufklären, nicht leicht zu finden sind, will ich zugeben; aber sie allein sind belehrend, für Schüler bildend, und ein gutes Schulbuch zu machen, muss auch nicht das Leichteste sein.

Alles, was über die Lyrik gesagt ist, leidet an der allgemeinen Phrasenhaftigkeit. Dass Goethe's Hymnen „zu den vollendetsten Schöpfungen der lyrischen Poesie gehören,“ diese Mittheilung wird Niemand weiser machen. Wenn Kurz unter f sagt: „Als epischer Dichter entwickelte Goethe die grösste Mannigfaltigkeit; er hat beinah alle Gattungen behandelt, manche nur in einzelnen Gedichten, immer aber meisterhaft!“ so ist 1) das Adjectiv meisterhaft wenig meisterhaft für einen instructiven Lehrer und füglich den Zeitungen zu überlassen, und 2) scheint der Verfasser ein zu grosses Gewicht darauf zu legen, dass möglichst viele Gattungen aus der Aesthetik in den gesammelten Werken eines Dichters aufgeführt sich vorfinden. Unter c war das im Allgemeinen lobend erwähnt, unter d steht's bei der Lyrik, hier beim Epos. Der Verf. misst zu sehr nach der Elle, gerade wie er selbst die Vortrefflichkeit seines Buches in die Fülle des Stoffs, der Namen zu setzen schien.

„Unübertrefflich ist er in der Ballade“ ist für mich ein vollkommen todter Satz. Er lehrt Nichts über das, was die Goethe'sche Ballade eigentlich innerlich von andern scheidet, sondern er weist nur, wie der Verf. es in seinen Urtheilen liebt, die Stellung in einer Reihe an, die Jeder nach seinem Geschmack anders ordnet.

Dass G. die Balladen volksthümlich behandelt hat, wird richtig sein, wenn nur dem Schüler gleich klar wäre, was das heisst.

Auch die Behauptung, dass G. in Hermann und Dorothea einen höchst einfachen Stoff „zu wahrhaft epischem Leben“ „entfaltet“ habe, ist viel zu vage, allgemein und unbestimmt.

S. 246 heisst's von Tasso und Iphigenie: „Während er in jener „das innere Leben hervorkehrt, d. h. plastisch veranschaulicht“ (nun wird's begriffen!), „wird es in T. in beinah lyrischer Weise dargestellt. Daher liegt ihm auch nicht eigentlich eine Handlung zu Grunde.“ Meine Absicht ist nicht sowohl das Falsche, als das Unpraktische zu zeigen; ich frage bloss, was der Benutzer des Buchs bei der beinahe lyrischen Weise sich denken soll, mit welcher das innere Leben im Tasso, anders als in der Iphigenie, dargestellt wird. Der Gegensatz ist schwimmend, unfassbar. — Das Wort „plastisch“ spielt übrigens eine ebenso grosse Rolle, wie lebensvoll und die Angabe der Höhe, die die Producte in einer gewissen Reihe einnehmen.

In Werther's Leiden wird „grossartige (nichtssagend!) Anlage und Ausführung“ bemerkt; aber „die höchste Bedeutung liegt in der Darstellung und Sprache, die bei all ihrem poetischen Schwung doch von höchster Klarheit und Reinheit ist.“ (Und weiter nichts? Nichts von der taumelhaften Wirkung auf die Zeit!?) In den Wahlverwandschaften ist „die Haltung zu dogmatisch.“

Ich breche ab. Was ich nachweisen wollte, wird für den einsichtigen Pädagogen klar sein, dass nämlich die von dem Verf. zur Characterisirung gebrauchten Prädikate theils nichts über das innere Wesen aussagen, sondern die Producte nach allgemeinsten Werthbestimmungen abschätzen, theils unklar sind, theils alles Inhalts mangeln. Bei nochmaliger Durcharbeitung wird er also, will er praktisch verfahren, und auf Gymnasialschüler wirksam sein, (denn der gelehrte Zweck ist überflüssig), eine Menge äusserlicher Notizen und unbedeutender Namen weglassen, die Inhaltsangaben, das Beste am Buch, ausdehnen, die Urtheile prägnanter, individueller, frischgeprägter machen müssen.

Berlin. Dr. Laas.

Friedrich der Grosse und sein Verhältniss zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Von K. Biedermann. Braunschweig, 1859.

In der vorliegenden kleinen Schrift hat sich der Verfasser die interessante und dankbare Aufgabe gestellt, darzulegen, wie sich Friedrich der Grosse der geistigen Thätigkeit Deutschlands gegenüber verhielt und welche Einflüsse dieselbe von ihm erfahren hat. Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von denen aus dieser Gegenstand betrachtet werden konnte, boten die Wissenschaft überhaupt und namentlich die deutsche Literatur dar. Da nun die letztere bekanntlich Friedrich dem Grossen unmittelbar nichts zu verdanken hat, ja da derselbe nur mit Verachtung auf sie herabsah, so sucht der Verf. zunächst die Gründe dieser Stellung des Monarchen darzulegen, die er sowohl in dessen eigenthümlicher Erziehung als auch in dem Zustande der Literatur selbst und in den Persönlichkeiten ihrer Vertreter, soweit Friedrich sie kennen lernte, findet. Wir finden hier im Allgemeinen dieselben Gedanken weiter ausgeführt, wie sie von Gervinus (Gesch. der deutschen Dichtung IV, S. 209 ff.) in der Kürze angedeutet worden sind. Indem nun der Verf. auf die positive Seite des Einflusses Friedrichs auf das deutsche Geistesleben übergeht, giebt er zu, dass weder die eigne literarische Thätigkeit des grossen Königs, noch das, was er für den Unterricht in Schulen und Universitäten gethan, für die Förderung geistiger Bildung nennenswerthe Bedeutung gehabt; den eigentlichen Kern des erwähnten Einflusses findet er einmal darin, dass Friedrich der geistigen Thätigkeit und ihrer Entwicklung keine hemmenden Schranken entgegengestellt, und wo solche vorhanden waren, sie zum grossen Theil beseitigt habe, andrerseits dass die Freisinnigkeit seiner eignen Denkweise auch die geistige Freiheit seines Volkes und der übrigen Deutschen gehoben, endlich dass seine Heldenthaten ein nationales Gefühl hervorgerufen und gekräftigt haben. Wenn man auch in der vorliegenden Schrift neue Gedanken und eine neue geistreiche Weise, den schon von anderen öfter berührten Gegenstand zu behandeln, nicht gerade findet, und wenn auch der Gegenstand selbst keineswegs erschöpfend behandelt ist, da doch jedenfalls auch die politische Stellung des Volkes und das gesellschaftliche Leben manches nicht unwichtige zur Erörterung der Frage geliefert haben würde, so ist das Büchlein jedenfalls anziehend genug, um aufmerksam gelesen zu werden.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Niemeyer, Dr. E., Abriss der deutschen Metrik. Crefeld, 1860.

Nachdem jetzt durch die Regulative eine strenge Beseitigung aller Dictate in den Realschulen angeordnet ist, tritt die entschiedene Nothwendigkeit heraus, ein Handbuch der deutschen Metrik unter die Schulbücher aufzunehmen. Zum Verständniss eines Gedichts gehört das Verständniss seines Metrums, und dies kann dem Schüler nur durch eine systematische Behandlung der Metrik verschafft werden Auf den Gymnasien hilft die lateinische Prosodie dem deutschen Unterrichte aus; auf den Realschulen muss dagegen die deutsche Metrik einen gesicherten Platz bekommen. Als Grundlage hierzu empfiehlt sich der vorliegende Abriss der Metrik von Niemeyer. Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, welche auf 55 Seiten die Versmessung, den Gleichklang, die Versmasse und den Strophenbau behandeln.

Die Darstellung der beiden ersten Abschnitte knüpft der Verf.

an die historische Entwicklung der deutschen Metrik und belebt dadurch den Stoff in einer glücklichen und zweckmässigen Weise. Die Entwicklung selbst ist kurz und klar, sie beschränkt sich auf das Nothwendigste, giebt aber dies in voller Verständlichkeit. Ein kürzeres und schärferes Urtheil hätten wir über die Assonanz p. 12 gewünscht, die eigentlich nur der romantischen Schule angehört und jetzt als undeutsch längst beseitigt ist.

Der dritte Abschnitt entwickelt die hauptsächlichsten Versmasse, das trochäische, jambische, daktylische und anapästische, durchweg in Beispielen mit kurzer Characteristik. Das Beispiel, welches die Anmerkung p. 21 bringt, ist nicht glücklich gewählt: seinem Tonfall nach ist es nicht als Siebenfüssler, sondern als achtfüssiger katalektischer Trochäus zu fassen. Pag. 20 hätte bemerkt werden können, dass der vierfüssige Trochäus das Metrum des spanischen Dramas ist.

In dem vierten Abschnitte von der Strophe hat der Verf. sich etwas zu streng auf die alcäische und sapphische Strophe beschränkt; einige klopstockische Masse konnten noch hinzugefügt werden, da der Lehrer deren bedarf. Dann folgen mit richtiger Auswahl die Terzine, die Stanze und das Sonett.

Den Schluss des Buches bilden eine Reihe metrischer Aufgaben: in Prosa aufgelöste Gedichte, welche durch leichte Umstellung wieder in Verse verwandelt werden können. Für den ersten Bedarf reichen diese Aufgaben vollständig aus; für die weitere Anwendung bietet die jetzt erschienene Poetik von Viehoff eine reiche Auswahl solcher Aufgaben. —

Zu loben ist an dem Niemeyer'schen Buche die Sicherheit, mit welcher der Verfasser durchweg seinen Stoff beherrscht, und der pädagogische Takt, mit welchem er die Hauptmomente herauszuheben und zu gruppiren weiss, vor allem aber verdient die gewissenhafte, sorgfältige Durcharbeitung des Werks rühmende Anerkennung. Wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung und empfehlen seine Einführung in Schulen auf das Angelegentlichste.

Fragments du Faust de Goethe, traduits en vers par le Prince de Polignac, et en prose par Guillaume Braunhard, docteur en philosophie, professeur au Gymnase d'Arnstadt. Arnstadt, 1860.

Die Arbeit enthält nach einer kurzen Einleitung den Goethe'schen Text von drei Bruchstücken des Faust mit nebengedruckter poetischer Uebersetzung des Fürsten Polignac und prosaischer Uebersetzung des Verfassers, nämlich: I. Dialog des Faust und Wagner von: „Verzeiht, ich hör' euch deklamiren" bis: „Als festlich hoher Gruss dem Morgen zugebracht." II. Monolog Faust's: „In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein" bis: „der Tod erwünscht, das Leben mir verhasst." III. Die Worte Faust's zu Gretchen: „Wer darf sagen: Ich glaub' an Gott?" bis: „Warum nicht ich in der meinen?" In einem Nachtrage folgen sodann die schwierigsten Stellen noch einmal in der Uebersetzung von Blaze, die der Verfasser erst während des Druckes erhalten hat. In der Einleitung erklärt Herr Br., dass er seine Arbeit ganz selbstständig, d. h. ohne eine französische Uebersetzung zu kennen, verfasst habe, und dass ihm erst nachträglich die Polignac'sche Uebertragung zugekommen sei. Die Berechtigung einer möglichst wortgetreuen und darum prosaischen Uebersetzung neben den bereits vorhandenen poetischen wird man nicht bestreiten; ebenso wird wohl Jeder nach den mitgetheilten Proben in das von dem Verfasser dem Fürsten Polignac ge-

spendete Lob einstimmen. Leider sind der aus der Blaze'schen Uebersetzung mitgetheilten Stellen zu wenige, um ein Urtheil über das Verhältniss beider Uebersetzungen zu einander zu gewinnen. Die letztere scheint nur zum Theile das poetische Gewand zu tragen und sich dem Originale enger anzuschliessen als die Polignac'sche. Wir wollen weiter unten dem Leser Gelegenheit geben, selbst zu vergleichen. Andere Uebersetzer, wie Gérard de Nerval, Ary Scheffer, Gounod kennt der Verfasser nur aus der Vorrede Arsene Houssaye's zu Polignac's Uebertragung. Was nun seine eigene Arbeit betrifft, so gestehen wir gern, dass er seine schwierige Aufgabe mit Glück gelöst hat. Dass wir hier und da anderer Meinung sind, wird er uns nicht verübeln. Hier und da scheint uns H. Br. ohne Noth von einer ganz wortgetreuen Uebersetzung abgegangen zu sein, an andern Stellen wörtlicher übersetzt zu haben, als es die französische Sprache zulässt; an andern endlich stimmen wir mit der Auffassung des Sinnes nicht überein. Hier einige Belege zu unserer Behauptung:

S. 6. Wie soll man sie durch Ueberredung leiten? —
Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Comment pourrait-on acquérir l'art de persuader? — Vous ne l'attraperez jamais, si vous ne le sentez pas, et que ça ne provienne du fond de l'âme pour gagner par la plus violente émotion, les coeurs de tous les auditeurs.

Das Göthe'sche es (ihr's) scheint mir ohne Umschreibung nicht wohl übersetzbar. Le in l'attrapperez und le sentez wird jeder Franzose auf art beziehen. „Mit urkräftigem Behagen“ bezieht der Verfasser auf die Zuhörer, während es wohl auf den Redner geht. Wir schlagen vor: Comment acquérir l'art de persuader? Vous ne l'acquerrez point (cet art), à moins que vous ne sentiez ce que vous dites, et que vos paroles provenant du fond de l'âme, n'entraînent sans effort, mais irrésistiblement, les coeurs de tous les auditeurs.

S. 8. Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?

Est-ce donc que le parchemin est la sainte fontaine où un trait désaltère la soif pour jamais?

Wir würden gesagt haben: „Le parchemin est-il donc“ und bezweifeln, dass désaltérer la soif gebräuchlich ist. S. 9, V. 61 und 62 sind eine wahre Crux für den Uebersetzer. Wir geben alle drei Uebersetzungen zur Vergleichung.

Ein Kehrichtfass und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen.

Braunhard:

Un pot à ordures et une chambre poudreuse, ou tout au plus une pièce à grand spectacle avec de superbes maximes de morale, telles qu'elles siéent bien à la bouche des marionnettes.

Polignac:

De sales oripeaux, de la pourpre en haillons,
Quelque panier rempli d'ordures et de chiffons,
Sont les décors abjects de cette farce immonde
Qu'on joue impudemment sur la scène du monde:
Grotesques sentiments, préceptes infantins,
Spectateurs idiots ... théâtre de pantins!

Blaze:

Un sac à ordures, un vieux garde-meuble, ou tout au plus une parade de carrefour, avec de belles maximes de morale, comme on en met dans la bouche des marionettes.

S. 10. Allein die Welt! Des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen. —
Ja, was man so erkennen heisst!

Mais le monde! le coeur et l'esprit de l'homme! Que chacun en puisse reconnaître quelque chose! C'est justement ce qu'on appelle reconnaître!

„Möcht' jeglicher" ist kein Wunschsatz; es fehlt auch das ! bei Goethe. Wir übersetzen: Chacun en voudrait connaître quelque chose, und fahren fort: Ce qu'on appelle connaître! Oder Connaître et connaître sont deux.

S. 11. Ach! die Erscheinung war so riesengross,
Dass ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Hélas! l'apparition était si gigantesque que je devais me croire un véritable nain.

Wir übersetzen: „pour que je me sentisse," da der Nachsatz nicht eine Folge, sondern eine Absicht ausdrückt.

S. 13. Sein selbst genoss in Himmelsglanz —
qui vivais en moi-même —

Warum nicht wörtlich: jouissait de moi-même?

S. 13. Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heisst das Bess're Trug und Wahn.

Quand nous parvenons aux splendeurs de ce monde, tout ce qu'il y a mieux s'appelle illusion et chimère.

Splendeurs setzte der Verfasser, wie er in einer Note erklärt, als ausdrucksvoller und bezeichnender, obgleich in splendeur mehr äusserer Glanz, Ehre, Ruhm und dergl. liegt als innere Güte. Unter dem Guten versteht Goethe hier das Schauen, die Einsicht, Erkenntniss. — Wir verstehen die Stelle so: Der Besitz irdischer Güter ist oft der Grund, dass der Mensch das ideale Streben (das Bessere) aufgiebt, vergisst und verachtet. Splendeur, welches wir übrigens mit biens, schon wegen des folgenden mieux vertauschen würden, ist parce que, nicht quoique richtig.

Zum Schluss noch eine Stelle zur Vergleichung:

S. 19. Der selbst die Ahnung jeder Brust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.

Braunhard:

Ce jour qui par des tourments bizarres énervera jusqu'au pressentiment de chaque plaisir, qui sous mille fantômes paralysera les inspirations de mon coeur agité.

Polignac:

Qui va même tarir la source
De mes divins pressentiments;
Ces fantômes chéris de ma poitrine émue,
Qu'emportent loin de moi mille petits tourments.

Blaze:

Qui même, contre les pressentiments de toute joie, a d'opiniâtres fléaux, et fait avorter, avec les mille grimaces de la vie, les créations de ma poitrine émue.

Bromberg. Weigand.

Programmenschau.

Ueber deutsche Orthographie. Von Oberlehrer Dr. Pfefferkorn. Programm des Gymnasiums zu Neustettin. 1859.

Der Verfasser hat seine Abhandlung zunächst für die Schüler der oberen Klassen des dortigen Gymnasiums bestimmt, um bei der herrschenden Unsicherheit in der Orthographie ihnen ein Hilfsmittel der Belehrung zu bieten. Dazu schien ihm aber nicht eine blosse Anführung empirisch zu befolgender Regeln hinreichend, sondern eine Begründung derselben durch Zurückgehen in die Vergangenheit der Sprache nothwendig. Der Grundsatz ist gewiss zu billigen, sowie nicht minder die Ansicht, sich soviel als möglich an den herkömmlichen Gebrauch anzuschliessen. Wegen der massvollen Behandlung der Sache verdient die Abhandlung des Herrn P. die Beachtung aller Lehrer; sie werden vielfach Uebereinstimmung mit dem Hannoverschen Regulativ, sowie mit der Norm der Leipziger Lehrerconferenz, ohne dass diese von dem Verf. erwähnt würde, bemerken, mitunter Abweichungen, deren Gründe immer gut entwickelt sind.

Nach einer kurzen Uebersicht über die Geschichte der deutschen Sprache spricht der Verf. von den drei orthographischen Gesetzen jeder Sprache: Schreib' wie du sprichst, schreib' nach der Herkunft der Wörter, richte dich nach dem herrschenden Gebrauch, die alle drei für die deutsche Sprache gelten. Darnach folgen die einzelnen Regeln und zwar 1) von dem Gebrauche grosser Anfangsbuchstaben. Er zeigt sich hier gemässigt; in den zu Adverbien gewordenen Substantiven in den Zusammensetzungen haushalten, stattfinden, statthaben, überhandnehmen, schreibt er auch in der Trennung die Substantive mit kleinen Anfangsbuchstaben, ebenso: niemand, jemand, nichts, der eine etc. 2) Schreibung der langen Vocale. Die Bezeichnung der Länge durch Quantitätsbezeichnungen (Vocalverdoppelung, Einschiebung des e und i) will er bei den allgemein sich ihrer bedienenden Wörtrern beibehalten, bei Schwankungen vermeiden (daher: Herd, Herde). Die Entstehung der Dehnung des i durch nachgesetztes e, sowie der Vocale überhaupt durch nachgesetztes h ist gut, klar auseinandergesetzt, daher die Frage nach der Berechtigung leicht zu entscheiden; die Norm über die Setzung des Dehnungs-e verdient Beifall. In der Beibehaltung des h namentlich bei t ist der Verf. vielleicht zu conservativ, allerdings ist aber das Auge an das th im Anlaute so gewöhnt, dass leicht an einer Aenderung Anstoss genommen wird. Hierauf wendet er sich zur Konsonantenverdoppelung nach kurzem Vocal, deren Geschichte zuerst mittheilend. Die aufgestellten Regeln, hinsichtlich der Schreibung der Verbalformen die des Infinitivs, der Nomina die des Genitivs oder Plurals bei hochtonigen Silben massgebend anzusehen (daher kann, Mann, aber Königin, Kenntnis), in den Ableitungen durch tieftonige Bildungssilben und in den Zusammensetzungen die Schreibung der Stammwörter unverändert beizubehalten (Hemmnis, Hemmschuh, aber

herschen von hêr; dreimal wird derselbe Buchstabe nicht geschrieben, daher Mittag, dennoch, Schiffahrt, helleuchtend), in Partikeln, Compositions- und Flexionssilben die Verdoppelung auszulassen (un-, des, wes, mit wenigen Ausnahmen wie dann), ferner wenn auf den kurzen Vocal in derselben Silbe zwei oder mehrere Consonannten folgen, den ersten derselben nicht zu verdoppeln (-schaft, Amt, also auch nakt, Samt, Taft oder nacket, Sammet, Taffet zu schreiben, auch samt, Wams), bei Fremdwörtern sich nach der Muttersprache zu richten (Perrücke, Adresse, Almosen; doch kommen Ausnahmen vor: Ball, Kaffe, Suppe, nett u. ä.) sind grösstentheils von Ruprecht entlehnt; auch sie verdienen Einführung in den Schulgebrauch. Der letzte Theil des Programms behandelt die Schreibung einzelner Buchstaben: 1) ä und e. 2) äu und eu (nur Reude, zerbleuen zu schreiben), 3) ai und ei (der Verf. behält Haide noch bei). 4) dt; die Entstehung dieser Verbindung wird dem Schüler sehr deutlich gemacht; die Schreibung tot und töten wird nicht leicht durchzuführen sein. 5) ph, f, v; der Verf. verlangt Sofa, will aber noch Gustav festhalten. 6) g und ch. Der Verf. hält sich hier an den Usus, doch in der Schreibung von adelig möchte demselben zuviel nachgegeben sein. 7) c, k, ch, x; mit Recht wird die Schreibung Kurfürst und Karfreitag verlangt. 8) Ueber die S-Laute. Die aufgestellten historischen Regeln werden insoweit eingeschränkt, dass vom gewöhnlichen Gebrauche nicht zu sehr abgewichen wird.

Diese Uebersicht des Inhalts wird genügen, um zu näherer Prüfung des Gegebenen einzuladen.

Kern: Etymologische Versuche. Programm des Gymnasiums zu Stuttgart. 1858.

Die Reihe beginnt mit Geist, abgeleitet von gähren; Gest in Westfalen = Hefe; altn. geysir = fons bulliens; dazu auch gern und begehren, sowie gar. 2) Werden und Werben. Werden = vertere; dazu auch Welt (werld), -wart, -wärts, werben, Wirbel, vielleicht auch Werk. 3) Halde, Held, Hilde, hold, Huld. Alle vom alten heldjan, neigen: Halde = geneigte Fläche, Held = der seinen Feind Neigende, Hilde = die Handlung desselben, hold = zu Boden geneigt, unterworfen, Huld = dessen Lage (huldigen). 4) Damm. Gl. Stammes mit zahm, *δαμάω, δμώς*. 5) Ergetzen, Causativum von vergessen. 6) Thräne, Zähre. Beide sind identisch. 7) Sixchen. Diese Betheurungsformel von der sächsischen Nationalwaffe Sachs (diese Etymol. ist auch schon früher aufgestellt). 8) Schaar. Schaar als Anzahl und Schaar am Pfluge ist dasselbe, von schaaren, = geschnittene, zugeschnittene Anzahl. 9) Degenmässig, ein schwäbisches Wort = gehorsam, von Degen = *τέκνον* = Knecht. 10) Hag und Hof identisch (Hof sonst von haben abgeleitet), wie gleicher Wechsel in Schlaf und Schlag, Ofen und ignis. 11) Bärig, schwäbisch = kaum, von bar = hervorbringen, intrans. wachsen, daher bor = übermässig; bärig war eigentlich ironisch gemeint. 12) Holz, Wald, saltus identisch. 13) Placat vom mittellat. placare, dies aber vom deutschen Placke, ausgestochenes Rasenstück, eig. ein Fläche hervorbringen, vgl. Blachfeld. 14) Platz. a) = Kuchen, von placenta, *πλακόεις*. b) = Ort, aus *πλατύς*, platea. 15) Tabula, von *τα-, τανύω, τείνω*. 16) Per und *διά, διά = δίς*, per zu *περάω*. 17) Capelle, von dem getheilten Mantel des heil. Martinus. 18) Reprisalie. Warum wird das Wort Repressalie im Deutschen geschrieben, da es doch von reprehendere kommt? Weil es Adelung falsch von reprimere ableitete. 19) Ridicule, réticule. Der Arbeitsbeutel heisst réticule. 20) Poltron, hängt nicht mit dem deutschen poltern zus., auch nicht mit Polster, sondern ist = pollice truncus. 21) Scorzonera, die ital. Schwarzwurzel, von ex cortice, abgeschält. 22) Boule, Kegelkugel, nicht von bulla,

einer hohlen Kugel, bes. Wasserblase, bulla giebt franz. bouillir, bouillon etc., boule vom deutschen Ball. 23) Einsilbige Eigennamen auf —z. Diese Form ist Deminutiv-Form; man weiss aber nicht immer, ob der ursprüngliche Namen einfach oder zusammengesetzt war, denn bei der Deminutivform wird der 2. Theil der Zusammensetzung weggelassen, vgl. Fritz, Götz. Denzel oder Denz kommt von Deinhard, Enslin oder Enz von Einhard, Menzel oder Menz von Meinhard, Renz von Reinhard, Wenz von Weinhard; Deinhard von Degenhard, Einhard von Eginhard, Meinhard von Maginhard, Reinhard von Reginhard. Lanz kommt von Lantfrid oder Landfromm, Lutz von Ludwig, Butz von Burkhard, Ritz viell. von Ridbracht, Seiz von Seifried oder Seibrand oder Siegebrecht, Lenz von Leonhard, Weiz aus Weikhard, Benz von Bernhard. 24) Vermischtes über Eigennamen. a) Die Namen aus Hruod. b) Rumelin. c) Kapf, Familiennamen, nicht aus Kopf, sondern chapf = specula d) Namen auf —beck niedersächsich (Overbeck = jenseits des Baches). e) Hornbostel von Bastel = Sebastian u. A. —

Das Epitheton ornans. Von Dr. H. Storch. Programm des Gymnasiums zu Ratibor. 1858.

Der Gegenstand, um den es sich hier handelt, berührt die Poesie, selbst die Prosa aller Völker, die genauere Kenntniss desselben trägt zur besseren Würdigung des Gedankens, des Ausdrucks, des Schriftstellers bei; da derselbe in der vorliegenden Abhandlung scharfsinnig behandelt ist, so verdient sie die Aufmerksamkeit der Leser des Archivs.

Der Verf. geht aus von der Erklärung der Nothwendigkeit der sogen. Figuren überhaupt für die poetische Darstellung. Zu ihnen gehört das Epitheton ornans. Es unterscheidet sich von anderen Attributen dadurch, dass es nicht wie diese substantivische Artbegriffe auf Unterarten zurückführt, dass es ganz auf die ästhetische, nicht logische Seite der Darstellung fällt; auch da, wo es nach Becker den logischen Werth des Begriffs hervorheben soll, belebt es nur durch Veraunschaulichung die Darstellung. Als Figur unterscheidet sich aber das Epitheton ornans von der Synekdoche und Metapher und ist zu definiren als eine Figur, welche der Darstellung dadurch Anschaulichkeit verleiht, dass sie an dem Begriffe ein bedeutsames Merkmal hervorhebt, durch welches unsere Imagination den Impuls erhält, das Bild des Ganzen zu schaffen, mit einem Schlage, wie es vor der dichterischen Anschauung stand. Aus dem Begriffe ergeben sich seine Eigenschaften: 1) Bedeutsamkeit des Epitheton ornans. Es ist nicht willkürlich gewählt oder zu wählen, sondern ergibt sich aus dem Gedanken des Ganzen. Wenn Klopstock singt: „Ach, in schweigender Nacht ging mir die Todtenerscheinung, unsere Freunde, vorbei," so ist das Epitheton durch den Gedanken bedingt, dass im geheimnissvollen Schweigen der Nacht, wenn Dunkel alles Irdische verhüllt, die Seele von der Ahnung einer Geisterwelt wunderbar berührt wird. Auch in Naturschilderungen dürfen die epitheta ornantia nicht der Bedeutsamkeit, welche den Geist befriedigt, nicht der Beziehung auf den Gedanken entbehren. Nach dem plastischen Charakter ihrer Sprache waren die alten Dichter reicher daran als die neuern, vor allen Homer, aber seine epitheta enthalten immer die Beziehung auf den Zusammenhang. Von deutschen Dichtern zeichnet sich durch weisen Gebrauch der Epitheta Herder aus. 2) Anschaulichkeit. Die rechten sinnlichen Epitheta haben wir im Epos aufzusuchen, Homer leuchtet voran, ihm ist das Epitheton das wirksamste Mittel zur Veranschaulichung der menschlichen Gestalt, so weckt der „Rufer im Streit Menelaos" gleich das Bild eines Helden mit gewölbter Brust u. ä., die Klarheit des blonden Haares des Menelaos u. s. w. theilt sich auch seinem ganzen körperlichen Bilde mit; durch die öftere Wiederkehr

aber werden die homerischen Epitheta eine feste sinnliche Grundlage für das Charakterbild. Ihre vollkommene Wahrheit ist der Ausdruck der tiefen Innigkeit des Naturgefühls des Dichters. Was im Besonderen die homerischen Epitheta so sehr die Thätigkeit der Phantasie energisch erregen lässt, ist diese ihre Eigenschaft, dass sie sich vorwiegend auf Erscheinungen des Gesichtssinnes beziehen und gern die Dinge in Bewegung zeigen. 3) Numerische Einheit. Wie Lessing treffend im Laokoon ausgeführt hat, gebraucht der Dichter nur ein Attribut, weil bei Entwickelung der Handlung die ausführliche Schilderung körperlicher Gegenstände den Hörer unthätig verweilen und Anhäufung der Epitheta, um daraus ein ganzes Bild zu erzeugen, die Phantasie, gegen den Willen des Dichters, zu sehr anstrengen würde. Wenn Homer ein Ding durch mehrere Epitheta malt, so sind dieselben doch der Art, dass ein in sich harmonisches Bild dadurch leicht erzeugt wird. Die Epitheta treten hinter das Substantivum, die Vorstellung des Dinges trägt die Vorstellungen der Epitheta, deren enge Beziehung zu jenem dadurch, dass sie die Flexion behalten, klar ist. Da die deutsche Sprache die Flexion des nachgesetzten Adjectivs eingebüsst hat, so ist die Nachstellung nur dann erlaubt, wenn die Beziehung leicht verständlich ist, wie in dem Goethe'schen: „Im Kämmerlein, so nieder und klein, so rings bedeckt u. s. w.," natürlicher macht man daraus einen relativen Nebensatz. Die masslose Anhäufung von Epithetis in der indischen Poesie nöthigt uns zwar Bewunderung der Kunst ab, gewährt aber keine ungetrübte Freude. Die Lyrik endlich kann ihrer Natur nach eine Reihe von Epitheta, welche die Ruhe der Anschauung erfordern, nicht vertragen.

Das Fest der Sonnenwende. Von Dr. Witzschel. Progr. des Gymn. zu Eisenach. 1858.

Die vorliegende Abhandlung ist ein schätzbarer Beitrag zu den vielen Sammlungen der Märchen, Sagen und Sitten, welche die neueste Zeit uns gebracht hat, eine fleissige Zusammenstellung der mannichfachen, aus heidnischer Zeit stammenden Gebräuche, welche sich an die Sonnenwende knüpfen. Der Verf. berührt zuerst die vormals übliche Sitte, in der Nacht vor Johannis in Flüssen oder Quellen zu baden oder aus heilkräftigen Brunnen zu trinken (S. 4). Dem Glauben an die besondere Kraft des Johannisbades geht eine gewisse Scheu vor dem Elemente zur Seite, das Wasser verlangt seine Opfer am Johannistage (S. 5). Den Wassercultus fasst der Verf. als Versöhnung für die dem Wassergeiste zugefügte Gewalt (S. 6). Weit verbreitet waren und sind die Johannisfeste (S. 7). Von dem üblichen Johannisfeuer, an dessen Stelle Niederdeutschland die Osterfeuer kennt, kommen zwei Formen vor: Feuerräder und Scheiterhaufen, jene besonders als Simmetsfeier in Baiern und Schwaben, aber auch in Frankreich, Spanien, slavischen Ländern; die mannichfachen Gebräuche an verschiedenen Orten zählt der Verf. auf. Dem Feuer folgte ein Schmaus. Johannisbäume (S. 13) kommen noch vor, die wohl nicht von den Pfingstbäumen herrühren. Der mannichfachste Aberglaube knüpft sich noch jetzt an die Kraft der Johannisnacht. Dass der Gott, der den Mittelpunkt dieser Gebräuche und Meinungen bildet, Wuotan sei, ist höchst wahrscheinlich.

Ernst: Grundlinien zu einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Alte und mittlere Zeit. Prog. des Gymnasiums zu Güstrow. 1859.

Der Verfasser bemerkt in dem Vorwort, dass der Kenner von Gervinus einer Arbeit sogleich abmerken werde, wie sehr er ihm das Beste verdanke.

Freilich ist das alsbald zu sehen, dabei aber darf man dreist dem Verf. zugestehen, dass er ihn nicht excerpiert hat, er hat an ihm seine Studien gemacht und das dadurch gewonnene selbständige Urtheil ist ersichtlich. Indess der ganze Standpunkt von Gervinus, der Standpunkt der Räsonnements ist dem Verf. geblieben, und wenn er nun an Gervinus auszusetzen hat, dass seine Darstellung für die Schule nicht angemessen sei, so ist auch seiner Behandlung derselbe Einwurf entgegenzuhalten, weil auch sie zu wenig objectiv gehalten ist, zu wenig den Stoff selbst als einen noch gänzlich unbekannten behandelt, zu sehr über ihn räsonniert. Der Verf. stellt sich auf den Standpunkt, dass in der Geschichtserzählung ebensoviel von dem Volke oder dem Publicum, für welches die Autoren arbeiteten, die Rede sein müsse, als von den letzteren selbst, erst die Wechselwirkung beider geben den Volksgeist, dessen Geschichte das Hauptinteresse in der Literaturgeschichte ausmache. Dieser Standpunkt geht über den Kreis der Schule hinaus; die Schule hat sich an die Literatur anzuschliessen und soll aus ihr erst die Zeit erkennen lernen. Jene Art und Weise wird den Gegenstand gewiss sehr anziehend behandeln können, und die kurze Arbeit des Verf. bietet des Geistvollen Manches dar, sie setzt aber ein so gereiftes Urtheil voraus, wie man es von dem Schüler nicht erwarten kann. Gerade darum hat auch der Auszug aus Gervinus, weil das grössere Werk für Erwachsene und Kenner geschrieben ist, auf Schulen so wenig Eingang finden können. In der Behandlung des Einzelnen bringt der Verf. manches Neue, einiges Zweifelhafte vor, seine Anschauungs- und Anordnungsweise regt zum Nachdenken an, und die Abhandlung verdient die Beachtung aller Fachgenossen; die Norddeutschen lernen in ihm einen sehr beredten Anwalt ihrer Nationalität kennen. Entgangen ist dem Verf., dass dem König Heinrich VI. die ihm gewöhnlich zugeschriebenen Lieder von Haupt im Berliner Index abgesprochen sind.

Madiera: Vergleichende Charakteristik des Achilles aus der Iliade und des Siegfried aus den Nibelungen. Progr. des Gymn. zu Neusohl. 1858.

Das vorliegende Thema ist schon öfters behandelt. Der Verf. erklärt, er habe mit seiner kurzen Arbeit nur beabsichtigt, den Schülern einige Andeutungen zu geben, wie sie bei ähnlichen Themen etwa zu Werke gehen könnten, zugleich aber auch zu zeigen, wie sehr man bei der Lectüre immer auf das geistige Leben eines Volkes, das sich in der Literatur am treuesten abspiegele, Rücksicht nehmen müsse. Dieser letztere Gesichtspunkt hat ihn bewogen, einige allgemeine Sätze über Volksepos, aus den Schriften von Grimm und Vilmar entlehnt, vorauszuschicken. Was die Charakteristik betrifft, so hebt er richtig als wesentliche Züge in beiden Helden einerseits die Freundschaft, andererseits die Liebe hervor, übersieht aber das Verhältniss beider Helden zu den Königen; was das Uebrige betrifft, so sind die Hauptmerkmale kurz angegeben, aber die Anordnung ist nicht so übersichtlich, dass sie den Schülern als Muster dienen könnte. —

Ueber den Charakter Kriemhildens in dem Nibelungenliede und der Nibelungennoth. Von Ed. Dressel. Einladungsschrift zur Feier des Stiftungsfestes des Gymnasiums zu Coburg. Coburg. 1857.

In dem Streite über das Verhältnis der Handschriften A und C versichert der Verf., auf neutralem Boden zu stehen; er will aber aus der Cha-

rakterzeichnung Kriemhildens im zweiten Theile des Nibelungenliedes den Nachweis liefern, dass in diesem engeren Gebiete sich C als die ursprünglichere Redaction herausstelle. Die Handschrift A steht ganz auf Seiten Hagens, C kann seine Abneigung nicht verbergen, A bricht über Kriemhilde den Stab, C bewundert sie ob ihrer Treue und lässt sie nur durch das Schicksal bis an ihr Ziel fast willenlos fortgetrieben werden. Aus der genaueren Verfolgung der einzelnen Charakterzüge im Gedichte kommt der Verf. nun zu dem Resultate, dass Kriemhilde, wie sie in C erscheint, in sich einiger und der Mittelpunkt des Ganzen sei, dass dagegen in A verschiedene störende Züge seien. Es sei die Darstellung in A allmählich aus der in C entstanden; jene habe, um alle Schuld auf die Königin zu werfen, ihr misliebige Strophen weggelassen, ungeschickte Aenderungen gemacht, ohne aber in ihrer Unbehülflichkeit das alte Bild ganz verwischen zu können. Wenn A der älteste Text gewesen, so müsste ein sonst schwerfälliger Ueberarbeiter in C erst Harmonie in den Charakter gebracht haben, der Sammler in A aber widersprechende Eigenschaften, Kunstgefühl und Geschmacklosigkeit, in sich vereinigt haben. Aber selbst in A erscheint der Charakter Kriemhildens noch von einer solchen psychologischen Einheit und tritt uns eine so stufenmässige Entwicklung entgegen, dass die Entstehung des Gedichts selbst zu einer neuen Frage wird. Wenn sich ohne Ueberarbeitung die Gesänge von zwanzig und mehr Dichtern zu einem Ganzen verbunden hätten, konnte dies Ganze so wie aus Einem Guss erscheinen? Scheint nicht eher in der Einheit der Idee und der kunstvollen Einflechtung von Episoden ein genialer Dichter sich uns anzukündigen, der allerdings alte Volksgesänge vorfand, benutzte und selbst in einer gewissen Ausdehnung in seinen Stoff verwebte? — Dies die Ansicht des Verfassers ,die auf einer gründlicenh und feinen Darlegung des Charakters Kriemhildens, wie er hier in A, dort in B erscheint, beruht. Die Hauptfrage scheint aber damit immer nur neu angeregt, noch nich abgeschlossen zu sein. Was der Verf. auch berührt, dass nämlich in den nordischen Liedern der Charakter Kriemhildens so erscheint wie in A, dass daraus aber noch kein Schluss auf die Ursprünglichkeit der Auffassung gemacht werden dürfe, so scheint zu schnell über diesen für die Vergleichung hinreichend wichtigen Punkt hinweggegangen zu sein. Es ist doch etwas anderes, wenn in den spätern Gedichten, wie im Rosengarten, Kriemhilde ebenfalls mordlustig erscheint; der Verf. schliesst daraus, dass deshalb überhaupt weder aus Früherem noch aus Späterem auf die ursprüngliche Auffassung im Nibelungenliede geschlossen werden dürfe. Abgesehen aber von dieser kritischen Frage ist die Abhandlung schon für die genaue Kenntnis der bedeutendsten Person unsers alten Volksliedes durch die höchst sorgfältige Aufmerksamkeit auf die kleinsten Charakterzüge sehr lesenswerth.

Ueber die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar. Ein Beitrag zur Geschichte der Schulcomödie. Vom Director Dr. Heiland. Progr. des Gymn. zu Weimar. 1858.

Wie der Titel anzeigt, handelt die vorliegende Abhandlung überhaupt über die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar, sie geht demnach bis auf die Gegenwart fort, sie berührt auch die Inconvenienzen, welche dem Gymnasium dadurch entstanden, dass Goethe für die Aufführungen im Hoftheater die Hilfe der Gymnasiasten, nämlich für den Chor, damit die Statistenrollen durch wirklich nachdenkende Menschen vertreten seien, in Anspruch nahm, vorzugsweise aber natürlich berührt sie die Zeit der eigentlichen Schulcomödie, zu deren Verständniss der Verf. eine Uebersicht über die Entwicklung der Schulcomödie vorausschickt. Schon dafür sind die Freunde der deutschen Literaturgeschichte ihm zum Dank verpflichtet, da er

auch hiefür, wie für alles Folgende, den reichen, sonst wenig benutzten Stoff, der in Schulprogrammen niedergelegt ist, mit grossem Fleiss vollkommen übersichtlich zusammengestellt und dadurch noch die reichhaltigen Sammlungen Gödeke's vervollständigt hat. Er berührt hiebei auch schliesslich das, was in alter und neuer Zeit für und gegen solche Aufführungen gesagt ist. Es versteht sich von selbst, dass die Art und Weise, wie in alter Zeit sie betrieben wurden, nicht zu empfehlen ist. Der Redeactus der Gegenwart ist etwas ganz anderes, gegen denselben wird wohl Niemand etwas einzuwenden haben Die in neuester Zeit veranstalteten Reproductionen des antiken Dramas finden auch wohl keine Gegner. Deutsche dramatische Aufführungen, meint der Verf., haben in neuerer Zeit wohl nur in Privatanstalten stattgefunden. Das ist ein Irrthum. Ref. erinnert an die Uebungen der Schüler zu Lübeck, für welche Jacob die schönen Lübischen Spiele schrieb, und wenn mit jenen Worten der Verf. es zu billigen scheint, dass die öffentlichen Schulen sich jetzt ganz der Aufführungen enthalten, so erlaubt sich Ref. auf die Vorrede Jacob's zu den Spielen hinzuweisen, die alles enthält, was gegen die Allgemeinheit des verwerfenden Urtheils sich sagen lässt. Es kommt eben auf eine Berücksichtigung der Verhältnisse auch hier an, der Individualität der Schüler oder einer Schule, des Ortes, der Zeit. Die Schillerfeier hat mancher Orten dramatische Schüleraufführungen gesehen; gewiss an manchen Orten hat man allen Nachtheil zu vermeiden gewusst und sich von dem wirklich bildenden Element überzeugt.

Die Mittheilungen sodann über die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar (S. 6 fgg.) sind sehr werthvoll, da sie sich grösstentheils auf ungedruckte Quellen stützen. Die Stoffe waren auch hier zuerst biblische. Die älteste Nachricht von 1565 erwähnt der Susanna; 1572 wurde der verlorne Sohn aufgeführt. Der Verf. bespricht dann das Gregoriusfest und ausführlicher die Christcomödien (S. 8 fgg.), in denen später Hans Pfriem (S. 12 fg.) eine Rolle spielte; die letzte Nachricht über die Weimarische Christcomödie ist von 1694. Zahlreiche Aufführungen zum Theil eigner Schauspiele veranstaltete der gelehrte Rector Philipp Grossgebauer 1687 bis 1711 (S. 15 fgg.), meist in fremden Sprachen. Die in einem Actus von 1688 auftretenden Musen sangen von den Schülern selbst gefertigte Verse, jede in einer andern Weise: in genere Anapaestico, Scazontico, Phalaecio, Choriambico, Glyconico, Sapphico, in Asclepiadeo cum Glyconico, in Jambico, in Hipponactico; im 4. Akte traten die drei Hierarchien auf und lobten den Landesherrn 1) in statu politico, 2) in statu ecclesiastico, 3) in statu oeconomico. Das Thema dieser Actus war schon durch das Programm bezeichnet; beliebt war das Thema von der Martinsgans; und so lud zu einem Actus ad anserem Martinianum celebrandum 1690 Grossgebauer durch eine Abhandlung de anseribus britannicis ein. Auch auf die noch gegenwärtig in England üblichen dramatischen Aufführungen geht der Verf. ein. — Die Mittheilungen über die Weimarischen Spiele sind durch umfangreiche Parallelen erläutert. —

Ueber Gebrauch und Auffassung der griechischen Götter in Schillers Gedichten. Von Dr. W. Grosser. Progr. der höhern Bürgerschule zum h. Geist in Breslau. 1858.

Die Forderung Herder's, dass die alte Mythologie als poetische Heuristik studirt werden solle, um eine Quelle neuer poetischer Erfindungen zu werden, hat, beginnt der Verf., kein deutscher Dichter besser erfüllt als Schiller. Wie Schiller die Mythologie benutzt und aufgefasst hat, erhellt genau erst aus einer Scheidung seiner Gedichte nach den verschiedenen Perioden. In der ersten tritt uns besonders der „Triumph der Liebe“ entgegen. Der

Dichter hält sich im Ganzen an die antiken Bilder, aber er malt manche zarter aus als sie vom Alterthum uns überliefert sind, und lässt auch hier schon aus dem mythischen Gewande die reinen Begriffe hervorleuchten. In der 2. Periode beginnt erst ein eigentliches Studium der Alten, seine Phantasie bereicherte sich mit einen Schatze von mythologischen Anschauungen, deren schönste Frucht die „Götter Griechenlands" waren; neben mythisch-treuer Darstellung zeigt sich auch hier freie Erfindung. In dem Hymnus an die Freude tritt das Mythische fast ganz zurück. In den „Künstlern" haben alle mythischen Figuren einen ethischen Charakter. In der Meisterperiode sind die Dichtungen anderer Art, hier haben sich Anschauung und Reflexion, Symbol und Gedanke aufs innigste durchdrungen, die mythologischen Personen sind Träger der tiefsten Ideen. Der Dichter schliesst sich enger an die Mythen an, aber die Götterwelt ist freier aufgefasst. Man denke nur an die Macht des Gesanges, den Spaziergang, Klage der Ceres, Dithyrambe. Es treten aber auch schon statt der Figuren die reinen Begriffe auf, die Gestalt, der Wohllaut, das Gewissen, die Freiheit (Spaziergang, Tanz). In den letzten Jahren, wo er sich fast ausschliesslich mit den griechischen Dichtern beschäftigte, zeigt sich noch mehr Mannigfaltigkeit in der Benutzung der Mythen, und so hatte er sich in die Fabelwelt hineingelebt, dass auch in moderner Umgebung die alten lieben Gestalten auftauchen (die Glocke, Maria Stuart). Der Dichter gebietet mit einer solchen Freiheit über sie, dass sie, wie neu und zu einem edelern Dasein beseelt, eine Fülle neuer grossartiger Vorstellungen ins Leben rufen, dass sie die Schöpfer einer idealen Geisteswelt werden (Eleusisches Fest). So dürfen wir wohl mit Recht sagen, dass Schiller nicht blos auf bewundernswerthe Weise sich die griechische Mythologie angeeignet, sondern sie auch poetisch weitergebildet hat. — Dies ist der Gang der Abhandlung. Mit Fleiss hat der Verf. seine Beweisführung durchgeführt, die einzelnen Gedichte nach dieser Seite hin näher betrachtet, Erläuterungen aus dem Briefwechsel mit Humboldt und Körner beigefügt.

Shakspeare und unsere Schulen. Abh. des Dr. L. Bernhard. Programm der Löbenicht'schen höheren Bürgerschule zu Königsberg. 1858.

Der Verfasser vertheidigt in dieser Schrift die hier und da angefochtene Ansicht, dass Shakspeare auf Schulen zu lesen sei. Wenn man nämlich auf die Unsittlichkeiten in diesem Dichter hinweise, so sei zu entgegnen, dass das Unsittliche bei ihm überall im Dienste höherer Zwecke stehe, das Laster, auch wo es bis ins Kleine ausgemalt werde, Abschen gegen die Sünde einflösse. Er sei aber weiter uns durchaus verwandt, er stehe nach Gemüth und Ideengehalt wie nach seiner gesammten Weltanschauung mit dem deutschen Volke in inniger Berührung; er ferner schildere die menschlichen Verhältnisse und Zustände wahr wie irgend ein Dichter; er sei der consequenteste Charaktermaler, weil er ein ächter Kenner des menschlichen Herzens ist; seine Sprache erhaben und anmuthig zugleich und daher geeignet, der Darstellungsweise des Schülers Schwung zuverleihen; wahres Gefühl von affectiertem unterscheiden zu lernen, gebe kein Dichter bessere Anweisung. Aus allen diesen Gründen müsse, schliesst der Verf., neben den vaterländischen Dichtern die Schule auch im deutschen Unterrichte mit Shakspeare bekannt machen, natürlich mit Auswahl, die nationalenglischen Dramen z. B. setzen zuviel Lebenserfahrung voraus, um von der Jugend verstanden zu werden, am geeignetsten seien die römischen Dramen.

Frau von Guion, die Freundin Fénelons. Zur Geschichte der christlichen Mystik. Progr. des Gymn. zu Weimar. 1858.

Schon wegen der Beziehung der Frau von Guion zu zwei so bedeutenden französisshen Schriftstellern, wie Fénelon und Bossuet, verdient eine literarhistorische Schrift über sie im Archiv erwähnt zu werden. Die vorliegende Abhandlung gibt uns mit Berücksicht gung alles dessen, was über sie geschrieben ist, vorzüglich aber aus ihren eigenen Schriften eine die früheren an Genauigkeit und Ausführlichkeit überbietende Darstellung ihres äussern und inneren Lebens. Sie macht, abgesehen von dem Werthe ihrer Schriften für die Religionsgeschichte, auch auf den literarischen Vorzug derselben, auf die Fülle treffender Gleichnisse in denselben aufmerksam. Wir heben aus dem reichen Inhalt nur die Hauptpunkte hervor. Frau von Guion, ursprünglich Jeanne Marie Bouvières de la Mothe, wurde in vornehmem Stande am 13. April 1648 (nicht 1643) zu Montargis in Orléannais geboren. Ihre Natur und mancherlei Leiden, denen sie sich zu entziehen für unrecht hielt, führten sie früh zu einer beschaulichen Tiefe; bald galt sie in Frankreich als Vertreterin der quietistischen Richtung. Nun begannen aber die Verfolgungen, sie ward aller denkbaren Schande angeklagt und nach ihrer Rückkehr nach Paris, ähnlich wie Lacombe, der Verbindung mit dem spanischen Quietisten Molinos beschuldigt; 1688 wurde sie zum ersten Male gefangen gesetzt; erdichtete Anklagen stellten jedoch die Reinheit ihres Wandels ins Licht. 1695 ward sie wiederum in Haft in Vincennes gebracht, ihre Sache geht jetzt in den Streit zwischen Fénelon und Bossuet aus, Fénelon fühlte sich zu ihr hingezogen. Als der Streit zwischen Fénelon und Bossuet zu Ende gekämpft war, ward sie entlassen, aber für immer aus Paris entfernt, sie starb im Kloster zu Blois 1717. — Ihre kleinste, aber für die Erkenntnis ihrer Ansichten wichtigste Schrift heisst: Kurzes und leichtes Mittel zu beten. Der Verfasser gibt eine ausführliche Analyse derselben; es erhellt daraus, dass, wenn auch in ihr das Echte christlicher Mystik zum Ausdruck kommt, der Gedanke nämlich, dass sie stets die Ursprünglichkeit und Nothwendigkeit der göttlichen Wirkung hervorhebt, gegen welche das, was der Mensch zur Herstellung eines gottinnigen Denkens und Wollens herzubringt, lediglich als ein Leiden erscheinen kann, sie doch selbst, wenn auch unbewusst, die Grenze pantheistischer Irrthümer mehrfach übersprungen hat. Wie Bossuet erkannte, verwechselte sie das Wandeln im Glauben mit dem Leben des Schauens; sie stellt, und dadurch entfernt sie sich von den protestantischen Mystikern, das Verdienst Jesu Christi zu wenig in den Vordergrund, ihre Gelassenheit gegen die Sünde, welche ihr in dem beschaulichen Zustande wie von selbst zu unterliegen scheint, contrastiert mit dem evangelischen Gebot eines ernsten männlichen Ringens mit derselben. Ihr Einfluss hat sich übrigens über Frankreich hinaus nach dem Niederrhein und Westfalen erstreckt; M. Göbel in seiner Geschichte der rheinisch-westfälischen Kirche hat hierüber ausführlich gehandelt.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Fragments d'un Traité de versification française.

Vorbemerkung.

Herr Dr. Bernhard Schmitz hat mir die Ehre erwiesen, in seiner Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen (Greifswald 1859) S. 70 — 71 meiner Abhandlung im Osterprogramm der Bromberger Realschule (1857): „De la Mesure des Syllabes" einige Zeilen zu widmen. Ich werde mich schon darauf gefasst machen müssen, dass Herr Dr Schmitz beispielsweise auch die folgende Arbeit über den Reim langweilig findet, da ich ihm auf der Bahn der kurzweiligen Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände, die er mit so vielem Glücke beschreitet, nicht zu folgen vermag. Wenn Herr Dr. Schmitz wünscht, dass ich aus meinem Buche über die französische Metrik, „in dem der Rhythmus zum leitenden Princip gemacht worden ist," statt der Mesure des Syllabes lieber die Lehre vom Rhythmus selbst mitgetheilt hätte, so muss ich allerdings zugeben, dass aus jenem Capitel der Leser Nichts vom Rhythmus erfährt, aber zugleich bemerken, dass dieser Wunsch innerhalb der engen Gränzen einer Programmabhandlung nicht wohl zu erfüllen war, da das Material in den einzelnen Abschnitten über die verschiedenen Versarten zerstreut ist. Herr Dr. Schmitz meint ferner, dass ich das Buch von Quicherat nicht kenne; hätte er sich aber nicht „abschrecken lassen", meine Abhandlung mit einiger Aufmerksamkeit zu durchblättern, so würde er wenigstens gefunden haben, dass ich dasselbe S. 2, 6, 8, 18 ausdrücklich citire.

Da die bruchstückweise Veröffentlichung meines Traité in der That die Beurtheilung des Ganzen erschwert, so sei es mir an dieser Stelle zugleich gestattet, mich mit einigen Worten über die Absicht, die mich bei meiner Arbeit geleitet hat, auszusprechen — eine Auseinandersetzung, welche in die Vorrede zum vollständigen Traité gehören würde. Ich habe dieselbe unternommen, weil ich in dem Buche Quicherat's (Traité de versification française, Paris 1850) — dem besten und ausführlichsten, welches ich kenne — verschiedene Mängel bemerkte. Erstens vermisse ich in demselben eine durchgreifende Systematik nach den logischen Grundsätzen der Partition und Division. Zusammengehöriges ist aus einander gerissen, Wichtiges und Unwichtiges ist im Texte, in den Noten unter und hinter dem Texte untereinandergemischt. Man vergleiche z. B. das Capitel über den Reim mit der folgenden Bearbeitung. Zweitens behandelt Quicherat den Rhythmus nur ganz kurz und giebt über die Stelle des accent tonique keine erschöpfenden Regeln. Ich habe dieselben im Anschluss an P. Ackermann, Traité de l'accent (Paris 1843) hinzugefügt, und den Rhythmus in der That zum leitenden Princip des Buches gemacht, wodurch die Eintheilung des Ganzen und die Stellung der einzelnen Theile wesentlich modificirt wird. Drittens hat Quicherat die neuromantische Schule wenig berücksichtigt, und nur selten findet sich eine

Hinweisung auf die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ich habe auch diese in den Kreis der Betrachtung gezogen und ihnen die Stelle angewiesen, welche ihnen gebührt. Viertens citirt Quicherat nach Art der Franzosen meist nur so: Corn., Mol. etc.; ich setzte, so oft es mir möglich war, zu meinem Citat auch das Stück, den Act und die Scene hinzu. So kann man sich jeden Augenblick überzeugen, ob das Citat richtig ist; es ist auch keinesweges gleichgültig, in welchem Stücke eines Dichters eine Licenz sich findet. Sehr oft ist es wünschenswerth, zur Beurtheilung eines Citats das Vorhergehende oder das Nachfolgende nachzulesen. Bei Quicherat's Art zu citiren, muss man darauf verzichten. — Wie oft ich in einzelnen Punkten Quicherat ergänze, wird eine Vergleichung beider Bücher lehren; mit welchem Rechte ich in Einzelnheiten von ihm abweiche, muss ich der Beurtheilung überlassen. — Definitionen, Regeln und historische Notizen, deren Richtigkeit mir kein Bedenken erregten, habe ich, wenn es der Zusammenhang erlaubte, da ich einmal den Versuch gewagt, den Gegenstand französisch zu behandeln, am besten wörtlich meinem Gewährsmanne zu entlehnen geglaubt.

II.

Chap. VI. De la Rime.

§. 44. Définition.

La rime que Madame de Staël appelle l'écho de la pensée, la principale difficulté et le charme suprême du vers, est le retour de la même consonnance à la fin de deux ou de plusieurs vers.

> A l'hospice un gueux tout perclus
> Voit apparaître son bon ange;
> Gaîment il lui dit: Ne faut plus
> Que votre altesse se dérange. Bérang., L'ange gardien.

Ce n'est point l'égalité des lettres, mais l'égalité des sons qui constitue la rime. Ainsi jouissent ne rime pas avec repaissent, quoique les dernières six lettres soient les mêmes.

§. 45. Rime masculine, féminine.

La rime est ou masculine ou féminine; la première a lieu entre deux syllabes qui ne contiennent pas d'e muet: bonté, santé; loisir, plaisir; vertus, abattus. Les rimes féminines sont terminées par e muet, ou es, syllabe muette, ou ent, syllabe muette, terminaison plurielle de la troisième personne du présent. La rime porte alors sur la syllabe qui précède e muet, c'est-à-dire sur la pénultième: belle, rebelle; belles, rebelles; rêvent, enlèvent, désavouent, renouent.

> Ce choix me désespère, et tous le désavouent;
> La partie est rompue, et les dieux la renouent;
> Rome semble vaincue, et, seul des trois Albains,
> Curiace en mon sang n'a point trempé ses mains.
> Corn. Hor., IV, 4.

L'e (ent) muet des imparfaits et des conditionnels est absolument sourd: ces terminaisons sont comptées parmi les rimes masculines.

> Pour un âne enlevé deux voleurs se battaient;
> L'un voulait le garder, l'autre le voulait vendre.
> Tandis que coups de poing trottaient,
> Et que nos champions songeaient à se défendre.
> La Font. Fabl. I, 13.

§. 46. Rime riche, suffisante.

On dit la rime riche ou pleine, quand elle présente non seulement une consonnance, mais encore toute une articulation.[1] La rime suffisante ou commune offre une ressemblance de son, mais non d'articulation.

Rimes riches: père, prospère; vers, divers; paisible, visible; enfant, triomphant. Rimes suffisantes: soupir, désir; usage, partage; doux, nous.

§. 47. Histoire.

La rime qui consiste en une correspondance de sons, est essentiellement faite pour l'oreille. Dans les premiers essais de la poésie française, la rime, quoique du reste bien incorrecte, était toujours basée sur une conformité de sons. Ce n'était souvent qu'une simple assonance,[2] c'est-à-dire parité de la voyelle et du son, abstraction faite de l'articulation. Les poètes ne se faisaient pas scrupule de torturer la désinence des mots placés à la fin du vers, pour les forcer à rendre le son réclamé par l'oreille.[3] Au XIIIe siècle, l'assonance a déjà fait place à la rime proprement dite: quelques terminaisons demandent même une rime riche: plusieurs consonnes finales étant devenues muettes, on en exige néanmoins la correspondance: on veut que la rime satisfasse aussi l'œil. La langue française subit successivement bien des modifications dans ses formes, sa syntaxe, son orthographe, et aussi dans sa prononciation. Quand cette dernière avait changé, on trouvait très-commode de rimer et suivant la nouvelle prononciation et suivant l'ancienne prononciation, c'est-à-dire de ne rimer souvent que pour l'œil. Les poètes du XVIe siècle établirent la règle de la succession des rimes et posèrent en principe qu'une bonne rime ne doit pas seulement rimer pour l'oreille, mais encore pour l'œil. A quelques rimes près qui sont devenues fausses par la prononciation changée, Ronsard et son école riment comme on rime aujourd'hui: mais pour rimer aussi pour l'œil, ils transforment souvent les désinences des mots.[4] Malherbe a outré cette fausse maxime: à l'en croire,

---

[1]) Les anciens poètes appelaient rime léonine (Fabri dérive ce mot du lion, la plus belle des bestes, Pasquier du poète Leonius ou Leoninus) la rime riche qui est fondée sur l'égalité de deux syllabes, par exemple Denis, fenis. Rime léonine signifie aussi le système de rimes uniformes suivi dans la plupart des romans de gestes. Les vers latins dits léonins sont des vers dont le milieu est consonnant avec la fin.

[2]) Ces assonances, que les anciens appellent rime de goret ou de boutechouque, se trouvent par exemple dans le Poëme de Charlemagne, les Enfans d'Ogier, Garin le Loherain. Voici une suite de rimes extraites de la Chanson de Roland: Charles, message, masse, muables, Arabe, marches, garde; de Garin le Loherain (Idel. Einleitungsband, II, p. 271): Hervis, dit, gentis, moulins, pris, pis, oï, servir, amis, péril, etc. On s'est servi de ces rimes encore beaucoup plus tard dans les chansons populaires, p. ex., dans celle citée par Molière, le Misanthr. I, 2:

Si le roi m'avait donné
Paris, sa grand' ville,
Et qu'il m'eût fallu quitter
L'amour de ma mie, etc.

[3]) Exemples de la transformation de mots à cause de la rime, puisés dans le IIIe volume de Barbazan et Méon: delui (delai); duol (duel, peine); liet (lève), loit (lie, joint), menoir (mineur), porces (portes), vallos (valet).

[4]) Exemples puisés dans les Oeuvres choisies de Ronsard (Paris 1841): Heleine, pleine, leine p. 12; lours, discours p. 16; pourquoy,

puissance et innocence, progrès et attraits sont des rimes illégitimes.[5]) Les poètes du siècle de Louis XIV se sont affranchis un peu des règles trop scrupuleuses de Malherbe, mais ils ont conservé quelques rimes fausses qui n'étaient plus que des rimes pour l'œil, et que leurs successeurs ont proscrites à juste titre. Au XVIIIe siècle, la rime fut négligée par plusieurs poètes, notamment par Voltaire. De nos jours (De Castres, Chefs-d'œuvre, p. 21) on est revenu à la rime riche, surtout dans la poésie lyrique, quelquefois aux dépens de la rigueur du sens et de l'expression, mais tout au moins au profit de l'harmonie.

Les règles actuelles de la rime, qui résultent d'un amalgame de deux systèmes (celui de la rime pour l'œil et celui de la rime pour l'oreille) sont capricieuses et incohérentes. Il faut les accepter telles qu'elles sont. Le théoricien n'a qu'à constater les faits; il ne doit pas oser les changer. Ce serait l'affaire de poètes éminents. Disons ce qui est, en notant, sous le texte, ce qui a été; puis nous dirons ce qui devrait être.

Les genres simples, tels que la comédie, l'épître badine, la fable, le conte, la chanson, ne demandent pas la même rigueur dans les rimes que les ouvrages d'un genre élevé. La tragédie, l'épître sérieuse, mais surtout l'épopée et l'ode, veulent des rimes très-soignées.

De la partie principale.

§. 48. Rimes parfaites.

Nous distinguons trois parties dans la rime: 1° la partie principale, ou la voyelle, 2° les lettres qui suivent la partie principale, 3° les consonnes qui précèdent la partie principale dans la même syllabe.

Le son de la lettre doit être le même; les lettres peuvent différer. Il y a des rimes qui ne sont que d'une lettre, comme Noé, avoué, Boileau, Sat. X.

1° Les mêmes lettres riment: France, naissance; immortalité, bonté; Alhambrah, célébra. 2° Une voyelle rime avec une autre: Alexandre; cendre, Rac. Alex. I, 1; façon, décorum, La Font. Cont. III, 2. 3° Une voyelle accentuée rime avec une voyelle non accentuée: Zèle, d'elle Rac. Alex. I, 2; flamme, âme Ibid. I, 3; miserere, entouré Bérang. Chant funér. 4° Deux voyelles accentuées différemment riment ensemble: diadèmes, mêmes Rac. Alex. II, 2. 5° Une voyelle rime avec deux autres voyelles: être, maître Rac. Alex. II, 5; chemin, main Ibid. II, 2; nôtres, autres Ibid. III, 2; chacun, jeun La Font. Fabl. IX, 18; nus, n'eus Hug. Hern. I, 2. 6° Une voyelle rime avec trois autres voyelles: mots, beaux Dorat. 2 (II Idel.). 7° Une couple de voyelles rime avec une autre couple de voyelles: plaine, reine Rac. Alex III, 1. 8° Deux voyelles riment avec trois voyelles: valeur, sœur Rac. Alex. I, 3. 9° Trois voyelles riment avec trois voyelles: accueil, coup d'œil Volt. 2 (II Idel.).

§. 49. Rimes des syllabes longues avec les syllabes brèves.

Les rimes suivantes qui ne satisfont pas complétement l'oreille, doivent être censées légitimées par l'usage fréquent que les meilleurs poètes en font.

---

doy (doigt) p. 24; gratecu, vaincu p. 30; cadanse, danse p. 92; secous (secoué) vous p. 95; présens, vens (vents) p. 154; tous, courrous p. 158; parolles, molles p. 166; Poëte, souhéte p. 169; épanies (épanouies), cueillies p. 226.

[5]) Cotin blâme Boileau à cause de la rime terre et chaire; H. Estienne désapprouve les rimes pain et pin, vain et vin.

1° Les rimes d'une syllabe longue avec une syllabe brève:[6]) grâce, fasse Corn. Cinn. III, 3; passe, chasse Regn. Démocr. I, 6; haine, mienne Rac. Théb. IV, 1; âme, madame Id. Bérén. III, 3; abîme, opprime Id. Athal. IV, 3; chôme, homme La Font. Fabl. III, 8; hutte, flûte Bérang. Roger Bontemps; vîte, quitte Delav. le Départ.

§. 50. Rimes des diphthongues avec les finales qui sont écrites de même, mais qui forment deux syllabes.

2° On rime des accouplements de voyelles qui sont monosyllabes dans l'un des deux mots et dissyllabes dans l'autre: injurieux, adieux Rac. Bérén. I, 4; complexions, repentirions Mol. le Misanthr. I, 2; liens, chrétiens Volt. Alz. I, 1; oui, réjoui Lamart. Jocel. Par. 1851. p. 44.

§. 51. Rimes des sons simples avec les diphthongues.

3° On rime les sons simples avec les diphthongues. Ces rimes sont rares dans Racine: vivre, suivre Corn. Héracl. II, 3; première, père Rac. Iphig. IV, 4; assiége, sacrilége Id. Athal. V, 2; essuie, ravie Chénier Ode de Klopstock; Sinaï, oui Hug. Napol. II.

§. 52. Rimes d'e fermé avec e ouvert. Rimes des accouplements de voyelles qui forment deux syllabes avec les sons simples.

Quoique les voyelles longues riment assez souvent avec les voyelles brèves; quoique les diphthongues riment bien avec les finales écrites de même et de même consonnance, qui forment deux syllabes, et avec les sons simples, la rime d'e fermé avec e ouvert n'est pas bonne, et les accouplements de voyelles qui forment deux syllabes, ne riment pas avec les sons simples, p. e. sais ne rime pas avec essais; i-é, i-er, i-ée. i-on ne riment pas avec é, er, ée, on[7]).

§. 53. Rime normande.

Les rimes suivantes qui se trouvent encore dans les poètes du siècle de Louis XIV, ne sont plus permises aujourd'hui:

1° La rime de la terminaison er prononcée comme é avec la même terminaison prononcée comme aire. Telle est la rime d'enfer avec triompher Corn. Polyeucte V, 3[8]).

[6]) Les provençaux rimaient toujours trône et couronne, etc. C'est pourquoi cette rime s'appelle aussi rime provençale.

[7]) La rime de sais et essais (Corn. le Ment, IV, 9) est blâmée par Voltaire. Racine a mis, mais dans une comédie: fait-on et exécution, les Plaid. I, 7. Voltaire offre souvent de pareilles rimes, comme poisons et factions, relevées par La Harpe.

[8]) On rimait ainsi généralement jusqu'à la seconde moitié du XVIIe siècle. Les anciens poètes ne rimant que pour l'oreille, il est probable qu'on prononçait autrefois ou enfé et triomphé ou enfaire et triomphaire. Génin, qui, dans son ouvrage Des Variations du language français depuis le XIIe siècle, entreprend de prouver que toutes les consonnes finales étaient muettes dans l'ancien français, croit découvrir les traces de la prononciation première dans le dialecte Normand, où l'on prononce encore, dit-il, la mé pour la mer, du fé pour du fer. Quicherat (p. 334—339) se range de son avis, en alléguant Ménage et Port-Royal qui répètent l'origine de cette rime de la mauvaise prononciation de la Normandie. Ménage dit expressément que ces rimes s'appellent normandes. Burguy Gramm. p. 207 au contraire, conclut de ces rimes que le r de l'infinitif de la première conjugaison était sonore au commencement. J'ai trouvé trois pas-

§. 54. Oi et ai.

2° La rime de la voyelle oi prononcée comme dans roi et prononcé comme ai: paraître, cloître Boileau, Ep. III.[9])

---

sages, deux dans Corneille (dissimuler, en l'air Médée I, 5; l'air, parler Le Ment. V, 6). un dans Molière (arracher, chair L'Étourdi V, 14) qui semblent confirmer cette opinion: je voudrais bien pouvoir les augmenter par un passage puisé dans les auteurs du moyen âge. La tendance générale à faire taire les consonnes finales ne peut pas être méconnue. Elle est conforme au génie de la langue; au XIIIe, au XIVe et au XVe siècle, beaucoup de consonnes étaient muettes qui ne le sont plus; l'orthographe démontre ce fait d'une manière évidente (dus, ducs; Turs, Turcs). Mais je n'ai trouvé nulle part l'omission du r de l'infinitif de la première conjugaison, et il est assez naturel de penser que ce r sonnait autrefois, comme il sonne encore dans -ir, -oir, -re.

Déjà vers la fin du XVe siècle, l'auteur de l'An des sept dames appelle rime de goret, c'est-à-dire mauvaise rime celle de chauffer avec fer. Il faut donc que la prononciation ait changé pour les infinitifs. Mais dans les adjectifs (et les substantifs?) polysyllabes en ier on faisait encore sonner, pendant quelque temps, la finale r. Oudin (Grammaire, 1642) dit que, de son temps, altier, entier se prononçait comme fier, mer. (Corn. Nicom. IV, 4 rime héritier et fier; Rac. Mithrid. III, 1 fiers, foyers, Ibid. IV, 6: premiers et fiers; Boil. Art poét.: III, 133 altiers et fiers; Id. Le Lutrin IV, 179: Garnier, hier). Du temps de Corneille, il n'y a plus de doute sur le changement de la prononciation: car Ménage critiquant la rime de Malherbe vanter et Jupiter, Port-Royal parlant sur la rime du même poète philosopher et enfer, sur celle de Ronsard abîmer et mer, Mourgues, De Lacroix et plus tard Voltaire s'accordent à déclarer ces rimes vicieuses, et disent qu'elles ne satisfont que l'œil.

Aux exemples cités précédemment j'ajoute encore d'autres: pour Racine et Boileau, la liste en est complète. Ronsard: arriver, hyver p. 148; mer, ramer p. 159; coucher, cher p. 177. Cl. Marot: aimer, amer Elég. IV. Corneille: ramer, mer La Mort II, 2; cher, bûcher Ibid. V, 1; toucher, cher Hérael. III, 1; Polyeucte IV, 5. Racine: fier, associer Bajaz. II, 1; cher, arracher Ibid. II, 3; cher, chercher Bérén. V, 6; toucher, cher Théb. V, 2; approcher, cher Phèdr. III, 5; marcher, cher Ibid. V, 1. Molière: éclater, Jupiter Amphitr. III, 11; cher, toucher Le dép. am. II, 3.

Au XVIIIe siècle, Voltaire commet quelquefois lui-même la faute qu'il improuve dans les autres: fers, légers; léger, l'air. Au XIXe siècle, A. de Lamartine et A. de Vigny sont les seuls, que je sache, qui se soient permis des rimes normandes: mer, s'allumer Jocel. p. 142; renfermer, mer p. 148; cher, toucher p. 232; nommer, mer La Frégate la Sérieuse (Herrig la Fr. p. 563). Je ne vois pas pourquoi Scheler, éditeur de Lucrèce par Ponsard dans la Bibliothèque de Schwalb, dit que ronger et étranger (II, 2) font une rime vicieuse. La rime des verbes et des adjectifs est-elle défendue?

[9]) Le son oi correspond en latin à un o-i, au-i, p. e. dans Troie, joie (gaudium), oratoire, à un o, au ou u, p. e. dans voix, cloître, noix, à un e, i, p. e. dans j'aimois, j'aimerois (-ebam, habebam) loi, soit, à un ae, oe, p. e. dans proie, foin (praeda, foenum). Dans les anciens textes, oi provenant d'un e ou d'un i est souvent remplacé par ai, ei.

Quicherat p. 339 — 354 tâche de prouver 1° que oi a représenté, dès le commencement, deux sons différents oi (oua) et ai, 2° qu'on n'a jamais prononcé en oi les imparfaits et les conditionnels, 3° que les mots français

§. 55. Eu et u; ai et a; oi et o; a et e; ou et o; oeu et ou.

Les rimes suivantes qui étaient bonnes autrefois, ne le sont plus, la prononciation étant changée. Telles sont émeute, dispute La Font.

---

dérivés d'un mot latin ayant un o à sa désinence, ont été prononcés d'abord avec o, plus tard avec oi, 4° que les mots qui ont un e ou un i dans le latin se sont prononcés d'abord par ai, mais qu'au XVIe siècle, période de la fixation de la prononciation, on a changé pour un grand nombre de mots ai en oi, et qu'on y a été poussé par l'influence presque irrésistible des textes imprimés (il n'y avait pas de raison pour que roi ne sonnât pas comme gloire). Ce résultat de sa longue note est peu satisfaisant. Il est bien invraisemblable que le même signe orthographique, propre à l'idiôme français, ait été destiné pour deux sons tout-à-fait différents: il est difficile de croire que la langue ait souffert, jusqu'à ce degré, la tyrannie des textes imprimés. Quant aux imparfaits et aux conditionnels, le témoignage de Henri Estienne, invoqué par Quicherat lui-même, fournit une preuve sans réplique que de son temps le peuple prononçait j'aimo-is, puisqu'il attribue aux Romipètes, comme on les appelait, la prononciation j'aimais qu'il ridiculise en écrivant j'aimes. Par complaisance pour Messieurs les Italiens qui, avec Catherine de Médicis, vinrent à la cour de France et qui ne pouvaient prononcer o-i, les courtisans changèrent oi en ai. Port-Royal (1663) enseigne déjà positivement la prononciation moderne. En profitant des idées de Fallot (Recherches sur les formes grammaticales, etc. Paris, 1839) Burguy a montré que le son oi remplaçant e ou i est aussi organique, aussi ancien que le son ai, et qu'il appartient aux dialectes de Picardie et de Bourgogne, ses correspondants étant ei ou e dans la Normandie, ai en Touraine. Les exemples que Quicherat cite pour preuve de son assertion, sont tous pris dans des livres normands (Chanson de Roland, Chronique des ducs de Normandie, Roman de Rou, Chroniques anglo-normandes).

De nos jours, le dialecte de Touraine l'a emporté pour les imparfaits et les conditionnels, pour les verbes en oître, à l'exception de croître, même pour connaître provenant de noscere, pour faible, etc., pour beaucoup de noms tels que Anglais, etc.: le dialecte de Picardie et de Bourgogne l'a emporté pour les mots tels que roi, droit, Carthaginois, etc. Dans quelques mots, comme harnois, roide ni la prononciation ni l'orthographe ne sont encore fixes tout-à-fait. — Il est curieux de voir qu'il y eut un temps (le XVe et le XVIe siècle) où le son oi envahit même des syllabes dont la racine montre un a, comme je foys (fais, facio), je voy, voys (vais, vado). De là les rimes de fois (vicis) avec fois (fais), Farce de Pathelin, Herrig p. 75; de toutefois avec je m'en vois dans Marot. Il y eut encore un temps où l'on prononçait aussi de la manière de Touraine, des mots tels que croître, étroit, droite, qui n'ont aujourd'hui que le son oi. Corneille: être, croître Théod. I, 1; renaître, croître Sertor. III, 4; maître, croître Ibid. IV, 3. Racine: maître, croître Androm. IV, 1. La Fontaine, Fables: fluet, étroit III, 17, étroites, retraites III, 8; belettes, étroites IV, 6. Contes: droite, Annette IV, 4. Voltaire: faite, draite La Puc. 5; être, craître.

Pour prouver qu'on prononçait déjà très-anciennement oi dans les verbes, Ideler (Einleitungsband I, p. 67) cite les vers suivants:

Borjois l'esgardent, plus devint
Qui disoient tout en riant.

où disoient est trissyllabe, dit-il. Il faut qu'il se soit imaginé qu'on prononçait disoient, comme di-so-a. Mais oi prononcé comme o-a n'a jamais été dissyllabe. Il est vrai que disoient était souvent trissyllabe:

Fabl. VII, 18[10]), montaignes et dédaignes (Ronsard)[11]), cigoigne et

---

c'est que ent comptait pour une syllabe. Mais le vers ne prouve rien pour la prononciation de la bivocale oi.

Comme la fixation de la prononciation moderne ne s'est pas faite d'un seul coup, mais n'a été que le résultat de bien des efforts et des combats dont nous ne connaissons pas assez tous les détails; nous dirons bien justement que les rimes suivantes sont fausses, que ce ne sont que des rimes pour l'œil, considérées du point de vue de la prononciation d'aujourd'hui, mais nous ne saurions assurer qu'elles l'eussent été déjà au XVIIe siècle, encore moins au XVIe siècle.

P. Corneille: maladroit, perdroit Polyeucte V, 1; connoi, toi Le Ment. II, 3; connoi, moi Hérac1. II, 4.

J. Racine: exploit, lisoit; françois, exploits Les Plaid. II, 3; accroître, connoître Mithrid. II, 6; reconnois, fois Ibid. IV, 5.

Molière: connoi, moi Don Garc. I, 5; joie, monnoie Le Misanthr. I, 1; Les Fâch. I, 9.

Regnard: envoie, monnoie Le Joueur III, 4.

Boileau: françois, lois Art poét. II; françois, fois Sat IX.

La Fontaine Fables: endroit, souffroit IV, 8; sois, françois VI, 8; françois, emplois VII, 18; monnoie, joie XI, 3; disoit, droit XII, 10. Contes: françoise, bourgeoise IV, 8; aperçoit, parloit IV, 9.

Th. Corneille: arrêteroit, froid Festin de P. I, 1.

Cette rime se montre encore quelquefois au XVIIIe siècle. L. Racine: reconnoître, croître Relig. I; Bernis: françois, voix (II. Idel. I).

Rousseau: exploits, françois; endroit, écrivoit; froid, croiroit. Gresset: cloître, connoître. Chaulieu: françois, lois; anchois, polonois.

[10]) La bivocale eu provenant d'un o latin (au, u, i) se montre très rarement dans les plus anciens monuments: elle est plus fréquente au XIIe et au XIIIe siècle (Ue remplaçant o latin ne semble être qu'un signe orthographique pour eu). La prononciation de cet eu a été de bonne heure celle du français moderne, comme dit Diez. Mais, pendant assez longtemps, cette prononciation n'a été, selon mon opinion, ni générale ni généralement adoptée. Encore Crétin (1560) fait une rime équivoque la plante heureuse et plantureuse. Cl. Marot rime heureux et plantureux. Théodore de Bèze (1585) dit: „Tout ce qui parle bien en France prononce hûreux.“ Beaucoup de mots discordants aujourd'hui pouvaient autrefois être accouplés par la rime, comme honneur (honnur) et amour (amur) dans Marie de France (Idel. Einl. II, 33), mûres (meures, mora) et heures (eures), Du Provoire qui menga les mores (Herrig, la France, p. 36); demeure et mûre (meure, morum), Villon (Idel. Einl. II, 159). Je n'ose décider si l'on prononçait eu ou u.

Eu peut aussi résulter de la suppression d'une consonne, comme dans j'eus (habui), meur (mûr, maturus), seu (su, saputum), seur (sûr, securus), veu (vu, vidutum). Cet eu semble, de tout temps, avoir sonné comme u. Coquillart (1478) rime dicitur et seur, Marot: blessure et asseure. Peu à peu on commençait à ne plus noter e par l'écriture. Dans quelques mots, comme seur, e a été conservé bien longtemps; dans le verbe auxiliaire il s'est conservé jusqu'à nos jours, et ce fut en vain que Baïf (1572) tenta d'introduire l'orthographe j'us, j'usse. Les substantifs en eur dans lesquels eu résulte d'une contraction, comme dans pécheur (peccator, pécheor) ont suivi la règle des autres, dans lesquels eu remplace tout simplement o latin, comme dans créateur, et ont pris le son eu, de même que jeûne (jejunium) et veuve (vidua). — Il y a quelques mots dont l'eu

éloigne (Du Perron)[12], armes et termes (Marot)[13]; épouse et arrouse (La Font. Fabl. IV, 13)[14]; nouds et doux (Ronsard p. 3)[15].

---

est radical: Eugène, Eure, Europe, Eustache. Une prononciation populaire donne à cet eu le son d'u. - Tous les trois eu pouvaient anciennement souffrir la diérèse. Elle est rare pour le premier et le troisième:

> Proiez pour nos, Virge bien eürée. Thibaut (Herrig, p. 43).
> Richault parla à li; dessur l'ève d'Eüre. Wace, Rou.

Quant au second eu, la diérèse est la forme régulière:

> Pur la joie qu'il ot eüe
> De s'amie qu'il ot veüe. Marie de France (Herrig, p. 34).

Le premier eu et le second eu riment entre eux.

> La mort ne douc ne grain ne peu (paucum);
> Que onques mais trouver ne peu (pus, potui).
> Herrig, Roman de la Violette, p. 32.

Il est probable qu'on prononçait u dans les deux cas.

Du temps de Ronsard, la séparation entre eu et u, selon Quicherat, était déjà faite, et depuis ce temps, la rime de la bivocale eu avec eu prononcé comme u, serait donc défectueuse, comme ne satisfaisant plus que l'œil. Ex.: Ronsard: peu (pu), feu p. 47; feu, veu (vu) p. 171; feu, beu (bu) p. 173. Ces rimes, très fréquentes dans l'école de Marot, deviennent très rares dans l'école de Malherbe, et ne paraissent plus dans Corneille, Molière, Boileau, Racine. La Fontaine, qui recherche tout ce qui est vieux, a rimé émeute (émute) et dispute. Encore Voltaire rime Eure avec nature (La Henr. VIII, 65) et avec structure (Ibid. IX, 125).

[11]) Le radical latin a a été tantôt conservé (claritas, clarté), tantôt changé en ai (clarus, clair). Au commencement, les deux formes existaient souvent ensemble dans le même mot: amer, aimer; char, chair. Beaucoup de mots qui ont la simple voyelle aujourd'hui avaient la double autrefois. On écrivait au XVIe siècle encore montaigne, compaigne, Allemaigne, etc. Bien des rimes, bonnes autrefois, sont devenues fausses, comme celle de baigne, Campaigne (C. Marot, Epigr. p. 405), de Espagne, bagne (Id. Élég. I), de accompaigne, baigne (Ronsard).

[12]) Les finales en ogne et oigne dérivées des terminaisons latines — oneus, onia, undia, qui sont distinctes aujourd'hui, ne formaient primitivement qu'une même désinence. L'i fut fort anciennement intercalé: Boloingne, vergoingne Bible Guyot (Idel. Einl. II, 37). Au XVIe siècle encore, on écrivait Bourgoigne, Bourgogne, Bourgoinge. Le verbe éloigner (elongare) pouvait s'écrire élogner. De nos jours, la terminaison ogne l'a emporté dans les substantifs, mais on dit éloigner, témoigner (testimoniare). De là des rimes défectueuses aujourd'hui: témoingne, Bourgoingne (Chr. de Pisan); élogne, Pologne (Sarrasin); vergongne, s'élongne (Ronsard p. 56).

[13]) La prononciation vicieuse a au lieu d'e qui s'est conservée dans quelques campagnes (farme au lieu de ferme), et dont Molière a fait usage dans quelques scènes du Festin de Pierre (renvarsés, dans la mar, un varre de vin, Piarrot, etc.) a donné lieu à beaucoup de fausses rimes. J. Marot rime armes, termes; vacarmes, fermes; dame, gemme. Hier et soir a donné le composé arsoir, harsoir. Il y a aussi des exemples d'e mis à la place d'a: lermes (larmes), infermes Agnès de Bragelongne de Plancy (Idel. Einl. II, 43); tesches, flesches Roman de la Rose (Ibid. p. 248); guiterre, pierre, Ronsard.

Des lettres qui suivent la partie principale.

§. 56. Rimes parfaites.

Règle générale. Tout ce qui suit la partie principale (consonnes, e muet) doit être égale pour l'oreille et pour l'œil: Racine, Messaline; immortalités, bontés[16]).

1⁰ Les rimes suivantes qui satisfont l'oreille, sont légitimes, quoiqu'elles ne satisfassent pas l'œil:

a) La rime d'une consonne simple avec une consonne double: Taxile, tranquille; âme, flamme Rac. Alex. I, 3; Pape, échappe La Font. Fabl. VII, 12; Euphrate, flatte II, 2.

b) La rime d'une consonne avec une autre consonne qui a la même prononciation: dis-je, oblige La Font. Fabl. IX, 1; maison, nom Ibid. IV, 17; coq, roc Flor. La Poule de Caux; défiances, défenses Rac. Alex. II, 1; Caucase, gaze Barthél. Napol. II.

c) La rime d'une consonne avec deux autres qui se prononcent de même: basse, menace Rac. Alex. I, 1; philosophe, étoffe Bérang. Les Bohémiens.

---

[14]) Beaucoup de mots où l'o (au) latin s'est conservé aujourd'hui, s'écrivaient autrefois par ou. (Le dialecte picard substituait souvent ou à o). Pendant une grande partie du XVIe siècle, la bivocale ou prédominait. François I écrit ousé = osé; Meigret écrit: pourtrait. H. Étienne se moque de cette manière de prononcer:

N'êtes-vous pas de très-grands fous
De dire chouse, au lieu de chose?
De dire j'ouse, au lieu de j'ose?

Dans Rabelais, nous lisons, entre autres: rousée, gousier, courbeau, chouse, pourte, repous, pentecouste, houste, propous, subourner, expouse, ouste (ôte). Au contraire, troupe s'écrivait trope. De là, des rimes fautives aujourd'hui: approuche, bouche Rutebeuf (Idel. Einl. II, 90); approuche, couche, Ronsard p. 33; trope, Ethiope, Id. p. 79. Au XVIIe siècle, ces rimes disparaissent: La Fontaine seul, ce fanatique imitateur des anciens, a osé exhumer la rime épouse et arrouse.

[15]) Il y a une affinité entre les bivocales eu et ou (veux et vouloir, nœud et nouer, cœur et courage). Eu est le renforcement de la voyelle ou. „Le vieux langage diphthongue les anciennes brèves devant une consonne simple aussitôt qu'elles ont l'accent.“ (Burguy Gram. I, 23.) Le français moderne ne reconnaît plus cette règle: on dit: je demeure et nous demeurons; je trouve et nous trouvons. Treuve appartient encore au siècle de Louis XIV. Molière et La Fontaine riment veuve et treuve. Voici des rimes qui sont impossibles aujourd'hui: decœuvre, œuvre C. Marot (Epp., p. 200), nouds (nœuds) et genoux Id. (p. 239); nouds, doux, Ronsard (p. 3).

[16]) De tout temps, on a demandé la correspondance des consonnes finales muettes, on n'a jamais rimé p: ex. Maine et semaines, je portais et il était. Cette observation semble être contraire à notre assertion que les anciens ne rimaient que pour l'oreille. Mais ces consonnes finales n'étaient probablement pas muettes au commencement (nous allons traiter cette matière §. 62). Quand elles devinrent muettes, la force de l'habitude était si grande que ces sortes de rimes (celle de deux consonnes muettes différentes, et celle d'e muet avec e muet suivi d'une consonne muette) restaient interdites.

d) La rime de t avec th: suite, Scythe Rac. Alex. II, 1.

e) La rime de n ou nn avec mn: Axiane, condamne Rac. Alex. II, 5; automne, bonne La Font. Fabl. VI, 3.

f) La rime de s ou de t avec les mêmes lettres précédées d'une ou de deux consonnes muettes: pas, états Rac. Alex. I, 2; épars, étendards Ibid. II, 2; Memphis, fils Barthél. Napol. I; bois, doigts Nivern. (II Idel. 2.), bas, almanachs Regn. Démocr. I, 2, rit, Jésus-Christ Hugo, Dieu est toujours là; éclatants, temps Rac. Alex. III, 2. — Cette licence n'existe pas pour r: vengés et bergers ne riment point.[17])

g) La rime de d avec t, celle de c avec g: attend, inconstant Rac. Alex. IV, 4; flanc, sang La Harpe (II Idel., 1.).

h) Les mots terminés par s, x, z riment entre eux (x = cs, gs; z = ds, ts); doux, vous Rac. Alex. I, 3; précipités, souhaitez Ibid. III, 1; malheureux, nœuds Ibid. IV, 2; eux, bœufs La Font. Fabl. IV, 21.

§. 57. S sourd avec un s qu'on fait sentir; Monsieur et honneur.

2° Les rimes suivantes qui satisfont bien l'œil, mais qui ne satisfont pas l'oreille, sont consacrées par l'usage des poètes:

a) La rime de deux terminaisons masculines dont l'une présente un s sourd et l'autre un s que la prononciation fait sentir. Corneille: Carlos, mots Don Sanche I, 3; héros, Carlos Ibid. II, 4. — Racine: soldats, Ménélas Iphig. IV, 6; bras, Pallas Britann. IV, 2; confus, Pyrrhus Androm. I, 1; plus, Laïus Théb. II, 1; vous, tous Bérén. III, 3; secourus, Porus Alex. IV, 2; crus, Porus Ibid. IV, 3. — Boileau: obtenus, Vénus Sat. X. — Molière: accès, Agnès Ec. d. f. IV, 6. — Voltaire: attraits, Agnès La Puc. VII. — Ponsard: pointus, Sextus Lucrèce I, 1. — Lamartine: nus, angelus Jocel., p. 221.

b) Dans le genre familier, Monsieur rime souvent avec un autre mot terminé en eur. Racine: Monsieur, honneur Les Plaid. II, 4. Molière: humeur, Monsieur L'éc. d. f. III, 2. — La Fontaine, Fables: Monsieur, flatteur I, 2; IV, 1; Monsieur, rieur VIII, 2.

§. 58. Rimes vicieuses: Rime de deux consonnes muettes différentes.

Les rimes suivantes qui satisfont l'oreille, mais qui ne satisfont pas l'œil, sont vicieuses:

a) La rime de deux consonnes muettes différentes (excepté s, x, z; d, t; c, g). On ne rime ni embrassa et soldat, ni jamais et parfait; ni je dors et il sort, ni disent et marchandises, ni coup et tout, ni loup et courroux, ni paix et forfait, etc.[18])

§. 59. Rime d'une voyelle accompagnée d'une consonne muette avec une voyelle finale.

b) La rime de deux mots dont l'un finit en une voyelle et l'autre en une consonne muette. On ne rime pas loi et voix; vérité et méditez; homme et pommes; changé et berger[19]).

---

[17]) Volt. Puc. XIII rime relèvent et observent, chose impossible sans doute.

[18]) Regnard: mots, sursaut Epîtr. 4; sot, trop Ibid. 5; consentit, fils Sapor I, 1; rôt, propos Le Bal 1; dix, lit Voyage de Norm. — Lamartine: tout, loup Toussaint V, 5; coup, debout Jocel., p. 115. — Ponsard: coup, goût L'honneur IV, 10.

[19]) Regnard: toi, Louvois Epîtr. 5; soûl, fou Démocr. I, 4. — Molière: nœud, peu Le Misanthr. 1, 2. — La Fontaine, Fables: soûl, trou

§. 60. Rime d'une voyelle nasale suivie d'une consonne avec une voyelle nasale.

c) La rime d'un mot terminé en une voyelle nasale avec un autre dans lequel le son nasal est suivi d'une consonne sourde, ou la rime de deux mots dans lesquels le son nasal est accompagné de deux consonnes muettes différentes. On ne rime ni maintien, vient Regn. Démocr. II, 3; ni étang, autant, camp La Font., Fabl. II, 14[20]).

§. 61. La Rime d'ar, er, avec ard, art, etc.

d) La rime d'un mot finissant en ar, er, or, our avec un autre finissant en ard, art, ars, etc. La Font., Fabl. I, 6: encor, fort, d'abord[21]).

§. 62. Rime d'une consonne muette avec une consonne qu'on fait sentir, ou de deux consonnes différentes qui ont une prononciation différente.

Les rimes suivantes qui satisfont bien l'œil, mais qui ne satisfont point l'oreille, ne sont pas permises:

a) La rime d'une consonne sourde avec une consonne que l'on fait sentir (excepté s et r dans Monsieur), ou de deux consonnes différentes qui ont

---

II, 2; beaucoup, cou III, 9; coup, cou III, 12; VIII, 9. — Barbier: coup, soûl (IV Idel. p. 566). — Augier: soi, soit La Ciguë I, 1. — Girardin: Sappho, défaut Cléop. II, 2. — Béranger: ciseau, eaux Les Parques; do, tantôt Ma nourrice.

[20]) Ces rimes sont très fréquentes. Racine: donc, pardon Les Plaid. II, 4; seing, main Bajaz. IV, 3. — Molière: nom, répond L'éc. d. m. III, 2. — Regnard: comprend, alcoran Ménechm. II, 3. — La Fontaine, Fables: talon, long II, 12; autant, camp II, 14; croyez m'en, nullement VIII, 21; faon, content VIII, 27; menton, donc IX, 4; bon, bond IX, 14. — Voltaire: chrétien, souviens Alz. V, 7. — Grécourt: champ, tremblant (II Idel., 2). — Moncrif: sang, plaignant (II Idel., 3). — Thomas: rang, grand (II Idel. 2). Béranger: l'an, blanc Le Roi d'Yv.; gland, blanc Les Gaulois; Acoran, Ferrand La sainte All.; violon, long Le Violon brisé; bourdon, donc Le pélerinage de Lis. — Hugo: pardon, donc Ruy Blas, IV, 3; passant, sang Pour les pauvres. — Chénier: sang, mugissant Le Malade. — Delavigne: sang, menaçant Louis onze II, 7; compatissant, sang Mar. Fal. I, 3. — Barthélemy et Méry, Napol.: canons, nom III. — Lamartine: sang, tisserand Toussaint II, 8; sang, descend Jocel., p. 120; glissant, sang Ibid. p. 178; nourrissant, sang Ibid., p. 206; champ, couchant Ibid, p. 221. — Dumas: blanchissant, sang Christ. IV, 7. — Augier, La Ciguë: front, poltron II, 5; libertin, éteint II, 7. — Ponsard: camp, rang Lucrèce I, 1; vacant, camp Ibid. II, 2; point, poing Agnès I, 3. — Désaugiers, L'Hôtel garni: vraiment, Maman sc. 14; champ, penchant sc. 20.

[21]) Ces rimes sont aussi très-fréquentes. Regnard: essor, d'accord Epîtr. 5. — Racine: hasard, car Les Plaid. III, 3. — La Fontaine, Fables: fer, couvert V, 2; hiver, vert V, 8; encor, d'accord VI, 6; trésor, fort X, 1; encor, port X, 15; fer, s'en sert XII, 16. — Florian, Fables: encor, bord I, 7. — Voltaire, Tragédies: cher, désert; enfer, entr'ouvert; char, rempart; Odes: char, hasard; Luxembourg, jour. — Hugo: César, hasard Hern. IV, 2. — Béranger: cour, court Le Carnaval de 1818; nectar, lard Ma nourrice. — Dumas: César, hasard Calig. prol. 3. — Girardin: or, trésors Cléop. I, 1. — Chateaubriand: l'or, d'abord Milton et Davenant. — Augier: mort, encor La Ciguë I, 8.

une prononciation différente:[22]) arreste et reste; dextre, estre; propice, prolixe; précepte, faite; sujet, abject; Corinne, hymne; croc, hoc; apprentif, inventif; fusil, exil; Alix, paradis; Christ, esprit; Jacob, trop; David, fini; Abraham, an; benigne, féminine.

---

[22]) Il est probable qu'au commencement toutes les lettres finales étaient sonores. Mais la tendance du Français à ne les point faire sentir semble être presque aussi vieille que la langue. Pendant le travail de la formation, c'est-à-dire jusqu'au XVIe siècle, cette tendance est allée en croissant. Enfin la prononciation moderne, qui rend leurs sons à plusieurs consonnes sourdes pendant quelque temps, s'est établie. Telle est la théorie que les exemples vont prouver et qui semble être plus naturelle que l'opinion de Quicherat, fondée sur le livre de Génin. Selon lui, „du XIIIe à la fin du XVIe siècle, on ne faisait généralement pas sentir les consonnes finales." Il est plus vraisemblable d'adopter une tendance, conforme au génie de la langue et qui n'exclut pas la prononciation de quelques-unes de ces consonnes qu'on prononce encore de nos jours, que de croire à une sorte de convention aussi inconcevablement faite qu'abrogée dans une période où rien n'était encore fixe et déterminé. Mätzner, pour réfuter l'opinion de Génin, it que rien ne ser ait plus étrange que la restitution des sons que la langue avait abandonnés. Les exemples qu'on va lire prouveront que quantité de finales qui sonnent aujourd'hui n'ont pas sonné pendant quelque temps. Dès les premières années du XIIIe siècle, les consonnes c, d, f, p se retiraient régulièrement devant le s du pluriel: les chies (chefs), les dus (ducs), etc. La restitution de consonnes muettes, étrange ou non, s'est donc faite assez souvent en français: mais il serait sans doute un peu étrange que toutes les consonnes finales ayant été muettes pendant trois siècles, on se fût avisé d'en faire sonner quelques-unes.

I. Deux consonnes médiales.

1) C se négligeait généralement devant t (sujet, objet): faict, infect (Idel. Einl. II, p. 356); violette, délecte C. Marot, Elég. XXVII; infects, contrefaits Id. l'Enfer; sujet, abject Corn. Nicom. II, 1; projets, abjets Cinn. IV, 4; dicte, dépite Regn. Sat. XV.

2) Mn se prononçait toujours nn (condamner, solemnel): chrétienne, contemne J. Marot; Corinne, hymne C. Marot Ep., 193. Gm se prononçait comme m: dragme, âme C. Marot.

3) P ne se prononçait pas devant t (baptême): précepte, faite; éclipse, embellisse Rom. de la Rose; croître, sceptre J. Marot; recepte, accepte Cl. Marot; Egypte, petite Rutebeuf.

4) St: arreste reste. Cette rime a pu être légitime, quand on prononçait le s dans les deux mots, et quand on ne le prononçait dans aucun. Elle est fausse depuis le XVIIe siècle. Prestre, Silvestre Cortebarbe (Idel. Einl. II, p. 71); feste, geste Fabliau (Ibid. p. 76); celestre, maistre Mystère (Ibid., p. 255); prestre, terrestre (Idel. Einl. I, p. 214); estre, terrestre Cl. Marot, le Temple de Cup.; épistres, registres Id. Ep., p. 128. (Quelques-uns, dit l'Académie, écrivent et prononcent régîtres); Majesté, esté Id. Ep., p. 134; épitre, tistre Id. Elég. XII; brute, robuste J. Marot; députe, juste Coquillart; désastre, albastre Ronsard (p. 35).

5) La lettre x prenait le son de s dans dextre et rimait avec les mots en estre: destre senestre Rom. du Renart (Idel. Einl. II, p. 238); adextre, estre Cl. Marot Epitaph., p. 422. Entre deux voyelles, le x se prononcait comme ss (Auxerre, Auxonne, Bruxelles): propice, prolixe Marot.

II. Les consonnes finales des rimes masculines:

1) B. Villon: Jacob, trop. — Coquillart: Job, trop.

2) C: draps, sacs Coquillart; arcs, étendards; Grecs, discrets.

§. 63. La rime d'un l mouillé avec un l non mouillé.

b) La rime des différents l: fille, file[23]).

Des consonnes qui précèdent la Partie principale dans la même syllabe.

§. 64. Rime des monosyllabes entre eux.

Pour les monosyllabes on ne veut pas la rime riche; car un mot ne doit pas rimer avec lui-même, excepté deux cas dont nous allons parler §. 68.

Il est temps que mon cœur, pour gage de sa foi,
Montre qu'il n'a pu vivre un moment après toi.
Rac. Alex. IV, 1.

§. 65. Rime des monosyllabes avec les polysyllabes.

II. Le monosyllabe peut rimer richement avec le polysyllabe; mais on se contente ordinairement de la rime suffisante.

D'un odieux amant sans cesse poursuivie,
On prétend, malgré moi, m'attacher à la vie.
Rac. Alex. IV, 1.
Je tremble pour mon frère, et crains que son trépas
D'un ennemi si cher n'ensanglante le bras.
Ibid. II, 1.

§. 66. Rime des polysyllabes entre eux.

III. En géneral, deux mots polysyllabes doivent rimer richement. Plus

---

J. Marot; épars, parcs C. Marot, Eglogue au roi; aspics, pis Id., l'Enfer; roc, croc Ibid.; las et lacs Id. Métam. I, p. 535; Turcs, durs Le Maire; croc, hoc La Font.; estomac, sac Flor. Fabl. II, 1.

3) D: Wace, Brut: Davi (David), fini.

4) F: serfs, revers Chr. de Pisan; clef, chef C. Marot; gentils, craintifs Id. Ep., p. 106; racourcis, massifs Id. p. 107; petits, craintifs Id. Compl., p. 457; Juifs, fuis Id. p. 499. — Regnier: ennuis, juifs Sat. VIII; apprentif, rétif Sat. IX. — La Fontaine, Contes: apprentif, inventif IV, 13.

5) Gn se prononçait comme n (signet) J. Marot: signe, mine. — C. Marot: machine, digne Au Roi; bénigne, féminine Elég. XX; digne, pelerine Ep., p. 98. — Ronsard: cygne, Jaqueline. — La Fontaine, Fables: maline (maligne), machine VI, 15.

6) L: Coquillart: périls, ris; deux, seuls. — Meschinot: nuls, nuds, retenus. — C. Marot: babils, habits Ep., p. 122; cruels, tués; autels, beautés. — Lamartine, Jocelyn: fusil, exil p. 71; sourcils, cils p. 114; outils, fils p. 342.

7) Les mots hébreux terminés en m ou n suivaient autrefois la prononciation française que le mot Adam a retenue. Guilleville: Abraham, Adam. — Villon: an, Amen. — Marot: Jérusalem, en: La Fontaine: Abraham, an.

8) T: Coquillart: sept, scet (sait). — Villon: huit, bruit. — Lamartine, Chute d'un ange: L'Homme-Christ, esprit VIIe vision.

9) X. Roman de la Rose: Denis, phénis (phénix); Marot: Alix, lits; Crétin: perplex, pledz. La Fontaine, Contes: Alix, paradis III, 10.

R des rimes normandes a déjà été discuté.

[23]) J. Marot: style, fille. — Sarrasin: villes, quilles. — Ronsard:

une terminaison est fréquente, moins le poète doit se contenter de la rime commune; plus une finale est rare, plus il faudra lui pardonner les rimes suffisantes[24]). Examinons les désinences finales.

1) Les finales suivantes doivent rimer de l'articulation:

a, dans les verbes. Ces rimes sont du reste très-rares dans le style noble. Ex.: pilla, habilla C. Marot, au Roi[25]).

é, és, ée, ées, er, ez. Ex.: inanimé, armé Rac. Alex. II, 2; désespérés, fourrés Regn. Démocr. I, 6; picorée, égarée Ibid. I, 5; disputer, ôter Rac. Alex. I, 1; parlez, voulez Regn. Démocr. I, 6[26]).

Quand ces finales sont précédées de deux consonnes dont la seconde est une liquide, on permet de ne faire entrer dans la rime que la seconde des deux consonnes. Ex.: troublée, aveuglée Corn. Cinn. IV, 6; désolée, troublée Rac. Bajaz. V, 1. La même licence est accordée pour la finale gner, qu'on peut faire rimer avec ner: confiner, régner Rac. Bérén. IV, 4.

i, is, ie, ies. Ex.: raffermi, ennemi Rac. Alex. III, 2[27]).

u, us, ue, ues. Ex.: combattu, vertu Rac. Alex. IV, 2; connue, nue Ibid. I, 2[28]).

---

fille, file, p. 38. La rime de style et gentile (C. Marot p. 219) était juste, le dernier mot n'étant pas mouillé alors. Corneille, Don Sanche I, 3 et Le Cid II, 7 rime Castille et Séville. Le dernier mot, dit Quicherat, devrait être mouillé. Lamartine, Jocelyn p. 279: épagneul, cercueil. — Voltaire, Henriade IV, 449: Bayeul, Longeuil.

[24]) Dans les premiers siècles, on était content de la rime commune. Marie de France, le Lai du Chevrefoil: cungea, ama; sera, haita; aler, trespasser; esté, surjurné; chevachant, pendant; aperceut, conut; arester, reposer (Herrig, p. 33.). Eustache Deschamps: convertie, chevalerie; enfant, amoureusement, disant, urgent; jument, argent; trouvée, année; souris, ennemis.

[25]) Rimes vicieuses. Moncrif: pleura, enferma (II Idel., 3.). — La Fontaine, Fables: compta, dépeça I, 6; retourna, arriva IX, 2.

[26]) Rimes vicieuses. Racine: frappée, tombée Théb. V, 5 (l'auteur n'a péché que cette seule fois contre la règle: c'est dans sa première pièce). — Regnard: A B C, été Le Légat. II, 11. — Grécourt: damné, grillé (II Idel., 2.). — La Fontaine, Contes: fée, obligée, cachée III, 13. — Fables: félicité, pelé, attaché, I, 5; délibérer, exécuter II, 2; volé, appelé, plaidé, travaillé, embrouillé, contesté, tempêté II, 3; curé, naïveté VIII, 2; dîné, cherché VIII, 7; enlever, porter IX, 1; bigarrée, marquetée, mouchetée IX, 3; empaqueter, porter, traîner X, 1 — Quicherat, p. 23 dit que le mot oser ne rime pas avec renverser. Pourquoi pas? — Racine, Phèdre I, 1 rime envoyé et Pasiphaé. Quicherat cite ce vers, à tort, parmi les exemples de deux e détachés.

[27]) Rimes vicieuses. Moncrif: mélancolie, Arménie; tragédie, chérie (II Idel., 3.). — Racine: réunis, amis Théb. V, 3. — La Fontaine, Fables: promis, péris I, 4; Iris, avertis VI, 3; logis, soucis VIII, 2; puni, rempli VIII, 14; compagnie, plaisanterie VIII, 8; convie, supplie IX, 1; envi, ainsi IX, 14. — Lamartine, Adieu: Bissy, ami.

[28]) Rimes vicieuses. Gresset: inconnu, perdu (II Idel., 1.); convaincu, vertu Ververt, 4. — Colardeau: connu, vécu (II Idel., 2.). — La Fontaine, Fables: apparue, reconnue VIII, 14.

ment. Ex.: éloignement, tourment Rac. Alex. III, 1[29]).

2) Les finales suivantes riment mieux ou riment plus généralement, surtout dans le style noble, de toute l'articulation:

aire, ère, ant, ent, eur, eux, euse, ir, on[30]).

3. On se contente de la rime suffisante pour les terminaisons plus rares, telles que age, al, at, ais, ait, èbre, ès, este, ible, ice, ide, ile, ime, ique, it, onne, or, ours, ure, ut.

§. 67. Critique du système actuel de la rime.

La plupart des critiques français sont d'avis que la rime n'a pas été faite pour l'œil, mais pour l'oreille; que le principe de Malherbe de rimer pour l'œil a eu une influence désastreuse sur la poésie; que le système actuel est un mélange capricieux de la rime pour l'œil et de la rime pour l'oreille[31]).

Les rimes qui ne satisfont que l'œil devraient être bannies de la poésie: au contraire, nombre de rimes qui satisfont l'oreille sans satisfaire l'œil, devraient être permises.

Ie classe: 1° Les rimes d'une syllabe brève avec une syllabe longue (couronne, trône)[32]).

---

29) Voltaire: enfans, sentimens.

30) Quicherat se contredit, en disant p. 33 qu'on met bien Valère, contraire comme désinence peu abondante, tandis que, p. 34, il prétend qu'il est défendu de se contenter d'une rime suffisante pour les finales en aire ou ère. — Racine a mis, dans sa première pièce: enfans, innocens Théb. II, 2. — La Fontaine, bien que reconnaissant Fables II, 1 la légitimité de la règle, la viole pourtant Fables IX, 1: pourtant, enfant, pleurant. — Lamartine, Jocelyn, p. 162: amant, enfant. — Racine, Théb. V, 2: terreur, vainqueur. — Racine, Phèdre I, 1: dédaigneux, honteux. — Corn., le Cid II, 3 plaisirs, soupirs. Rac. Théb. V, 3: désirs, soupirs. La Harpe blâme dans Voltaire la rime de repentir avec souffrir. — Corn. Nicom. IV, 2: Zénon, raison; V, 7: maison, Zénon. La Font., Fabl. VIII, 16: dit-on, maison.

31) Sibilet approuve dans Marot les rimes demets, jamais „et autres tels, plus soutenus par le son de l'oreille (que je te dis encore estre le principal du collége de la rime) que rejetés par l'orthographe, qui n'est que le ministre du son.“ Voltaire: „Il est indubitable que la rime n'a été inventée que par l'oreille.“ — „Nous avons toujours été persuadés qu'il fallait rimer pour les oreilles, non pour les yeux“ Marmontel: „La rime doit être sensible à l'oreille. mais ce n'est point assez: on veut aussi qu'elle frappe les yeux. Pourquoi? pour la rendre plus difficile, et pour ajouter un plaisir que fait la solution de ce petit problème. Je n'en vois pas d'autre raison: c'est un défi donné aux versificateurs.“ La Harpe: „Voltaire est celui qui a insisté le premier sur la nécessité de rimer principalement pour l'oreille. Il a eu raison.“ Ste-Beuve: „Malherbe ne s'est pas abstenu de l'excès. Oubliant que la rime relève de l'oreille plutôt que des yeux, et qu'il est même piquant quelquefois de rencontrer deux sons parfaitement semblables sous une orthographe différente, il blâmait les rimes de puissance et innocence, de conquérant et apparent, de grand et prend, de progrès et attraits.“ Quicherat, p. 378 — 386.

32) J. du Bellay, Illustr. de la l. fr. (1549): „Garde-toi de rimer des mots manifestement longs avec les brefs aussi manifestement brefs.“ Dict. de l'Académie; Rime: „on ne peut faire rimer paume avec pomme.“ Voltaire: „Je me hâte ne peut rimer avec je me flatte, parce que flatte est bref et hâte

2⁰ Les rimes d'une voyelle simple avec une diphthongue (poursuivre, vivre).

3⁰ Les rimes d'un s muet avec un s sonore (vertus, Titus).

4⁰ Les rimes des différents sons ouverts de e, ai, o, oi etc. (lois, voix, droits, étroit avec bois, noix, poids, trois).

IIe classe: Les rimes des consonnes muettes différentes (raison, saisons; courais, espérait; aima, animât; viendra, voudras; berger, changé, obligez; long vallon; cour, accourt). On n'aurait pas besoin d'écrire pié, clé; pied rimerait avec fié p. ex.

D'autres règles sur la rime.

§. 68. Rime d'un mot avec lui-même.

En suivant exactement toutes les règles que nous venons d'exposer, on pourrait encore faire bien des fautes.

I. La rime n'étant pas fondée sur une ressemblance du sens, mais sur une ressemblance du son,

1⁰ un mot ne peut rimer avec lui-même. Ainsi les exemples suivants sont condamnables:

Témoin trois procureurs, dont icelui Citron
A déchiré la robe. On en verra les pièces.
Pour nous justifier voulez-vous d'autres pièces?
Rac. Les Plaid. III, 3.

Son image est toujours présente à ma tendresse.
Ah! quand la pâle automne aura jauni le bois,
O mon père, je veux promener ma tendresse
Aux lieux où je te vis pour la dernière fois.
Millevoye, l'Anniversaire.

Il y a des monosyllabes qui, placés à la fin de certains mots, se combinent avec eux de manière à n'en former qu'un. La rime de deux mots terminés par ces monosyllabes est admise dans le genre simple. Ex.:

Aime-t-elle quelque autre? — Encor moins. — Qu'obtiendrai-je? —
Je ne sais. — Mais enfin, dis-moi. — Que vous dirai-je?
Corn. Le Ment. V, 5.

A vous, marquis! pour cette épreuve-là
Les grosses voix sont toujours les meilleures.
Lors le Marquis de crier: Es-tu là?
Pons de Verdun, l'Echo merv.

Quand les poètes tâchent de produire un effet particulier par la rime du même mot, il faut leur permettre de s'écarter de la règle générale. C'est ce qu'a fait le poète Le Brun, pour imiter un écho, dans la traduction d'un épisode de Virgile:

Sa voix disait encore: O ma chère Eurydice!
Et tout le fleuve en pleurs répondait: Eurydice!

---

est long." La Harpe: Rênes et rennes, dont l'un est très-long et l'autre très-bref, riment d'autant plus mal que les deux mots sont plus ressemblans. — D'Olivet, prosod. franç., p. 131: „Une brève, à la rigueur, ne doit rimer qu'avec une brève, et une longue avec une longue." Port-Royal: „Il faut éviter autant qu'on peut d'allier les rimes féminines qui ont la pénultième longue avec celles qui l'ont brève." — Marmontel condamne les rimes trompette et tempête, homme et symptôme, boussole et pôle, couronne et trône.

et Chateaubriand, La Patrie:

> Hélène appuyait sur mon cœur
> Son cœur.

2º Quand deux mots, s'écrivant de même, ont un sens différent, ils peuvent rimer ensemble. Souvent l'égalité du son n'est que fortuite. On dit à cet égard que la rime des homonymes est reçue. Ex.:

> Contre un fier ennemi précipitez vos pas;
> Mais de vos alliés ne vous séparez pas.
> Rac. Alex. I, 3.
> Notre malheur est grand, il est au plus haut point.
> Je l'envisage entier, mais je n'en frémis point.
> Corn. Hor. II, 3.
> Tel que vous me voyez, monsieur, ici présent
> M'a d'un fort grand soufflet fait un petit présent.
> Rac. Les Plaid. II, 5.
> Belle nécessité d'interrompre mon somme!
> Le sort, de sa plainte touché
> Lui donne un autre maître; et l'animal de somme
> Passe du jardinier aux mains d'un corroyeur.
> La Font. Fabl. VI, 11.
> . Savez-vous qui je suis
> Maintenant? — Monseigneur, qu'importe! je vous suis.
> Hug. Hern. I, 2.

3º Un substantif ne peut rimer avec son verbe. Ainsi, Racine, Les Plaid. II, 11 a eu tort de mettre:

> N'en sorte d'aujourd'hui. L'Intimé, prends-y garde —
> Gardez le soupirail. — Va vite, je le garde[33]).

§. 69. Rime d'un simple avec son composé, ou de deux composés.

Un mot ne peut rimer avec son composé, ni deux composés ensemble, quand ils ont conservé une grande analogie dans leurs acceptions, comme jeter, rejeter; prudent, imprudent: juste, injuste; bonheur, malheur; nom, surnom; faire, défaire, refaire; ami, ennemi; jours, toujours. Ainsi l'on condamnera les exemples suivants:

> En sais-tu tant que moi? J'ai cent ruses au sac.
> Non, dit-l'autre, je n'ai qu'un tour dans mon bissac.
> La Font. Fabl. IX, 14.
> Ah! — J'entends éclater des bravos imprévus,
> A mille traits d'esprit que je n'avais pas vus.
> Delav. Les Coméd. V, 3.

---

[33]) Ces rimes sont assez fréquentes dans Marot et encore dans Ronsard. Je ne sais pas, s'il faut condamner Thomas (II Idel., 1)

> Tandis que ton pouvoir m'entraîne vers la tombe
> J'ose, avant que j'y tombe.

et Lamartine, Chute d'un Ange, Ie vision: elle brise et une brise. (Duchéril blâme cette rime en effet.)

Diez dérive la tombe de tumba (τύμβος) et tomber de tumbjan mot anglosaxon; il dérive briser de brîze (éclat) mot allemand et dit que l'origine de la brise est obscure. La ressemblance des deux mots ne serait donc que fortuite et la rime excusable.

Quicherat blâme aussi dieux, adieux Rac. Androm. II, 2; être, peut-être Id. Bérén. II, 4[34].

La rime est permise, si le simple et le composé, ou deux composés, ont une signification éloignée, ou si deux mots présentent une ressemblance fortuite de lettres, sans que l'un soit dérivé de l'autre. On pourra rimer: garder, regarder; conserver, observer; courir, secourir; lustre, illustre; temps, printemps; soin, besoin; séparé, préparé; fait, effet, parfait; permettre, promettre, commettre, soumettre; fort, effort; front, affront; naissance, reconnaissance[35].

Apprends que la seule sagesse
Peut faire des héros parfaits:
Qu'elle voit toute la bassesse
De ceux que la faveur a faits.

J. B. Rousseau (II Idel., 2.).

Son visage était calme et doux à regarder;
Ses traits pacifiés semblaient encore garder.

Lamart. Jocel. prol.

Aux premiers lueurs de l'aube, sur la rive
Epuisé de sa course, un messager arrive.

Barth. Napol., ch. II.

Déjà les Mamelucks, lancés de toutes parts,
Assiégent des Chrétiens les mobiles remparts.

Ibid., ch. III.

On trouve quelquefois en rime deux substantifs composés et dérivés du grec: églogue, prologue Boil., Disc au roi: bibliothèque, hypothèque Id. Le Lutrin, ch. IV; paradoxe, orthodoxe Rousseau.

§. 70. Rimes banales.

II. La langue française ne fournit pas de rimes pour tous les mots: il n'y a pas de rime pour triomphe, perdre[36]. Il n'est pas même permis de faire usage de toutes les rimes qui existent. Il faut éviter les rimes banales, les rimes bizarres, les rimes désagréables.

1° Les rimes banales sont surtout les rimes de certains mots qui trouvent très-peu de terminaisons homophones qui leur correspondent, en sorte que la présence d'un de ces mots fait deviner celui qui viendra ensuite. Ce pressentiment nuit au charme du vers. Parmi ces rimes Quicherat, p. 45,

---

[34]) Le même critique dit qu'il n'aime pas à voir en rime sauver et conserver (Corn. Cinn. II, 6; Rac. Alex. V, 3), deux mots dont la signification est la même et l'étymologie si voisine. — De Castres, chefs d'œuvre, p. 26: Du temps de Marot, cette règle n'était pas encore adoptée. Sibilet assurait même que ceux qui blâmaient ces sortes de rimes n'avaient aucune apparence de raison.

[35]) Malherbe ne se permettait jamais la rime du simple avec le composé, ni celle de deux composés. Heureusement son autorité n'a pas fait loi sur ce point.

[36]) Scarron se plaint de l'impossibilité de trouver deux mots en erdre:

Dans le Cocyte va se perdre
(Rime qui peut rimer en erdre,
Je le laisse à plus fin que moi).

La langue ancienne possédait cette rime:

Li mauz des denz vous puist aerdre
Ainçois que jamès ne puist perdre.

Barbaz. T. III, p. 376.

compte: larmes, alarmes; famille, file; prince, province; poudre, foudre; juste, auguste; illustre, lustre; marque, monarque; songe, mensonge; sombre, ombre; hommes, nous sommes; Dieu, adieu, lieu.

§. 71. Rimes bizarres.

2° La Harpe accuse dans La Motte les rimes suivantes d'être bizarres, burlesques, hétéroclites: évoque, époque; Io, Clio; strophe, apostrophe; enthousiasme, pléonasme; dans Le Mierre: flèche et brèche; dans Piron boursoufle, souffle, maroufle; bise, Cambyse; outre, poutre; masque, fantasque, frasque, flasque, bourrasque; démasque. Telles sont encore les rimes en ote: dénote, compatriote (Favart); les rimes Zoroastre, astre; exacte, acte; secs, Grecs. Voltaire relève dans Boileau (Ode au siége de Namur) piques et briques, Quicherat dans La Chaussée sexe, perplexe.

§. 72. Rimes choquantes.

3° Quicherat dit que les rimes de quelques terminaisons verbales sont désagréables à l'oreille.

a. De la IIIe personne du singulier du défini de la Ie conjugaison: leva, cultiva. b. De la Ie et de la IIe personne du pluriel du défini: mîtes, reçûtes, vîmes. Ex.: transmistes, mistes C. Marot Ep. p. 139. c. des imparfaits du subjonctif: flattasse, reçusse, aimât, aimassent. Ex.: recherchasse, enseignasse Regn. Sat. XII; s'ostassent, se boutassent C. Marot. Ep., p. 137. d. Des IIIes personnes du futur: aimera, aimeront. Ex.: noircira, blanchira C. Marot, Ep., p. 130; louera, désavouera Regn. Sat. XV; blasmeront, trouveront Ibid., XII. e. Des participes du présent: regardant, commandant Corn. La Mort III, 2. La raison, dit Quicherat, qui fait proscrire le participe de la rime, est moins une raison d'harmonie qu'une raison de logique: un mot formant phrase incidente ne mérite pas d'être mis à une place où il frappera l'œil, l'oreille et l'intelligence.

§. 73. Rime de l'hémistiche avec la fin.

III. La rime destinée à marquer la fin du vers ne doit pas être effacée par un autre mot qui rime ou qui semble rimer dans le voisinage de la rime principale, de sorte que l'oreille puisse être en suspens et sur la rime principale et sur la longueur du vers.

1° L'hémistiche ne doit ni rimer ni sembler rimer avec la fin du vers. Cette règle est due à Malherbe[37]). Ex.:

Ont jadis dans mon camp tenu les premiers rangs.
Corn. Cinn. V, 1.

Je tiens mon ennemi, mais je n'ai plus de fils.
Id. Héracl. IV, 4.

Sur un de vos coursiers pompeusement orné.
Rac. Esth. II, 5.

Ses yeux, comme effrayés, n'osaient se détourner.
Id. Athal. II, 2.

Aux Saumaises futurs préparer des tortures.
Boil. Sat. IX.

Cette consonnance vicieuse a été évitée à dessein dans les vers suivants:

Car c'est ne régner pas qu'être deux à régner.
Corn. La Mort I, 2.

N'aura coulé jamais que pour la liberté. Voltaire.

[37]) Au XVIe siècle, cette faute était une beauté du vers et s'appelait rime renforcée.

§. 74. Rime dans le corps d'un vers.

2⁰ En général, deux mots du même vers ne doivent ni rimer ni avoir l'apparence de rimer:

J'ai besoin de tes soins dans cette conjoncture.
Regn. Les Fol. I, 3.
De sorte qu'en sortant, nous trouvant tout hilares.
Dum. Calig., prol. 3.

§. 75. Rime de l'hémistiche avec une rime voisine.

3⁰ Malherbe a défendu qu'un hémistiche offrît une consonnance avec une rime voisine[38]). Ex.:

Ce Dieu t'a trop longtemps abandonné les siens.
De ton heureux destin vois la suite effroyable;
Le Scythe va venger la Perse et les chrétiens.
Corn. Poly. IV, 2.
Je ne t'accuse point, je pleure mes malheurs.
Je sais ce que l'honneur, après un tel outrage.
Id. Le Cid III, 4.
Enfin las d'appeler un sommeil qui le fuit,
Pour écarter de lui ces images funèbres.
Rac. Esth. II, 1.
Il est pour le village une autre providence,
Quelle obscure indigence échappe à ses bienfaits?
Delille, Le curé de camp.

Voltaire s'est évidemment efforcé d'éviter cette faute:
Et que de votre époux... Vous ne le croyez pas. —
Non, je ne le crois point, et c'est vous faire injure.

Cette rime n'est pas offensante, quand le poète veut produire un certain effet par la répétition de terminaisons pareilles:

Et revenant toujours, et toujours écarté
Et molesté, heurté, porté, presqu'insulté.
Delav. L'éc. d. Vieill. II, 1.

§. 76. Rime des hémistiches.

4⁰ Les hémistiches de deux vers ne doivent pas rimer entre eux[39]). Ex.:

Je sais ce que l'honneur, après un tel outrage,
Demandait à l'ardeur d'un généreux courage.
Corn. Le Cid III, 4.
Qui sait si cet enfant par leur crime entraîné
Avec eux en naissant ne fut pas condamné?
Si Dieu le séparant d'une odieuse race...
Rac. Athal. I, 2.
Mais j'entends au hameau la pauvreté qui chante.
La bêche et le fuseau viennent à leur secours.
Ducis, le hameau et la ville.
L'enseignement fut long, du moins qu'il nous protége!
Dans cet hôtel, suivons un plus adroit manége.
Arag. les Aristocr. I, 6.

---

38) Au XVIe siècle, cette rime fut recherchée. Elle se nommait rime batelée.
39) Au XVIe siècle, cette rime était affectée: elle s'appelait alors rime brisée.

Cette rime est permise quand le poète s'en sert pour produire un effet déterminé. C'est ainsi que Molière, Le Misanthr. I, 1, par la ressemblance des sons, peint la ressemblance des personnes et en semble augmenter le nombre:

De tous ces grands faiseurs de protestations,
Ces affables donneurs d'embrassades frivoles,
Ces obligeants diseurs d'inutiles paroles.

La répétition du même mot n'est pas répréhensible.

Je l'ai vu, dis-je, vu, de mes propres yeux vu,
Ce qu'on appelle vu. Mol. Le Tart. V, 3.
Cromwell de ce clinquant veut s'entourer encor.
Quand je dis ce clinquant, c'est bien de très-bon or.
Hug. Cromw. V, 3.

§. 77. Retour de la même rime.

IV. Une loi principale de la beauté c'est l'unité dans la variété et la variété dans l'unité. La rime qui fait sentir l'unité du vers dans la variété des mots, est en elle-même une unité qui ne doit pas être uniforme, mais variée.

1° Un mot qui vient d'être placé à la rime n'y doit pas reparaître avant une quinzaine de vers. Ex.:

Je tiendrai ma parole et tu n'en doutes pas.
Mêleriez-vous du sang aux pleurs qu'on va répandre,
Aux flammes du bûcher, à cette auguste cendre?
Frappés d'un saint respect, sachez que vos soldats
Reculeront l'honneur, et ne vous suivront pas. Voltaire.

Mais, quand on veut répondre à quelqu'un, ou qu'on répète ses propres paroles, le retour du même mot en rime est permis. Ex.:

Malheureux Polyeucte! et la loi des chrétiens
T'ordonne-t-elle ainsi d'abandonner les tiens? —
Je ne hais point la vie, et j'en aime l'usage,
Mais sans attachement qui sente l'esclavage,
Toujours prêt à la rendre au Dieu dont je la tiens;
La raison me l'ordonne et la loi des chrétiens.
Corn. Poly. V, 2.

2° Il faut prendre garde que les rimes masculines et les rimes féminines dans les rimes croisées n'aient le même son. Ex.:

Vous êtes le phénix des hôtes de ce bois.
A ces mots le corbeau ne se sent pas de joie;
Et, pour montrer sa belle voix,
Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
La Font. Fabl. I, 2.

3° Il faut se donner de garde que les rimes masculines et féminines qui se suivent dans les rimes plates n'aient la même consonnance. Ex.:

Je voyais les moissons du soleil éclairées,
Ondoyer mollement sur les plaines dorées;
Des forêts s'élever sur les monts écartés,
Des arbres couronner les bourgs et les cités.
St. Lambert (II Idel., 2)

4° Dans les rimes plates, la même consonnance ne doit pas reparaître deux fois de suite à une rime masculine ou à une rime féminine. Ex.:

Soudain Potier se lève, et demande audience:
La rigide vertu faisait son éloquence.

Dans ce temps malheureux par le crime infecté
Potier fut toujours juste, et pourtant respecté.
Souvent on l'avait vu, par sa mâle constance,
De leurs emportements réprimer la licence,
Et conservant sur eux sa vieille autorité
Leur montrer la justice avec impunité.
Volt. La Henr., ch. VI.

Dans Racine, Iphig. IV, 4, nous rencontrons cette suite de rimes: résisté, attesté, dire, souscrire, emporté, sûreté, entrée, rencontrée, infortuné, condamné, puissance, licence, indiscret, regret, arrivée, élevée, reçoi, moi, née, condamnée, immoler, couler. Dans le même poète, Bajaz. I, 4, toutes les rimes de quatorze vers qui se suivent, ont la finale e (é, è): opposer, désabuser, formée, aimée, assez, commencés, mère, frère, volontés, écartés, plaire, taire, défier, associer. — Les vers à rimes mêlées admettent le redoublement des rimes.

De la succession des rimes.

§. 78. Règle générale de la succession des rimes.

Une rime masculine ne doit pas être suivie immédiatement d'une rime masculine différente, ni une rime féminine d'une rime féminine différente. La rime masculine doit être suivie ou de la rime masculine correspondante ou d'une rime féminine; la rime féminine ou de la rime féminine correspondante ou d'une rime masculine. Marmontel dit: „Les vers masculins sans mélange auraient une marche brusque et heurtée; les vers féminins sans mélange auraient de la douceur, mais de la mollesse. Au moyen du retour alternatif ou périodique de ces deux espèces de vers, la dureté de l'un et la mollesse de l'autre se corrigent mutuellement.“ Il n'en était pas toujours ainsi: les anciens poètes mêlaient les rimes à leur gré[40]. Du Bellay et Pasquier disent que Marot, dans ses psaumes, a été conduit par les exigences de la musique à alterner les rimes. Bien antérieurement la même cause avait dû produire et avait produit le même résultat. Nous voyons dans beaucoup d'anciennes chansons les rimes se succéder selon la règle moderne. Des

---

[40]) Rutebeuf, li testament de l'asne (Idel. Einl. II, p. 87; Herrig La France, p. 37).

Qui vuet au siécle à honeur vivre,
Et la vie de ceux ensuyre
Qui beent à avoir chevance,
Mout treuve au siécle de nuisance,
5 Qu'il at mesdizans davantage
Qui de ligier li font damage,
Et si est touz plains d'envieux;
Jà n'iert tout biaux ne gracieux,
Se dix en sont chiez lui assis,
10 Des mesdizans i aura six
E d'envieux i aura nuef.
Par dernier ne prisent un oes,
Et par devant li font teil feste,
15 Chascuns l'encline de la teste, etc.

Dans le livre de Herrig, il y a une faute. Le copiste ou le compositeur a fait un des deux vers 10 et 11:
Des mesdizans i aura nuef.

disciples de J. Marot, Ch. Fontaine et J. Bouchet, s'imposèrent l'obligation de faire succéder les rimes masculines aux rimes féminines: vers le milieu du XVIe siècle, on voit la règle s'établir. Ronsard ne la respecte pas encore dans ses premiers livres d'Amours (à Marie); mais, plus tard, on l'y trouve toujours fidèle, et c'est à lui que doit revenir l'honneur d'avoir fait passer la loi concernant la succession des rimes. non seulement pour les vers à rimes croisées, mais encore pour les vers à rimes plates. Jodelle fut le seul qui voulût marcher dans l'ancienne voie plutôt que de se soumettre à la règle. Ce fut Granier qui l'observa le premier dans la tragédie. Richelet protesta contre la réforme encore au milieu du XVIIe siècle.

Dans les poètes modernes, cette loi a été rarement violée. Dans les épigrammes, les impromptu, les couplets destinés à être chantés (Béranger), on trouve quelquefois deux rimes différentes du même genre qui se suivent immédiatement. Malherbe a composé des chansons dont toutes les rimes sont ou masculines ou féminines.

Qu'on parle mal ou bien du fameux Cardinal,
Ma prose ni mes vers n'en disent jamais rien;
Il m'a fait trop de bien pour en dire du mal,
Il m'a fait trop de mal pour en dire du bien.
Corneille [41]).

A. Rimes de deux consonnances pareilles.

§. 79. 1° Rimes plates.

On commence une pièce de vers indifféremment par une rime masculine ou par une rime féminine. La première rime une fois établie, voilà les différentes combinaisons qu'on peut admettre:

1° Les rimes plates ou suivies, appelées autrefois consonnantes, sont celles qui se succèdent par couples de deux, alternativement masculines et féminines. Ex:

Quoi! vous allez combattre un roi dont la puissance
Sembla forcer le ciel à prendre sa défense,
Sous qui toute l'Asie a vu tomber ses rois,
Et qui tient la fortune attachée à ses lois!
Mon frère, ouvrez les yeux pour connaître Alexandre:
Voyez de toutes parts les trônes mis en cendre,
Les peuples asservis, et les rois enchaînés;
Et prévenez les maux qui les ont entraînés.
Rac. Alex. I, 1.

§. 80. 2° Rimes croisées.

2° Les rimes croisées présentent alternativement un vers masculin

---

[41]) Les passages de Regnard:

Et mon sort de tout point est si conforme au vôtre
Qu'il semble que le ciel nous ait faits l'un pour l'autre. —
Homme, veuf ni garçon! — Fille, femme ni veuve. —
Le cas est tout nouveau. — L'aventure est très-neuve.
Démocr. IV, 7.

et:
Je veux sur votre front mettre le diadème. —
Ne va pas t'y fier; ce n'est qu'un stratagème. —
Seigneur, il court un bruit que je ne saurais croire.
Ibid. V, 4.

doivent être attribués, je crois, à une négligence du poète.

et un vers féminin. On donne encore ce nom à deux rimes masculines séparées par deux rimes féminines suivies, ou réciproquement[42]). Ex.:

Le passé n'est rien dans la vie,
Et le présent est moins encor:
C'est à l'avenir qu'on se fie
Pour nous donner joie et trésor.

Chateaubr., Nous verrons.

Tout esprit orgueilleux, qui s'aime,
Par mes leçons se voit guéri,
Et dans mon livre si chéri,
Apprend à se haïr soi-même.

Boileau. Epigr. XLVIII.

§. 81. 3º Rimes mêlées.

3º Les rimes mêlées sont celles dont la succession n'est soumise qu'à la règle générale donnée ci-dessus. Ex.:

Travaillez, prenez de la peine:
C'est le fonds qui manque le moins.
Un riche laboureur, sentant sa mort prochaine,
Fit venir ses enfans, leur parla sans témoins.
Gardez-vous, leur dit-il, de vendre l'héritage
Que nous ont laissé nos parens:
Un trésor est caché dedans.
Je ne sais pas l'endroit; mais un peu de courage
Vous le fera trouver: vous en viendrez à bout.
Remuez votre champ dès qu'on aura fait l'oût:
Creusez, fouillez, bêchez; ne laissez nulle place
Où la main ne passe et repasse.
Le père mort, les fils vous retournent le champ,
Deçà, delà, partout; si bien qu'au bout de l'an
Il en rapporta davantage.
D'argent, point de caché. Mais le père fut sage
De leur montrer, avant sa mort,
Que le travail est un trésor.

La Font. Fabl. V, 9.

B. Rimes redoublées.

§. 82. 1º Rimes suivies.

Le nombre des consonnances pareilles est ordinairement de deux: les rimes redoublées offrent plus de deux consonnances pareilles.

Le système des rimes redoublées dans les rimes suivies n'a pas été admis. Martin Lefranc, dans une pièce d'une quarantaine de vers, a employé la succession de rimes procédant régulièrement par trois.

O homme, reconnois ce que peux et que vaulx;
L'œil en terre ne mets, ne sur monts, ne sur vaux.
Sans priser or, argent, armures ou chevaux,

[42]) De Castres, Chefs d'œuvre, etc. p. 24: „L'usage des rimes croisées est fort ancien, mais les poètes n'en distinguaient pas toujours deux espèces, comme on peut le voir dans un vieux cantique sur Saint Landry cité par l'abbé Lebeuf:

Au tans Clovis, fils du roi Dagobert,
Fu saint Landry, evesque de Paris:
Dieu fit pour lui maint miracle en appert
Sur les malades qui s'en alloient gueris.

Regarde vers le ciel: rends ton devoir à cil
Qui note tous les faits jusques un poil de cil,
Et ne fais, comme Adam, condamner en exil:
Qui ne voulant user de sa bonne puissance,
Fourfit vers son Seigneur par désobéissance.
Fiche ton cœur en Dieu, car tu ne peux sans ce.

§. 83. 2° Rimes croisées.

Le système des rimes redoublées n'a pas non plus été adopté dans les rimes croisées. Je ne connais que deux auteurs qui l'aient tenté.

O bouteille
Pleine toute
De mystères,
D'une oreille
Je t'écoute:
Ne diffères. Rabelais.

Que fit Cérès,
Que fit Isis,
Que fit Araigne?
L'une les bleds,
L'autre courtils,
L'autre la laine. J. Marot.

§. 84. 3° Rimes mêlées.

Le système des rimes redoublées est généralement admis dans les rimes mêlées. Ex.:

Rions, chantons, dit cette troupe impie,
De fleurs en fleurs, de plaisirs en plaisirs,
Promenons nos désirs.
Sur l'avenir insensé qui se fie!
De nos ans passagers le nombre est incertain
Hâtons-nous aujourd'hui de jouir de la vie;
Qui sait si nous serons demain?
Rac. Athal. II, 9.

Quelquefois trois rimes pareilles sont placées de suite. Ex.:
Cieux, écoutez ma voix. Terre, prête l'oreille.
Ne dis plus, ô Jacob, que ton Seigneur sommeille.
Pécheurs, disparaissez; le Seigneur se réveille.
Rac. Athal. III, 7.

Votre fait
Est clair et net;
Et tout le droit,
Sur cet endroit
Conclut tout droit.
Mol. Pourceaugn. II, 13.

La Fontaine met assez souvent trois rimes semblables de suite; rarement il en met quatre; une fois même cinq.

Il ne faut pas prolonger ces rimes au delà de la période: ce qui a été reproché à Bernis. Les anciens poètes et parmi les modernes, Gresset, Chapelle, Chaulieu, Voltaire ont composé des pièces de vers où ils n'emploient que deux rimes. Les poètes s'imposent même l'obligation de reproduire non seulement les mêmes rimes, mais encore les mêmes mots à la fin de chaque vers. Ainsi Du Bellay a fait un sonnet, c'est-à-dire quatorze vers qui finissent tous par l'un des deux mots vie et mort. Ces jeux d'esprit n'ont guère de mérite que celui de la difficulté vaincue. Il arrive

aussi que l'une des deux rimes seulement est redoublée. On lit, dans La Fontaine, une dédicace, de 22 vers, dont toutes les rimes masculines sont en is. Madame Deshoulières a fait plusieurs pièces dont les rimes féminines sont en ailles, en eilles, en ille, en ouille.

§. 85. Pièces monorimes.

On trouve même des pièces monorimes, dans lesquelles les poètes n'ont fait usage que d'une seule rime. C'est le système des anciens poèmes héroïques. Fauchet, Recueil de l'origine de la langue et de la poésie française, p. 554: „Ces poètes faisoient la lisière ou fin de leurs vers toute une, tant qu'ils pouvoient fournir de syllabes consonnantes, afin, comme je crois, que celui qui touchoit la harpe, violon ou autre instrument, en les chantant, ne fust pas contraint de muer trop souvent le ton de sa chanson, estans les vers masculins et féminins meslés ensemble irrégulièrement. Ideler (Einl. II, p. 260) a des fragments de Berte aux grans piés, par Adenez, dont voici un:

Berte la debonaire a moult grand meschief ere,
Qu'à l'ajorner fist temps de moult froide matiere:
„Ha! Diex," fait-ele, „sire, vrais rois, vrai gouvernere,
De mon cors et de m'ame soiez vous hui gardere.
Car la nuit qu'ai passée ai trouvé moult amere;
De moi faire assoufrir n'a pas esté avère:
Ahi! vieille," fait-ele, „et Tybers mauvais lere
Vostre grant traïson convient que je compere.
Diex doint par sa pitié que encontre vous pere."
Ainz que gueres de jour là endroites apere
S'en depart la royne, car la lune luist clere

Ce morceau est suivi de cinquante vers avec la finale é; de soixante-un avec la finale ée; de quarante-huit avec la finale ment, etc. Tous ces vers monorimes ou léonins, selon les anciens, sont ou vers de douze ou vers de dix syllabes. On ne s'avisait jamais de faire des vers de huit syllabes monorimes: ce vers, employé aussi dans la poésie épique, est essentiellement à rimes plates (Le Roman de Brut par Wace, la Chronique des ducs de Normandie par Benoist de Sainte-More). La succession monorime demeura bien longtemps une loi de l'alexandrin. A la renaissance, on vit disparaître tout à la fois les romans de gestes, l'alexandrin et le système monorime. La proscription dont l'alexandrin fut frappé venait certainement de ce qu'on s'imaginait qu'il demandait essentiellement une succession monorime. Marot a inscrit quelques-uns de ses poèmes: Vers alexandrins comme pour annoncer quelque chose d'extraordinaire, de nouveau. Ce fut Ronsard et ses élèves qui le rmirent en honneur.

C'est par exception, et dans des morceaux peu étendus du XVe siècle surtout, que le système monorime fut appliqué au vers de huit syllabes (Alain Chartier, Espérance). Ce système est resté un jeu d'esprit, dans lequel les poètes modernes se sont quelquefois exercés. (Chapelle et Bachaumont, Le Voyage; Le Franc de Pompignan, Le Voyage de Languedoc et de Provence; Collin d'Harleville, La bonne journée.)

§. 86. Vers blancs.

Il n'est pas permis de laisser un vers sans rimes (vers blanc). J'en ai trouvé un dans La Font. Fabl. VII, 7, 21,

Et, flatteur exessif, il loua la colère,

un autre dans Le Franc de Pompignan, Rois et sujets:

Il dépose en leurs mains sa balance et sa foudre,

pourvu que le texte soit pur.

Nous en rencontrons aussi dans les refrains de Béranger, par exemple, La Musique:

Purgeons nos desserts
Des chansons à boire,
Vivent les grands airs
Du Conservatoire.
Bon!
La farira dondaine.
Gai!
La farira dondé.

La traduction de César, tragédie de Shakespeare, par Corneille, est écrite en vers blancs. Les vers mesurés (Chap. XXI.) sont pour la plupart des vers blancs.

Bromberg. Gustave Weigand.

Südliche Mundarten.

Es ist eine unschwer wahrzunehmende Erscheinung, dass eben so sehr, wie die jetzigen Büchersprachen von Italien, Spanien und Frankreich: das Nordfranzösische, das Toskanische und das Castilische von einander abweichen, umgekehrt einzelne Mundarten der entsprechenden drei Länder sich einander nähern. Das Provenzalische schwankt zwischen den volleren südlichen Endungen und den verkürzten hin und her, so z. B. heisst es in einem und demselben provenzalischen Gedichte:

(chanto')ls auzellos und
chanton li auzel,

„die Vögel singen.“ — Nirgend ist wohl der Unterschied in den Endungen jener drei Sprachen grösser, als beim Zeitworte. Während dort im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen meistens der weibliche Tonfall vorherrscht, ist beim Französischen das Gegentheil der Fall, dem sich das Provenzalische, die Mundarten von Valencia und Venedig etc. hierin nähern. Die drei südlichen Büchersprachen haben also, dem Augenschein nach zu urtheilen, die älteren Bildungen bewahrt, da es die längeren sind.

Man vergleiche

ital.	span. u. portug.	franz.	provenz.	valenc.
amato	amado	aimé	amat	amad
amando	amando	aímant	amant	amant.

So bedeutet im folgenden Gedichte aus Piemont oder Umgegend, vist: visto, veduto.

(Möge es vergönnt sein, hier gleich einige kleine Stücke Volksdichtung etc. mit Umschreibung folgen zu lassen.)

Rivista Contemporanea.
Lezione Canavese.

L'Assedio di Verrua.

Castello de Verüa	Castello di Verrua
S'a l'é tan bin piantà	Sel'è cosi bene píantato,
Piantà su cule roche,	Píantato in su quelle rocele,
Ch'ai passa 'l Po da là,	Che lù passa 'l Pò da lato,
La bela a la finestra	La bella alla finestra
An bas l'ha rísguardà;	In giù ella ha sguardato
L'ha vist vení na barca	Ella ha visto venir una barca

Cariá de gent armá,	Carica(ta) di gente armata,
Con j'arme ch'ai lürio,	Colle arme che lì rilucevano
Ch'a smiavo andorá.	Che {pareano / sembraron} indorate.
La bela tira napera,	La bella tira una pietra,
La barca l'è sparfondá.	La barca ella è sprofondata.
Na füssa de cula pera,	(Se) Non fosse (di) quella píetra,
Verüa saría piá,	Verrua {saría / sarebbe} presa,
Saría pià Verüa,	Saría presa Verrua
Castel de Monferá.	Castel di Monferrat.

Man sieht die Annäherung an's Französische, das ja schon jenseits der Alpen gesprochen wird. Das ü ist sonst dem Italienischen fremd; durch diese Abwerfung der Endungen, die diesen Mundarten und dem Französischen nicht allein eigenthümlich ist, durch die auch das Deutsche verkürzt, wenn auch wahrlich! nicht verschönert ist, scheint das Italienische auf den ersten Blick in Beziehung auf den Wörterfall vermannichfacht und somit für das Lied geeigneter zu sein; hat es auf diese Weise aber an männlichem Wörterfall gewonnen, an dem es ihm sonst fehlt (während im Französischen das Gegentheil der Fall ist), — so hat es doch andrerseits den Unterschied der Geschlechter in den Mittelwörtern, wie rísguardà, armà eingebüsst (vgl. auch hierin das Französische in Bezug auf die Endungen é und ée). Das í in píantà ist ächt italienisch, an bas dagegen ist durchaus untoskanisch und scheint durch die Nachbarschaft des Französischen eingedrungen. Das l' deute ich durch ella. Das j'arme kann auf den Gedanken bringen, als sei, wie gli für li (i), das noch vor dem „unreinen s" (s impura) gebraucht wird, auch glie für le gesprochen. Mit ai vgl. französ y, smíavo entspricht sembíávano.

Hier folge etwas aus dem „befreiten Jerusalem" venezianischer Gondoliere leider! vergangener Zeiten, wie es Byron in seinen Anmerkungen zu „Ritter Harold's Wallfahrt" veröffentlichte:

Mundart von Venedig.	Uebertragung.
L'arme píetose de cantar gho vogia,	Le arme píetose di cantar ho voglia,
E de Goffredo la ímmortal braura	E di Goffredo la ímmortal braura
Che al fin l'ha líbera ea strassía, e dogia	Che al fin l'ha liberata con ístrazio e doglia
Del nostro buon Gesú la Sepoltura	Del nostro buon Gesù la Sepoltura.
De mezo mondo uníto, e de quel Bogia	Di mezzo mondo uníto e di quel Boja
Místter Pluton no l'ha bu mai paura:	Signor Pluton non egliha avuto mai paura:
Dio l'ha agiutá, e i compagni sparpagnai	Dío l'ha ajutato e i compagni sparpaglíati
Tutti 'l gh'i ha messi insíeme i di del Dai.	Tutti egli vegl'ha messi insieme i giorni del Dai (?).

und folgende Wörter und Redensarten in der Mundart von Valencia:

Esta mañana me levanté á las cinco y media

Este mati malsad á las cinq y micha en el peuiament en
escribir todo hacer media.
te ascriute tot lo que habiade fer hasta meodia.

Fer, franz. faire, für hacer, facer ist auffallend, das c fehlt übrigens auch im italienschen fare.

Aus der niederdeutschen mundart.

1.

Die lutherische übersetzung des griech. πρὸς κέντρα λακτίζειν (apostelgeschichte 9, 5. 26, 14) lautet: wider den stachel löcken. Von dem sonderbaren und lächerlichen misverstande, zu welchem der ungewohnte ausdruck veranlaßung geben kann und oft gibt, soll hier nicht weiter die rede sein; der eigentliche sinn der worte pflegt schon im schulunterricht hinreichend aufgedeckt zu werden. Schwieriger ist es mit der form löcken ins reine zu kommen. Zwar hat die etymologie längst das der hochdeutschen sprache unbekannte wort mit dem goth. láikan (prät. láiláik), angels. lâcan, altn. leika, mhd. leichen, worunter springen, spielen verstanden wird, zusammengestellt; aber dabei ist es verblieben, höchstens noch angemerkt worden, daß richtiger läcken geschrieben werde.

Ein vergleich mit mhd. leichen lehrt, daß das wort auf niederd. stufe steht; und buchstäblich entsprechend der mhd. form würde die niederd. lêken zu lauten haben (vgl. mhd. u. nhd. zeichen, bleich, niederd. têken, blêk). Das mit leichen unmittelbar zusammenhangende subst. leich, in froschleich erhalten, heißt auch heute lêk (poggelêk) im niederd., und manchen gegenden ist lêken selbst wolbekannt (vgl. archiv XIV, 136). Der eintritt des ö für e mag wie in dörren, löschen u. a., die freilich hochd. sind, zu beurteilen sein; auch kann das bestreben abstand von „lecken" zu erhalten in anschlag gebracht werden.

Löcken d. i. lêken begegnet übrigens in der bibel noch ferner, teils n derselben bedeutung von λακτίζειν (1 Sam. 2, 29), teils im eigentlichen sinne von hüpfen und springen, besonders der weidestiere (Psalm 29, 6. Jerm. 50, 11. Weish. Salom. 19, 9).

2.

Dem neuhochd. adv. immer liegt mhd. iemer zu grunde, ahd. iomêr, welches aus io mêr (je mehr) zusammengestellt ist; vgl franz. jamais aus jam magis. In der niederd. form jümmers treten j, ü und s hervor. Der Kons. j erklärt sich wie die entwickelung von je aus mhd. ie; niederd. jiggens (nhd irgend) entspringt aus mhd. iergen. Der eintritt von ü für i gründet sich auf die noch heute lebendige vorliebe der niederd. mundart für diesen wechsel (vgl. hülp, sülwer, twüschen; hochd. hilfe, silber, zwischen); im holländ. gelten ommers und immers nebeneinander. Der anhang des s endlich ist wie in dem bereits verglichenen jiggens, in blots (bloß), glîks (gleich), fôrts (sofort), sowie in den im früheren nhd. üblichen ferners, weiters im dän. ovrêns (überein) und manchen anderen wörtern nichts als eine unorganische verdeutlichung des adverbs.

3.

Die bemerkung Grimms (gramm. IV, 352): „in einigen gegenden Niederdeutschlands wird dem höflichen äe (ihr) der anrede noch ein se vorgesetzt: dat is se äe tüffel (das ist ihr pantoffel, oder genau: sie ihr pantoffel); hier vertritt nun gar den dat. der acc." ist geeignet bei Nichtkennern des niederd. eine folgerung hervorzurufen, welche mit der weise dieser mundart nicht zusammenstimmt. Die niederd. rede nemlich kennt einen vom accus. unterschiedenen dativ des persönlichen pronoms überhaupt nicht, mithin kann eine dem hochd. ihnen entsprechende form nicht vorhanden sein, sondern se trifft für alle fälle zu, also auch z. b ik hef se den tüffel gewen (Ihnen den pantoffel gegeben). Wie nun hier se als dativ zu fassen ist, ebenso in jener verbindung se äe (anderswo richtiger: se är). Niederd. Ihnen ist allezeit hochdeutsche art und gilt so gut vom accus. als vom dat., z. b. ik sall Ihnen gröten (grüßen), wie häufig affektirt gesprochen wird.

4.

Allgemeinen beifall hat die ansicht Schmellers (wörterb. II, 632. III, 193) gefunden, daß meßer, mhd. mezzer, ahd. mezzirahs (vgl. mezziras, mezaras und andere zwischenformen) für mezzisahs (mazsahs), mit maz (speise, engl. meat) und sahs (angels. sëax, kurze seitenwaffe, ursprünglich vom lat. saxum) zusammengesetzt sei, und also eigentlich eßmeßer (vgl. Gr. gr. II, 435) bedeute. Verwandlung von s in r zeigt sich auch sonst in der sprache sehr häufig (gr. I², 121). Was die niederd. formen anlangt, so stellt sich zunächst die beibehaltung des s heraus: vorherrschend mes oder mest. Aber beide stehn ziemlich weit ab von einem im alts. anzunehmenden metisahs oder metsahs. Zur vermittelung dürften indessen die in anderen niederd. gegenden üblichen formen metser, mets (beßer so als mit tz. wie andere tun, geschrieben) dienen; nemlich aus mets, das aus metser gekürzt ist, scheint durch assimilation oder erweichung mes (auch niederländisch) hervorgegangen und diesem wieder t angefügt zu sein (vgl. einst, palast aus mhd. eines, palas). Umgekehrt läßt Woeste bei Frommann III, 421 und bei Kuhn IV, 177 mes aus mest entstehen, nimmt aber für diese Formen zugleich einen anderen stamm an.

5.

In dem hannov. wörterverzeichniss für deutsche rechtschreibung befinden sich die wörter boßeln und boßel „von bôzen, stoßen." Natürlich wird verstanden, daß ß die genaueste folge des mhd z sei, was gleichwol, näher betrachtet, nicht der fall sein kann. Denn jene beiden wörter sind ohne zweifel niederdeutsch, werden auch in den verschiedenen wörterbüchern dieser mundart erzeichnet: Adelung nennt sie gemein. Zwar bezog sich schon bas mhd. bôzen ausdrücklich auch auf Kugel und Kegel (vgl. schîben unde bôzen) und noch heute wird in Baiern boßen in diesem sinne gebraucht (Schmeller I, 211); aber das subst. boßel bedeutet wie im mhd. prügel oder bleuel, nicht Kegelkugeln, und ein verb boßeln ist im oberd. gar nicht vorhanden. Allein wie kommt es, daß im niederd. allgemein boßel, boßeln, nirgends botel, boteln, wie nach der regel das verhältnis zum hochd. ver-

langen müste, gesagt wird? Die entwickelung scheint folgende zu sein. Dem mhd. b ô z e n entspricht ein mittelniederd. b ô t e n; der Holländer braucht b ô t s e n, eine form welche auch in niederd. gegenden heimisch ist. Darnach wäre b o ß e l durch assimilation aus b o t s e l hervorgegangen (vgl. Spessaet aus Spëhteshart), und erst nach dem subst. das verb gebildet worden (wir meißeln, meißel, meizen). Mithin begreift es sich, daß ß für durchaus unorganisch gelten muß und nur als das bequemste mittel der aussprache zu genügen behalten werden kann.

Mülheim a. d. Ruhr. K. G. Andresen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

R. Müller, On the origin, development, peculiarities and destiny of the English language. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 8 Sgr.
Stirling's Literature of Proverbs. (London, Quaritch.) 21 s.
J. B. Meyer, Gedanken über eine zeitgemässe Entwicklung der deutschen Universitäten. (Hamburg, Meissner.) 15 Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 13. Lieferung. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

Literatur.

L. v. Lancizolle, Geistesworte ans Goethe's Werken. 2. Aufl. (Berlin, Nicolai.) 25 Sgr.
— — Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. (Berlin, Nicolai.) $1^1/_6$ Rthlr.
H. Düntzer, Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. (Leipzig, Dyk.) $2^1/_4$ Thlr.
Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. (Berlin, Nicolai.) 1 Thlr.
A. v. Keller, Nachlese zur Schillerliteratur als Festgruss der Univ. Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Univ. Basel. 9 Sgr.
R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. 2. Aufl. 2. Liefrg. (Breslau, Trewendt.) 12 Sgr.
Deutsche Dichter und Denker. Die Schätze der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild. Herausgegeben von L. Lenz. (Hamburg, Vereinsbuchhandlung.) 1. Bd. 1. Liefrg. 10 Sgr.
J. W. Schaefer, Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. (Leipzig, Brandstetter.) $2^1/_2$ Thlr.
F. Wernick, Handbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. (Leipzig, Wöller.) 1 Thlr. 20 Sgr.
E. Guion, Rousseau et le 18. siècle. Essai d'une charactéristique littéraire, philosophique et religieuse. Strasbourg. (Thèse pr. à l. f. th.)
Huon de Bordeaux, Chanson de geste publiée p. Guessard et C. Grandmaison. (Paris, Vieweg.)

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von N. Delius. (Elberfeld, Friedrichs.)
 Pericles 16 Sgr.
 Poems 1 Thlr. 2 Sgr.
Milton's Comus übers. und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet von Immanuel Schmidt. (Berlin, Weidling.) 20 Sgr.
Heilige Lieder. Aus dem Engl. übertragen von J. M. Griem. (Hadersleben, Griem.) 24 Sgr.
E. Götzinger, über die Dichtungen der Angelsachsen, Caedmon und deren Verfasser. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 8 Sgr.

Hilfsbücher.

A. Bährens, Kleine leicht fassliche deutsche Sprachlehre. (Münster. Brunn.) 7½ Sgr.
Auswahl deutscher Gedichte für die mittlern und obern Classen von Dr. C. F. Schmid. 2. Thl. (Friedberg, Bindernagel & Schimpff.) 17½ Sgr.
K. A. J. Hoffmann, Rhetorik für Gymnasien. 2. Abthlg. (Die Lehre von der Erfindung, von der Anordnung, von den wichtigsten Kunstformen der pros. Darleg. (Clausthal, Grosse.) 11¼ Sgr.
F. d'Hargues, Method. Lehrgang für den Unterricht in der franz. Sprache. I. Cursus. 3. Aufl. (Berlin, Schneider.) 8 Sgr.
L. Noiré. Aufgaben zu franz. Stilübungen für höhere Unterrichtsanstalten in 4 Stufen. (Mainz, v. Zabern.) 12 Sgr.
Anthologie de littérature française publ. p. A. G. Lundehn. vol. I. Cinna p. Corneille. (Stolp, Kölling.) 7½ Sgr.
G. L. Städler, Lehr- und Uebungsbuch der italienischen Sprache. (Berlin Haude & Spener.) 1⅓ Thlr.

Schiller's
historisches Taschenbuch für Damen für das Jahr 1792.
Ein Beitrag zur Feststellung des Schiller'schen Textes.

Die Gedächtnisstage unsres Schiller haben dem Vaterlande immer unverkennbaren Nutzen gebracht. Wie der achte Mai des Jahres 1839 neben des Dichters ehernem Standbilde zu Stuttgart eine reiche, der Erforschung seines Lebens und Schaffens gewidmete Literatur hervorrief, ebenso ist seine Säcularfeier die Geburtsstunde einer unendlichen Fülle von Liebesgaben geworden, die das deutsche Volk begeisterungsvoll den Manen Schiller's opferte. Manche dieser Gaben mögen als Ergüsse der Festesfreude, als Kinder des Augenblicks nur ein flüchtiges Dasein genossen haben; viele aber werden auch noch den spätesten Geschlechtern Zeugniss ablegen, dass des Deutschen Liebe zu seinem Schiller stets mit dem Streben nach lauterer Erkenntniss seines Lebens und Dichtens sich paart. Dass unter diesen Novemberfrüchten des Jahres 1859 die Säcularausgabe der Werke eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt, wird Niemandem zweifelhaft erscheinen. Ihren Schöpfern, Männern, wie Wendelin von Maltzahn und Joachim Meyer, wird die ganze Nation um so mehr zum wärmsten Danke sich verpflichtet glauben, je unläugbarer anerkanntermassen die Schwierigkeiten ihrer Arbeit sind, je lebendiger das Bedürfniss eines unverkümmerten, unverdorbenen Schiller-Textes schon längst aller Orten gefühlt wird. Diesen Männern nach besten Kräften zu helfen, möchte bei der schweren Last, die sie zu tragen übernommen, bei dem grossen Dienste, den sie der Welt zu leisten im Begriff sind, Pflicht eines Jeden sein, der Schiller, der sein Vaterland liebt.

Wenn wir, dieser unsrer Verbindlichkeit eingedenk, zunächst jenen Männern die folgende Untersuchung zu widmen uns erlauben, so befinden wir uns mit derselben allerdings nicht in der glücklichen Lage, aus gänzlich unbekannten, handschriftlichen Urkunden eine verborgene Wahrheit an's Licht zu fördern. Wer könnte wohl ihnen noch zeigen, was sie nicht längst mit eigenen Kenneraugen geschaut! Wir möchten indessen ihren Forscherblick auf ein Feld lenken, das, von der grossen Heerstrasse weit abgelegen, von Gestrüpp umwuchert, Jahre lang vernachlässigt und vergessen, dem Dichter wunderbarer Weise Früchte trug, die nicht sein waren. Als Beitrag zur Feststellung des Schiller'schen Textes geben wir daher nur ein Scherflein; wir bringen jenen beiden Männern und allen Freunden unsres Dichters dies Scherflein mit der Bitte dar, die folgenden Worte einer geneigten Aufmerksamkeit nicht unwerth zu erachten.

Für ein kleines Buch nämlich wünschen die nachstehenden Zeilen des Lesers Interesse in Anspruch zu nehmen, so wie für eine kleine kritische Untersuchung. Das kleine Buch ist Schiller's historisches Taschenhuch für Damen für das Jahr 1792 (Leipzig bei Göschen), und die daran sich knüpfende Untersuchung betrifft drei in demselben unter dem Namen von „Bildnissen“ sich findende Abhandlungen. Dieser Damenkalender enthält bekanntlich ausser einer längeren Vorrede Wieland's und einem kurzen Bruchstück aus der Geschichte des dreissigjährigen Krieges, dem Anfange des dritten Buches, vier sogenannte Bildnisse denkwürdiger Personen aus der Zeit jenes grossen Kampfes: der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel († 1651), des Kardinals Richelieu, des Kurfürsten Maximilian von Baiern und des Kanzlers Oxenstierna.

Obwohl die drei ersten dieser Lebensgemälde, um die es sich hier namentlich handelt, nur eine verhältnissmässig geringe Anzahl der kleinen Kalenderseiten ausfüllen, so können wir dennoch dem Leser die Mühe nicht ersparen, die Schicksale derselben bis in die neueste Zeit in kurzem Umrisse sich zu vergegenwärtigen. Lange Jahre hatten sie mit vielen andern Aufsätzen und Gedichten Schiller's dasselbe Loos; sie waren vergessen. Hoffmeister gebührt das Verdienst, in seinem grösseren Werke über den Dichter (Schiller's Leben, Geistesentwicklung

und Werke. 1838, Bd 3, S. 183) zum ersten Male an sie erinnert zu haben. Nach seinem Vorgange wurden diese Bildnisse von den Kennern der Schiller-Literatur bis auf die Gegenwart unbedenklich dem grossen Meister selbst zugeschrieben und daher auch von Hoffmeister und Boas in die Supplemente zu seinen Werken aufgenommen. S. Hoffmeisters Nachlese zu Sch.'s W. Bd 4. S. 474 und folg., Boas' Nachträge Bd 2. S. 196 und folg. Mit derselben Uebereinstimmung erkannte man in dem vierten Lebensabriss, in dem des Kanzlers Oxenstierna, gestützt auf eine Aeusserung Schiller's in dem Damenkalender von 1793, wo der Dichter S. 644 denselben eine „vortreffliche Schilderung" nennt, um so mehr die Hand eines andern Verfassers, als ein so scharfsinniger Kenner der Schiller'schen Schreibart, wie Hoffmeister, schon dem ersten Satze der Biographie es angesehn, dass sie nicht aus des Dichters Feder geflossen sein könnte. Da seine Ansicht über die drei ersten Bildnisse für die folgenden Jahrzehende im Allgemeinen massgebend blieb und keine Widerlegung hervorrief, so sind wir verpflichtet, die Gründe dieses Forschers zu hören. Er findet (Schiller's Leben. Bd 2. S. 184) das Bild der Landgräfin lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben, das Leben des Kurfürsten Maximilian in's Allgemeine zusammengezogen und nur dem Verstande zugänlich, die Skizze Richelieu's durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge charakterisirt — zum Zeichen, dass damals beide in der Gunst bei Schiller noch nicht gestiegen waren. Bei dem nach seiner Ansicht entscheidenden Gewicht dieser inneren Gründe forschte Hoffmeister nicht weiter nach einer äusseren Unterstützung seiner Annahme; das Dasein der Bildnisse in Schiller's Kalender sprach ja entschieden für ihre Abfassung von des Dichters Hand. Ausserdem glaubte dieser Gelehrte in dem Lebensgemälde Richelieu's eine nicht näher bezeichnete Stelle gefunden zu haben, in welcher der Schreiber sich selbst den Verfasser des dreissigjährigen Krieges nennt. Somit schien durch Schiller's eigne Worte jeder nur mögliche Zweifel für immer beseitigt zu sein. Indem wir uns in Betreff dieses letzten Punktes gleich hier die Bemerkung erlauben, dass in dem ganzen Aufsatze über Richelieu nirgends eine Stelle sich findet, welche eine derartige Deutung

zulassen könnte, haben wir nur noch zu erinnern, dass Boas in den Nachträgen (Bd 2, S. 505) ganz an Hoffmeister's Ansicht sich anschliesst und zu den Beweisen dieses Forschers im Wesentlichen nichts Neues hinzufügt. Nach Hoffmeister's gewichtigem Worte erschien die Frage über die drei Bildnisse nun ein für alle Mal als erledigt.

Dies möchte im Allgemeinen auch noch der gegenwärtige Stand einer für des Dichters Freunde, sowie für die Feststellung des Schiller'schen Textes nicht ganz unwichtigen Untersuchung sein; denn die Angelegenheit des Damenkalenders hat in den letzten Jahrzehenden eine eingehende Besprechung nicht hervorgerufen und Hoffmeister's Ansicht bis in die neueste Zeit keinen entschiedenen Gegner gefunden. Den bedeutenderen literaturhistorischen Werken lagen die kleinen Anhänge des dreissigjährigen Krieges natürlich zu fern; auch Emil Palleske konnte sie nach der ganzen Anlage seines Buches nicht berücksichtigen. Leise Andeutungen einer entgegengesetzten Ansicht sind mir nur an zwei Orten aufgestossen. Karl Goedeke führt nämlich in seinem Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung (Bd II. S. 1023) bei dem Taschenbuch für das Jahr 1792 zwar auch die Bildnisse auf; an einer andern Stelle aber (a. a. O. S. 1128) nennt er den Verfasser des heimlichen Gerichtes, Ludwig Ferdinand Huber, als Mitarbeiter bei Schiller's Kalender. Julian Schmidt endlich spricht sich (Schiller und seine Zeitgenossen. S. 240) bei der Betrachtung der Behandlungsweise des dreissigjährigen Krieges, gestützt auf das Dasein der vier Bildnisse, dahin aus, Schiller habe zuerst die Idee gehabt, das Ganze in Biographien zu zerbröckeln, wie denn auch Maximilian von Baiern, Amalie von Hessen und Richelieu wirklich ausgeführt seien. An einer anderen, für unsere Zwecke nicht unwichtigen Stelle (S. 242) sagt derselbe Gelehrte: „Mit Körner gemeinschaftlich wollte er (Huber) eine Geschichte der Fronde schreiben, und die Charakteristik des Kardinals Retz erschien auch wirklich in Schiller's historischem Kalender auf das Jahr 1792 (derselbe enthielt von Huber: Kurfürst Maximilian von Baiern).“ Abgesehn davon, dass die Charakteristik des Kardinals Retz in jenem Kalender nirgends sich findet, wird im Verlauf unsrer Betrachtung sich unzweifelhaft

herausstellen, dass eine solche Idee über die Behandlungsweise des dreissigjährigen Krieges, die Fülle der Stoffes in eine Anzahl Biographien zu zerbröckeln, dem Verfasser keineswegs zugeschrieben werden kann.

Im Gegensatz zu diesen vereinzelten Spuren einer von Hoffmeister's Behauptung abweichenden, die Frage aber durchaus nicht erschöpfenden Ansicht, — den einzigen Spuren, die uns bisher begegnet sind — erklären die in neuster Zeit über Schiller erschienenen bibliographischen Werke sämmtlich den Dichter für den Verfasser der drei Bildnisse, welche in dem Kalender bis Seite XXVIII reichen. So Saupe (Schiller's Leben und Werke, 1855. S. 54), Wenzel (Aus Weimars goldenen Tagen, 1859. S. 210) und das Wiener Schiller-Buch (Marg. 1627). Unter solchen Umständen möchte eine Untersuchung über den Damenkalender für das Jahr 1792 den Vorwurf einer ganz überflüssigen Arbeit nicht verdienen, und wenn auch bei der Darlegung dessen, was in Zukunft als wohl begründete Wahrheit zu erachten, das sonderbare Ergebniss an's Licht treten sollte, dass die drei kurzen Biographien oder wenigstens zwei derselben aus Schiller's Werken zu streichen und ihrem eigentlichen Verfasser zurückzugeben seien, so glauben wir, selbst mit einem solchen Resultate unsrer Bemühung dem Lorbeerkranz des grossen Mannes nicht ein Blättchen zu entwinden.

Es ist übrigens eine auffallende, der Schiller-Forschung gerade nicht zur Ehre gereichende Erscheinung, dass Hoffmeister's Ansicht über die vier genannten Bildnisse so lange Zeit unangetastet sich erhalten konnte, da die Unrichtigkeit derselben keineswegs etwa aus neu eröffneten, handschriftlichen Quellen, selbst nicht aus dem an diesem Orte sehr lückenhaften Briefwechsel Schiller's mit Körner allein sich ergiebt, und da ihr erster Vertreter die zur Entdeckung des wahren Sachverhältnisses nöthigen Schriftstücke zum grossen Theil in Händen gehabt und zu wiederholten Malen benutzt hat. Wir stützen uns nämlich bei unsrer Beweisführung theils auf ein unten mitzutheilendes Schreiben Wieland's an Schiller's Gattin und auf die Briefe desselben an seinen Verleger Göschen (S. Wieland's Leben von Gruber, 1828. Bd 4, S. 225 und folg.), theils auf

den Briefwechsel Schiller's mit Körner und auf die Briefe Huber's an Letzteren, enthalten in L. F. Huber's sämmtlichen Werken seit dem Jahre 1802, Tübingen 1806, Bd I, S. 247 und folg. Während Hoffmeister die Schiller-Körner'sche Correspondenz bei der Abfassung seines Werkes natürlich nicht in Anwendung bringen konnte, haben ihm die angeführten Schreiben Wieland's sämmtlich vorgelegen; aber unsere letzte Quelle hat er leider unbeachtet gelassen. Diese veranlasst uns zu einer kleinen, vielleicht nicht ganz unnöthigen Bemerkung. Die Hälfte des ersten Bandes von Huber's Werken füllen nämlich seine Briefe an einen ungenannten Freund aus den Jahren 1783 bis 1792. Dass dieser ungenannte Freund Niemand anders als der Appellationsrath Körner in Dresden war, wussten die gleichzeitigen Recensenten des Buches genau; nur unsere Zeit hat es vergessen bis auf den Herausgeber der neuesten Ausgabe von Theodor Körner's Werken (Berlin 1858. Bd 4, S. 76). Jene Huber'schen Briefe nun, mochten sie auch bei der beklagenswerthen Verkürzung und Verstümmelung, in der sie uns leider noch immer vorliegen, vor der Erscheinung der Schiller-Körner'schen Correspondenz vielleicht von geringerer Bedeutung sein, haben nach der Veröffentlichung derselben jedenfalls an Interesse und Wichtigkeit gewonnen, da Huber der Dritte in dem Freundesbunde war, welcher einst in Leipzig unter dem Klange silberner Becher geschlossen wurde, und da seine Schreiben die der beiden andern Männer eine Reihe von bedeutungsvollen Jahren hindurch begleiten.

Nach diesen Vorbereitungen können wir auf die Erörterung unsrer Frage näher eingehen und vergegenwärtigen uns, um den Damenkalender in seinen einzelnen Bestandtheilen vor unsren Blicken sich entfalten zu lassen, Schiller's Schaffen und Leiden während des Jahres 1791, in dessen Verlauf die Arbeit vollendet werden musste. Der Dichter erkrankte bekanntlich im Januar dieses Jahres während eines Aufenthaltes in Erfurt so bedenklich und wurde in den folgenden Monaten so oft von beängstigenden Brustkrämpfen befallen, dass seine Freunde und Verehrer nah und fern mit der ernstesten Besorgniss um das Leben des theuren Mannes erfüllt wurden. Mitten unter diesen wiederholten Krankheitsanfällen, die ihn nöthigten, für den

Sommer seine Vorlesungen auszusetzen, quälte ihn die Anhäufung unabwendbarer schriftstellerischer Arbeiten und besonders die Sorge um die Erfüllung seiner gegen Göschen übernommenen Verpflichtungen, die Sorge um die Fortsetzung des Damenkalenders. Je unerwarteter und gewaltiger das Glück war, welches der Verleger mit diesem neuen Producte der Schiller'schen Muse im ersten Jahre gemacht hatte, um so mehr musste ihm an der ununterbrochenen Fortsetzung eines Werkes liegen, bei dem er für das Jahr 1792 auf einen Absatz von mehr denn siebentausend Exemplaren mit Bestimmtheit rechnen zu können glaubte. Es hatten ja diese jüngsten Kinder der Literatur, die Taschenbücher und Kalender, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male, Nutzen und Vergnügen spendend, meist an die Herzen der Damen zunächst appellirend, in reicher Fülle von den ernsten Gipfeln des deutschen Parnass hernieder gestiegen waren, mit überraschender Schnelligkeit die Gemüther für sich gewonnen. Was die Wissenschaft in rastloser Arbeit, in gründlichster Forschung erbeutet, das brachten die Taschenbücher und Kalender ohne den Staub der Gelehrsamkeit in geschmackvollster Form auf den heiteren, Allen zugänglichen Markt des Lebens; dabei erschienen diese niedlichen Musenkinder in zierlichen Gewändern von Sammet und Seide, mit Blumen und Gold reich geschmückt, und überall waren sie gern gesehen, in der Actenwelt der Beamten wie im Prunkgemach der Damen. Wer damals zum grossen Publikum mit dauerndem Erfolge reden wollte, musste die unwiderstehliche Gnomengewalt dieser Kalender zur Bundesgenossin seines Strebens sich erwerben. Diesen Einfluss eines Almanachs auf die grosse Menge der Gebildeten kannte Wieland sehr wohl, als er auf seines Freundes Göschen Veranlassung mit Archenholz im Jahre 1789 das historische Taschenbuch für Damen gründete, welches von 1790 an überhaupt fünf Mal erschienen ist; diesen Einfluss kannte der Verleger selbst sehr wohl, als er Schiller's Feder für seine Zwecke gewann, und Schiller's dreissigjähriger Krieg ist es auch einzig und allein, der das Gedächtniss dreier Bändchen des Kalenders in alle Zukunft erhalten hat, während die Jahrgänge 1790 und 1794 jetzt längst vergessen und fast gänzlich untergegangen sind.

Schiller selbst endlich wusste die periodisch wirksame Allgewalt der Kalendergenossenschaft auf das bildungsbedürftige Vaterland am besten zu würdigen. Er, der in jeder Weise zu seinen Deutschen geredet, auf dem Katheder wie auf den Brettern der Bühne, in dem engen Gelehrten-Zirkel der deutschen Gesellschaft zu Manheim wie auf der breiten Heerstrasse der Journalistik; — er redete durch die kleine Zunge der Kalendermuse, um durch ihre Vermittelung auf dem damals für das grössere Publikum noch wenig erschlossenen Gebiete der Historiographie Allen zu genügen und Alle zu gewinnen. Sobald er die Kalenderarbeit übernahm, gab er sogleich die Idee seiner Vorgänger auf und betrat — das kann uns nicht auffallen — auch hier seine eigene Bahn. Wieland und Archenholz hatten nämlich den Inhalt des Kalenders von 1790 unter sich getheilt, der Erstere die Geschichte der Königin Elisabeth von England in gefälliger, prunkloser Manier erzählt, der Letztere zunächst die pythagoreischen Frauen geschildert und dann mit feiner und gewandter Hand eine Apologie der Aspasia und der Julie, des Augustus Tochter, entworfen. Auch in einer solchen Zerrissenheit, auch mit diesem deutsches Leben so wenig berührenden Inhalt fand der Kalender nicht ungünstige Beurtheilung, und der Absatz des Buches rechtfertigte vollkommen die Erwartungen seines Verlegers. Trotz dieses Erfolgs war Schiller, als er dem Kalender seine Feder widmete, in Bezug auf Inhalt und Form durchaus gegen den Plan seiner Vorgänger. Auf den ersteren Punkt haben wir hier nicht näher einzugehn; aber welch' ein Unterschied zwischen seinem tief in das nationale Leben des Volkes eingreifenden dreissigjährigen Kriege und den meist leichtfertigen Aufsätzen des Kalenders von 1790! Der zweite Punkt, die Form, ist für uns wichtiger. Die Idee nämlich, den dreissigjährigen Krieg in einzelne Biographien zu zerbröckeln, lag ihm durchaus fern. Er hat dies nicht allein durch den Kalender von 1791 bewiesen, der ganz seine und nur eine Arbeit war; sondern er hat sich auch über die Verkehrtheit einer solchen Behandlungsweise in folgenden klaren Worten an seinen Freund Körner ausgesprochen (B. mit K. II, S. 349): „Ich bin gar nicht für ein Quodlibet von mehreren Verfassern. Das ruinirt Göschen; denn kein Mensch wird es kaufen. Es muss ein Ver-

fasser und eine fortlaufende Geschichte sein, wenn das Publikum sich darauf einlassen soll." Diesen Grundsätzen gemäss übernahm Schiller den Kalender für 1791 allein und lieferte ohne den überflüssigen Schmuck der Bildnisse eine zusammenhängende Arbeit, und diese, sein dreissigjähriger Krieg, wurde vielleicht das gelesenste historische Buch der damaligen Zeit.

Nach dem glänzenden Erfolge des ersten Jahrgangs seiner Arbeit war Schiller's Lage um so peinlicher, als er im Frühling und Sommer 1791 durch die unaufhörlichen Krankheitsanfälle sich fast in die Unmöglichkeit versetzt sah, den Anforderungen Göschen's zu genügen. Wohl mahnten die Freunde, namentlich Körner, zur Ruhe, zur Erholung; die Brustkrämpfe kehrten wieder und mit ihnen die täglich sich steigernde Sorge um den „verwünschten" Kalender. Unter solchen Verhältnissen ist der folgende Brief Wieland's an Schiller's Gattin, datirt Weimar den 17. Juni 1791, ein wichtiges Dokument; denn er sagt in klaren Worten, dass, da Schiller für seine Person zum Schweigen verurtheilt sei, Andere für ihn eintreten müssten. Diesen Brief hat Hoffmeister in dem grösseren Werke benutzt und zum Theil abdrucken lassen (Bd 2, S. 268), nur gerade die Stelle, welche ihn auch ohne die Körner'sche Correspondenz auf die richtige Spur hätte leiten können, nicht weiter zu Rathe gezogen. Das Schreiben Wieland's befindet sich in der Auswahl von Briefen berühmter Personen, veröffentlicht in dem Programm des Gymnasiums zu Trier vom Jahre 1829. Da eine solche Gelegenheitsschrift schwer zu erreichen ist, so lassen wir die betreffende Stelle folgen. Wieland schreibt nämlich an Schiller's Gattin (A. a. O. S. 23): „Ich bin überzeugt, dass Ruhe des Geistes und gänzliche Enthaltung von aller auch nur mit einiger Anstrengung verbundener Beschäftigung nothwendige Bedingungen zur Erhaltung eines Ihnen und uns und mit uns vielen Tausenden so theuren und wichtigen Lebens sind, — und ich kann daher nicht bergen, dass ich nicht eher ruhig seyn kann, bis ich weiss, dass Ihr l. Gemahl sich **wenigstens für dieses Jahr** von dem Engagement gegen das Publikum und Herrn Göschen wegen Fortsetzung und Beendigung der Geschichte des dreissigjährigen Krieges losgemacht habe. Gewiss — gewiss wird das Publikum ihn dieser Verbindlichkeit

mit der grössten Bereitwilligkeit entbinden, so bald es erfährt, wie theuer es seine bäldere Befriedigung zu erkaufen Gefahr laufen könnte. Gewiss wird es sich allenfalls gerne an einem oder zwei Bogen der Fortsetzung — als blossem Beweise des guten Willens mehr zu geben, wenn's möglich gewesen wäre — begnügen lassen, und Herr Göschen wird leicht Mittel und Wege finden, den leeren Raum durch andere, freilich nicht aequivalirender, aber doch wenigstens im Nothfall unser so leicht zu vergnügendes Publikum contentirender Aufsätze auszufüllen. Mich dünkt, so soll und muss es arrangirt werden! Denn der blosse Gedanke, dass die Gesundheit, geschweige das Leben eines Mannes wie Schiller um des historischen Damen-Kalenders willen gefährdet werden sollte, empört meine ganze Seele.“ —

Nach diesen Worten Wieland's ist es unzweifelhaft, dass Schiller's Theilnahme an dem neuen Kalender nur eine beschränkte sein konnte. Wer aber sollte ihn ersetzen? Die Aufgabe war schwer! Es galt ja, in der Kunst der Historiographie mit einem Meister zu wetteifern und zwar nicht in den engen Schranken einer gelehrten Abhandlung, die das Tageslicht scheut, sondern auf der weiten Arena eines Kalenders, wo die gesammte Damenwelt und hinter ihr das ganze gebildete Publikum, so weit die deutsche Zunge reichte, zu Kampfrichtern berufen waren. Wer schien fähiger, würdiger, dieser Aufgabe zu genügen, als Wieland, der Mitbegründer des Taschenbuchs? Wer musste durch freundschaftliche und schriftstellerische Verbindung mehr zur Uebernahme einer solchen Arbeit sich verpflichtet fühlen, als er? Das Wagstück, so verführerisch für Manchen, lockte indessen den vorsichtigen, um seine schriftstellerische Reputation äusserst besorgten Wieland keineswegs, obgleich dringende Aufforderungen dazu an ihn von Göschen oder mittelbar von Schiller's Gattin ergangen sein mögen. Er schreibt am 23. Juni an Göschen (a. a. O. S. 225): „Es ist zur Erhaltung unsers Schiller's schlechterdings nothwendig, dass er wenigstens ein halb Jahr von aller Arbeit und Anstrengung des Geistes sich enthalte. In dieser Ueberzeugung hatte ich mir vorgesetzt, Ihnen mit ehestem über diese Sache zu schreiben und Ihnen vorzuschlagen, dass Sie den Kalender pro 1792 von irgend

einem oder mehreren allezeit fertigen Beaux-Esprits von Ihrer Bekanntschaft, es sey womit es wolle, ausfüllen lassen, und dem Publikum, welchem gewiss an Schiller's Leben unendlich mehr gelegen ist, als an der bäldern oder spätern Vollendung des dreissigjährigen Krieges, die wahre Ursache, warum Schiller diesmal nicht Wort halten konnte, sagen möchten. Aber dass Madame Schiller oder Sie darauf fallen würden, dass ich der Heilige seyn könnte, der Ihnen aus dieser Noth helfen sollte, das fiel mir nicht ein. Bedürfte es indessen nichts dazu als des guten Willens, so sollten Sie demungeachtet keine Fehlbitte thun. Aber, mein lieber Freund, was Sie von mir verlangen, ist mir aus mehreren wichtigen Ursachen ganz unmöglich. Ich kann mich jetzt nicht darüber expliziren; genug, ich würde Ihnen versprechen, was ich nicht halten könnte, wenn ich Ihren Auftrag übernehmen wollte. — Mir thut es herzlich leid, dass ich die Meinung, welche Sie und (wie es scheint) auch Schiller von mir gefasst haben, nicht rechtfertigen kann. Aber ich kann nichts dafür, dass meine Kräfte und mein Talent weit engere Schranken haben, als Sie sich vorstellen. Und nun kein Wort weiter über diese Sache, die mir mehr als Einen Tag verbittern wird." — Im Anfange des folgenden Monats befindet sich die Angelegenheit des Damenkalenders noch ganz in derselben Lage. Wieland schreibt nämlich am 4. Juli an Göschen: „Ich hoffe und wünsche sehnlich, dass Sie Mittel finden mögen, die Lücke, welche durch die leider! misslichen Gesundheitsumstände unsers theuren und unersetzlichen Schiller's in Ihrem Historischen Damenkalender entstehen muss, auf eine schicklichere Art auszufüllen, als ich es im äussersten Nothfall zu thun im Stande wäre. Denn ehe ich Sie einen so empfindlichen Verlust leiden liesse, würde ich freilich lieber mit Aufopferung meiner schriftstellerischen Reputazion das Mögliche und Unmögliche versuchen. Indessen wünsche ich um Ihretwillen und um meinetwillen, dass es dazu nicht kommen möge."

Wenn nun Wieland nach diesen Stellen, die Hoffmeister sehr wohl kannte (a. a. O. Bd 2, S. 270), für seine Person die Vollendung des Kalenders eigentlich ablehnte und nach einem Briefe an Göschen vom 25. Juli zunächst nur die Vorrede übernehmen wollte, und wenn der Verleger den Erfolg seines

Buches einer Arbeit jener allezeit fertigen Beaux-Esprits von seiner Bekanntschaft nicht anvertrauen mochte: wer sollte dann eintreten? Schiller's Freunde waren im Jahre 1791 noch nicht so zahlreich und seine literarischen Verbindungen noch nicht so innig, dass bei der Kürze der Zeit mit Zuversicht auf einen Helfer in der Noth gerechnet werden konnte. Trotz all dem finden wir schon Ende Juli die Angelegenheit vollständig geordnet und die Rollen vertheilt. Die alten Freunde waren die treusten!

Etwa um die Mitte Juli reiste nämlich Schiller nach Karlsbad, traf daselbst mit Göschen zusammen und scheint gleich in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthaltes die Arbeiten für den Kalender mit seinem Verleger so geordnet zu haben, wie wir es nachzuweisen im Stande sind. Obwohl der Dichter, wie wir oben gesehn, im Princip gegen ein Quodlibet von mehreren Verfassern und Arbeiten war, so musste doch für das Jahr 1792 dieser Grundsatz aufgegeben werden. Die Veränderung des ursprünglichen Planes wurde also keineswegs durch eine Ansicht des Dichters bedingt, sondern durch seine traurigen Gesundheitsverhältnisse hervorgerufen. Man sah sich genöthigt, auf die Einrichtung des ersten Jahrganges (von 1790) zurückzugehen, und entschied sich für mehrere Arbeiten und verschiedene Verfasser. Kern des Ganzen blieb Schiller's Fortsetzung des dreissigjährigen Krieges, zwar nur ein Bruchstück, aber ein Aufsatz, der wider alle Erwartung des Verlegers noch im Laufe des September auf fünf gross gedruckte Kalenderbogen angewachsen war; Wieland's verheissene Vorrede musste nach einem ausgedehnteren Plane gearbeitet werden. Ausserdem wurden einige Bildnisse berühmter Zeitgenossen beabsichtigt, zu deren Abfassung geeignete Männer zu gewinnen waren. Die desshalb gepflogenen Unterhandlungen liegen uns wenigstens in ihren Resultaten vor. Anfänglich wurde sogar auch an Wieland die Aufforderung gerichtet, eine Schilderung des Charakters und Lebens des Kardinals Richelieu zu liefern; aber er lehnte dies Anerbieten mit den Worten ab: „Dieser Gedanke gefällt mir sehr wohl, — nur ich tauge nicht zu solchen Schilderungen.“ Körner war nun der erste, der trotz aller Berufsarbeit einen Theil der Last, den Oxenstierna, übernahm. An-

fänglich (in den ersten Tagen des August) schien ihm die Arbeit leicht und schnell von Statten zu gehn; je mehr er aber in seinen Gegenstand sich vertiefte; je mehr er sich bemühte, die individuellen Züge des Miniaturbildes zu einem schönen Ganzen zu gruppiren: um so weniger genügte sich selbst der bescheidene Mann. Erst am 12. October konnte er das vollendete Manuscript, nach seinem eigenen Urtheil einen steifen und trockenen Aufsatz, an den Verleger versenden (Schiller's Briefw. m. K. Bd 2, S. 265). Ludwig Ferdinand Huber, seit Ostern 1788 kursächsischer Legationssecretair und später Resident zu Mainz, war der zweite Helfer, der in der Kalendernoth seine Unterstützung zusagte. Er schrieb am 31. Juli an Körner (a. a. O. S. 423): „Göschen hat mich gebeten, an Schiller's Kalender eine Arbeit von fünf oder sechs Bogen zu machen, die mir sehr beschwerlich ist, weil ich die Quellen ganz von vorn studiren muss, die ich aber bei Schiller's Umständen nicht wohl ausschlagen konnte." Die Nothwendigkeit dieses Quellen-Studiums bezieht sich augenscheinlich weniger auf Richelieu, als auf die beiden andern Bildnisse; denn Huber hatte schon für das Decemberheft des neuen deutschen Museums vom Jahre 1790 einen Abschnitt aus den Memoiren des Kardinals Retz bearbeitet, aus welchem Aufsatz späterhin eine Stelle als Einleitung in die Biographie des Kalenders überging. Noch eine zweite Aeusserung in der Huber'schen Correspondenz ist für unsre Zwecke von Wichtigkeit. Er meldet nämlich dem Freunde am 16. August: „Du schreibst mir, dass Du den Oxenstierna hast; meine Arbeit kennst Du, mit welcher ich bis Michaelis fertig sein muss, die Special-Geschichte von Hessen fehlt ganz auf der hiesigen Bibliothek, auch bei Bekannten finde ich nichts davon; — Du wärst ganz erstaunlich gut, wenn Du Dich mit der Landgräfin Amalia von Hessen noch chargirtest, die ich gar nicht die Ehre habe zu kennen, und vor der mir sehr graut. Den Richelieu und Kurfürsten Max behielt' ich; aber von der Landgräfin frei zu sein, das würde mich ordentlich aufathmen machen" (a. a. O. S. 425). Bei Huber's vielseitiger amtlicher und literarischer Beschäftigung wuchs die doppelte Arbeit nur langsam, und erst in der zweiten Hälfte des October konnten Richelieu und Maximilian an den Verleger gelangen.

Piquant schien dem Verfasser der Erstere; aber der Kurfürst war in Haltung und Sprache sein Stolz. Er selbst glaubte in diesem Bilde das alte Ideal der Freunde von der erhabenen Ruhe des Geschichtsschreibers verwirklicht. (Merkwürdig ist übrigens Schiller's Urtheil über diesen Aufsatz. Er schreibt am 17. November 1792 an Körner: „Huber taugt gar nicht zu historischen Arbeiten, da er doch nur ein Schwätzer bleibt; sein Maximilian ist nicht zu lesen.“ Und dieses Bildniss sollte nach Hoffmeister's Ansicht unzweifelhaft aus Schiller's Feder geflossen sein!).

Aus dem Gesagten ergiebt sich also Folgendes als Resultat unsrer bisherigen Untersuchung über drei Biographien des Kalenders. Oxenstierna, der nie Schiller zugeschrieben wurde, ist von Körner verfasst, eine dem neusten Herausgeber von Theodor Körner's Werken (Bd 4, S. 58) und auch sonst wohl bekannte Thatsache, über die wir nur der Vollständigkeit wegen glaubten berichten zu müssen*); Richelieu und Maximilian sind von Huber geschrieben und daher auch in den ersten Band seiner 1793 in Berlin erschienenen vermischten Schriften aufgenommen worden. Die an dieser Stelle S. 103 bis 131 abgedruckte Abhandlung über Richelieu beginnt mit der fünften Seite des Kalenderbildnisses; die vier ersten Seiten sind dort fortgelassen worden, weil sie schon in demselben Bande S. 20 u. folg. in dem aus den Memoiren des Kardinals Retz entlehnten Aufsatze zu lesen sind. Das Bildniss Maximilian's steht a. a. O. S. 132 bis Seite 160 vollständig so, wie in dem Kalender.**)

Es bleibt uns von den vier Bildnissen des historischen Taschenbuchs nur noch ein einziges über, das der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel. So wünschenswerth es wäre, auch für diese kurze, nur wenige Kalenderblätter, fast

---

*) Oxenstierna ist auch abgedruckt in: Körner's, des Aeltern, Schriften. Herausg. von Barth. 1859. S. 104—123.

**) Huber's Gattin Therese brachte schon (a. a. O. S. 56) die nicht ganz unrichtige Notiz: „Huber arbeitete auch die beiden Aufsätze aus, welche in Schiller's historischem Kalender vom Jahre 1792 erschienen: die Charaktere des Kardinals von Retz und des Kurfürsten Maximilian von Baiern;“ nur beging sie den Irrthum, „Retz“ und „Richelieu“ mit einander zu verwechseln — ein Uebelstand, der Nachfolger gefunden zu haben scheint.

nur zwei Seiten der Hoffmeister'schen Supplemente umfassende Biographie die Sache zu Ende zu führen, so müssen wir doch leider bekennen, dass wir dieser Dame gegenüber ziemlich in ähnlicher Rathlosigkeit uns befinden, wie der gute Huber. Zwar können wir nach den mitgetheilten Verhandlungen wohl mit der grössten Bestimmtheit die Behauptung aufstellen: Amalie Elisabeth ist weder von Körner, noch von Huber geschrieben; wer aber der eigentliche Verfasser sei, ob Schiller vielleicht doch selbst dieses Bild entworfen, zur Entscheidung dieser Frage bleibt bis jetzt fast nur der Vermuthung Raum. Nach Huber's oben mitgetheilten Bemerkungen liegt es nahe, vor Allem an einen hessischen Gelehrten zu denken, der, schon im Voraus mit der Quellenkunde seines engeren Vaterlandes genügend ausgerüstet, trotz der Kürze der Zeit im Stande gewesen, jenes Miniaturbild zu zeichnen, und in dieser Beziehung sind wir in der That nicht ganz ohne Rückhalt. Schiller machte nämlich im September des Jahres 1791 während seines Aufenthaltes in Erfurt die Bekanntschaft des hessischen Professors Karl Wilhelm Justi († 1846) und übergab ihm ein am 18. dieses Monats geschriebenes Stammbuchblatt, welches noch jetzt uns vorliegt.*) Diesen Professor Karl Wilhelm Justi möchte man für den Verfasser des letzten fraglichen Bildnisses um so eher erklären, als er nachweislich zu wiederholten Malen der Landgräfin seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Im Jahre 1799 liess er zu Marburg als Waisenhaus-Programm Bruchstücke aus ihrem Leben drucken und gab 1812 zu Giessen den Versuch einer Darstellung ihres Lebens und Charakters heraus. So sehr auch diese unsre Vermuthung den Schein der Wahrheit für sich haben mag, so können wir dennoch selbst sie nicht aufrecht erhalten. Ihr steht nämlich ein bestimmtes Zeugniss Justi's entgegen, der in seinem zweiten Werke über Amalie Elisabeth (S. 33) eine Stelle aus dem Bildniss des Damenkalenders citirt und zwar als Schiller's eigenes Urtheil über die Fürstin. Allerdings beweist die Art der Anführung nur, dass Justi für seine Person den Dichter für den Verfasser des frag-

*) S. Henke. Memoria Caroli Guilielmi Justi etc. Marburgi 1847. p. 34. 35. J. Meyer's Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes. Nürnberg 1858. S. 19.

lichen Aufsatzes gehalten hat, mehr nicht. Da wir unter solchen Umständen weder für die Abfassung der kurzen Biographie durch Schiller, noch für die Autorschaft eines andern Gelehrten irgend ein unzweifelhaftes äusseres Zeugniss aufzuführen im Stande sind, und da Hoffmeister's Beweisführung bei Huber's Arbeiten genügend dargethan, wie wenig auf diesem Gebiete den inneren Gründen allein zu trauen, so müssen wir in dem einen Punkte die Entscheidung offen lassen. Die Frage nach dem Verfasser des vierten Kalenderbildnisses sei hiermit angeregt, obgleich nicht erledigt! Möge sie bei den Freunden des Dichters bald ihre Beantwortung finden!

Wir sind am Ziele unsrer Untersuchung. Der Wahrheit gemäss haben wir das Band zerschnitten, das bisher mehrere Bildnisse des historischen Taschenbuchs für 1792 an Schiller's Namen kettete. Indem wir dem Dichter entzogen, was nicht sein war, haben wir die Manen des grossen Mannes nicht verunglimpft. Dafür haben wir zu dem Denkmal des Seelenbundes, der in ereignissreichen Jahren die drei Freunde: Schiller, Körner und Huber zum rüstigsten Schaffen begeisterte, einen, wenn auch nur geringen Stein hinzugefügt. Kaum ein Jahr später, da geht Huber in der Ferne seine eigene Bahn; der Damenkalender des Jahres 1792 ist die letzte gemeinsame Frucht jenes Freundschaftsbundes.

Dr. Kuhlmey.

In dem Aufsatze „Racine's Athalia" im vorigem Hefte sind folgende Fehler zu verbessern:

Pag. 247 Z. 4 v. u. statt meiner l. der.
Pag. 249 Z. 3 v. o. statt ein- l. vielfachen.
Pag. 251 Z. 14 v. o. statt verkündet l. verbündet.
Pag. 254 Z. 2 v. u. statt besehen l. bestehn.
Pag. 255 Z. 12 v. o. statt Triumphgesänge l. Triumphgepränge.

Zur angelsächsischen Literatur.

In der Voraussetzung, dass die vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift (XXIV, p. 249 — 266.) von mir gegebene Uebersicht des Studiums angelsächsischer Sprache und Literatur in Deutschland nicht unwillkommen gewesen ist, will ich im Folgenden einige Nachträge und Ergänzungen dazu bringen. Die damals ausgesprochenen Wünsche sind ohnehin noch nicht alle in Erfüllung gegangen und eine erneute Anregung auf einem Gebiete, das noch immer Vielen zu fern zu liegen scheint, wird keiner Entschuldigung bedürfen.

Zunächst mag Einiges seine Stelle finden, was mir damals ganz entgangen oder wenigstens nicht aus eigner Ansicht und Lectüre genau bekannt war. Von einem ältern Buche weiss ich auch heute nur den Titel zu geben:

„F. Oelrich's Angelsächsische Chrestomathie. 4°. Bremen 1798.“ Früher noch findet sich bei Herder eine Hinweisung auf den Werth der angelsächsischen Sprache und Literatur, an die ich zu erinnern nicht umhin kann. Derselbe sagt in seiner Abhandlung: „Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst.“ Aus dem deutschen Museum 1777. Zur schönen Literatur und Kunst 4, 49. „Der ungeheure Schatz der angelsächsischen Sprache in England ist mit unser und da die Angelsachsen bereits ein Paar Jahrhunderte vor unserem angeblichen Sammler und Zerstörer der Bardengesänge, vor Karl dem Grossen hinübergingen; wie? wäre alles, was dort ist, nur Pfaffenzeug? in dem grossen noch ungenutzten Vorrath keine weitern Fragmente, Wegweiser, Winke? endlich auch ohne dergleichen, wie wäre uns Deutschen das Studium dieser Sprache, Poesie und Literatur nützlich!“ — Hierzu aber, wo sind äussere Ammunterungen und Gelegenheiten? Wie weit stehen wir in Anlässen der Art den Engländern nach! Unsre Parker, Selden, Spelman,

Whelok, Hickes, wo sind sie? wo sind sie jetzt? Stussens Plan zur wohlfeilern Ausgabe der Angelsachsen kam nicht zu Stande; Lindenbrogs angelsächsisches Glossarium liegt ungedruckt.

Unter den Deutschen, die sich nach F. Grimm am ersten und wiederholt mit dem Angelsächsischen beschäftigten, hätte nicht vergessen werden dürfen: Fr. J. Mone, welcher bereits 1830 angelsächsische Glossen veröffentlichte in seinem Buche:

„Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache.“ p. 310. ss. und seine Arbeit fortsetzte im „Anzeiger.“ cf. z. B. 1839. VIII, 233—47. Man vergl. darüber Bouterwek im Caedmon II. p. XV ss. und Hoffmann von Fallersleben in Pfeifer's Germania III, 221—24. Aus dem Jahre 1825 konnte erwähnt werden: „Versuch einer Darstellung des Angelsächsischen Rechts von George Phillips.“ Göttingen.

In den „Altdeutschen Wäldern„ II, 189 s. Leipzig 1838 erschien der Dialog zwischen Adrian und Rithaeus.

In den letzten Jahren wurden ferner von hierher gehörigen Werken veröffentlicht:

1858. Screadunga. Anglo-Saxonica maximam partem inedita publicavit C. G. Bouterwek.

Der Titel bedeutet: fragmente, reliquiae, nach dem als Motto gewählten Spruch Joh: 6, 12. somnias tha screadunga, Sammelt die Brocken. Die Schrift enthält Evangelienglossen als Nachträge zu den vier Evangelien in altnordhumbrischer Sprache, die Fragen Alcuins über die Genesis von Sigevulf, die Schrift Beda's de temporibus anni in angelsächsischer Sprache, sowie ein Glossar dazu.

1859 erschien der zweite Band von: Grein, Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt. Es finden sich darin Andreas, Juliane, Guthlar, Elene, das Kreuz, die Reden der Seelen, das jüngste Gericht, das Gemüth der Menschen, Schicksale der Menschen, Alfreds Metra des Boethius, die Räthsel, Seefahrer, Wandrer, Klage der Frau, Botschaft des Gemahls. Laut der Vorrede schliesst dieser zweite Band vorerst die Sammlung ab und es bleibt der Zukunft überlassen, ob dereinst noch ein dritter Band nachfolgen werde. Ueber Bedeutung und Werth dieser Arbeit ist bereits früher bei Erwähnung des ersten Bandes das Nöthige gesagt worden. Dort wurde auch auf die verdienstliche

Art hingewiesen, in welcher Simrock durch seine Uebersetzungen die älteren deutschen Gedichte dem heutigen Geschmacke nahe zu bringen wisse, ohne dass vorausgesehen werden konnte, wie er seine Kunst alsbald auch „an der bedeutendsten angelsächsischen Dichtung, dem Beovulf, beweisen werde.“

Ebenfalls 1859 nämlich erschien:

Beowulf, das älteste deutsche Epos, übersetzt und erläutert von Dr. Karl Simrock, Stuttgart und Augsburg bei J. G. Cotta.

Der Verfasser hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst, so dass die Arbeit nicht besser charakterisirt werden kann als mit den Worten seiner eignen Vorrede: „Eine dritte Uebersetzung (neben denen von Ettmüller und Grein) schien mir nicht überflüssig, die sich an ein grösseres Publicum wendete, und ohne mit jenen in wörtlicher Uebertragung wetteifern zu wollen, mehr auf eine poetische Wiedergeburt des alten Gedichts ausginge. Geist und Stimmung einer fernen Heldenzeit anklingen zu lassen, und doch dem Ausdruck die frische Farbe des Lebens zu verleihen und der Rede die ungezwungene Bewegung, vor Allem aber den Wohllaut, der echter Poesie unzertrennlich verbunden ist, das schien mir die erste Bedingung, damit der Leser, ohne bei jedem dritten Worte einer Note zu bedürfen, den Sinn ahne, und von der Schönheit des Gedichts ergriffen, von Blatt zu Blatt getragen werde. Nur so glaubte ich eine tausendjährige Kluft überbrücken und dieser mit Angeln und Sachsen ausgewanderten Dichtung neues Heimatsrecht bei uns erwerben zu können.“ Die beigegebenen Erläuterungen sind für das allgemeine Verständniss werthvoll; die Uebersetzung, welche die Alliteration ebenfalls zeigt, weit freier, aber auch weit weniger steif und fremdartig ist als die frühern, scheint ganz geeignet, dem Epos auch in weitern Kreisen Theilnahme und Freunde zu erwerben.

Abhandlungen geringeren Umfangs, aber zum Theil von bedeutendem Interesse für das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur wurden theils in Zeitschriften, theils besonders mehrere veröffentlicht.

In der Zeitschrift für deutsches Alterthum von Haupt XI, 3. p. 409 — 490. lieferte Dietrich erstens einen Aufsatz „Rettungen,“ mit werthvollen Beiträgen für Lexicon und Grammatik, Sicherstellung und Erläuterung mancher seltenen und schwierigen

Wörter; sodann eine höchst interessante Arbeit über die Räthsel des Exeterbuchs, worin er die Lösung derselben, die bisher nur bei wenigen versucht oder gelungen war, mit bewundernswerthem Scharfsinne und glücklichstem Erfolge zu seiner Aufgabe machte. Sonst möge die Erwähnung genügen, dass in der Germania, sowie in dem Ebert'schen Jahrbuche kleine Mittheilungen, Recensionen und Anzeigen von Dietrich, Hofmann, Müllenhof, Keller, Grein über die neusten Erscheinungen auf unsrem Gebiete vorkommen. Besonders erschien noch:

Kynevulfi poetae aetas, aenigmatum fragmento e codice Lugdunensi edito illustrata a F. Dietrich. Marburgi 1859.

Dietrich führt in diesem Programme mit grosser Schärfe sowohl als Gelehrsamkeit den Beweis, dass Cynevulf Verfasser nicht nur von Elene, Juliana, Christ und den Räthseln, sondern auch von Andreas, Guthlac, Phoenix, Physiologus sei und in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts geblüht haben müsse. Endlich ist neuerdings, wie in Frankreich von E. G. Sandras, De carminibus Caedmoni adjudicatis disquisitio, so bei uns Caedmon zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht worden:

„Ueber die Dichtungen des Angelsachsen Caedmon und deren Verfasser von Ernst Götzinger.“ 1860.

Es ist ein Versuch, zu erweisen, dass die unter dem Namen Caedmon's überlieferten Stücke (Genesis, Exodus, Daniel) von verschiedenen Verfassern, ja aus verschiedenen Zeiten herrühren müssen.

Man sieht, dass es dem Studium des Angelsächsischen auch in den letzten Jahren nicht an Freunden gefehlt hat, und dass diese nicht unthätig gewesen sind. Wenn früher über den verhältnissmässig noch allzugeringen Einfluss desselben in weiteren Kreisen, bei Bearbeitung des Englischen selbst geklagt werden musste, so kann jetzt auf eine höchst erfreuliche Erscheinung hingewiesen werden, während nach einer andren Seite noch immer viel zu wünschen bleibt. Das einst von Fiedler versuchte und trefflich begonnene Werk einer wissenschaftlich-historischen Grammatik der englischen Sprache ist nämlich nach langem Zwischenraume wieder aufgenommen und auf's beste erneut worden von Eduard Mätzner in seiner Englischen Grammatik. Berlin, 1860.

Den Erwartungen, welche man von dem Verfasser der französischen Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen hegen durfte, sind in dem bisher erschienenen ersten Theile: „Die Lehre vom Worte“ vollständig befriedigt worden. Die Lautlehre sowohl als die Formlehre ist mit steter und umfassender Berücksichtigung der alten Sprachstufen dargelegt und in allen den einzelnen Punkten die geschichtliche Entwicklung des heutigen Sprachstandes nachgewiesen. Das Buch wird nicht verfehlen, Viele in die früheren Perioden der Sprache und so bis zum Angelsächsischen zurückzuführen. Um so unerquicklicher ist der Blick auf die Darstellungen der angelsächsischen Periode in den Geschichten der englischen Literatur, insbesondere in dem neusten Versuche dieser Art, der in Deutschland gemacht worden ist. Bekanntlich fehlte es längst, bei grossem Vorrath von Monographien, Vorarbeiten und Untersuchungen an einer übersichtlichen, weder zu flüchtigen, noch rein gelehrten Geschichte der englischen Literatur für uns — ja in England selbst. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse abzuhelfen bestimmt, erschienen während der letzten zehn Jahre ausser dem in's Deutsche übertragenen, sehr lobenswerthen Werke von Spalding die Bücher von Scherr, von Büchner und von Gätschenberger. Unter diesen hat Büchner seinem ganzen Plane nach eine besondere Besprechung der angelsächsischen Literatur von vorn herein ausgeschlossen; bei Spalding vermisst man für diesen Abschnitt das rechte Verständniss, den gehörigen kritischen Sinn und eigentlich selbständiges Eindringen in den Geist der alten Poesie nach ihren Stoffen und Formen. Was Scherr bringt, ist, soviel der Umfang seines Werkes erlaubte, vollständig und den neusten Forschungen entsprechend; nur selten wird der Ausdruck wohl durch Flüchtigkeit unbestimmt und unklar, wie wenn er p. 20 sagt: „Feststehende Sylbenmasse gab es nicht, Endreime kamen selten vor, dagegen wurde der vermittelst doppelter Hebung und Senkung der Stimme in zwei Hemistichen getheilte Vers durch den Stabreim (Alliteration) zusammengehalten und gerundet.“ Bei dem Buche von Gätschenberger: „Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands“ etwas länger zu verweilen, wird nicht unangemessen sein,

weil es erst 1859 erschienen, auch in diesen Blättern bisher nicht besprochen worden ist, obschon im Ganzen sich ein Urtheil über dasselbe sonst bereits mit ziemlicher Sicherheit festgestellt haben mag. Das Werk ist leider wieder ein schlagender Beweis dafür, dass Jemand zwar ein dringendes Bedürfniss sehr wohl herausfühlen, eine schöne und bedeutende Aufgabe sich im ganzen richtig stellen, selbst eifrig an der Lösung arbeiten, dabei auch wohl einzelnes Dankenswerthe leisten kann, und dennoch, weil die erforderliche Begabung und Kraft ihm mangelt, sein Ziel verfehlen, die selbst rege gemachten und billigen Ansprüche unbefriedigt lassen kann. Es kommt hier natürlich nur darauf an, dieses allgemeine Urtheil, welches Seite für Seite zu begründen nicht schwer fallen würde, in Bezug auf die Abschnitte als gerechtfertigt zu erweisen, die von der angelsächsischen Literatur handeln p. 33 — 50.

Vor allen Dingen fällt es auf, einen so übermässig grossen Einfluss des skandinavischen Nordens auf die angelsächsische Sprache und Literatur angenommen zu sehn. Die Angelsachsen und die Dänen werden ausdrücklich deshalb nicht getrennt behandelt „weil sie gleichen Ursprung und nur so wenig verschiedene Sitten, Sprache und Religion hatten.“ So schief diese ganze Ansicht ist, nach der Dänen und Angelsachsen als gleichberechtigte Factoren in der Bildung englischer Sprache und Literatur erscheinen, ja geradezu mit einander vermengt werden, so mangelhaft und selbst verkehrt sind die meisten Bemerkungen über die einzelnen Ueberreste der angelsächsischen Poesie. Es kann und soll hier nicht weitläufig erörtert werden, ob kurzweg gesagt werden durfte, „dass das Gedicht Beovulf unstreitig nicht in England entstand, sondern aus dem Norden dahin gebracht wurde,“ „dass der Name nicht Bienenwolf sondern Wolfszähmer bedeute,“ aber jeder Kenner muss erstaunen, wenn er liest was p. 33 über den poetischen Kalender, was über den „Tod Byrhtnoth“ oder was weiter über den Inhalt des Beovulf gesagt ist. Woher in aller Welt hat Herr Gätschenberger einen Grund, von dem ersten Stücke (er kann doch kaum ein andres meinen als das von Bouterwek besonders herausgegebene, bei Grein II, 1. abgedruckte Menologium) zu sagen, es sei „ein poetischer Kalender (Saxon Menologe) um's 10. Jahrhundert verfasst mit

Prophezeiungen und Sprüchwörtern und, wie mir scheint, Fragmente verschiedener zusammengewürfelter Gedichte, die in keiner innern Beziehung stehen." Wie gehört überhaupt dieses Gedicht an eine Stelle, wo doch die Reste der volksthümlichen Dichtung angegeben werden sollten und, wenn auch unvollständig genug, aufgeführt werden. Und der Tod Byrhtnoths soll wie die Schlacht bei Finsbury im nüchternen Style geschrieben, Mythen oder Geschichte vor dem Schlusse des fünften Jahrhunderts enthalten! Wenn zum Beweise, wie sehr heidnische Sitte und Anschauung noch in den von Christen gedichteten Werken herrschen, gesagt wird, man finde selbst den Abimelech und Holofernes mit dem Beinamen Balder bezeichnet, so zeugt dies von einer grossen Unkenntniss der Sprache oder von einer Ungeschicklichkeit im eignen Ausdruck, welche die Sache verkehrt darstellt. Am meisten charakteristisch aber ist eine Stelle über Beovulf, p. 36:

> „Auch im angelsächsischen Gedichte Beowulf (Wolfszähmer, nicht Bienenwolf), dieser merkwürdigen Zusammenfassung ächter nordischer Tradition, welches die alle Erfindungen der kühnsten Romandichter weit hinter sich zurücklassenden Erlebnisse dieses edlen Dänen aus dem königlichen Stamme der Skyldinge und insbesondere seine Kriege mit den Königen von Schweden feiert, ist die interessanteste Stelle eine Beschreibung der Kämpfe des Helden mit einem männlichen und weiblichen Geiste, die jede Nacht die grausamsten Zerstörungen in Hrothgar's Halle anrichteten. Grendel hiess der männliche Geist, und der weibliche war seine Mutter; seine Wuth, der Einhalt zu thun Hrothgar vergebens seine Götter angerufen, war durch den Tod eines Onkels hervorgerufen worden. Beowulf, ein Kämpfer, der schon durch seine Siege über Seeungeheuer (nicors) eine grosse Berühmtheit erlangt hatte, hört davon und aus blosser Ruhmbegierde und ächtem Berserkergeist unternimmt er es, Grendel zu besiegen. Der finstere Dämon wird zu Boden geworfen und versinkt in einen See, wo er später todt an seinen Wunden gefunden wird."

Wer auch nur aus den Uebersetzungen Ettmüllers, Grein's oder Simrock's das Epos kennt, wird die Flüchtigkeit und Ungenauigkeit dieser Inhaltsangabe rein unbegreiflich finden. Die Besprechung des Liedes auf den Sieg bei Brunnanburg leitet Herr Gätschenberger mit den Worten ein: „Wir haben nun (nämlich nachdem von Beovulf die Rede gewesen ist) noch von dem zweiten, bedeutenderen Ueberreste angelsächsischer Dichtkunst zu sprechen, von der Ode auf den Sieg König Athelstans." Selbst das erste Komma in diesem Satze für einen Druckfehler gehalten, ist derselbe nur bei Jemand zu entschuldigen, der die angelsächsische Literatur seit zwanzig Jahren hat aus den Augen lassen müssen. Heut zu Tage verdient doch wahrlich jenes immerhin interessante Lied nicht als das zweite bedeutendere Bruchstück angelsächsischer Dichtung aufgeführt zu werden.

Freilich weiss Herr Gätschenberger auch in dem nächsten Abschnitte „Christliche Angelsachsen" nur sehr Ungenügendes über die gewiss nicht unbedeutenden Denkmäler einer reichen Literatur zu sagen. Er begnügt sich mit trockner Aufzählung der herkömmlichen Namen eines Gildas, Nennius, Columbanus u. a.; er führt die beliebte Erzählung von Caedmon ohne den Versuch oder nur Andeutung einer Kritik an, er weiss Nichts von Leo's und Dietrichs Ermittlungen über Cynevulf; ja was für ein Buch, wie das seinige, das Schlimmste ist, er versteht auch nicht einmal die Bedeutung und das Wesen der ganzen kirchlichen Dichtung jener Zeit, in welcher das volksthümlich-Heidnische noch immer durchbricht, in kurzen und treffenden Zügen zu schildern. Alles verräth, dass ihm kaum eine Kenntniss der neuern Forschungen, geschweige denn ein selbständig eindringendes Wissen zu Gebote gestanden hat. Schon eine gewissenhafte Benutzung der hierhergehörigen Stellen aus den leicht zugänglichen Werken von Ettmüller, Spalding, Scherr, Behnsch würde zu einer weit tüchtigeren und für den allgemeinern Zweck vollständig genügenden Darstellung der angelsächsischen Literatur befähigt haben. Ein selbständiges Studium derselben, wenn auch seit zehn bis fünfzehn Jahren unter uns wesentlich erleichtert, hat immer noch manche Schwierigkeit für Jeden, der nur einen mässigen Theil von Kraft und Zeit darauf verwenden kann. Schon deshalb wird die von der Redaction dieser Blätter bei Gelegenheit des frühern Artikels in Aussicht gestellte Herausgabe eines Handbuchs der angelsächsischen Sprache und Literatur mit Freude begrüsst werden.

Köthen. E. Müller.

Beiträge
zur englischen Lexicographie.

Die folgenden Bemerkungen geben sich zunächst als Fortsetzung zu den in Band XXI, XXII und XXIII dieser Zeitschrift unter demselben Titel erschienenen Mittheilungen, ohne in Gelehrsamkeit oder Belesenheit sich ihnen gleichstellen zu können oder zu wollen. Verglichen sind dazu nur die Lexica von Flügel und Lucas, Büchmann's genannte Mittheilungen und Strathmann's „Beiträge," auf welche mit Fl., L., B. und Str. verwiesen wird, und kein dort zu findender Artikel ist, wenigstens wissentlich, hier wiederholt worden, wofern nicht die Meinung war, dass etwas Neues zugesetzt werden könnte. Mit Sl. D. wird Bezug genommen auf: A Dictionary of modern slang, cant and vulgar words etc. by a London antiquary. London. John Camden Hotten. 1860.

A. 1. to stand A. 1. in one's estimation. Anonym. Guy Livingstone, auch: this wine is letter A number one. Von Schiffen hergenommen, die nach Buchstaben in Klassen getheilt und darin numerirt sind.

A. — he does not know a great A from a bull's foot, übliche Redensart.

about. there is much illness about, wir etwa: geht umher. to bring somebody about (auch round), in's Leben zurück.

a'bstract of title, Auszug aus den Grundacten. Wegen grossen Umfangs der letzten muss er dem barrister eingereicht werden, um eine kurze Geschichte des Grundstücks, des Besitzrechts und der Uebertragung desselben zu geben.

academicals. Cap und gown der Studenten.

adhesive envelopes. Couverts mit Gummi, die das Siegeln ersparen.

adult schools. Fortbildungsanstalten für Erwachsene.

aetat. = in the age of . . ., von Grabsteinen hergenommen, s. Reade, Love me little etc. p. 59. T. cf. Trollope, Barch. Tow. (London 1858), 314.

the air smells sweet, es riecht, it wäre unenglisch.

alien. Was bed. she smiled with alien lips (wo?)?

amontillado. Die feinste Sorte Sherry.

angel's visits, few and far between, sprüchwörtlich von Dingen, die selten vorkommen.

animus; aufgenommen in der Bedeutung: Geist, in dem etwas geschieht, Gesinnung, Tendenz, z. B. the animus in which a book is written.

annual-poetry ist zum stehenden Ausdruck geworden, um eine seichte sentimental-phrasenhafte Poesie zu bezeichnen. Die ann. dienten besonders als Weihnachtsgeschenke, und ihr Hauptwerth bestand in einem geschmackvollen Einband und den oft glänzenden Namen der darin figurirenden Dichter-Dilettantinnen. Darauf spielt Reade, Love me little etc. p. 2. T. an: perhaps, if Adonis had stood before her now, rolling his eyes, and his phrases hot from the annuals etc.

the apex, the base. Spitze, Grundlinie eines Dreiecks.

applied mathematics, angewandte M.

arm. to make a long a. for . . . mit dem Arm weit hinreichen nach —.

ask my fellow whether I am a thief, Sprüchw.

assize-sermon; damit wird in der Regel die Sitzungsperiode eröffnet, wenn der Richter auf dem circuit in eine Stadt kommt. Auch ein assize-ball schliesst sich oft daran, wegen der vielen ihn begleitenden heirathsfähigen jungen barristers. Reade, Love me l. p. 28. T.

to set people astride their topic, Reade, Love m. l. p. 39, Anspielung auf hobby: Leute auf ihren Lieblingsgegenstand zu sprechen bringen.

at. to speak at a person, in Jemandes Gegenwart, nicht zu ihm, (to . .) so reden, dass er sich die Sache annehmen muss; anzuhören geben. Dickens, Sketches p. 465. Mrs. Parsons talked to Miss Lillerton and at her better half. cf. Trollope, Warden (London 1859) p. 82:

from that day to this he has not spoken to me, though he speaks at me often enough. to point at . . ., auf einen Punkt zeigen; — to, nach einer Richtung.

audit-ale (Farrar, Julian Home), ein besonders starkes, in der zu Trinity-College Cambr. gehörenden Brauerei gebrautes Bier. Nur Studenten haben das Recht, gegen Bezahlung auf Order ihres tutor drei Dutzend Flaschen jährlich zu beziehen.

a back of grouse, ein Volk; was bei partridges covey oder bevy heisst.

to back-hand, refüsiren beim Wein; das Glas mit dem Rücken der Hand ablehnend von sich weisen (Guy Liv).

back. to put (set) one's b. up against a person, sich von Jemand zurückziehen — seine Abneigung gegen eine Sache zu erkennen geben. — he is thoroughly on his b., gänzlich herunter.

to back out, Gegens. zu to go in for, q. v. Trollope, Warden (London 1859) p. 123.

backward. the spring is backward, tritt spät ein.

on bare-backed horse, auf ungesatteltem Pferde (Dickens Hard Times p. 45. T.).

bad's the best . . . eine Phrase der Herabwürdigung in Bezug auf Andre, der Bescheidenheit in Bezug auf den Redenden. Dickens, Two Cit. I, 154. T. to the best of my understanding — and bad's the best you'll tell me.

a baffler, etwas was den Andern aus der Fassung, zum Schweigen bringt, schlagender Gegenbeweis.

bang up to the day, Bulw., What will he etc. I, Cap. 1 = sharp, wide awake. Dies zur Ergänzung von L.

the banker poet, der Dichter Rogers.

to beat. I will give him 15 in 20, and beat his old head off. (Thack., Newc.) Das Spiel abgewinnen.

to beat to quarters, um Pardon bitten. That beats everything! Das ist noch schöner! ähnlich: that beats cockfighting! (alt). — the violin beat me so, Reade, Love me l. etc. p. 103, sie machte mir grosse Schwierigkeit. So: that beats me, dem bin ich nicht gewachsen, dagegen muss ich zurückstehen.

bee. brisk as a bee. — bee's waxed floors, gebohnt.

Belcher-neckerchief (Dickens, Sk. 170.): zu L. und Str. kann nach Sl. D. zugesetzt werden, dass B. der Name eines Preisfechters

war. v. Macm. Mag. Nov. 1859. p. 25. Es werden dort 9 verschiedene Namen für verschiedene Muster der Tücher angeführt.

bells, Kinderklapper, mit den corals zum Durchbeissen der Zähne zusammen: he began his initiation in the beau monde, before he had well cast aside his corals and bells (Thackeray, Newc.?).

bellowings of passion, so übertr. in Cornhill Magazine, 1860. Juni: The portent.

belt, auch ein runder, rings von Bäumen eingeschlossener Platz in einem Gehölz (Guy Livingst.).

berry. brown as a berry.

besotment, Bethörung, nicht im Lex. (My Novel, IV, 478. T.)

a bespeak, eine Bestellung, bestellte Sache.

best. she is bent on looking her best to-day. — best man. Der Bedeutung Brautführer bei Lucas scheinen Stellen zu widersprechen, in denen eine entschiedene Beziehung auf den Bräutigam vorliegt, z. B. Oliphant, China and Japan II. p. 147. He has collected his wife and family to see how a hero can die: his dearest friend — he, who in our own country would have been his best man at his wedding — stands over him with a drawn sword. Sollte es hier so viel sein, wie the groom's man, der genaue Freund, der alle mit der Hochzeit verknüpften Geldgeschäfte für den Bräutigam besorgt?

between you and I and the post, unter uns gesagt, nur familiär, daher mit dem Solöcismus üblich. — Bulwer, My Nov.: he perceived the chances for and against a question carried within a certain time, and nicked the question between wind and water; traf sie richtig auf den entscheidenden Punkt. between w. and w. wird beim Schiffe derjenige Raum genannt, der beim Schwanken desselben abwechselnd in der Luft und im Wasser ist. Die oberhalb dieses Raums einschlagenden Schüsse geben ein ungefährliches trocknes Loch; die darunter fallenden sind durch den Widerstand des Wassers gebrochen; die denselben treffenden sind die gefährlichsten, weil das Wasser bei der nächsten Schwankung sofort eindringt. Daher die Uebertragung.

betweens, halblange Nähnadeln.

bird. Das Sprüchwort heisst bei Reade, Love me little etc. p. 63. T. it is beasts of a kind that in one are joined, and birds of a feather that come together.

birth. a man of b., von guter Geburt.

bite. I did not bite, ging auf die Sache nicht ein (auch wir wol:

biss nicht an). — the screw does not bite, fasst nicht (Dickens, Two Cit. II, 48).

my bitterest friend? Guy Livingst. p. 142. T.

blazes. like blazes und like beans, Vergleiche ohne besondere Bedeutung, cf. brick. (they hate each-other like blazes, Guy Liv.; you grind away for a month like beans, Farrar, Julian Home.) Aehnlich Dickens, Two Cit. I, S. 15 a blazing strange answer.

blotting-pad. Cornh. Magazine 1860. Jul. „W. Hogarth," ein Bausch Löschpapier, dient als Unterlage und Löschblatt.

to blow out, mästen, dickfüttern; L. hat nur das Subst. Dickens, Two Cit. I, 254. T.: it's a mother's duty to blow her boy out. blowed, Dick., ib. I, 87, euphemistisch für blessed, damned. So blow me als Fluch, Lever, Davenp. D. II, 23. ib. 257: have not the newspapers 'blown' you? ausposaunt. — blown, ausser Athem, Dickens, Little Dorr. I, 105. T. blown kisses, Kussfinger. — blow auch subst.: have a blow at your flute (Dickens, Copperf.).

blue. It's as good to look for a blue moon as for you = a thing which does not exist. — blue ribbon allgemein = Gegenstand des höchsten Ehrgeizes: (these fellowships) were the blue ribbon of the college. (Farrar, Jul. Home). — blue lights, Leuchtkugeln zum Gebrauch im Kriege. (Dundonald, Autob. öfters).

bone. I have got a bone in my back (leg, arm) sagt scherzhaft derjenige, der zu bequem ist sich selbst zu bemühen, und einen andern bittet, ihm etwas zu reichen. — He found no bones in the jelly leitet wol auf den Ursprung des auch von L. angeführten to make no bones about . . . .

to bonnet a man, Einem den Hut antreiben.

book. to be booked for a place, a fellowship: so gut wie gewiss haben.

a border-name (A life for a life), ein Name wie er sich unter Familien an der schottischen Gränze findet.

bosh s. cob web.

bother, eine übliche Verwünschung in verschiedenen Formen, z. B. what a bother! oder bother the servants! Reade, Love me l. p. 97. T., auch: bother take it! — bother it for racing, Lever, Davenp. Dunn 1, 190. T.

bout. to 'bout ship. Das Schiff so wenden, dass es den entge-

gengesetzten Lauf nimmt. Reade, Love me l. 253 und übertragen p. 38. T.

to brace up. übertr. to br. up one's will to a task.

to bracket. Nach den Examinationen werden in Cambridge die Studenten entsprechend ihren Kenntnissen nach Klassen und in diesen nach Plätzen rangirt (letztres nicht in Oxf.). Der Platz eines jeden wird nach marks bestimmt, die für die Antworten gegeben werden. Fällt es dabei vor, dass zwei dieselbe oder Nummern von ganz geringem Unterschied haben, so werden sie gleichgestellt; das heisst bracketed, weil die Namen auf der veröffentlichten Liste mit einer Klammer (bracket) verbunden werden. Sie können eine neue Examination verlangen (they have the option), was bei erneutem gleichem Ausfall zwei oder drei Mal wiederholt wird.

a brain-hampered boy = stupid, blödsinnig (Times).

bref, kurz! Reade, Love me l. p. 203. T.

breech-loading, das Laden der Kanonen von hinten; b.-loader, eine solche Kanone.

brick, in Cambr. univers.-slang ein vortrefflicher Mensch, ein Hauptkerl. Lever, Davenp. Dunn II, 218. T. Soll eine Uebersetzung des griechischen τετράγωνος sein. like bricks ist dann ein ähnlicher Vergleich wie like blazes.

bridge. don't cross the bridge till you come to it, sprüchwörtlich.

to bring down the house, donnernden Applaus vom Publicum erringen.

broach. the ship had, in the nautical phrase, broached to, and she now lay on her beam-ends (Dundonald, Autobiogr.). cf. Reade, Love me little etc. p. 332 und öfter. Bedtg?

broad farce, niedrige Posse.

broker's man s. distress.

broom-girls. Junge Mädchen, die in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts aus Südfrankreich oder Savoyen kamen, pittoresk aufgeputzt England durchzogen und unter Absingung eines Liedchens elegant geschmückte kleine Besen zum Verkauf anboten.

brush, auch substantivisch von einer schnellen Bewegung: let us enjoy a brush across the country, Cornhill Magaz. Juni 1860. Schon in Fielding, Tom Jones findet sich: to make a bold brush (Erzählung des man of the hill).

bullfinch. Ein besonders schwer zu nehmendes Hinderniss beim Jagdreiten, eine Art Hecke (?). Guy Livingst.

bulldog, Cant-Benennung der zwei Constabler, die dem Proctor der Universität beigegeben sind.

to bump wird es genannt, wenn bei den boating-races von den Booten, die in gleichgemessnen Distancen aufgestellt sind, eines das vorhergehende so weit einholt, dass es an dasselbe mit dem Schnabel anstösst. „Trinity bumped Cajus.“ Das berührte Boot verliert dadurch.

bumps, die Organe in der Phrenologie.

to bundle wird es genannt, wenn, wie es in Nord-Wales geschieht, die Bauerburschen mit den Dirnen Sonntags nach Hause gehen, und in ihren Kleidern auf den Betten liegend schäkern (in allen Ehren, wie man sagt).

burden. to keep up the burden of the discourse, denselben Gesprächsgegenstand fortführen.

to burke. Zu dem Artikel bei L. kann zugesetzt werden, dass das Wort auch übertragen wird: to burke over the whole affair: vertuschen, todt machen.

to burst upon the wing; auffliegen, von Vögeln.

bust me, statt burst me, Fluch. (Dickens, Two Cit.)

button. In damn my buttons ist das Wort bedeutungslos; stellvertretend oder beschönigend steht es in: he has not all his buttons: es mangelt ihm an Hirn. a b. bedeutet nach Sl. D. auch „a sham purchaser. At any mock or sham auctions seedy specimens may be seen. Probably from the connection of buttons with Brummagem, which is often used as a synonyme for sham.“ — buttons = page, von der dichten Doppelreihe von Knöpfen, mit denen seine Jacke regelmässig besetzt ist. Der Ausdruck ist aus Punch in den allgemeinen Gebrauch (natürlich nur scherzhaft) übergegangen.

cad. oft in der Bed. Mensch aus niedriger Klasse und von pöbelhaftem Betragen; wol Abkürzung aus cadger, Vagabund, arbeitsscheuer Mensch. Dann Omnibusconducteur; doch würde ein solcher wegen der ersten Bedeutung sich ungern so nennen hören. Auf Universitäten = Nichtstudent, Philister.

calculated. Dies Wort verliert sehr häufig die ursprüngliche Bedeutung in so weit, dass dabei an die Absichtlichkeit eines berechnenden Subjects nicht mehr gedacht wird, und das W. nur noch „da-

zu geeignet, so beschaffen“ bedeutet. So Trollope, Tuscany: the latter of these gentlemen, though one much calculated to give cause of alarm. Dickens Sketch. 70. T. a closer acquaintance with either is little calculated to alter one's first impression, und oft sonst, z. B. Lever, Davenp. Dunn I, 114. T.

cane. as lean as a c.

cantankerous, Bulw., My Novel, und catawampously ib. Zwei Amerikanismen; ersteres bedeutet nach mündlicher Mittheilung nicht contentious (L.), sondern: aus Bosheit malitiös; das Letztere?

canter, Gallopp, wogegen gallop Carriere. to win in a canter, beim Wettrennen von Jemand gesagt, der den Andern so weit voraus ist, dass er am Ende der Bahn nicht mehr Carriere zu reiten braucht; häufig auf Examina, Spiel und dgl. übertragen, wie Bulw., My Nov. I, 90. T. he wins the game in a canter: mit der grössten Leichtigkeit.

cap. Die Redensart she sets her cap at him scheint von den widow's cap hergenommen zu sein, weil man junge Wittwen der Schwäche, gern Jagd auf Männer zu machen, besonders für unterworfen hielt: sie setzen das Mützchen zurecht, wenn der Betreffende erscheint. Von Männern wird in gleichem Falle gesagt: he hangs his hat up there.

card-sharpers, Betrüger im Kartenspiel. Sie scheinen besonders gern auf Eisenbahnen Andern die Zeit zu vertreiben, da auf den Bahnhöfen durch Anschlag vor ihnen gewarnt wird. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 398: shabby Jews and blacklegs prowl about race-courses and tavern-parlours, and now and then inveigle silly yokels with greasy packs of cards in railroad-cars. — card-castles, Kartenhäuser. — the likeliest thing upon the cards: nach den vorliegenden Verhältnissen das Wahrscheinlichste; entweder vom Kartenspiel (die wahrscheinlichste Chance nach den Karten in der Hand) oder vom Kartenlegen. cf. Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) p. 256: it was on the cards.

to carry. that is carrying it very fine: das heisst doch die Sache sehr genau nehmen.

cart-track (opp. road), Landstrasse im Gegensatz zu Chaussee (Kavanagh, Seven years).

to be cast in Lstr. 30, zu ... verurtheilt werden. Art. in Cornh. Mag. Jul. 1860 über Hogarth.

cat. I am a cat with nine lives and should fall on my legs if thrown out of a garret window, Vereinigung zweier sprüchwörtlichen

Redensarten bei Bulwer (What will he etc.?). Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) p. 428: they always fall on their feet like cats. Daher Redensarten wie: does he fall on his legs! Lever, Davenp. Dunn. III, 327, cf. Dickens, Little Dorr. IV, 282. T. Darauf beruht der Name des Geräths, das L. einen doppelten Dreifuss nennt: es besteht aus dreien Drahtstäben, die sich kreuzen wie die Axen eines regelmässigen Oktaeders, und steht also aufrecht, man mag es werfen wie man will. Es wird namentlich zum Brotrösten gebraucht. — you kill my cat and I'll kill your dog, sprüchwörtlich; scheint aber nicht allgemein bekannt zu sein. — There is not room enough to swing a cat, auch to whip a cat round. von engen Zimmern gesagt (Dickens, Copperf. öfters); die befragten Engländer waren der Meinung, dass eine wirkliche Katze gemeint sei. Ob an die cat of nine tails oder dgl. zu denken ist? — you'll see with half an eye how the cat jumps, wie der Hase läuft, Lever, Davenp. Dunn III, 229. T. — cat-and-dog days spasshaft nach dog-days mit Anspielung auf to live like cats and dogs. — Bei it rains cats and dogs findet sich auch: and pitchforks.

to catch. it catches the ear, es fällt dem Ohre auf.

catchweight, ein Ausdruck beim Wettreiten, bezüglich auf das Gewicht, das dem Reiter zugefügt wird, um ihn schwerer zu machen. (Guy Liv.)

ceiling-plate. Eine Rosette an der Zimmerdecke.

chalk. that will be a chalk in his favour, zu seinen Gunsten sein.

Chancery, to get a man's head into C.; genauer gesagt als bei Fl. und L. bezeichnet es den Griff, durch den man beim Preisfechten den Kopf des Gegners unter den gebogenen Arm bekommt, wodurch jener fast wehrlos den empfindlichen Schlägen in's Genick Preis gegeben ist. Hergenommen vom court of Chancery, wo nicht nach common law, sondern nach equity gerichtet wird, und aus dem selten Jemand ohne erhebliche Schädigung davonkommt.

change for a coach, Relaispferde, Dick., Sketch. 408. T.

charms, Berloques an der Uhrkette. Lever, Davenp. Dunn I, 155. T.

Charterhouse, entstanden aus chartreuse, nicht bloss Stiftsschule (L.), sondern auch Hospital für ehrenwerthe, durch unverschuldete Schicksalsschläge heruntergekommene alte Herren. Oft erwähnt in Thack., Newc.

cheek für Unverschämtheit. Reade, Love me l. 354. T. whom do you think he had the cheek, or, as the French say, the forehead to try and win over. „Die Stirn.“

Cheeks, spasshafte Benennung eines bausbäckigen Bengels.

cheeky, cant, die Eigenschaft kaltblütiger Impertinenz, cf. cheek.

to chest a rail sagt man von einem Pferde, wenn es mit der Brust gegen eine Barriere rennt, statt sie zu nehmen (Guy Liv.).

a chestnut horse ist ein Fuchs, ein (kastanien)braunes Pferd wäre a bay horse.

to churn crimson foam, eigenthümlich von dem vor den Mund tretenden Schaum in Guy Liv.

clack, eine Vogelscheuche, L.: aber eine solche, die, wie eine kleine Windmühle durch Klappern scheucht. Nur so wird z. B. klar Reade, Love me l. etc. 86: Mr. Fountain sat at breakfast opposite his niece with a twinkle set in his eye like a cherry clack in a tree.

clear. a brook 16 feet clear of water, d. h. bloss die Breite des Wassers gemessen, die Ausbiegung des Randes nicht mitgerechnet, wie deutsch: „in Lichten“?

to clench one's teeth, die Zähne vor Wuth oder dgl. fest zusammenbeissen. Reade, Love me l. 85 und 292. T. D. Verb. heisst auch an einem eingeschlagenen Nagel die durchgedrungene Spitze umbiegen, und hiervon erst ist to clinch an argument (bei L.) die Uebertragung.

cloak-room, Garderobe.

clock. at 11, 30 o'clock (Russell, Diary in India), nach englischer Kurzrednerei aus dem Ablesen von Fahrplänen entstanden. — he knows what o'clock it is = was die Glocke geschlagen hat, ist klug, Dick., Sk. 451. T.

closely ruled, written.

coaches s. B. XXI, 162; genauer: private tutors, welche den Studenten durch Repetitorien und dgl. den Weg zum Examen leichter machen. Auch to coach; who coaches you? Dick., Little Dorr. I, 154 coached or crammed the statesmen etc., cf. ib. III, 202: had coached him up, hatte ihn vorbereitet, eingepaukt. cf. crammer und grinder.

to coal, der übliche Ausdruck für: Kohlen einnehmen. (Russel, Diary und sonst.)

cobweb and moonshine, Dinge oder Worte ohne allen reellen

Werth (Bulwer, My Nov.). Der slang-Ausdruck dafür ist bosh, ein nach dem Sl. D. aus dem Türkischen stammendes Wort: bosh lakerdi = empty talk, schon 1760 in Gebrauch. Dick., Little Dorr. IV, 259 und II, 237, cf. Cornh. Mag. Oct. 1860, 519.

coddle auch subst: Jemand, der sich sehr verzärtelt, sich anzuschmeicheln versteht.

to coin a man, ihn verwerthen, seine Fähigkeiten zur Geltung bringen, Reade, Love me l. p. 233. T.

colour, auch Anschein der Wahrheit: he would immediately abandon this preferment at R., of which it might be said with so much colour that he had bought it. Cornhill Mag. July 1860 p. 37.

colt. as sound as a. c.

combination-room, in Cambridge der Saal, in dem die fellows, nachdem sie gegessen, sich zum Dessert versammeln. (Farrar, Julian Home.)

to come in for . . ., nicht bloss einkommen um, Anspruch machen auf, wie Fl. und L. geben, sondern wirklich seinen Antheil erhalten, wie z. B. Dickens, Hard Times p. 6. T. zeigt: and Sissy, being at the corner of a row on the sunny side came in for the beginnig of a sunbeam, oder (the actor) came in for his portion of the applause (Bulw., What will he etc.). — to come off, sehr gewöhnlich bei Wettrennen und dgl., also wenn es von andern Dingen, wie Heirathen und ähnlichen, gesagt wird, mit komischem Beigeschmack, wie unser „losgehen." Lever, Davenp. Dunn III, 2 T. — N. N. is coming out strongly as a political writer. Lever, Davenp. Dunn I, 344. T.: and the descriptive fellows would come out strong about the way, in which etc. Trollope, Barch. Tow. 280: on such occasions Mr. P. came out strongly. — That's coming it too strong, das ist doch zu stark!

compartment, der einzige englische Ausdruck für Coupé auf der Eisenbahn.

confined in one's body = costive.

constitutional, eigentlich studentisch, doch in heitrem Gespräch sehr üblich: ein längerer Spaziergang zur Verdauung.

construe auch substantivisch: our construe (Farrar, Jul. Home.), Präparation oder Uebersetzung.

continuations nicht = trousers, wie B. XXI. p. 163 will, sondern = gaiters; dass erstres nicht möglich ist, zeigt Dickens, Sketches p. 413: in drab shorts and continuations.

contradiction in terms: contradictio in adjecto.

conversation auch = guter, gesellschaftlicher Ton: when such an inflexible integrity is a little softened and qualified by the rules of conversation and good breeding. (Addison on politeness.)

conventionalism. Ungerechtfertigte Gefügigkeit und Nachgiebigkeit gegen die herrschenden Verhältnisse (Trollope, Tuscany).

convertible terms, Synonyme, die man für einander setzen kann, Lever, Davenp. Dunn I, 223. T.

cornice auch Gardinenstange oder -halter.

countenance. Dick., Sketch. 437. T. Mr. Tottle stared vacancy out of countenance, drolliges Gemisch aus to stare into vacancy und to stare out of countenance.

to counter, von B. XXIII. p. 376 mit ? erwähnt, bed. das Pariren beim Boxen. Zu der von ihm citirten Stelle vgl. aus Guy Livingst.: he stopped and countered as coolly as if his adversary had only the gloves on. cf. auch Dickens, H. T. p. 8. T.

court-guide, nicht Adels-Lexicon, wie B. will, sondern der nicht commercielle Theil des londoner directory. Er enthält die Wohnungen natürlich der adligen Familien, aber auch der Beamten, Militärs, Gelehrten, Lehrer u. dgl.

Coventry. to send a man to C., Dick., Hard T. 183. Zu dem von L. Gesagten diene als Erklärung, was d. Sl. D. unter dem Artikel sagt: „Coventry was one of those towns in which the privilege of practising most trades was anciently confined to certain privileged persons, as the freemen etc. Hence a stranger stood little chance of custom, or countenance, and ‚to send a man to Coventry' came to be equivalent to putting him out of the pale of society."

cover-hack. (Guy Liv.) Kein Besitzer eines Vollblutpferdes würde dasselbe dadurch ermüden, dass er vor Beginn der Fuchsjagd auf demselben bis zum Revier (cover) reitet. Dazu wird ein gewöhnlicher Gaul (hack) genommen, der deshalb c. h. heisst. Das Verbum ist to hack to cover. to break c., vom Fuchs, Lever, Davenp. Dunn II, 216. T.

cow. he grows downward like a cow's tail, von Kindern gesagt, die nicht wachsen wollen. — the tune the old cow (auch my aunt's cat) died of (Reade, Love me l. etc. p. 59), von weinerlichen Melodien üblich.

cracky, verdreht im Kopfe, nur burschikos; auch als Ausruf: cracky! what is that!

to cram, Jemand in einem „Paukkolleg“ zum Examen vorbereiten: auch in der Schule: Jemandem etwas weis machen (Times).

crammer, der vorbereitende tutor = coach (Farrar, Jul. Home. cf. Dick., Little Dorr. I, 153. T.: a coach or crammer).

to crane steht in der von B. XXI. p. 163 angegebenen Bedtg auch von Pferden, wenn sie gewaltsam mit dem Kopf vorangehen, ohne dem Zügel zu gehorchen (the horse tries to get his head). So Guy Livingst.: it was a clear case of craning; H. was hauling nervously at the reins etc.

to creep, von dem was wir Gänsehaut nennen: my flesh began to creep all over from head to foot: Kavanagh, Seven years. d., cf. Trollope, Warden (Lond. 1859) p. 98.

crocheteer? Reade, Love me l. p. 20. T.

to cross a fight (Guy Liv.) unbekannt. — a crossed and recrossed letter, ein Brief, in dem man um Papier zu sparen quer über die Zeilen weg geschrieben hat. cf. Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) p. 125. cf. Lever, Davenp. Dunn. III, 125.

a cross, ein Diebsstück, Betrug, any piece of sharp practice, s. Lever, Davenport Dunn I, 189 und öfter.

crow. six miles as the crow flies (opp.: as the train jogs, seven m.). Times: in grader Linie; cf. Reade, Love me l. 251. T.: David was going as the crow flies across some meadows half a mile ahead. Lever, Davenp. Dunn III, 45. T.: I go usually as the crow flies and as nearly as I can.

cry. Auch: more cry than wool in the business.

customer, a tough, a rum, bes. an ugly customer, Einer mit dem schwer fertig zu werden ist (schlimmer Kunde auch jetzt bei uns).

to cut. Eigenthüml. Vergleich bei Thack., Newc.: she cut me as dead as a stone. Das Verb hat die Bedeutung auch in Beziehung auf Sachen: I vote we cut the theatre to-day (aufgeben), I advise you to cut Horace (bei Seite liegen lassen); so: cut it, Dick., Little Dorr. I, 109. Auch: sich davon machen (Dick., Hard T.) — to cut in, in die Rede fallen. — to cut out wird namentlich von dem bei den englischen Seeleuten beliebten Bravourstück gesagt, dass bei Blokade eines Hafens oder dgl. ein bemanntes Boot still an die feindlichen Schiffe hinanfährt, plötzlich eins derselben durch Ueberraschung nimmt

und damit fortfährt. — that's cutting it rather fat (Dickens, Sk. 92. T.) = coming strong, q. v., doch mit der Nebenbedeutung des Aufschneidens. — a man cuts up rough, ist grob und kurz angebunden: Dickens, H. T. 49. T., cf. Reade, Love me I. 388. T. the more genteel we takes 'em, the rougher they cuts. cut up difficult, Dick., Little Dorr. IV, 131. T. — Anders Trollope, Warden (Lond. 1859) p. 155: when dying, he was said to cut up exceeding well: hinterliess viel, weil die Hinterlassenschaft von den Erben getheilt wird. — he's a nicish cut of a horse. Cornh. Mag. 1860. Framley Parsonage.

cutting-whip, eine Hetzpeitsche (Guy Liv.).

dagger. to be at daggers drawn with . . ., auf dem Fusse der äussersten Feindseligkeit stehen.

daisy-picker. Der kleine Bruder oder sonstige Begleiter, der mit dem Liebespaare geht, damit der Anstand gewahrt ist. Natürlich wird er nach Kräften entfernt: er möge gehn, sich Blumen suchen u. dgl., daher der Name. to play d. p., der lästige Dritte sein.

danger-lights, die auf Eisenbahnen zur Warnung aufgestellten Laternen (Dickens, H. T.).

dark horse, Lever, Davenp. Dunn I, 330: in racing phraseology a horse whose chance of success is unknown, and whose capabilities have not been made the subject of comment. Sl. D.

Davy Jones. Seemannsausdruck für den Teufel, Reade, Love me I. p. 329. T. to go to Davy's locker, ertrinken, cf. B. XXI, 164.

day. my father's day was that of Cavendish, Black etc. Capt. Dundonald, Autob.: Zeit, Zeitalter; so: the statesmen of our day, Reade, Love me I. 186. T. — come and dine with us to-morrow, the next day — your own day (Thack., Newc.?), bestimmen Sie selbst einen Tag; so Lever, Davenp. Dunn I, 51. T. always asking him to name his day. cf. Dick., Little Dorr. II, 136. T. — a good day's wage for a good day's work, sprüchwörtlich geworden. Cornh. Mag. 1860. Jul. p. 116.

dead. Der Uebergang dieses Adjectivs in die Bedeutung vollkommen oder vollständig ist in den Wörterbüchern nicht gehörig verfolgt. Er scheint sich aus der Bedeutung todt = ohne Veränderung und Bewegung zu entwickeln. Den Weg zeigen Beispiele, wie dead drunk, to come to a dead lock oder stop, sowol eigentlich von Pferden, Wagen u. dgl., wie übertragen von der Rede, wenn man stockt. dead short, Reade, Love me I. 414. T.: he did not check her weak-

ness dead short. a dead pause, Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) 203. — a dead calm, a dead swoon (= total, wie ein Todter), dann in the dead of winter, of night — Begriffe, in denen an sich schon eine Negation der Lebensbewegung liegt, und zu denen dead gewissermassen nur als Verstärkung tritt; dagegen hat es ganz die andere Bedtg in: the ship had the wind dead against her (daher mit Auslassung des against: a dead wind, conträr) und übertragen: it went dead against my experience (widersprach direct), all appearances are dead against us; ferner dead-level, vollkommen horizontal, a dead bargain (da I bought it a bargain = billig), äusserst wohlfeil, a dead failure, und das von Str. citirte a dead shot, und deadly necesary; dead certainty, cf. Lever, Davenp. Dunn III, 7. T. a duel is meant to be a hazard, not a dead c.; dead weight, volle Last, Dick., Little Dorr. I, 264; III, 98. T. — Saucy Sal is a dead break-down, Lever, Davenp. Dunn II, 266. T. Auch gehört wol hieher das oben citirte she cut me as dead as a stone aus Thack., cf. mortal. — the book fell dead from the press, ohne Erfolg, von todtgebornen Kindern hergenommen, so wie auch still born von beiden gesagt wird. — They will not be dead to the justice of these remarks bildet den Gegensatz zu dem üblichen alive to a danger, an injury. cf. Lever, Davenp. Dunn II, 13: what a deal of delightful affliction might we enjoy that we are now dead to. — dead beat, vollständig herunter, erschöpft.

deed statt damned (d—d), Reade, Love me l. etc. p. 31. T.

to degrade, den Namen des Studenten wegen ungenügenden Examens in der Liste unter die von einem Jahre später setzen. (Farrar, Jul. Home.)

demented fehlt im Lexicon. (every living creature there held life as of no account and was demented with a passionate readiness to sacrifice it, Dickens, Two Cit. II, 28. T.) verrückt, doch immer mit ironischer oder sehr prägnanter Bedtg, so dass es in gewöhnlicher Rede nicht gebraucht wird.

devil. dient gradezu als Negation wie in devil a bit, devil a farthing, devil a good it is, Lever, Davenp. Dunn 1, 48. T. the devil a thing, ib. 41, u. dgl., und als Steigerung in Ausdrücken wie: the horse is the devil to pull. — the devil to pay, eine häufig falsch verstandene Phrase, der Bedeutung: ich bin in grosser Verlegenheit, abgekürzt aus der vollständigern Phrase: there is the devil to pay and no pitch hot,

der Teufel kommt und will theeren und wir haben's Pech nicht heiss gemacht! cf. Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 363.

Dick Tom and Harry gebraucht wie Hans und Kunz, oder Cajus und Titius bei den Juristen, um beliebig verschiedene Personen zu bezeichnen.

dip. to have a coat dipped, sich einen Rock färben lassen.

direction. Gegend: are you often in this direction?

distress, das Lexicon sollte das Wort Executionsverfahren geben, cf. über das Verfahren Dickens, Sketches p. 25. ff. T. to put in a d., Execution vollstrecken; das Recht dazu giebt der warrant of d., Executionsmandat; die Extrahirung eines solchen to levy a d. In das betreffende Haus wird ein Mensch geschickt, der darauf zu achten hat, dass keines der vorhandenen Möbel verschleppt wird (he is put in possession) ; er steht gewöhnlich mit einem Trödler in Verbindung und wird daher the broker's man genannt; er muss von dem Schuldner gefüttert werden, bis der Anspruch befriedigt ist (the execution is paid out, d. h. man wird durch Bezahlung ihrer los). Die Gerichtskosten the cost of levy.

to do, auch Jemand abfertigen; a do = a trick, (I thought it was a do to get rid of me, Dick., Sk. 28. T.). cf. Reade, Love me l. 90. T. und von Menschen: he is a regular do. — to do Venice, abmachen, Alles darin besehen. to do over Agamemnon, repetiren (Farrar, Jul. Home). to do for, aktivisch, Dick., Little Dorr. III, 169. T. (L. nur: to be done for.)

dodge auch als Subst. neben dem gleichlautenden Verbum = a trick. Oft bei Dickens, doch auch in ernstrer Sprache nicht mehr ungewöhnlich. dodger, einer der sich darauf versteht. — a master dodges his class, fragt die Schüler ausser der Reihe.

dog. Ein modernes Synonym zu to go to the dogs ist to go to the bad; cf. unter go. — to slink off like whipped dogs. — to run off like a dog with a kettle at his tail. — bread thrown to a dog, von verächtlich gespendeten Wohlthaten. — to dog nachfolgen, auch übertr.: the terrible ennuy which dogs the shadow of wasted time (Farrar, Jul. Home).

dogfancier, pr. a man who has a fancy for dogs; dann der mit solchen handelt, was zu den niedrigsten Gewerben gehört (Farrar, Jul. Home; cf. Macm. Mag. Nov. 1859, p. 30). so auch birdfancier, Dickens, Sk. 70 und 179. T.

d o n s, auf der Universität die masters, lecturers, deans, tutors, auch fellows. the dons in Downing-Street, die Minister, Lever, Davenp. Dunn III, 229. Auch das Adjectiv donnish ist üblich im Sinne von: Einer, der den Grossen spielt.

d o n e! topp! abgemacht! häufig, z. B. Dickens, Little Dorr. I, 204. T.

d o n k e y. I am so hungry that I could eat a donkey with a hamper of greens. — a donkey-engine, eine zweite Maschine, die nicht mit zur Fortbewegung des Schiffes dient.

a d o u b l e - first, ein Student, der bei der Examination sowol in classics als in mathematics in die erste Klasse kommt. Trollope, Barch. Tow. 148, 398, 436.

d o u b l e d e a l i n g adjectivisch, Cornhill Mag. 1860 p. 149: a doubledealing parson.

d o w, eine Art arabisches Fahrzeug, oft erwähnt in Russell, Diary.

d o w n y. the downiest cove to be met with anywhere, Lever, Davenp. Dunn I, 54. T. der verschlagenste Bursche.

d r e s s. Reade, Love me l. p. 9. T. She is not pretty, but she is eighteen; so I can't afford to dress her, durch meinen Anzug dem Eindrucke ihrer Jugend gleichkommen, wol gebildet nach to dress a part.

d r a w n - in features, zusammengekniffne Züge. — we do not d r a w well together (vom Zugvieh hergenommen), wir passen nicht zusammen. — to d r a w a c o v e r (von einem Netz oder dgl. hergenommen) heisst es, wenn Jäger und Hunde in einer Linie durch das Gehölz hinziehen, es abzusuchen (Guy Liv.). to b e a t a c. bei Lever, Davenp. Dunn I, 41 T. in derselben Bedeutung. — to draw to a close, sich seinem Ende nahen.

d r e s s e r s, junge Assistenzärzte, die unter Anleitung eines surgeon in Hospitälern hauptsächlich zum Anlegen von Verbänden und dgl. verwandt werden. Dickens, Little Dorr. III, 213. T. — In anderer Bedeutung Dickens, Sk. 277: what a magnificent dresser Mr. Simpson is! wie herrlich er sich anzuziehen versteht!

d u c k s, Dickens, Sk. 426. Hosen aus einem besondern weissen Sommerstoff.

d u m m y. Reade, Love me l. p. 218. T. a hair-dresser's d., die Wachspuppe im Schaufenster eines Friseurs.

e a t. Bei L. würde ein Beispiel gut thun, wie Reade, Love me l. p. 18. T. meat and potatoes eat better hot than cold.

eight. Bei boat-races sind 8 die übliche Zahl der Rudrer in einem Kahne. Jedes College auf der Universität pflegt seine 8 besten Rudrer zu bestimmen, um bei den jährlich stattfindenden Wettfahrten zu wetteifern; sie haben einen Capitain an der Spitze und werden nicht bei ihren Namen, sondern bei ihrer Nummer gerufen: he was „5“ in the university eight. Guy Liv. p. 23. T. — figure of e. (ib.) eine besondere Form der Rennbahn; die Figur der 8 bietet eine grössere Ausdehnung, als wenn man einfach im Oval um denselben Raum herumritte.

eirie oder eerie. Cornh. Mag. 1860. Jul. p. 75 the wind was coming from the sea every now and then in chill eerie soughs. — Farrar, Jul. Home: an eerie story; ein schottisches Wort, in's Englische hinübergenommen, weil dort ein Wort der Bedeutung „unheimlich“ fehlt; wol dasselbe mit dem von Str. ohne Bedeutung angeführten eyry. Jamieson Scot. Dict. giebt ery, eiry, eerie; affected with fear, from whatever cause — dann: excited by wildness of situation, und: denoting the feeling inspired by the dread of ghosts.

eldrich.? an e. screech. Reade, Love me l. p. 219. T.

enemy. how goes the enemy, was ist die Uhr?

enfeofment by seisin, die Art, Grundeigenthum zu übertragen, wobei man den Käufer zu demselben hinführt, und ihm etwas zu demselben Gehöriges, etwa einen Zweig von einem Baume, in die Hand giebt. Jetzt fast ausser Gebrauch, und ersetzt durch die Uebertragung by lease and release.

to establish a marriage, eine Ehe zur öffentlichen rechtsgültigen Anerkennung bringen, nachdem sie etwa im Geheimen oder im Auslande geschlossen ist. Solly Campbells.

to evaporate, das Zimmer verlassen, „verduften,“ verschwinden; öfters z. B. Dickens, Sk. 409. T.

even. I'll bet an even fifty, Guy Liv., 50 Pfund gegen 50. cf. Lever, Davenp. Dunn I, 189: I'll stake an even fifty, on either side.

Exon. The commander of the royal bodyguard is called: „Exon of the household.“

eye. up to one's eyes in . . ., bis über die Ohren in . . . — to look in one's face with all on's eyes.

to face. Auch: so stellen oder legen, dass man die Vorderseite der Sache vor sich hat. The letters are faced (Art. in Westm. Rev.

1860. über die Post); nachher erklärt: turned with their directions upwards.

to fall in, ablaufen von Contrakten: he offered me the lease lately fallen in of your cloth-mills at Enderly (John Halifax). to f. out of the game, vom Spiele zurücktreten, Reade, Love me l. 178. T.

to fall back upon, sich an etwas halten, einen Rückhalt haben an. With Prussia to fall back upon in a case of need . . . — (Times).

fancy-work, feinere weibliche Handarbeiten, wie Sticken, Häkeln und dgl., zum Unterschied von plain-work.

fangled. The old-f. banker. Reade, Love me l. etc. p. 167. T.

fast. Slang, aber in allgemeinem Gebrauch, ist das bezeichnende Adj. für fashionables Leben, noble Passionen und dgl. Jeder, der so sein Geld gut anzubringen versteht, ist fast; entweder 'because he goes fast and in the shortest possible way through his income,' oder because he lives too fast d. h. sich nicht conservirt. Von Damen gebraucht bedeutet es etwas Aehnliches wie emancipirt, oder auch einen luftigen Blaustrumpf. cf. rapid. Als opp. erscheint bisweilen slow.

feeler. to put out a f., sich vorläufig orientiren.

felon's docks. Die Anklagebank in Criminalprozessen.

fetlock. Auf diesen Theil wird zum Zweck der Beurtheilung, namentlich des Temperaments der Pferde, besondere Aufmerksamkeit gerichtet, wie der alte Vers zeigt: one white foot, buy him — two white feet, try him — three w. f., doubt him — four w. f., scout him.

figure-head, Gesicht. Reade, Love me l. p. 37. T.

to file an information. Dies ist der erste Schritt in einer gewissen Art von Prozessen, die Aufstellung des ersten Schriftsatzes. Auch to file a bill, im Court of Chancery, cf. specif. perf.

fine, medium, broad. Die drei Grade der Schärfe von Stahlfedern.

finial, ein gothischer Giebel mit Krabbenverzierungen (Bulw., What will he etc.).

fire: Reade, Love me l. etc. p. 18. T. she missed fire, übertragen grade wie „abblitzen" von Scherzen und dgl., worauf der Andre nicht eingeht.

a first, a second, wer nach der Examination in Cambridge einen Platz in der ersten oder zweiten Klasse erhält. cf. double-f. Das Wort wird auch auf den Platz bezogen: to get a first. — his hopes were crowned by a first or second (Guy Liv.).

fish. All is fish that comes to net, sprüchw. Man muss jeden Vortheil mitnehmen. — fish-tail burners, die gewöhnliche Form der Gasflamme (tulpenförmig).

flats und flies, Namen für Theaterdecorationen. Dickens, Sk. p. 425. T. flats s. Str.; flies müssen die von oben herabhängenden sein nach ib. 434.

flats nicht bloss Stockwerke, L., sondern überhaupt Theile eines Hauses, die einzeln vermiethet werden, also am genausten dem entsprechend, was wir Wohnung oder Quartier nennen: besonders so für Comptoire und dgl. abgelassen. Cornh. Mag. 1860. Jul. (The House that John built): gorgeous merchant's houses in Fenchurch and Leadenhall, now let out in flats as offices and chambers.

let the flea stick in the wall, Reade, Love me l. p. 277. Bed.?

a fleck on one's character findet sich in Farrar, Jul. Home.

flight nennt man die (zufälligen) Abtheilungen oder Gruppen, in denen sich beim Wettreiten die stärksten oder die schwächeren Reiter zusammenhalten: he took the lead of the second flight, er war der erste von den zweit-besten Reitern (Guy Liv.).

flimsy, eine Banknote, cant. Lever, Davenp. Dunn I, 158. T.: when a man sends you the flimsy, he spares you the flourish.

to floor, pr. im Ringkampf zu Boden werfen, und davon auf das Unterliegen in jedem Wettstreit übertragen, auf Wettreiten, Examina und dgl. In letztrer Beziehung sagt man auch umgekehrt: I floored the paper (d. h. das Blatt, das vor dem Examen vertheilt wird und die Aufgaben enthält), ich löste glänzend alle Aufgaben. Lever, Davenp. Dunn II, 337. Dick., Little Dorr. IV, 153. T.

to flop, wird von Dick., Two Cities im Munde einer bestimmten Person fortdauernd als verächtliche Bezeichnung des Betens und frommer Gesinnung überhaupt angewandt, z. B. I, 87: If you must go flopping yourself down, flop in favour of your husband and child. Vom Aufschlagen der Knie auf den Boden beim Niederknieen zum Beten.

floss-silk lose, ungesponnene Seide, Reade, Love me l. p. 31. T. Dick., Little Dorr. I, 210. T. Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) 63.

flourish. how do you fl.? scherzhaft statt do.

fluffy, Dick., Hard T. 152. T. faserig, auch in der Bedeutung schäbig, da es vom Tuch gesagt wird, von dem sich Stückchen der Wolle loslösen.

flunkey. Nach Jamieson, Diction. ist das Wort schottisch.

fly-whisk, Fliegenwedel. — fly-catcher, Maulaffe. Dickens, Little Dorr. I, 183. T. — to shoot flying, den Vogel im Fluge schiessen. — fly, verschlagen, Lever, Davenp. Dunn III, 256. T.

to follow the hounds, ein Jagdliebhaber sein.

to follow suit, eigentlich vom Kartenspiel (s. L.). Dann überhaupt nachfolgen, nachahmen; doch nur scherzhaft, z. B. Cornh. Mag. 1860, Aug., p. 242. then Justice . . . girds herself for a walking tour half way over Europe, with a pipe in her mouth. The Exchange quickly follows suit; cf. Reade, Love me l. p. 101. T. she even developed a feeble sense of fun, followed suit demurely when Eve came out sprigthly etc.

fool. — That is but a fool's reason, ein schlechter Grund, und Aehnliches. — he who is his own counsel, has a fool for his client, sprüchwörtlich. — he is not such a fool as he looks, nicht so dumm wie er aussieht. — all fool's day, der erste April, komisch nach all Saint's day.

for. I, for one, have never etc. Ich, z. B., oder ich: für mein Theil. — Auf Einladungen: at half past four, for five o'clock, d. h. man bittet um halb fünf zu kommen, der Anfang ist präcis fünf Uhr.

to force water, Wasser heben, in die Höhe treiben.

fore substantivisch: are there not soldiers still to the fore, etc. Soldaten, die stets voran sind (Guy Liv.). cf. Davenp. Dunn I, 45. T.: if you are not to the fore.

forelock. to pull one's f., eine Art der Begrüssung bei Bauern; sie fahren sich an's Haar, als ob sie einen Hut aufhätten, und ziehen an der Locke den Kopf herunter. Aehnliches bedeutet wol die einer Persönlichkeit in Hard Times fortdauernd beigelegte Pantomime, die Dickens mit „he knuckled his forehead" bezeichnet. Trollope, Barch. Tow. 332. — to take time by the f., schnell handeln, Dick., Little Dorr. III, 237. T.

foreparted oder new fronted, vorgeschuht.

foresters. Eine zu Geselligkeits- und Unterstützungszwecken gestiftete, äusserst zahlreiche Gesellschaft durch ganz England. Sie haben ein dem Namen entsprechendes phantastisches mittelalterliches Jagd-Costüm.

freezer. Reade, Love me l. p. 57. T. erklärt als one of those men who cannot shine but can eclipse. They darken all — by casting a dark shadow of trite sentences on each luminary.

friends. „you may write to your f.“, eine umschreibende Redensart für sterben, wie wir: Du kannst Dein Testament machen (Guy Liv.).

front, ein falscher Scheitel bei Damen. Dick., Sketch. 439. T.

a full length, subst., ein lebensgrosses Bild. — a full private, spasshaft, wie wenn wir sagten: „ein ganz gemeiner Soldat“ (Times). to come full upon somebody, grade auf Einen loskommen.

gage, broad and narrow, schmale und weite Spur bei Eisenbahnwagen. the war of the gages, der im vorigen Jahrzehnd geführte Streit, ob die alte schmale Spur (4′ 10″) oder die breite, von Brunel auf der Great-Western Bahn zuerst angewandte (7′) allgemein einzuführen sei.

gall and wormwood öfters so verbunden, um etwas äusserst Bitteres, Herzkränkendes zu bezeichnen.

game, wahrscheinlich hergenommen vom game-cock, bedeutet als S. Muth, als A. muthig, bereit zum Unternehmen. Trollope, Warden 78. Dick., Sk. 458. T. Bei Dieben heisst to die game, sterben ohne bekannt zu haben. Lever, Davenp. Dunn II, 218. T.

gaping's catching; hanging's stretching.

gas-fitter. Ein besonderer Gewerbszweig: sie machen Gaseinrichtungen und Alles, was in das Fach schlägt, Wasserleitungen und dgl.

gate. proselytes of the g. sind eine besondere Art Convertiten vom Heiden- zum Judenthum, die in ein inneres Thor des Tempels nicht eingelassen wurden. (?)

gateway. It seemed that some obstruction in the gateways outward prevented her, in her waking hours, from being able at all to utter herself, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 76: seine Wege der Wahrnehmung und Aeusserung. Aehnlich nennt Reade, Love me 1. p. 236. die Ohren an avenue of sense.

their geese are always swans sagt man in Bezug auf Prahler. cf. Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858), 152: he observed that one person's swans were very often another person's geese.

germanified letters, Reade, Love me 1. p. 94. T. schnörklig, schwer zu lesen.

get. — to g. something in = into the bargain, als Zugabe bei einem Kauf bekommen. A lady very much got up, sehr herausgeputzt; auch the get-up, die äussere Erscheinung, Lever, Davenp. Dunn III, 196. T. — I wish you may get it, sehr übliche Phrase der Verhöh-

nung gegen Jemand, der eine Forderung gestellt hat, die man nicht gesonnen ist zu bewilligen. — a got-up affair, besonders angestiftet.

Gills, spasshafte Bezeichnung für Jemand, der sehr hohe Vatermörder trägt. Dies gibt Antwort auf Str.'s Fragezeichen.

the gist (of a criticism), der eigentliche Gehalt, die Seele (Fl. und L. geben nur Hauptgrund der Anklage).

to give a horse his gallops, ein durchgehendes Pferd in vollem Carriere davon rennen lassen (Guy Liv.). — to g. the wall. Die Sitte ist nicht mehr, denn Murray's neustes Fremdenbuch giebt die Weisung: Take the right hand side of those you meet in walking along the streets. — „Give a chimney-sweep the wall," eine Vorschrift wie unser: Einem Betrunknen und einem Fuder Heu muss man aus dem Wege gehen. — to give tongue, anschlagen, vom Hunde (Dick., H. T. p. 36.). to g. mouth (ib. p. 42), viel über etwas reden (vulg.).

glazing speciell auch das Firnissen von Gemälden.

to gloat, auch: neidisch oder hämisch scheel sehen. The world is always eager to gloat over the detected vice of a clergyman. Cornh. Mag. 1860 p. 39.

to take the gloss (oder shine) off, pr. vom Tuche, das den Glanz verliert; dann mit einer üblichen Uebertragung: Jemandes zu hohe Hoffnung dämpfen, ihm die zu hohe Meinung von sich selbst benehmen. When matters went smoothly, she itched to torment and take the gloss off David. Reade, Love me l. p. 141. T.

gloves. — she had laid half a point more — not in gloves — on the heavy-weight (Guy Liv.). Wetten mit Damen werden, um ihnen den Anschein der Leidenschaft oder Gewinnsucht zu benehmen, so geschlossen, dass ihnen der Gewinn nicht in Geld, sondern in Handschuhen gezahlt wird. Die betreffende Dame erscheint also hier als besonders „fast."

glutton. — he took his punishment like a glutton (Guy Liv.). Der Vergleich ist im ring heimisch; als wenn er nicht genug bekommen könnte; er hielt so standhaft aus, als machte es ihm Vergnügen.

go. — to express an opinion without good grounds to go upon, fussen — he would certainly be on her side as far as opinion went; so weit es auf — ankam, oder was — anbetraf (Cornh. Mag. 1860. June); ähnlich I believed them honest men, as times went, sehr üblich so: nicht nach dem strengen Begriff, sondern in Anbetracht der allge-

meinen Unvollkommenheit der menschlichen Natur. no bad thing, as times go, Lever, Davenp. Dunn I, 58. T. — well read, as times go, Cornh. Mag. Sept. 1860, 274. — Here we go again; da haben wir's schon wieder (Dick., Hard T. p. 41). — that goes very well with cake, schmeckt zu . . ., auch: wine and walnuts go particularly well together. — to let go towards . . . zugeben, dass etwas wozu verwendet wird: this five pounds will go towards paying that debt. — she'll let that picture go towards . . . (Opposite neighbours, Comedy). to go in for ..., eigentlich slang, aber im Gespräch äusserst üblich; häufig, z. B. Lever, Davenp. Dunn I, 118. T. etwas unternehmen, sich darauf legen; z. B. to go in for an examination, for a place. Von Jemand, der in einer Gesellschaft viel Gefrorenes vertilgt, sagt man wol: he goes furiously in for ices; a lady goes in for dress; to go in for camels, eine Reise in den Orient machen, was sich bei Dick., Hard. T. p. 298. T. findet. — to go to grief = to the dogs: some adult gambler gone to grief, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 109. — to go out at a salary (Dick., Hard. T. 54. T.), sich in einen Dienst vermiethen. — the bells go three (ib.), schlagen Drei. — Als Subst. ist bekannt: there is no go; all action and no go, von einem Pferde; here's a pretty go, Dick., Sk. 431. T.; a great go, „ein grosser Witz" nach berliner Redeweise. — little go. Wenn L. erklärt: „Das erste Examen der Candidaten der Theologie, wonach sie zu deacons promoviren, dagegen the great go, das zweite Examen derselben, wonach sie zu priests werden," so ist daran so gut wie Alles falsch. Erstens gilt das Examen allen undergraduates, sie mögen Theologen werden oder nicht. Das Ordiniren zu deacons und priests liegt zwar auch in der Regel um ein Jahr aus einander; dass aber Niemand darauf deacon werden kann, ergiebt sich schon aus den geforderten Gegenständen; diese sind, wie Farrar, Jul. Home, erklärt: „Paley's Evidences; a little Greek Testament, some easy classic, Scripture History and a sprinkling of arithmetic and algebra." Es ist nur eine previous examination (in Cambr. little go, in Oxf. the smalls genannt), die zu Ende des zweiten Studienjahres gehalten wird, und hat, da viele junge Leute die Universität nur zum Vergnügen besuchen, den Doppelzweck, einmal, ein gewisser Zwang für jene zu sein, sich in der Mitte des Trienniums doch etwas wissenschaftlich zu beschäftigen, dann für die ein Jahr darauf folgende examination for honours die ganz Unfähigen auszusondern. Das Durchfallen ist dabei also besonders schimpflich. Es kann beiläufig bemerkt

werden, dass ein undergraduate vor diesem Examen junior Soph (sophister), nach demselben senior Soph im Cambr. university-slang genannt wird.

Golgotha, der Hut (sl.): „Schädelstätte;" auch der Platz für die masters of the colleges in der Kirche in Cambrigde vor der Kanzel.

good. so far so good, Reade, Love me l. etc. 141. und 338., etwa: bis hierher hat uns der Herr geholfen! Wird auch gebraucht, nach einem Abschnitt der Auseinandersetzung auf Andres überzugehen; „gut also."

goose. you cannot sarse the goose and not the gander, Dick., Two Cit. 2, 180. T.; sarse ist nur aus vulgärer Aussprache von sauce entstanden, und die Phrase danach umgeformt; denn sie heisst eigentlich: what is sauce for the goose, is sauce for the gander d. h. eines ist so gut wie das andere; was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

goosestep. Der erste Theil des Exercirens bei Soldaten, bei dem dieselben die Beine langsam nach vorn und hinten werfen müssen;: so to perform a perpetual goosestep im Juniheft des Cornh. Mag. nicht vorwärts kommen. Fl. giebt Gänsemarsch: dies giebt einen falschen Begriff; bei L. fehlt das Wort.

gospel. to receive one's words as gospel-truth.

Gown-boy (Thack., Newc.), Schüler von Christ's hospital in Newgate Str. London. Sie tragen eine höchst absurde Kleidung: einen blauen langen Rock mit faltigen Schössen, gelben Unterrock und gelbe Strümpfe, einen Ledergürtel und keine Kopfbedeckung. Der Philologe Jos. Barnes, Markland, der Dichter Coleridge, Ch. Lamb, Leigh Hunt u. A. kamen aus dieser Schule.

grandmother. tell that to your gr. = to the marines; es wird auch bloss gerufen: ah, Granny!

gray mare, zur Erklärung der bei Lucas erwähnten Phrase diene die landläufige Geschichte, dass irgendwo der Frau, die ein ganzes Jahr ihrem Manne nicht widersprochen, ein schönes Ross verheissen wurde. Nach Ablauf der Frist ging Jemand mit mehreren Pferden umher, sie zur Auswahl zu bieten. Nur eine Frau fand sich, die Anspruch zu erheben wagte. Als nun aber ihr Mann ein schönes schwarzes Pferd auswählte, trat sie mit den entschiednen Worten dazwischen: „No, no, the gray mare is the better horse," und verlor so auch ihren Preis.

green. In Bezug auf die bekannte Bedeutung existirt die übliche Phrase: do you perceive any green in the corner of my eye?

griff. „we were griffs at school together.“ Dundonald, Autob. abgekürzt aus griffin, ein Neuling in indischem Leben. Ist aber so übertragen nicht eben üblich.

to grind, s. B., in der Schule, unser „büffeln“. grinder auch = crammer, q. v. (Farrar, Jul. Home oft.)

grotto. Der 1. August ist der Anfang der Saison für Austernesser. Kinder bauen an diesem Tage kleine Grotten von Austernschalen, setzen auch wol ein Licht hinein, und betteln unter den Worten: „remember the grotto.“

ground. to take up high gr., sich auf's hohe Pferd setzen; aber: taking up higher g., wenn man die Sache von einem höheren Standpunkt betrachtet, Trollope, Barch. Tow. 292. the project fell to the g., frz. tomber dans l'eau.

guard, die Parade beim Faustkampf, die linke Hand, welche quer vor die Brust gehalten wird (Guy Liv.).

gulf, die vierte Klasse bei dem mathematical tripos in Cambridge, oder vielmehr diejenigen, deren Leistungen zu schwach waren, sie in die Klassen der wranglers, senior und junior optime zu rangiren, die aber doch promovirt werden. Sie durften das Ex. in classics nicht machen. Die Sache ist jetzt geändert. Auch to be gulfed.

gullible, leichtgläubig. Fl. und L. geben nur das abgeleitete Subst.

gumption; für dies Wort giebt das Sl. D.: from GAUM, to comprehend; „I canna GAUGE it, and I canna GAUM it,“ as a Yorkshire exciseman said of a hedgehog.

gun. great guns, Leute, von denen viel gemacht wird, Notabilitäten, Cornh. Mag. 1860. Aug. p. 256. Dick., Little Dorr. IV, 115. T.

gyps, nicht gips ist das von B. XXI, 167 beigebrachte Wort zu schreiben, da es griechisch sein soll; γῦπες aber werden sie wegen der Habsucht genannt, mit der sie die Studenten ausplündern. s. Farrar, Jul. Home oft, auch L. In Oxford scout, s. Macm. Mag. Nov. 1859 p. 26.

gypseying. to go a g. bei Farrar, Jul. Home, von einer Landpartie gesagt, wo man im Walde auf dem Rasen speist.

half bound neben half calf, halbfranz.

Hallowe'en, Allerheiligenabend, an den sich in Schottland allerhand Geisterspuk knüpft.

halyard, eine besondere Art Seile im Tauwerk eines Schiffes, Reade, Love me l. p. 34. T.

hand. Nicht genügend geordnet und hervorgehoben sind in den Wörterbüchern die von hand = Arbeiter abgeleiteten Bedeutungen für den Mann, insofern man seine Geschicklichkeit oder Eigenheit betrachtet: so wird nicht bloss von äussrer Fertigkeit gesagt: she is a good hand in making coffee, sondern ebenso: an old hand in making love; cf. Lever, Davenp. Dunn I, 156: the older hands, fellows versed in all acts and ways; Dick., Little Dorr. III, 48. T. I am a man of few words, and a bad hand at an explanation; Trollope, Warden (Lond. 1859) 212: a good hand at a lawsuit; he is either a cool hand or a simple one (Cornh. Mag. 1860. Jul.) nichts weiter als: er ist kaltblütig oder dumm; he is a cool hand that B., Reade, Love me l. p. 224. T., alles von bloss geistigen Eigenschaften. — a man who never shows his hand, der immer verdeckt handelt. (v. Kartensp.) — hand = Besitz: the property changes hands, kommt in andre Hände; the p. will be on his hands again, nachdem es vermiethet war. — the copies still in hand, die noch nicht ausgegebenen oder verkauften Nummern einer Schrift. — Gewalt: the strong hand will never do it, in Dick., Hard T. — bound hand and foot to . . . (ib.), unauflöslich.

handle to one's name. Thack., Newc.: I don't care to wear the handle to my name: ein Titel. cf. Trollope, Barch. Tow. 365.

to hang as high as Haman scheint als Redensart gäng und gäbe zu sein.

to hang out, wohnen, s. L., hergenommen von dem aushängenden Schilde mit dem Namen. Zur Erhöhung des Spasses fragt man auch mit dem Synonym: where do you suspend?

hare. Mrs. Glass's recipe: „First catch your hare" (Farrar, Jul. Home). Sie hatte in einem von ihr herausgegebenen Kochbuch den Artikel, „how to jug a hare" mit den angeführten Worten begonnen.

Harry; bei the Lord H. (Sherid., Rivals und sonst, z. B. Lever, Davenp. Dunn I, 263. T.) ein entstellter Schwur, to play old H. = Old Nick.

hassock auch ein Kissen, auf das gichtkranke Personen den Fuss legen, ihn zu ruhen. — tea and hassocks, sagt man spasshaft,

werden bei prayer-meetings gereicht, weil in ihnen nur Thee getrunken und dann gebetet wird (Farrar, Jul. Home).

head. to speak in the head, mit lauter, angestrengter Stimme sprechen. — a race lost by a head, um eine Kopflänge. — to leave a horse eating his head off, unbenutzt stehen lassen (Framley parsonage in Cornh. Mag. 1860. Juni). — My juniors were put over my head: mir vorgezogen bei einer Anstellung. — h. heisst auch der überragende Schaum auf dem Glase Bier; to make a h. to it: so eingiessen. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 395. — the head boy, der Primus.

heart of flesh (can't stand it) opp. dem heart of stone. — it gives me double h., macht mir doppelten Muth, Reade, Love me l. 337.

to hear the pupils their task, überhören.

a heavy subscriber, einer der viel subscribirt. — heavy-weights, Boxer die durch die Schwere und Kraft der Schläge, light w., die durch Geschwindigkeit und Behendigkeit wirken. Nach denselben Namen werden Pferde unterschieden, je nachdem sie vor dem Rennen von ihren Herrn als solche nach ihrem Alter und sonstigen Eigenschaften declarirt sind (proposed). Sie haben danach einen schwerern oder leichteren Reiter zu tragen.

helot, Helot, findet sich in der allgemeinen Bedeutung Trunkenbold (Art. in Cornh. Mag. Juni).

here and there, in vulgärer Sprache oft nach this und that, z. B. you have no more nat'ral sense of duty than the bed of this here Thames river has of a pile etc., Dick., Two Cit. I, 259. und tausendfältig sonst. — Mary here and Mary there and Mary every thing: Marie vorn und Marie hinten.

High Jinks (Cornh. Mag. 1860. Oct. p. 393; Macm. Mag. Nov. 1859 p. 15.), übermüthige Spässe.

hobs, zwei hervorragende Theile des Kamins zu beiden Seiten der bars, die die Kohlen halten; benutzt zum Hinaufsetzen von Kesseln (Dick., Little Dorr. I, 49. T.) und dgl. Ungebildete stellen auch wol die Füsse darauf (Fl. Herdwand).

hookey (Dick., Sk. p. 24). Wenn an old-fashioned game bei B. XXI. p. 168. bedeuten soll, dass das Spiel nicht mehr in Gebrauch wäre, so dürfte dies nicht richtig sein; es wird, namentlich auf Schulen, noch eifrig getrieben. Die Spieler sind, wie bei unserm Partieball, in zwei Parteien getheilt, deren jede einen durch eine Linie (base) markirten Standpunkt hat. Jeder Spieler hat einen am Ende

umgebogenen Stock wie unsere Hakenstöcke, den er aber am spitzen Ende fasst. Jede Partei sucht den auf der Erde liegenden Ball über das Mal der anderen vermittelst der Stöcke hinauszutreiben. Zu dem Zwecke rücken sie nach der Mitte vor, und stehen oft in dicht gedrängtem Knäuel um den Ball, in grossem Eifer und Aufregung.

holiday-captain (Roderick Random), ähnlich wie wir Sonntagsreiter sagen: einer der sich nur Capitain nennt. (?)

to hold sticks with able competitors? Reade, Love me l. 132. T. der Sinn ist: sich gegen sie behaupten, die Rivalität aushalten.

hop, skip and jump. So wird das Ueberspringen eines bestimmten Raumes in zwei Sätzen bezeichnet; h. ist das Absetzen mit dem linken Fuss diesseits; skip das Aufsetzen mit dem rechten in der Mitte, jump das Aufspringen mit beiden Füssen jenseits. Wird oft um die Wette als Spiel geübt.

hornet's nest, wird in der Bedeutung unsres „Wespennest" so angewandt: you will oblige me by not bringing a hornet's nest about my ears (Kavanagh, Seven Years), von Erregen vielen Gezänks mit Andern. cf. Trollope, Barch. Tow. (Lond. 1858) 101, 290.

that horse is ridden to death, von verbrauchten Gedanken, Kniffen, und dgl. — I don't like to look a gift-horse in the mouth. Dick., Copperf. cf. Trollope, Barch. Tow. 369.

horseflesh wird professionell oft statt horses gesagt, z. B. connoisseurs in horseflesh. Lever, Davenp. Dunn II, 174 a consummate jugde of h.

hot water. this man and Nena Sahib had always been in hot water together (Hist. of Cawnp.), sehr üblicher Ausdruck für einen, der in fortwährendem Zank und Streit lebt, cf. Reade, Love me l. etc. 418. T.: So D. was often irritated and worried and in hot water. Trollope, Barch. Tow. he would get himself in h. w.; ib. 365: keep him out of. h. w.

Hue and Cry. Eine Art polizeiliches Intelligenzblatt für Wiedererlangung verlorner Gegenstände. (?) Reade, Love me l. p. 248. T.

humdrum. Ueber den Ursprung sagt das Sl. D.: a society of gentlemen, who used to meet near the Charter-House, or at the king's Head, St. John's street. They were charakterized by less mystery and more pleasantry than the Freemasons. (Bacchus and Venus, 1737.)

idea'd, unidea'd words, gewagt von Reade, Love me l. 94. T.

if it is . . . So eingeleitete abgekürzte Sätze dienen oft zur Ver-

sichrung der annäherungsweisen Genauigkeit einer Zahlenangabe; a cabin 7′ 3. to 6′ 4, if it's an inch (Solly, Campells), eigentlich: so sicher, wie sie doch einen Zoll wenigstens breit ist; oder a person seventy years old, if he is a week. — not if I know it, meines Wissens nicht.

imperial, die Art Bart, wo ein kleiner Zipfel nach unten stehen bleibt, das übrige Kinn glatt geschoren ist; wol nach Louis Napoleon so benannt.

ins and outs. Die von L. s. v. out gegebne Bedeutung ist nicht die einzige; man hört von engen und verwickelten Strassenverbindungen sagen: there are so many ins and outs here. — oder: he knows all the ins and outs of this neigbourhood. — in at the death ist beim foxhunting der Reiter, der als der erste beim erlegten Thiere ankommt, und dem der brush als Preis zufällt (Guy Liv.). — who is in? beim Cricket und anderen Spielen (s. Dick., Sk. 441. T. „go in", cf. id., Little Dorr. IV, 154. T.) wie wir: wer ist dran, oder: wer ist Schläger? — Eigenthümlich ist der Gebrauch der Präposition in der Verbindung: the case was in ejectment = es war eine Klage auf ej.; oft in Gerichtsverhandlungen zu lesen. —

inch. within an inch, um ein Haar, Dick., Hard T. p. 140. T.

innocents. s. the slaughter oder murder of the i., der betlehemitische Kindermord, cf. Dick., Hard T., Cap. II. Ueberschr.

iron. too many irons in the fire, von vielerlei Geschäften, die Jemand zu gleicher Zeit unternimmt, und durch die er seine Kraft zersplittert (the old adage of too m. i. i. the f., Dundonald, Autob. cf. Trollope, Barch. Tow. 97.).

issue. Ausgabe oder Nummer einer Zeitung, d. h. die Gesammtheit aller unter einer Nummer gedruckten Exemplare, the newspaper in its issues n⁰. 2. 3. 4.

jessamine ist nicht, was wir Jasmin nennen, sondern ein häufig an den Wänden gezogenes rankendes Gewächs mit kleiner weisser, nur schwach duftender Blüte. Trollope, Barch. Tow. 414: what is the turret whithout its ivy, or the high garden-wall without its j.?

Jim Crow. Gegenstand eines noch jetzt in London populären jig; das bei B. Gegebene ist dann secundär.

John Company, übliche Personification der ostindischen Compagnie, s. Cornh. Mag. 1860. Jul. p. 114 sqq.: the house that John

built; auch Reade, Love me l. p. 370. T.: I have gone to leeward of John Company's favour.

jug-department, häufig an Schildern von public houses angeschrieben, um zu bezeichnen, dass Privatleute sich dort ihren jug mit Bier können füllen lassen. Auch bottle-dep., wholesale-dep., s. Dick., Sk. 178. T.

keen. — the wild Irish women, keening over their dead, Guy Liv. p. 134. T. in der Bedeutung des sonst davon üblichen Wortes to wake the dead.

to keep. he kept us going in sherry. — put one small lump on the fire, just to keep it in, brennend zu erhalten. — I don't keep that, den Artikel führe ich nicht. — In Cambridge cant ist es = to live: I keep on the same staircase (Farrar, Jul. Home).

Jack Ketch, der Henker, L.; Macaulay hist. of E. II, 194. T. He (Monmouth) then accosted John Ketch the executioner, a wretch who had butchered many brave and noble victims, and whose name has, during a century and a half, been vulgarly given to all that have succeeded him in his odious office.

kettle of fish. Zu Str. diene als Ergänzung: the whole kettle-of-fish of school, Dick., H. T. 22. T. die ganze confuse Schulwirthschaft.

to kick against the prick, gegen den Stachel löken. — to kick the bucket, in's Gras beissen, Fl. Das Sl. D. giebt nach E. S. Taylor folgende Erklärung: The allusion is to the way in which a slaughtered pig is hung up, viz., by passing the ends of a bent piece of wood behind the tendons of the hind legs, and so suspending it to a hook in a beam above. This piece of wood is locally termed a bucket, and so by a coarse metaphor the phrase came to signify to die. Compare the Norfolk phrase „as wrong as a bucket.“ — to k. up a shindy, a noise, vulg., etwa: Lärm aufschlagen. — to k. the stool from under one, sich selbst der Mittel berauben, sich selbst schaden.

kindness. to have a k. for . . ., wird gewöhnlich in der zartern Bedeutung verstanden: eine Neigung oder stille Liebe haben für . . .

kindred. to claim k. with . . ., Verwandtschaftsansprüche geltend machen auf . . ., Goldsmith, Desert. Vill.; cf. Lever, Davenp. Dunn I, 61. T. Das Subst. Lever, Davenp. Dunn I, 61. T.

king's boys oder scholars, 40 Freischüler in der mathematischen Schule von Christ's hospital (cf. gown-boys), deren Stellen 1672 von Karl II. gegründet wurden.

kiss in the ring, Gesellschaftsspiel, ähnlich unserem „Fuchs in's Loch."

kitcher-kitcher, gebraucht, wenn man kleine Kinder zum Scherz kitzelt; bei uns hört man wol: kille, kille.

the knight of the woeful (sorrowful) countenance, Don Quixote.

knit. a muscular and well-knit frame, fest gebaut.

to knock off, der schon alte, noch jetzt übliche terminus technicus der Arbeiter für „Feierabend machen," auch fertig machen, abmachen: we may as well knock this off first. — to — the wind out of . . ., beim Boxen der ungesetzliche Schlag vor den Leib, wonach dem Gegner der Athem vergeht, Dick., Hard T. p. 8.: to knock the wind out of common sense. — I shall knock you into the middle of next week, scherzhafte Androhung einer Ohrfeige.

to know. he knows a thing or two: er ist ein geschickter Bursche, cf. Lever, Davenp. Dunn I, 152 und 193: up to a thing or two.

Berlin. Dr. A. Hoppe.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

---

44. Sitzung am 20. November 1860. — Herr Büchsenschütz berichtet über die neuesten Nummern der Zeitschrift „die Schweiz."

Ueber den darauf folgenden Vortrag des Herrn Mahn verweisen wir auf Archiv Bd. XXVIII, pag. 152 — 159, eben so über den des Herrn Leo auf Archiv Bd. XXVIII, pag. 233 — 244.

Demnächst trug Herr Trachsel eine Corola in französischem Schweizerpatois (Dialect von Gruyère, mit französischen und savoyischen Elementen): Sur le prince de Savoie, Lausanne, 1842, vor. In französischer Sprache gab der Vortragende Erläuterungen zum Verständniss des Liedchens. Alsdann las Herr Städler eine allegorische Auffassung der Gerusalemme liberata des Tasso, welche einer älteren Ausgabe des Gedichts (Urbino 1735) beigegeben ist. Danach bedeutet das Kreuzheer mit seinen verschiedenen Führern den Menschen mit seinen verschiedenen Tugenden, Jerusalem die himmlische Seeligkeit, die Zauberer und bösen Geister die Laster und Irrthümer des Menschen, die ihm die Erreichung jenes Jerusalems erschweren.

Schliesslich sprach Herr Herrig über ältere orthographische Schriften. Er setzte aus einander, dass die von Francis Wey ausgesprochene Behauptung, nach welcher Jean Salomon, gen. Montflory oder Florimond, der Erfinder orthographischer Zeichen (Accent, Cedille, Apostroph) sein solle, auf Irrthum beruhe. Der Vortragende vindicirt dem Geofroy Tory aus Bourges die Priorität, der schon 1523 den Druck zu seinem Champ Fleury begonnen habe, in welchem sich die neuen Zeichen bereits vorfinden, und dann in der 4. Auflage der Adolescence Clémentine (1533) von Cl. Marot auf dem betretenen Wege weitergegangen sei. Schliesslich wird im Einzelnen nachgewiesen, dass alles von Tory Herrührende bis auf die neueste Zeit beibehalten worden ist, und man bei ihm nur den Accent noch nicht findet, welcher über Wörter von einem und demselben Klange (ou und où, du und dû, notre und nôtre) gesetzt wird.

45. Sitzung am 4. December 1860. — Herr Pröhle sprach über die Unzweckmässigkeit der den öffentlichen Schulnachrichten beigegebenen wissenschaftlichen Abhandlungen und legt einen Plan vor, wie beim Wegfall dieser Programmschriften die also erübrigten Geldsummen zu dem Zwecke verwerthet werden könnten, die Lehrerschaft auch ferner zu wissenschaftlichen Arbeiten anzuregen. Aus den Anwesenden trat Niemand als Fürsprecher für die Programmarbeiten auf. Dagegen wurde die Frage aufgeworfen, ob der Gegenstand überhaupt vor das Forum der Gesellschaft gehöre.

Herr Lasson knüpfte an die Besprechung zweier neuer Faustcommentare, eines französischen von Blanchet und eines deutschen von Köstlin, einen Abriss der Entstehungsgeschichte des Goethe'schen Faust von dem 1790 herausgegebenen Fragment bis zum Abschluss der Dichtung durch den wenige Jahre vor Goethe's Tode erscheinenden zweiten Theil. Er theilt darauf die Commentare in philosophische und philologische, von denen die ersteren den Faust zu einer Darlegung der philosophischen Systeme, denen sie anhängen, benutzend, die Dichtung im Allgemeinen als Allegorie fassen, wobei manche in wunderliche Ausschreitungen abirren, wogegen die letzteren, zugleich die besseren Erklärer, das historische Verfahren anwenden und das Verhältniss des Dichters zu seinem Gegenstande und umgekehrt untersuchen. Von den beiden in Rede stehenden Commentaren, die der Vortragende für beachtungswerthe Leistungen erklärt, gibt er dem des französischen Verfassers den Vorzug, der jedoch, wie seine Landsleute überhaupt zu thun pflegen, den zweiten Theil sowohl dem Inhalt wie der Sprache nach hoch über den ersten stellt; zu bemerken ist übrigens, dass Blanchet allzugetreu nach der Uebersetzung von Blaze gearbeitet und dessen Irrthümer nicht berichtigt hat. Köstlin deute zu wenig und so käme es, dass, wo Goethe ersichtlich Allegorie getrieben, er auch an solchen Stellen nur jene Lust am Widersinn sähe, aus der sich gewisse Theile des Gedichtes allerdings nur erklären liessen. — Herr Hahn debattirt mit dem Vortragenden über die Aeusserung, der Inhalt des ersten Theils sei überhaupt keine Idee, sondern ein Charakter.

Herr Mahn hält einen etymologischen Vortrag über den Namen des Brockens. Siehe Archiv Bd. XXVIII, pag. 160 — 164. Im Anschluss daran erwähnt Herr Pröhle, dass er eine Abhandlung „De Bructeri nominibus et de fabulis, quae ad eum montem pertinent“ geschrieben habe, die auch 1855 bei Angerstein in Wernigerode im Buchhandel erschien. Er sagt darin, dass Namen von Bergen überhaupt sehr selten früh vorkommen (häufig die von Flüssen), und dass der Name des Brockens erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vorkomme, wo er Brockisberg, Pruckelbergund Brückelsberg laute. Hieraus lasse sich, wie man bisher angenommen habe, wenig schliessen. S. 8 der Schrift werden jüngere Formen des Namens bis 1724 zusammengestellt. S. 8 — 12 handelt ausführlich über den

Namen *τὸ Μηλίβοκον ὄρος*. S. 26 wird auch noch erwähnt, dass nach Behrens' Hercynia curiosa der Berg zuweilen Blocksberg genannt werde. S. 12 — 13 handelt über den Namen Bructerus, den der Verfasser nur als lateinisch in seiner lateinisch geschriebenen Arbeit gebraucht. S. 14 — 24 handelt über den Namen Brocken. S. 17 wird auf das mittelhochdeutsche Wort broge (attollo me, erigo me) aufmerksam gemacht, doch hält der Verfasser in der Abhandlung für das Wahrscheinlichste, dass der Name Brocken Sumpfland, Bruchberg bedeutet. Aus Grimm's Wörterbuch wird angeführt: „ob man auf ein hochdeutsches brochen schliessen und den Namen aus den Brüchen oder Absätzen der Felsen deuten darf? Auch in Blocksberg liege Felsblock.“ Für die Ableitung des Namens von den Felsen werden gleichfalls die nöthigen Stellen beigebracht. S. 19 wird aus Behrens' Hercynia curiosa die Stelle angeführt: „Der Name Brocken soll nach Etlicher Meinung davon herrühren, dass solcher Berg bei dem Tode Christi nebst anderen Bergen zerspalten, und, wie die an den Bergen wohnenden Niedersachsen reden, te brocken, d. i. zubrochen, wäre, welche Derivation von Vielen nicht will zugegeben werden, warum ich mich doch wenig bekümmere.“ S. 20 wird aus Schröder's Buche über den Brocken angeführt, dass der Granit (von granum) in der Grafschaft Wernigerode Brockenstein genannt werde. S. 24 beginnt die Besprechung des 1588 zuerst vorkommenden Namens Blocksberg (Bloccenbergus). Dieser Name sei wahrscheinlich durch Erweichung des r in l entstanden. Er sei jünger und werde in der Literatur nur verächtlich gebraucht. An ihm hätten sich die Mythen hauptsächlich krystallisirt.

Herr Schmidt gab eine kurze Charakteristik der von Barham unter dem Namen Thomas Ingoldsby herausgegebenen komischen Legenden und Erzählungen, sowohl dem Inhalt als der Form nach, und theilte aus diesem Werke eine Parodie des Gedichtes The burial of Sir Henry Moore von Charles Wolfe mit, nachdem er das Original vorgelesen und einige Bemerkungen daran geknüpft hatte. Von einem andern Gedichte der Ingoldsby Legends „The jackelaw of Rheims“ trug er bei Tische eine Uebersetzung vor.

46. Sitzung am 18. December 1860. — Herr Leo spricht über die Ausgabe des Coriolan von Delius. Der Vortrag, gegen den Herr Strack Einsprache erhob, wird im Archiv abgedruckt werden.

Herr Hahn überreicht sein „Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen“ und trägt nach einigen einleitenden Bemerkungen drei Lieder des Barden Gwenchlan in deutscher Uebersetzung vor.

Herr Wollenberg liest ein von ihm aus einem Manuscript des 14. sec. zu Tours copirtes mittelalterliches Gedicht in lateinischen Alexandrinern gegen die Ehe.

Herr Athenstedt spricht darauf über altcastilianische Dichtung. Pidal bekämpft Raynouard's Ansicht von der Universalität der pro-

venzalischen Sprache und behauptet, dass die lengua romana (romance) die denteren Bewohnern des römischen Reiches gemeinsame Sprache gewesensei, die sich nach den verschiedenen Landschaften des europäischen Südens in romance castellano, rom. portugues, rom. frances, rom. catalan etc. gespalten habe. Im neunten Jahrhundert entstand gleichzeitig mit der castilianischen Volkssprache auch die castilianiche Volkspoesie, Ende des zehnten Jahrhunderts stand diese Spracheals eine besondere da, vom Autor der lateinischen Chronik Alfons VII. als lingua nostra anerkannt. Derselbe Autor erwähnt in seinem Gedicht über die Eroberung von Almería die Cid-Romanzen, die in der Crónica general Alfons d. W. bereits als monumentos respetables de antigua tradicion bezeichnet werden. Diese Chronik, der Ticknor (History of Spanish literature) und die allgemeine Annahme die Priorität vor der Crónica del Cid zuertheilt, hält Pidal für späteren Ursprungs, da sich in ihr keine Reste von Romanzenversen, die in der Crónica del Cid nicht zu verkennen sind, befinden. Das Poema del Cid hält Pida, der Ansicht Tapia's (Historia de la civilisacion de España 1840) foll gend, für eine Compilation von mindestens zwei Balladen, weil der auden Vers

Las coplas de este cantar aquí s'van acabando

folgende zweite Vers:

En Valencia seye Mio Cid con todos sus vasallos

mit einem grossen verzierten E, das den Raum von fünf Versen einnimmt, beginnt, während eine andere Stelle desselben Gedichtes lautet:

Aqui s'empieza la gesta de Mio Cid de Bibar.

Ticknor nennt diese Theilung, die sich auch im Inhalt fühlbar macht, a somewhat formal division und findet Tapia's Behauptung unwahrscheinlich, da das poema del Cid für Balladen zu künstlich gebaut sei. Letztere Bemerkung steht übrigens mit seiner einige Seiten früher gegebenen Beurtheilung dieses Gedichtes im Widerspruch.

Das Poema del Cid, die Crónica rimada del Cid, la Vida de Santa Maria Egipcíaca, la Adoracion de los Santos Reyes, el libro de Apolonio, Berceo's Dichtungen, das Tesoro Alfons d. W. und el Poema de Alesandro von Lorenzo Legura sind die einzigen uns in ihrer Ursprünglichkeit überlieferten Denkmäler castilianischer Poesie vor 1300, da alle übrigen poetischen Producte dieser Zeit, so wie die Volkspoesien der folgenden zwei Jahrhunderte vor 1511 nie niedergeschrieben wurden. Erst 1511 erschienen siebenunddreissig Balladen im Cancionero general Ferdinands von Castilien, doch wusste man nur von neunzehn derselben die Autoren, die sämmtlich in der Zeit von 1450 bis 1500 gelebt haben. Um 1550 erschienen dann der Silva de Romances von Nagera in Saragossa und ein Romancero in Ambéres, endlich 1605 — 1614 der Romancero general mit 1000 Balladen, die aber meist von den ciegos, den Nachfolgern der juglares, der eigent-

lichen Autoren der Balladen, überliefert waren. Diese juglares waren anfangs sowohl Dichter, wie Sänger, als sich aber die unterrichteten und gelehrten Poeten Ende des dreizehnten Jahrhunderts ebenfalls der Volkssprache zu bedienen begannen, sangen sie fortan nur die Gedichte der trovadores. Sie sanken bald so schnell, dass bereits durch die Siete Partidas Alfons d. W. „die juglares, welche dem Volke nachlaufen, um von ihm durch Gesang und Spiel Geld zu erlangen," für enfamados erklärt wurden.

Die gelehrten und Hofpoeten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts suchten sich durch Benutzung classischer, provençalischer und italienischer Vorbilder zu bilden und über die Volkspoeten zu erheben. Diese beherrschten ausschliesslich das epische Gebiet und bedienten sich nur des Romanzenverses, jene das lyrische und philosophische und nahmen alle jetzt gebräuchlichen metrischen Formen, mit Ausnahme des Romanzenverses, an. Von den dem Volke entstammten Dichtern, die in der Weise der Hofpoeten, deren Gunst sie erstrebt, zu dichten versuchten, sind vornehmlich zu nennen: Anton Montoro (el Repero), Juan (Poeta) de Valladolid, Jerena, Juan el Trepador, Martin el Tañedor, Mondragon u. A.

Von der bedeutenden Zahl der Dichter der eigentlichen Hofschule erwähnen die verschiedenen Ausgaben des Cancionero general 200, der von Baena 55, und die ungedruckten mindestens eben so viele, die in den gedruckten meist nicht genannt sind. Die Cancioneros, welche die Poesien einzelner Dichter enthalten, entstanden zwei Jahrhunderte vor den Romanceros; die ersten, welche die Dichtungen mehrerer umfassen, sind: der Cancionero de Ramon de Llabia und die Guirlanda esmaltada de Fernandez de Constantina, dann in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Cancionero de Baena und de Stuñiga (so benannt, weil er mit den Gedichten des Ritters Lope de Stuñiga beginnt); schliesslich 1511 der bedeutendste, der Cancionero general Ferdinands von Castilien.

Herr Trachsel untersucht in englischer Sprache die Herkunft des Wortes Porcellan.

Schliesslich gibt Herr Büchmann einige Betrachtungen über Citate. Nach der Erklärung des Begriffs zeigt er, wie der Schatz der Citate eines Volks im Verhältniss zu seiner Gelehrsamkeit und zu seiner Kenntniss der auswärtigen Literaturen steht, an Engländern, Franzosen und Deutschen, welche letzteren am meisten citiren, und zwar nicht bloss aus den eigenen Schriftstellern, sondern aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen (meist in deutscher Uebersetzung), Französischen, selbst Italienischen. (Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.) Die Franzosen seien im Citiren aus modernen Sprachen armselig. In dem geistreichen Buche Fournier's: l'Esprit des Autres, heisse es pag. 67 der 3. Auflage: „Quant à l'anglais, on en est encore au point où était Voltaire. Comme lui, dans sa lettre à M. Hamilton,

du 17. juin 1773, on va bien jusqu'à citer ce vers du monologue d'Hamlet:

To be or not to be that is the question,

mais c'est tout.“ Von deutschen Citaten ist in dem Buche überhaupt nicht die Rede. Er zeigte dann ferner, wie sehr sich oft der Autor eines Citates verstecke, an mehreren Beispielen, unter anderen an dem auch in populärer deutscher Fassung vorkommenden französischen: revenons à nos moutons, das seinen Ursprung im Avocat Pathelin habe, und an dem Verse: Habent sua fata libelli, der allen möglichen lateinischen Schriftstellern, dem Juvenal, Persius, Martial, vor allen Dingen gern dem Ovid zugeschoben wird, aber dem Terentianus Maurus, De syllabis. Carmen heroicum v. 258, angehört. Er geht dann zu den Entstellungen und Travestien der Citate über, zeigt, wie die grössere Mehrzahl von der Bühne her in den Mund des Volks kommt, wobei der Citate aus Operntexten Erwähnung geschieht, und schliesst mit der Erörterung, in wie weit die grössere oder geringere Menge der in einer Dichtung enthaltenen Citate einen Schluss auf die Volksthümlichkeit derselben gestatte.

47. Sitzung am 8. Januar 1861. Nachdem Herr Kannegiesser die im neuen Jahre zum ersten Male zusammentretende Gesellschaft mit einem Gedicht begrüsst hatte, zählte Herr Beauvais die hauptsächlichsten Fehler auf, in welche die Deutschen bei der Aussprache des Französischen zu verfallen geneigt sind. An der Discussion betheiligen sich die Herren Wollenberg, Kleiber, Trachsel, Weisser und Strack.

Dann schreitet Herr Leo zu einer kurzen Charakteristik des dänischen Dichters Johann Heiberg, des Schöpfers des dänischen Vaudevilles, den er als einen Dilettanten mit den Fähigkeiten eines grossen Geistes darstellt. Eine eigenthümliche Liebhaberei desselben für poetische, aus dem Reiche des Uebernatürlichen schöpfende Kunststücke legt er zuerst an einem vor längerer Zeit von ihm in's Deutsche übertragenen epischen Gedichte, die Hochzeitsreise, und dann an einem anderen Werke, Eine Seele nach dem Tode „apokalyptische Komödie,“ dar. Die Besprechung derselben bildet den Haupttheil des Vortrags. Durch eine ausführliche Analyse dieses sarkastischen und übermüthig geistreichen Gedichts und durch Mittheilung zahlreicher metrischer Uebersetzungen der hauptsächlichsten Theile gibt er ein lebendiges Bild des Inhalts. Das Gedicht selbst schildert das Suchen der Seele eines guten Menschen vom allergewöhnlichsten Schlage nach ihrem Ruheort. Von Petrus am Eingang des Himmels, eben so spater von Aristophanes am Eingang zum Aufenthalt der Vorchristlichen abgewiesen, geräth sie endlich an das Portal, welches zur Hölle führt. Hier wird ihr von Mephistopheles die ganze Einrichtung der Hölle beschrieben und annehmbar gemacht, deren Hauptmerkmal ist, dass sich in ihr das ganze Erdentreiben wiederholt. Nachdem die Seele auf Me-

phistopheles' Veranlassung noch einer episodischen Abführung eines Schauspielers durch den Tod beigewohnt, tritt sie endlich freudig in die Hölle, da ihr in Aussicht gestellt ist, sich an dem allgemein nützlichen Werke der Füllung des lecken Fasses der Danaiden betheiligen zu können. Ein Chor der Hinterbliebenen, der das Andenken des wackern Dahingeschiedenen besingt, öffnet und schliesst das Drama.

Herr Trachsel zeigt eine Kupfermünze jenes schlechten Geldes vor, das Jakob II. in Irland prägen liess und schliesst aus der Jahreszahl 1690, dass sie aus dem Metall der alten abgenutzten Kanone geprägt sei, die Ludwig XIV. zu dem Zweck nach Irland schickte. Der Vortrag, erläutert durch bezügliche Stellen aus Macaulay Bd. V, pag. 247 Tchn. Edit. und andere Stellen, war in englischer Sprache.

Herr Pröhle spricht über den aussergewöhnlichen Gebrauch deutscher Präpositionen. Nachdem der Inhalt des von Grimm in der deutschen Grammatik IV, 765 — 886 über Präpositionen Gesagten, so weit es hierher gehörte, kurz entwickelt war, fuhr Herr Pröhle fort:

Dennoch heisst es in Schiller's Wilhelm Tell am Schlusse des vierten Aufzuges:

> Rasch tritt der Tod den Menschen an;
> Es ist ihm keine Frist gegeben.
> Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
> Es reisst ihn fort vom vollen Leben.
> Bereitet oder nicht, zu gehen,
> Er muss vor seinen Richter stehen.

Gerade die letzte Zeile ist tief poetisch durch den Gebrauch der Präposition.

Goethe in der meisterhaften Sesenheimer Kleiderscene (Dichtung und Wahrheit. Goethe's Werke Bd. XXI, S. 275. 1840) sagt: „Ich hatte schon seine hübschen Kleider, wie sie über den Stuhl hingen, längst beneidet.“ Die Kleider werden hier gleichsam belebt gedacht, als hingen sie sich über den Stuhl. Auch heisst es wohl fälschlich: Gott waltet über die Erde.

In der von Andersen geleiteten Uebersetzung von „Aus Herz und Welt“ heisst es S. 28: „Ein Friede war über Alles ausgebreitet.“

Man hört ferner: Ich halte mich an den König. Ich stosse mich an den und den, besonders: Ich stosse mich an den Namen N. N.

In allen diesen Fällen dient die Anwendung des Accusativs als des Casus für das Hin zur Vergeistigung und Belebung des Sinnes, gleichsam zum Ausmalen.

48. Sitzung am 22. Januar 1861. — Nachdem Herr Lasson über das Rednertalent Friedrich Wilhelm IV. gesprochen, belegte Herr Trachsel in englischer Sprache die Herkunft des Wortes drawingroom aus withdrawingroom durch verschiedene Stellen aus Walter Scott.

Dann theilte Herr Herrig eine Reihe seltsamer und wunderlicher

deutscher Wörter und Redeformen aus österreichischen Schulprogrammen des vorigen Jahres mit.

Darauf beendete Herr Athenstedt seinen Vortrag über die castilianische Poesie des zwölften und dreizehnten sec. Er zog den Einfluss anderer Literaturen, der provenzalischen, italienischen, portugiesischen und arabischen auf die castilianische in Betracht, und tritt namentlich der Ansicht Pidal's entgegen, der den Einfluss des Provenzalischen zu hoch veranschlage. Dem Inhalt und der Form nach sei die castilianische mit wenigen Ausnahmen frei von solcher Einwirkung, was auch dem gesellschaftlichen Zustande der beiden Völker entspreche. Zuletzt spricht er über den ästhetischen Werth der castilianischen Poesie und über die Bedeutung, die sie für die Entwicklung und Ausbildung der Sprache gehabt habe.

Herr Lowenthall sprach über die englische Aussprache, namentlich über die Mundstellung beim Lauten der englischen Vocale.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen von Ludwig Rudolph, Oberlehrer an der städtischen höhern Töchterschule in Berlin. Drei Abtheilungen. B. Nikolaische Buchhandlung 1859.

Vorstehendes Werk ist für die Bedürfnisse der Mittelschule, die ihre Zöglinge aus gebildeten Häusern empfängt, namentlich der höheren Töchterschule berechnet. Doch wird es auch zum Unterrichte in höheren Bürgerschulen und in den unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen sich mit Nutzen gebrauchen lassen. Das Ganze soll vier Abtheilungen umfassen, von denen uns drei vorliegen. Die erste Abtheilung ist für das Alter von 7 — 10 Jahren, die zweite von 10 — 12, die dritte von 12 — 14 Jahren, die vierte für das reifere Jugendalter bestimmt. Der Verf. giebt den Zweck seines Buches selbst dahin an, dass er „dem Lehrer ein möglichst vollständiges Material für Stilübungen, nicht bloss eine trockene Aufgabensammlung, sondern Alles das, was zur Besprechung des deutschen Aufsatzes mit den Schülern nothwendig sei," darbieten wolle. (S. XII.) Diesen Zweck hat der Verf., dem eine zwanzigjährige Erfahrung in diesem Unterrichtszweige zur Seite steht, in höchst anerkennenswerther Weise erreicht und in seinem Buche dem Lehrer an den bezeichneten Schulen ein sehr brauchbares und gewiss willkommenes Material für die Stilübungen geliefert.

Jede Abtheilung zerfällt in mehrere Abschnitte. So enthält die erste Abtheilung, die für das Alter von 7 — 10 Jahren bestimmt ist, zuerst Vorübungen, in reicher, trefflicher Auswahl und practischer Anordnung, dann 20 Fabeln, 60 Erzählungen, 30 Gedichte zum Wiedererzählen in Prosa, Briefe und endlich Beschreibungen. Jedem Abschnitte sind Bemerkungen vorangestellt, die practische Winke für die rechte Behandlungsart enthalten. Der Abschnitt Beschreibungen enthält namentlich eine Fülle passenden und trefflichen Materials. Nur will uns bedünken, als ob Manches von dem Gebotenen, sowohl der Form als besonders dem Inhalte nach, dem Gesichtskreise der bezeichneten Altersstufe zu fern liege. Das gilt besonders bei den Fabeln und Erzählungen. Es scheint uns überhaupt bedenklich, dem Kinde nach den ersten Vorübungen sogleich Fabeln zum schriftlichen Wiedergeben vorzulegen. Es müssten wenigstens dann nur ganz kurze und einfache sein. Die hier gebotenen sind aber zum grossen Theile verhältnissmässig ziemlich lang und complicirten Inhalts. Noch mehr liegen viele der Erzählungen ihrem Inhalte nach dem Standpunkte des 7 — 10jährigen Kindes zu fern, z. B. Nro. 2, 3 und 4, welche Anecdoten aus Friedrichs II., Sokrates' und Alexanders Geschichte enthalten, Nro. 18, Peter Gassendi. Doch trifft dies mehr oder weniger fast alle Erzählungen. Wir würden

diese Uebungen für eine spätere Stufe aufsparen. Indessen wird schon der Lehrer, der das Buch benutzt, beurtheilen, was davon er seinen Schülern vorlegen, was für spätere Stufen zurückstellen soll.

Die zweite Abtheilung bietet fast denselben Stoff in derselben Anordnung dar, wie die erste. Nur treten hier einige neue Abschnitte hinzu. Wir finden Fabeln, Erzählungen, Parabeln in zweckmässiger Auswahl des für diese Stufe Passenden, Mythen und Sagen, unter welchen Nro. 8, die Lycischen Bauern nach Ovid wohl kaum für diese Stufe geeignet sein dürfte, Erzählungen nach Gedichten, Erzählungen aus der Weltgeschichte, Briefe, Beschreibungen, Erklärungen synonymer Ausdrücke, Auseinandersetzungen.

Die dritte Abtheilung enthält mit Ausnahme der Fabeln dieselben Abschnitte wie die zweite, nur dass noch Betrachtungen und Abhandlungen hinzutreten. Ueberall ist manches Brauchbare und Passende dargeboten. Nur in den beiden letzten Abschnitten finden sich nicht wenige Themata, gegen deren Anwendbarkeit sich einige Bedenken erheben. So z. B. S. 175: Was und wie soll man lesen; S. 292: Gedanken beim Erwachen des Frühlings. Gedanken über die Erndte, Abschiedsgruss an den Winter; S. 317: Warum verlangen die Lehrer vollkommene Ruhe während des Unterrichts; Warum verbieten die Lehrer den Schülern alle Beschäftigungen mit Nebendingen u. a. m. dgl.

Das Buch ist besonders solchen Lehrern zu empfehlen, welche, noch Anfänger im deutschen Unterricht, oft um den rechten Stoff verlegen sind, oder welche mit Arbeit überhäuft, wenig Zeit haben, sich den Stoff zu Stilübungen mit Mühe zu suchen.

Hülsen.

Die Schweiz. Illustrirte Monatsschrift des Bernischen literarischen Vereins. Herausgegeben von Ludwig Eckardt und Paul Volmar.

Von dieser Schrift, über welche bereits früher unter Angabe ihres Programms in diesem Blatte Bericht erstattet, will Ref. zunächst die erfreuliche Thatsache bemerken, dass dieselbe einen unverkennbaren Fortschritt gemacht hat, sowohl was die äussere Ausstattung, als auch was den Inhalt betrifft. Die Illustrationen sind seit dem Uebergange der Zeitschrift in einen andern Verlag unvergleichlich besser geworden.

Ehe Ref. zu dem dritten Jahrgange übergeht, muss noch mitgetheilt werden, dass die Zeitschrift das Novemberheft unter dem Titel Schillernummer ausgegeben und in derselben eine Beschreibung des Festes veröffentlicht hat, mit welchem das hundertjährige Geburtsfest Schillers von dem literarischen Verein in Bern begangen wurde. Diese Thatsache bildet einen neuen Beweis dafür, dass auch bei den Schweizern, die man fast nicht mehr als zu Deutschland gehörig anzusehen pflegt, eine lebendige Theilnahme für den Dichter herrscht, der so ächt deutsch war und so als ächt deutsch anerkannt wird, wie wohl kein zweiter neben ihm. War in Deutschland die Schillerfeier nicht ohne politischen Anflug geblieben, so war der politische Charakter derselben in der Schweiz stark hervortretend, indem sie sich namentlich an das Werk des Dichters anlehnte, welches die Glanzzeit der Schweizergeschichte verherrlicht hat. Mitgetheilt sind in derselben Nummer auch die beim Feste gehaltenen Reden, so wie einige zu demselben gehörenden Gedichte. —

Wenn wir nun den Inhalt der bis jetzt erschienenen Hefte des dritten Jahrganges nach dem aufgestellten Programm durchmustern, so finden wir von Charakteristiken des Landes und Volkes die Beschreibung einer im

Graubündner Oberland altherkömmlichen Belustigung zur Fastnacht, ebenso des in Luzern ehemals üblichen Landsknechtsumzugs. Zu bedauern ist es, dass dieser in vieler Hinsicht interessante Theil nicht weit stärker vertreten ist. Dagegen ist diesmal die auch für Sprachforschung wichtige und zur Charakteristik des Volkes viel beitragende Sammlung von Sprichwörtern und Inschriften ziemlich reichhaltig. Wir finden in derselben Volksreime aus dem Friekthale und dem Hauensteinischen Schwarzwalde, Sprichwörter und Redensarten aus dem Ober-Simmenthal, aus dem Aargau und aus der französischen Schweiz, welche letzteren namentlich in sprachlicher Hinsicht interessant sind. Den Lesern dürfte die Angabe der nachfolgenden Sprüche nicht unwillkommen sein.

Il ne faut pas chaoutà dau prâ à la tzerreire.
Man soll nicht aus der Wiese in den Karrweg springen.

Il fau que Févrei
Fasché schon dévei.
Februar muss seine Pflicht thun.

Dou jévi vâliont mé tié ion
D'apri le cothemi dé Moudon.
Zwei Meinungen sind besser als nur eine,
Sagt das Mildener Landesrecht.

Il ne fau pas vueîti l'herba à la rojà, et la fille à la tsandèla.
Das Gras soll man nicht im Morgenthau, noch das Mädchen beim Kerzenlicht anschauen.

La chèvre à la chandelle
Semble une damoiselle.
Die Ziege beim Kerzenlichte scheint ein Fräulein zu sein.

L'ié on bi loji tié l'agache, ma trû l'innouïé!
Die Elster ist zwar ein schöner Vogel, aber zu viel ist langweilig.

Quand l'iet bon, lié prau.
Wenn es gut ist, ist's genug.

Le fû l'iest on bon dierson, ma on crouïou maître.
Das Feuer ist ein guter Diener, aber ein schlechter Meister.

La pliodze à la St.-Médà:
La pliodze scheischenanné schein pliéka.
Regen am Medardustage, Regen sechs Wochen ohne Aufhören.

N'est rin d'ishre fou schon le fâ pâ veire.
Es schadet nichts ein Narr zu sein, wenn man's nur nicht merken lässt.

Le pan nuré bin dey schoarté dé dzin.
Brod nährt gar mancherlei Leute.

Dé pou sché mehlié, dé pou la a fére.
Wer sich in Wenig mischt, hat auch Wenig zu verantworten.

Quand le mô l'iest feit, lé javi schon prei.
Wenn das Unglück gescheh'n, ist's aus mit Rath fragen.

Mariadé vo, mariadé vo pâ;
Mô lé motzé, mô lé tavans.
Heirathet, heirathet nicht; bös sind die Fliegen, bös die Bremsen.

Dzalojie pâsché voudéjie.
Eifersucht ist böser als Hexerei.

Tô te mé fâ, tô té fari,
Dejei la tschivra ou tsevri.
Was du mir thust, werd' ich dir thun, sagte die Ziege dem Zicklein.

Intré Mâ et Avri
Tsanta, coucou, sche te vi.
Zwischen März und April, singe Kukuk, wenn du am Leben bist.

Grosch'oura et ville féna n'an djiamé correi po rin.
Starker Wind und altes Weib sind nie umsonst gegangen.

Lé pertot que lé pierré schon durè.
Ueberall sind die Steine hart.

Quand lé niollé van contre Planfayon.
Frin ta lèna et ton taccon,
Quand lé niollé van contre le vallei,
Frin ta faux et ton covei.
Wann der Nebel gen Plafeyen zieht, nimm den Pfriemen und Tuchlappen (zum Ausbessern);
Wann der Nebel gen Wallis zieht, nimm die Sense und den Wetzstein.

Bije dé mâ, vin d'évrié,
Fan le retséshe dou paï:
Vin dé mâ, bije d'évri,
Fan la rina dou paï.
Märzbise, Aprilwind, sind der Reichthum des Landes;
Märzwind, Aprilbise, sind das Unglück des Landes.

Plianta té tsou à la plianète dou rahlion
Et cuet lé à la plianète dou bacon.
Pflanze deinen Kohl unter dem Himmelszeichen des Mistes
Und koche ihn unter dem Sternbilde des Speckes.

A la St.-Adietta, l'ivué avô la tzerreiretta;
A la St.-Mathias, bouna féna, djita té jâ;
A la St.-Martin, la vatse ou lin.
Am St. Agathastage rieselt das Wasser den Weg herunter;
Am Mathiastage lass, gutes Weib, deine Bienen heraus;
Am Martinstage die Kuh an den Ort (in den Stall).

Vô mi schu la courtena dou pi dé nei
Tié oun homo schin mandzé in févrei.
Im Februar ist besser zwei Schuh tiefen Schnee auf dem Miste zu sehen, als einen Mann in Hemdsärmeln.

Grans d'aveina et pey perhèii
Sché rincontront volontii.
Haferkörner und angefressene Erbsen finden sich leicht zusammen.

Chi que modé quemin vi
Ey révint quemin modzon.
Wer als Kalb geht, kömmt als Rind zurück.

L'ey a bin die-s-anou à l'ombrou
Quand le schélâ l'iest muchii.
Es stehen viele Esel im Schatten, wenn die Sonne untergegangen.

A Tsalandé le muchillon
A Pâtié le liéchon.
Zu Weihnachten die Mücken, zu Ostern das Eis.

Lé fillé et lé tsavau
Ne schâvont pas io scheré lou oshau.
Mädchen und Pferde wissen nicht, wo ihre Wohnung sein wird.

Vin que dzalé,
Bije que dédzalé,
Féna que pou parlé,
Schou tré tsoujé galiâ raré.

Wind mit Frost, Bise mit Thauwetter, Weib das wenig spricht, sind drei gar seltene Dinge.

Mouâ dé féna, ia dé tsavau,
Tinque le bouneu dé l'oshau.
Weibertod, Pferdesleben, ist Reichthum des Hauses.

Découschè le grô et le riô
Ne beta pas ton oshau.
Neben dem Grossen (Reichen) und dem Bache, baue nicht dein Haus.

Sche ton-nés schu le bou niu.
Ey névesré schu le bou folliu.
Wenn es über das entlaubte Gehölz donnert, schneit es über das belaubte.

Le devindro l'amerey mì crévâ,
Tié ey-s-autrou dzoua reschimbliâ.
Freitag würde lieber krepiren, als den andern Tagen gleichen.

Déjo le gros l'andain
L'annâïe dou tschertin.
Bei anhaltendem Ostwinde, Theurungsjahr.

An dé fin, an dé rin.
Heujahr, Nichtsjahr.

A la St. Adietta
Demi schon fin et demi scha pailletta.
Am Agathentage die Hälfte Heu und die Hälfte Stroh.

La dzenille ne dey pas
Tzantâ dévan le pu.
Die Henne soll nicht vor dem Hahne gackern.

Révi dé-s-anhian, Révi dé tukan;
Révi dé dzouné dzin, Révi de rin.
Als Mann Sprichwort, Dummkopf Sprichwort;
Jüngling Sprichwort, schlecht Sprichwort.

Schin que vin dé rin
On le prin po rin.
Was von Nichts kömmt, wird auch für Nichts gehalten.

Dé beyre ley a pas tant dé mau,
Porvu qu'on schatzé rétornâ à l'oshau.
Zu trinken hat nicht so sehr Böses für sich, wenn man nur nach Hause zu gehen weiss.

Chi que l'a prou fillé et prou tey
Djiémé dzouïo ne sché vey.
Wer viele Töchter und Dächer hat, hat auch nie Freude.

Bin tsantâ et bin danhii
Ne grâvon pas d'avanhii.
Tüchtig singen und tüchtig tanzen, hindern nicht vorwärts zu kommen.

La réjon l'iet bouna pertot.
Die Vernunft ist gut überall.

Quand on a fey trinta, ey fau fére trint' yon.
Wer dreissig sagt, muss auch einunddreissig sagen.

Quand on a queminhii la danshe
Ey fau la danhii.
Ein Tanz angefangen, muss auch ausgetanzt werden.

Chi que pé schon bin,
Pé schou' eschien.
Wer sein Vermögen verliert, verliert seinen Verstand.

Quand on a iu tré bi mei d'Avri,
On a grôs tin dé muri.
Wenn man drei schöne Aprilmonate gesehen, ist es hohe Zeit zu sterben.

Unter die Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten ist zunächst ein längerer Aufsatz von Zehender Ueber die Entstehung von J. v. Müllers Schweizergeschichte zu rechnen, der ein anziehendes Bild von dem Schaffen des berühmten Historikers giebt; ein Aufsatz von Eckardt über den Karikaturenzeichner Disteli ist noch nicht über die Einleitung hinaus vorgerückt. Ausserdem finden wir noch einige Worte über Philipp Bridel, einen Volksschriftsteller der romanischen Schweiz, und über den Maler Friedrich Kurz.

Bei weitem am reichhaltigsten ist der eigentlich belletristische Theil der Zeitschrift, welcher Erzählungen und Gedichte bringt. Unter den ersteren finden sich diesmal einige grössere, und abgesehen von ihrem künstlerischen Werth, in sofern interessante, als sie zur Kenntniss der Schweiz und ihrer Bewohner manchen schätzenswerthen Beitrag liefern. Näher kann Ref. hier auf dieselben nicht eingehen, ebenso wenig wie auf die Gedichte, die eine nothwendige Beigabe von Zeitschriften, wie die vorliegende, bilden. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, dass einzelne derselben, die im Dialekte verschiedener Gegenden der Schweiz verfasst sind, für das Studium schweizerischer Dialekte nicht unwichtig genannt werden müssen.

Die dramatische Literatur ist diesmal nur schwach vertreten, denn ausser einer dramatischen Scene von L. Eckardt: Savoyen-schweizerisch, die, in Folge der neuesten politischen Verhältnisse entstanden, der augenblicklichen Stimmung des Volkes entsprochen haben mag, ist nur der Anfang eines grösseren Dramas von demselben Verfasser: Elisabeth von Scharnachthal, mitgetheilt, dessen Fortsetzung in der Zeitschrift nicht erschienen ist, da dasselbe besonders abgedruckt wird.

Einen anziehenden Abschnitt endlich bildet die Sammlung von Volkssagen und Volksliedern, die zum Theil in dem eigenthümlichen Dialekt ihrer Heimat, eine Sammlung, die ja auch schon anderweitig Anerkennung und Benutzung gefunden hat.

Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von Karl Simrock. Leipzig, T. O. Weigel. 1859.

Der wackere deutsche Poet, dessen Namen das aufgeführte Sammelwerk trägt, gibt zunächst eine sehr ausführliche gelehrte Einleitung. Er theilt seine Schrift in zwei Bücher. Das erste Buch enthält das Weihnachtslied der ältern Kirche, „so weit es dem volksmässigen Charakter wenigstens noch darin entspricht, dass es keinen bekannten Verfasser hat. — Das zweite Buch ist dem evangelischen Kirchenliede gewidmet, dessen Verfasser bekannt sind, das auch sonst schon zur Kunstpoesie neigt, ob es gleich die Einfachheit und Herzlichkeit des Volksgesangs noch keineswegs verläugnet. Das dritte Buch gehört dem Weihnachtslied neuerer Dichter an.“

Die Zusammenstellung ist höchst löblich. Wie es aber nicht anders sein konnte, so ist dem Verfasser gar Manches entgangen.

Besonders machen wir den Herausgeber der deutschen Weihnachtslieder auf die „Kirchlichen Sitten“ (Berlin, Hertz, 1859) aufmerksam. Dort findet er nicht nur ein Volkslied, das ihn interessiren wird, sondern auch Nachweisungen, die wir uns deshalb hier ersparen können.

Milton's Comus, übersetzt und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet von Dr. Immanuel Schmidt. Berlin, 1860, im Verlag der Haude und Spenerschen Buchhandlung.

Der Verf. hielt am ersten Stiftungsfeste der Berliner Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen einen kürzeren Vortrag über Milton's Maskenspiel (s. den Bericht im Archiv, Band XXVI, p. 397 f.), und versprach denselben etwas erweitert in diesem Blatte abdrucken zu lassen. Da er jedoch inzwischen die Verpflichtung übernommen hatte, das vorjährige Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu schreiben, und zu einer umfassenden Analyse des Miltonschen Stils, welche ursprünglich beabsichtigt war, nicht die nöthige Musse fand; so bat er den Herausgeber, ihn jenes Versprechens zu entbinden, damit er die Arbeit über den Comus für das Programm verwenden könnte. Natürlich ward es ihm bereitwillig gestattet; die Uebersetzung des Miltonschen Werks und der grössre Theil der Abhandlung wurde als Programm ausgegeben. Jetzt ist das Ganze, um drei Bogen vermehrt, im Verlag der Haude und Spenerschen Buchhandlung erschienen. Um dem Verfasser nun zu zeigen, wie wenig wir ihm wegen Nichterfüllung seines Versprechens grollen, werden wir seine Schrift einer Besprechung unterwerfen.

Was zunächst die Uebersetzung betrifft, so scheint dabei das Bestreben obgewaltet zu haben, den eigenthümlichen Schwung der Miltonschen Verse wiederzugeben, und die Cäsuren derselben möglichst treu zu bewahren. Ja wir möchten behaupten, dass der Uebersetzer, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Grossen und Ganzen förmlich nach den Cäsuren gearbeitet habe. Ebenso hat er fast durchgehends die Alliteration nachzuahmen versucht, auch dem Leser eher etwas zugemuthet, als dass er die Eigenthümlichkeit der Bildersprache der Forderung einer möglichst fliessenden Uebersetzung aufgeopfert hätte. Freilich musste er wohl bei der Prägnanz der Miltonschen Diction und der verhältnissmässigen Kürze des Englischen im Vergleich mit unserer Muttersprache einzelne Epitheta aufgeben; doch wo dies geschehen ist, hat eine Abwägung des Wesentlicheren gegen das leichter zu Entbehrende stattgefunden. Der Uebersetzer hat sich seine Aufgabe nicht leicht machen wollen. Dass er die Freiheiten des Miltonschen Versbaues, den Trochäus und Anapäst statt des Iambus, für sich beansprucht hat, darf man ihm um so weniger verargen, da ja auch bei unsern besten Dichtern Beispiele dieser Licenz vorkommen. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie weit es der Uebersetzung gelungen sei, in Stellen, wo der Reim die Schwierigkeit noch vermehrt, dem Original nachzukommen, wählen wir den Gesang an die Nymphe Echo (Com. v. 230 ff.):

O holde Echo, unsichtbar am Fels
  In luftigem Gemach,
 Wo durch ein Thal voll Blütenschmelz
Ein lieblich Bächlein lässig schlängelnd fliesst,
 Wo die Nachtigall ergiesst
Lieder des Leids, bei Nacht in Liebe wach;
Kannst du von einem holden Paar vielleicht
 Mir künden, das Narcissus gleicht?
  O hieltest du
 Geborgen sie in süsser Ruh,
  Sag', wo sie sind,
Der Rede Königin, du Sphärenkind;
Dann bet' ich, dass du hoch am Sternenzelt
Im Nachhall feiern mög'st die Harmonie der Welt.

Was der Verfasser unter dem ziemlich anspruchslosen Titel einer erläuternden Abhandlung gibt, besteht theils aus literarhistorischen, theils aus

kritisch-exegetischen Erörterungen. In den ersteren geht er von einer kurzen Charakteristik der englischen Maskenspiele aus, bei denen er nicht zu verweilen brauchte, da er vor nicht langer Zeit in diesem Blatte eine Schilderung der Ben Jonsonschen Hofmasken gebracht hat. Er knüpft daran folgende vorläufige Bemerkung: „Die Eigenthümlichkeit des Miltonschen Comus, um es gleich kurz zu sagen, besteht darin, dass der Dichter mit Aufgabe des naiv-humoristischen Elements, welches besonders in Ben Jonson's Masken stark hervortritt, ohne das Süjet durch strenge Durchführung von Situationen, oder gar durch bestimmte Zeichnung der Charaktere kunstgemäss zu gestalten, in die dürftige äussere Form einen tiefern Inhalt gelegt und denselben durch die prachtvollste Lyrik der Sprache ausgeschmückt hat.“

Nachdem wir mit der äussern Veranlassung, wodurch Milton zur Abfassung seines Comus bestimmt wurde, bekannt gemacht und darauf hingewiesen sind, dass die Unbestimmtheit der „scenischen Landschaft“ in diesem Werke vollkommen passe „zu dem phantastisch märchenhaften Charakter des ganzen Stücks und der Hauptperson darin, welche ihr zügelloses und unheimliches Treiben in nächtlichem Waldesdunkel birgt,“ erhalten wir eine ziemlich ausführliche Schilderung dieser Persönlichkeit, deren Summe nach dem Verf. in den Worten des Philostratus (Imag. I. 2.): *Ὁ δαίμων ὁ Κῶμος, παρ' οὗ τὸ κωμάζειν τοῖς ἀνθρώποις* zusammengefasst ist. Auf das vom griechischen Schriftsteller entworfne Bild näher einzugehen, weist er von der Hand; da Milton sich ganz und gar an die Schilderung gehalten hat, welche von Erycius Puteanus nach dessen Vorgange geliefert worden ist. Die Schrift des letztern kommt weiterhin zu einer ausführlichen Besprechung. Dass der Verfasser abweichend vom gewöhnlichen Gebrauch zunächst den Hauptcharakter des Miltonschen Stücks geschildert und dann erst eine Inhaltsübersicht desselben gegeben hat, war wohl insofern nothwendig, als er eine genaue Bekanntschaft mit jenem nicht allgemein voraussetzen durfte. Freilich trägt die ganze Arbeit einen gemischten Charakter; der erste Theil scheint wie die Uebersetzung für das grössere Publicum bestimmt, während die letzten Bogen nur Gelehrten vom Fach zusagen möchten. Doch um auf die Charakteristik des Comus zurückzukommen, worin der Verfasser alle einzelnen, im Maskenspiele zerstreut auftretenden Züge vereinigt und zugleich dasjenige hervorgehoben hat, was nach seiner Ansicht mit dem Totaleindruck des Miltonschen Bildes nicht stimmt (v. 111 ff.) — und wir müssen ihm hierin Recht geben —, so zeichnet sich dieselbe einmal durch fortwährende Beziehung auf Mythen des klassischen Alterthums, andrerseits durch eine Parallele mit dem Satan des verlornen Paradieses aus. In der nun folgenden sehr ausführlichen Inhaltsübersicht (p. 19 — 23) tritt als eigenthümlich die Benutzung der Bühnenanweisungen (Stage-directions) im Manuscripte Milton's hervor, worin Masson, auf dessen bedeutendes Werk The Life of John Milton etc. Vol. I. Cambr. 1859 sich der Verfasser wiederholt bezieht, schon in einzelnen Fällen vorangegangen war. Diese Bühnenanweisungen werden vom Verf. zu der Untersuchung benutzt, welche Theile des Maskenspiels nach der Absicht des Dichters als Gesänge oder als Recitativ vorgetragen werden sollten. Ein solches vermuthet er z. B. in den Versen 867 — 889. Sonst heben wir noch folgende Stelle hervor, p. 20 f. „Die Jungfrau sieht, gleichsam als ein vom Himmel ihr gesandtes Zeichen, eine dunkle Wolke sich mit silbernem Lichte säumen.*) Die Worte des

---

*) In Schmidt's Uebersetzung lautet die Stelle:

> Irrt' ich mich? Oder zeigt ein schwarz Gewölk
> Des Mantels innern Silbersaum der Nacht?
> Ich irre nicht, dort zeigt ein schwarz Gewölk
> Des Mantels innern Silbersaum der Nacht,
> Ein Abglanz trifft die Wipfel dieses Hains.

Dichters (I did not err, there does etc. vs. 233.) lassen uns nicht zweifeln, dass man dies wirklich dargestellt habe, zumal da Ben Jonson einen solchen scenischen Effekt genau beschreibt. The Masque of Blackness p. 546, Gifford's ed. Lond. Moxon 1838. At this the Moon was discovered in the upper part of the house, triumphant in a silver throne, made in figure of a pyramis. Her garments white and silver, the dressing of her head antique, and crowned with a luminary, or sphere of light: which striking on the clouds, and heightened with silver, reflected as natural clouds do by the splendor of the moon. The heaven about her was vaulted with blue silk, and set with stars of silver, which had in them their several lights burning. Der letzte Satz bestätigt unsre oben ausgesprochene Vermuthung, dass auch das Glänzen der Sterne scenisch nachgeahmt sei."

Den eigentlichen Schwerpunkt der Miltonschen Dichtung bildet das Gespräch zwischen Comus und der Jungfrau, welches der Verfasser der Abhandlung in folgenden Worten charakterisirt: „Beide (Comus und die Jungfrau) fechten in der nun folgenden Scene (v. 669 — 813) gleichsam einen Rechtsstreit aus zwischen Sinnenglück und Sittengesetz, welcher mit den eigenthümlichen, processartigen Erörterungen von Gegensätzen (*διοσῶν λόγων ἀγῶνες*) in den Tragödien des Euripides eine unverkennbare Aehnlichkeit darbietet. Die widerstreitenden Principien sind scharf aus einander gehalten; Hedonismus und puritanische Strenge (vgl. v. 766 f.) treten sich schroff gegenüber. Zugleich entdecken wir hier, so zu sagen, den ersten Ansatz zu den republikanisch-socialistischen, mit unerbittlicher Consequenz durchgreifenden Ansichten Milton's in den Versen 768 — 774. Diese Verse haben insofern Bedeutung für die Biographie des Dichters und lassen sich parallelisiren mit der bekannten Prophezeiung vom Untergang der verderbten anglicanischen Geistlichkeit im Lycidas, v. 113 — 131."

Die Beurtheilung des ganzen Werkes seinem ästhetischen Werthe nach hat der Verf. an eine Besprechung der von den namhaftesten englischen Literarhistorikern darüber geäusserten Ansicht angeschlossen. Nach dem Gesammteindrucke, den seine Arbeit auf uns gemacht hat, hegt er eine gewisse Abneigung gegen lang ausgesponnene ästhetische Erörterungen und wendet sich lieber der Betrachtung des Einzelnen zu. Wir glauben jedoch unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir gleichsam das Gewebe wieder auflösen und die Bemerkungen, wodurch jene Kritiken theils erläutert, theils eingeschränkt und berichtigt werden, in Zusammenhang bringen. Dabei wollen wir die Ausdrucksweise möglichst treu beibehalten. Unsre Verlegenheit, sagt Schmidt, mit welchem Masse wir den Comus messen sollen, ist die beste Kritik desselben. Der äussre Zuschnitt des Werks ist der eines Maskenspiels; allein für ein solches ist es doch zu ernst gehalten, um als ein bloss arabeskenartiger Entwurf gelten zu dürfen. Aber andrerseits fehlt es ihm, um als wirkliches dramatisches Werk betrachtet zu werden, auch abgesehen von den eingelegten Tänzen und lyrischen Partien, an eigentlicher Handlung, an bestimmter Zeichnung der Charaktere, endlich am specifisch dramatischen Stil. Von den wüsten Ausschweifungen des Comus erhalten wir kein deutliches Bild, und die Charakteristik leidet unter dieser Unbestimmtheit. Comus und sein Schwarm hätten einer derberen Zeichnung bedurft, und um wieder unser sittliches Gefühl damit zu versöhnen, würde sich eine humoristische Behandlung als geeignetes Auskunftsmittel dargeboten haben. (Vgl. S. 31 der Abh.) Comus ist ein nebelhaftes Wesen, und die Darstellung desselben zeigt ein Schwanken von Seiten des Dichters. Bei seinem ersten Auftreten wird er besonders nach seiner dämonischen Seite hin als Sohn der Circe geschildert; allmälig aber wird er zum blossen heuchlerischen und heimtückischen Verführer, der allerdings Zauber übt und mit dem äussern Apparat desselben umgeben ist, sich sonst aber wenig von menschlichen Charakteren der bezeichneten Art unterscheidet. Daneben macht ihn Milton zum Träger künstlich zusammengesetzter sophistischer

Argumente. Auch die andern Charaktere sind nur Gefässe, um die Ansichten des Dichters aufzunehmen. Der ganze Stil ist lyrisch; doch vergleiche man, was S. 40 über die Stichomythie (v. 277 ff.) gesagt ist.

Zehn Seiten der Abhandlung (p. 27—37) sind dem Vergleich des Comus mit ähnlichen Werken gewidmet. Die unbekannteren und weniger zugänglichen unter diesen werden ausführlich analysirt, so zunächst die kleine halb in Prosa, halb in Versen verfasste Schrift des Erycius Puteanus (Hendrik van der Putten), welche zuerst 1608 zu Löwen unter folgendem Titel erschien: Eryci Puteani Comus, sive Phagesiposia Cimmeria, somnium. Wir wissen dem Verf. um so mehr Dank für die Inhaltsübersicht, als die Angaben der englischen Biographen und Commentatoren Milton's meistens zu falschen Vorstellungen über dieselbe Anlass geben. Die Nachweise der Anklänge im Miltonschen Comus an den des modernen Latinisten sind um ein Bedeutendes vermehrt; doch liegt es in der Natur solcher Sammlungen von Parallelstellen, dass auch manche mit angeführt werden müssen, bei denen ein Zweifel in Betreff der wirklichen Benutzung stattfinden kann. Eine Vergleichung des Ben Jonsonschen Maskenspiels „Pleasure reconciled to Virtue" bietet Gelegenheit dar, die verschiedene Behandlung derselben untergeordneten dramatischen Kunstgattung von Seiten der beiden Dichter zu charakterisiren, wobei die Vermuthung aufgestellt und durch den Ausdruck der Bühnenanweisung zu v. 93 gestützt wird, dass Milton ursprünglich beabsichtigt habe, nach der Weise Ben Jonson's im Schwarme des Comus eine sogenannte Antimaske einzuführen, dass er jedoch eine solche mit dem Charakter seines Werkes unverträglich fand. Nachdem dann George Peele's Komödie „The Old Wives Tale" besprochen ist, mit Herbeiziehung mehrerer bisher übersehenen Reminiscenzen daraus, folgt eine Zusammenstellung analoger Stellen im Comus und in John Fletcher's „Faithful Shepherdess". Wir erlauben uns den Schluss der Vergleichung mitzutheilen: „Obgleich die Faithful Shepherdess dem Comus ungleich mehr ebenbürtig zu nennen ist als irgend eins der Werke, welche wir als Quellen bezeichnet haben; so weht uns doch aus der Milton'schen Dichtung ein ganz andrer Geist entgegen. Hier ist alles ernst und feierlich gestimmt, während dort bei anscheinendem Ernste mit dem Gegenstande doch nur getändelt wird. Bei Milton ist die Lehre vom heiligen Zauber der Jungfräulichkeit mit den ethischen Ansichten, die das ganze Stück durchziehen, auf das engste verwachsen; bei Fletcher zeigen schon die spielenden Uebertreibungen, dass wir es mit einer conventionellen, dem Stücke angepassten Fiction zu thun haben, ganz von derselben Natur wie die reine Quelle, die alle Wunden heilt. Ich kann auch den Kritikern nicht beipflichten, welche den Comus ohne Weiteres zu einem Schäferspiele machen wollen. (Jos. Warton bei Todd p. 177 und dieser selbst, p. 179.) Der ganze äussere Zuschnitt vom bakchantischen Tanze des Fackeln schwingenden Thiasos an bis zum Schlusse, wo sich das Stück in die Tänze eines geselligen Festspiels auflöst, ist der einer Masque. Pastorale Episoden mit charakteristischen Zügen der Virgil'schen Idyllen, wohin ich besonders die Einführung bestimmter Persönlichkeiten unter fingirten Hirtenamen rechne (v. 619 ff. vgl. p. 21 dieser Abh.; v. 822, s. Keightley's Anm.), liessen sich bei der Verwandtschaft der Masken- und Schäferspiele leicht einfügen. Doch die Vertiefung des Inhalts rückt den Comus aus der Sphäre beider Dichtungsformen. Zu einem Pastoral fehlt ihm vor Allem das ganze Lebenselement, die Liebe, deren idyllisch conventionelle Auffassung gewisse schablonenartige Charaktere fordert und unendliche Variationen der beiden Themen, Keuschheit und Zärtlichkeit, mit der ermüdenden Wiederholung von Gelübden, so wie eine entsprechende Naturanschauung in sich schliesst, eine Bewirthung mit lauter süssen Tränken bis zum Ueberdruss. Doch der Stil im weitesten Sinne des Wortes enthält die Eigenthümlichkeiten, welche ich nach der englischen Modification eines griechischen Ausdrucks wohl als paraphernalia des Hirtenspiels bezeichnen darf."

Der Verf. berührt dann noch eine Scene in Ben Jonson's komisch satirischem Drama Cynthia's Revels und geht sodann dazu über. die Platonischen Elemente im Ideenkreise der Dichtung nachzuweisen. Die englischen Erklärer hatten ihm zwar auf diesem Felde vorgearbeitet; doch vergleicht man ihre Anmerkungen mit dem von Schmidt Dargebotnen, so muss man diesem das Verdienst zuerkennen, dass er nicht nur die Nachweise vermehrt, sondern auch die Vergleichung bestimmter durchgeführt und den Einfluss auf die Diction dargethan hat. Wichtig ist besonders, dass er zu Com. v. 379 ff. eine Schilderung des Phädrus (p. 248. b) herbeizieht und das Zeitwort to plume, welches nach den Herausgebern mit to prune verwechselt sein soll, im Sinne von plumare, plumas emittere mit dem *πτεροῦν* des genannten Dialogs zusammenhält. Bei den mancherlei Latinismen des Miltonschen Stils, von denen die im Comus vorkommenden S. 46 f. der Abhandlung durchgegangen, zugleich aber andre noch schlagendere Beispiele erwähnt werden, ist es wahrscheinlich, dass der Dichter die Bedeutung jenes Wortes im Anschluss an das Lateinische geändert habe.

Wir können auf die einzelnen Reminiscenzen aus Euripides und Homer so wie aus andern Dichtern und Prosaikern des klassischen Alterthums, welche der Verf. theils aus den weitschichtigen Sammlungen der Engländer entlehnt, theils selbstständig im Comus aufgezeigt hat, nicht näher eingehen und wiederholen nur das schon oben Gesagte, dass man in Bezug auf manche Punkte abweichender Meinung sein kann; doch wird man jedenfalls dem Fleisse des Sammelns seine Anerkennung nicht versagen dürfen. Interessant waren uns folgende Angaben (p. 45.): „Was den Ausdruck „Thetis' tinsel-slippered feet“ (v. 877.) anlangt, so ist derselbe keineswegs für eine blosse Paraphrase von *ἀργυρόπεζα Θέτις* zu halten, geschweige denn dass wir gar nach Keightleys Vorschlag annehmen sollten, Milton hätte das Homerische Beiwort missverstanden. Dieser Herausgeber hat in einem Excurse p. 126 f. dargethan, dass tinsel eine Art Gold- und Silberbrocat, somit dasselbe war, was im P. L. V. 592 durch glittering tissues bezeichnet ist. Also die eigentliche Bedeutung von tinsel-slippered kann nicht zweifelhaft sein. Zugleich dürfen wir nicht vergessen, dass tinsel zu den Lieblingsausdrücken der Spenser'schen Schule gehört; dies ergibt sich aus Keightley's Citaten, Chapman übersetzt, wie Todd angemerkt hat, silver-footed Thetis, und das Epitheton wurde von den gleichzeitigen und unmittelbar auf ihn folgenden Dichtern adoptirt. Ich füge zu Todd's Citaten noch hinzu silver-fleet, B. Jons. The M. of Beauty p. 550. Nept. Triumph. p. 642. Handelte es sich nicht um Thetis, so käme *χρυσοπέδιλος* dem Milton'schen Adjectiv näher als *ἀργυρόπεζα*; vgl. *ποικιλοσάνδαλος*. Die Herausgeber haben übersehen silver-buskined, Arc. 33, und El. III. 55. Vestis ad auratos defluxit candida talos. Wie jenes Adjectiv gehört auch tinsel-slippered zu der Klasse freier Nachahmungen. Wenn tinsel wirklich mit scintilla, étincelle zusammenhängt (vgl. ticket von étiquette, estiquette, Mätzner, Engl. Gramm. p. 156), so mochte allerdings in Milton's Zeit, als das Wort noch nicht zu der gegenwärtigen Bedeutung von nachgemachtem Flittergold herabgesunken war, so viel vom ursprünglichen, der Etymologie entsprechenden Wortsinn vorherrschen, dass der Leser durch tinsel-slippered die Anschauung lichten Schimmers bekam, sich also das Bild der Thetis im Silberglanz der blitzenden Wellen ausmalen konnte. Cf. Trench, English Past and Present, p. 130 f. Allein die Ableitung steht nicht fest; vielleicht ist es das mittelhochdeutsche zendâl. zindel, eine Art Seidentaffent, dessen romanische Nebenformen Diez, Etym. Wörterbuch, p. 376, angibt. — Die Namen der Sirenen, Parthenope und Ligea (neben Leukosia), kommen nicht bloss, was Keightley wohl irgend einem Andern nachgeschrieben hat, in Tzetze's Scholien zum Lykophron, sondern bei diesem Dichter selbst vor, v. 713 — 728. Ich bemerke beiläufig, Milton kaufte sich im Jahre 1634, in welchem der Comus entstand, ein Exemplar des Lykophron für 3 Shilling, so wie er auch Paul Stephanus' Ausgabe des Euripides erstand. Masson,

l. c. p. 531. Doch haben weder die Biographen auf vorliegende Stelle Rücksicht genommen, noch die Erklärer jene Notiz damit combinirt."

Von dem letzten Herausgeber der Miltonschen Dichtungen (Thomas Keightley) spricht der Verf. nicht allein hier, sondern auch an andern Stellen der Arbeit in einem ziemlich geringschätzigen Tone, und nach den mancherlei Absurditäten und geschmacklosen Urtheilen desselben, die gelegentlich zur Sprache kommen, kann man es ihm in der That nicht verdenken. Wenn uns nicht alles trügt, so wird jener auch in seinem Vaterlande für einen Bücherfabrikanten gehalten. Doch lässt sich seiner Ausgabe das Verdienst nicht absprechen, dass unter den zum Theil ungehörigen Noten der früheren Editoren eine verständige Auswahl getroffen ist, was übrigens auch von Schmidt keineswegs bestritten wird. Vgl. p. 49.

Das klassische Element der Diction im Comus bildet in unsrer Abhandlung eine compacte Masse (bis S. 47). Diesem gegenüber steht im poetischen Stile Milton's der Theil der Sprache, welcher aus der Bibel entlehnt ist. Jedoch tritt derselbe im Comus dem Inhalt und der ganzen Anlage des Werkes gemäss weniger hervorragend auf. Vgl. S. 48 f. der Abh. Auf eine Besprechung der Reminiscenzen aus italiänischen Dichtern, bei denen es oft schwierig ist zu entscheiden, ob sie den Originalwerken oder Uebersetzungen, wie z. B. der Bearbeitung des Tasso von Fairfax, entnommen sind, hat sich der Verf. nicht eingelassen, offenbar aus dem Grunde, weil ihm dazu die Kenntniss der Sprache mangelt. Sehr ausführlich geht er einen andern Bestandtheil der Diction durch, den er gewöhnlich als Arkadischen Stil bezeichnet. Er fasst unter dem Namen der Arkadischen Dichter diejenigen zusammen, welche der Spenserschen Schule angehören, charakterisirt ihren Stil ziemlich kurz (S. 49 f.) — wir gestehen, eine ausführliche Schilderung wäre uns erwünscht gewesen —, und stellt, diesmal im engen Anschluss an die Sammlungen der Commentatoren, die Verse des Comus zusammen, welche von Schilderungen oder von einzelnen Ausdrücken jener Dichter abhängig sind. Wenn er auch in diesem Theile der Arbeit wenig neue Stellen herbeigezogen hat, so bestrebt er sich dagegen, das schon vorhandene Material zu sichten und einzelne Verse des Comus kritisch zu beleuchten. Seine eigenen Studien auf diesem Gebiete waren, so scheint es, hauptsächlich den Spenserschen Werken gewidmet, aus denen er mancherlei bisher nicht Beachtetes herbeigezogen hat. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit einem vierten „Factor" der poetischen Sprache Milton's, den Anklängen an Shakespearesche Verse. Der Verfasser hat, trotzdem dass so viele Engländer, die ihren Shakespeare wie die Bibel auswendig wissen, auf diesem Felde gearbeitet haben, noch eine erträgliche Nachlese zu halten vermocht, namentlich hat er manche Stelle aus Lucrece und Venus and Adonis zu seinem Zwecke benutzt. Zu loben ist es, dass er Shakespeare der Bequemlichkeit wegen nach der neuen Ausgabe von Dyce citirt, wie er denn überhaupt in seinen Anführungen genauer verfährt als die englischen Herausgeber. Die Abschnitte der Abhandlung über die Reminiscenzen aus Shakespeare und aus den Spenserianern enthalten manche dankenswerthe Beiträge zur Exegese und Textkritik des Miltonschen Werks. Wir machen beispielsweise aufmerksam auf die ausführlichen Erörterungen folgender Stellen im Comus, v. 863, thy amber-dropping hair (p. 55), die schon im Obigen erwähnten Verse 221—225 (p. 57 f.), die Beschreibung des Morgens v. 138 ff. (p. 60), die Kritik der Varianten drowsy-flighted und drowsy-frighted v. 553 (p. 63 f.) u. s. w. Das Resultat seiner Untersuchung gibt der Verf. am Schluss folgendermassen: „Milton musste vermöge seiner genauen Bekanntschaft sowohl mit klassischen als mit englischen Dichtern unwillkürlich allerlei Reminiscenzen aus ihren Werken aufnehmen und wiedergeben, er hatte seine Phantasie vor Allem mit den Bildern der Arkadischen Schule gesättigt, aber er bethätigte auch in der Reproduction seine eigne Productivität." — —

„Gleich den plastischen Künstlern und gleich den Dramatikern der Griechen stand er, so zu sagen, in einem naiven Verhältniss zu seinen Vorgängern; er verschmähte es keineswegs, mit Benutzung des vorliegenden Materials etwas Vollendeteres zu schaffen. So wie er als Dichter die Natur subjectivirt und ihre Scenen zu seinen Zwecken umgestaltet, so entlehnt er von andern Dichtern nicht nur die Technik, sondern auch das Material ihrer Bildersprache, um frei damit zu schalten. Die poetischen Gedanken erscheinen gleichsam umgegossen, indem sie bestimmten Charakteren zu eigen werden; die einfachen Vergleiche werden zu Situationen erweitert. Dazu kommt, dass Milton häufig auf die Grundbedeutung der Wörter zurückgeht und so die poetische Sprache zu vertiefen weiss." — — „Die bildliche Sprache im Comus ist vorzugsweise dem Reiche des Lichtes und Farbenglanzes entnommen. Mit Vorliebe weilt der Dichter auf dem Schmelz der Wiesen, oder schildert die klaren Wellen des Stroms und die Juwelen, welche er in seiner Tiefe birgt; er malt den lichten Saum am Gewande schwarzer Wolken, durchmisst das breite Aetherfeld und folgt dem Reigen der himmlischen Sterne. Die Welt des Lichtes strahlt uns um so heller entgegen, da ihr eine Sphäre des Dunkels, der nächtigen und unheimlichen Schatten, des alten Chaos entgegentritt. Auch das Leben des Geistes steht unter dem Einfluss dieser Mächte. Die Keuschheit kleidet sich in Sonnenstrahlen, lichte Engel schweben vom Himmel herab und die Tugend strahlt durch das Licht in ihrem Busen, während der Geist des Frevlers von der finstern Nacht seines innern Kerkers umfangen ist. Die Bilder, welche aus dieser Doppelwelt des Lichtes und der Schatten stammen, hängen nicht nur mit dem Sujet und der Scenerie des Comus auf das Innigste zusammen, sondern bezeichnen geradezu das Wesen der Miltonschen Poesie. Wir sprechen gern von dem Fluge der Phantasie, lassen den Dichter sich zum reinen Aether des Göttlichen aufschwingen. Milton's Dichterflug möchte ich mit dem weisser Tauben vergleichen, die wir oftmals im hellen Sonnenschein hoch in den Lüften kreisen sehen. Bald blenden uns ihre flimmernden Silberschwingen; dann aber, wenn ihr Flug sich gewendet, treten sie in scharfen Schatten am blauen Himmel hervor, und während unser Auge eben noch diesen Schatten folgt, wandeln sie sich wieder gaukelnd in lichten Schimmer."

H.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. Jahrgang 1860, Nro. 5 — 8.

Zusätze zur Reihenfolge der Aebte des Cistercienserklosters Schönau. Von E. O. Mooyer in Minden. Vervollständigung des Verzeichnisses der Aebte des genannten Klosters nebst Verbesserungen des schon früher Bekannten.

Konrad Meit, ein Bildhauer des 16. Jahrhunderts. Von Dr. v. Hefner-Alteneck in München. Besprechung einer Statue dieses Künstlers, der mit Albrecht Dürer eine auffallende Verwandtschaft hat.

Zur Frage nach dem Alter der frühesten Papierurkunden. Herr Dr. Roth von Schreckenstein macht auf ein Aktenstück auf starkem Papier ohne Wasserzeichen aufmerksam, welches sich im Germ. Museum zu Nürnberg befindet und vermuthlich aus dem Ende des 13. Jhdts. stammt.

Zur Geschichte der Musikinstrumente. Von R. v. Rettberg in München. Nach einer früheren Aufforderung im Anzeiger wird hier eine

kurze, aber sehr dankenswerthe Uebersicht der musikalischen Instrumente von der Karolingerzeit an gegeben.

Ueber alte Gewichte. Von Dr. Müller. Verzeichniss alter im Germ. Museum befindlicher Goldgewichte aus dem 16. Jahrhundert.

Noch einmal über Hans Felber von Ulm. Von Ed. Mauch. Weitere Notizen zu den Mittheilungen über denselben Gegenstand in Nro. 8 und 9, 1858.

Ein Brief des Grossmeisters des Johanniter-Ordens an den König Gustav Adolf von Schweden. Von Gust. Hauser in Nördlingen. Ausser dem Abdruck dieses lateinisch geschriebenen Briefes wird noch manche interessante Einzelheit über die Art und Weise beigefügt, in welcher Gust. Adolf und die Schweden überhaupt mit den Ordensgütern verfuhren.

Ein zu Passau aufgefundenes Bruchstück einer Inschrift. Von Dr. J. Sighart in Freising. Die bei der Restauration der uralten Klosterkirche Niedernburg zu Passau aufgefundene Inschrift, welche sich auf Friedrich Barbarossa zu beziehen scheint, wird hier in möglichst treuer Copie mitgetheilt. Sie ist am Schlusse verstümmelt und lautet: Fridericus imperator Aquisgranensibus justitiam dedit, quam......

Ueber eine Urkunde Friedrichs II. Von J. Zahn in Presburg. Nachdem auf Hormayr's Unzuverlässigkeit und absichtliche Fälschung von Urkunden hingewiesen, wird eine Urkunde Friedrichs II., gegeben zu Ulm d. 21. Dec. 1219, mitgetheilt und die Fälschung Hormayrs näher dargethan und an anderen ähnlichen Fällen nachgewiesen.

Steinkreuze, von Todtschlägern zur Sühne errichtet. Von Walthierer in Beilngries. Aus zwei Originalurkunden der Stadt Beilngries aus den Jahren 1436 und 1463 wird zur Sühne eines Todtschlags gefordert, Seelenmessen lesen zu lassen, Rom- und Achfahrt zu thun und an der Stelle des Todtschlages ein Steinkreuz setzen zu lassen.

Cella und Hoven, zwei östreichische Propsteien. Von E. F. Mooyer in Minden. Nachträge und genauere Bestimmungen zu den von Meiller im 19. Bde. des Archivs für Kunde östreichischer Geschichtsquellen gegebenen Auszügen und ungedruckten Nekrologien der Benedictiner-Klöster St. Peter in Salzburg und Admont in Steiermark.

Zur Geschichte Eppelins von Gailingen. Von J. Baader in Nürnberg. Im königl. Archiv zu Nürnberg befindet sich eine Urkunde v. J. 1381, in welcher die Kosten verzeichnet sind, die Nürnberg auf die Gefangennehmung, den Prozess und die Hinrichtung des berüchtigten Räubers Eppelin und seiner Spiessgesellen verwendet hat. Dieselbe wird mitgetheilt.

Urkunden aus Oberschwaben. Verzeichniss von 80 Pergamenturkunden, welche das Germanische Museum an sich gebracht hat. Ein Aufsuchen und Erwerben von Urkunden gehört mit zu den Aufgaben, die sich das germ. Museum gestellt hat, um so mehr, da sich noch eine grosse Anzahl zum Theil sehr werthvoller Urkunden in den Händen von Händlern befinden, und die Goldschläger, Buchbinder, Orgelbauer u. s. f. jährlich ein der Wissenschaft entzogenes, reichliches Material verarbeiten.

Lebensbedarf im 15. Jahrhundert. Von Jos. Mar. Wagner in Wien. Verzeichniss von Lebensmitteln, welche „ein Mann und sein Weib und Dirne“ zu Passau in einem Jahre bedurften, aus einem Wiener Codex mitgetheilt.

Kartoffeln und Taback. Von Prof. Reuss in Nürnberg. Nach einer Schrift v. J. 1626 wurden Kartoffeln bereits 1588, Taback 1601 zu

Nürnberg angebaut. Auch das Tabackrauchen war dort in letzterem Jahre allgemein gebräuchlich.

Das Siegel der Stadt Aschaffenburg. Siegel der Stadt Aschaffenburg, die sich im Germ. Museum befinden, werden beschrieben.

Humpelschützen. Im Archiv des Museums befindet sich eine dem 15. Jhdt. angehörende Aufzeichnung, in welcher der Ausdruck Humpelschütze vorkommt. „Humppelschuizen" könnten schlechte Schützen sein. Vielleicht ist das Ganze eine scherzhafte Einladung zu einem Armbrustschiessen.

Ein wichtiges Manuscript zur Geschichte Laibachs. Von Dr. Costa in Laibach. Ein in der Bibl. des Laibacher Domcapitels aufbewahrtes Manuscript von Thalbergs enthält wichtige Nachrichten über die Geschichte Krains überhaupt, dann für die Städtegeschichte und namentlich für die Geschichte Laibachs. Der Inhalt desselben wird kurz mitgetheilt. —

Albrecht Dürers Haus. Mittheilung über eine vor Kurzem dem Museum einverleibte Urkunde, nach welcher das älterliche Haus Albrecht Dürers (der Name ist immer Thurer geschrieben) durch eine an seinen Bruder gezahlte Summe ganz von ihm erworben wird.

Herr Hans von Wichsdorf, Ritter. Von Dr. Lochner. Dieser Herr von Wichsdorf war ein Genosse Pirkheimers in dessen Schweizerkriege; er war aus schlesischem Geschlechte, war schon vorher in der Stadt Dienste und Schultheiss daselbst bis 1503.

Verschiedenes zur deutschen Culturgeschichte. Von J. Baader in Nürnberg. 1) Mittheilung aus einem Schreiben d. J. 1504 über einen muthwilligen Streich, den Pfalzgraf Ruprecht auf dem Reichstag zu Augsburg vor der Wohnung seines Gegners, des Herzogs Albrecht von Oberbaiern, verübte: Newe zeittung Ist bey unns die sag, wie hertzog Ruprecht kurtzlich bey nacht zu Augspurg auff der gassen gefaren und ein vass mit zweyhundert klainer messiner püchslein zugericht und meinem gnedigen herrn hertzog Albrechten für die Herberg kommen, und daselbst die püchssen, so mit Bappir geladen gewest, anzinden lassen. 2) Kaiser Maximilians I. Gärtner nimmt Unterricht bei den Gärtnern zu Nürnberg, vom J. 1505. 3) der Rath zu Nürnberg schickt dem Herzog Albrecht von Baiern zwei Holz- und Feldmesser, v. J. 1507. 4) Wein und Brod als Urkunde, v. J. 1507. Hanns Peck der pot (hat) ainer urkund begert, darauff ime derselb pfleger geanntwortet hab, sein Herr sei nit vorhanden, wol Im den zufügen, unnd Im ein pecher mit wein unnd ein prot darfür zu urkund geben. Actum der ansag am pfintztag nach Egidy 1507.

Die Schlacht von Lepanto. Von E. Weller in Zürich. Verzeichniss von 6 Berichten in Prosa, theils aus d J. 1571, theils ohne Zeitangabe und von zwei Gedichten aus demselben Jahre.

Das Kirchenportal der Abtei Petershausen. Von von Krieg-Hochfelden. Das Gegebene ist ein Auszug einer im Jahre 1852 in nur wenigen Exemplaren erschienenen, nicht in den Buchhandel gekommenen Druckschrift und betrifft die in den Jahren 983 — 992 von Bischof Gebhard II. von Constanz erbaute Kirche zu Petershausen. Das in einer Abbildung beigefügte Portal ist aus d. J. 1162.

Anzeigen, Recensionen, Mittheilungen, Chronik des Museums u dgl. m.

Berlin. Dr. Sachse.

Zeitschrift für Stenographie und Orthographie von Michaelis. Berlin 1860.

Von obiger Zeitschrift liegt der achte Jahrgang (190 Seiten in 6 Heften) vollständig vor uns, und wir ergreifen diese Gelegenheit, um von Neuem auf die werthvollen Beiträge hinzuweisen, welche für die allgemeine Grammatik und die der neueren Sprachen, vorzüglich aber für die Orthographie und die Lautlehre in den hier gesammelten Aufsätzen, namentlich in den Arbeiten des verdienstvollen Herausgebers selbst, zu finden sind. Wir heben, indem wir das Stenographische bei Seite lassen, Folgendes hervor: S. 1 — 11. „Ueber die neueste Gestalt der Pitmanschen Phonography" (wichtig für die Vocallehre). S. 12 — 72. „Ueber das th in der deutschen Rechtschreibung." (Diese Abhandlung wurde zuerst in der „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen" vorgetragen und ist auch in einem besonderen Abdrucke veröffentlicht worden. Der Herausgeber hat jenem Vortrage hier noch einige Zusätze beigefügt und den Gegenstand wissenschaftlich wohl ohne erhebliche Widerrede erledigt. Dass das gewonnene Ergebniss, die unbedingte Verurtheilung des th in deutschen Wörtern, nun auch zu praktischer Geltung gelange, wird nicht zum kleinsten Theile in der Hand gerade unserer Leser liegen.) S. 72 — 85. „Zur orthographischen Rundschau." (Die „Vorschläge" von Kratz und Bezzenberger zur Herstellung einer Einheit in der deutschen Rechtschreibung werden geprüft, wobei der Herausgeber von dem gewiss richtigen Gedanken ausgeht, dass diese Einheit weder durch Unterhandlungen der verschiedenen deutschen Staatsbehörden, noch durch staatlich angeordnete Commissionen von Sachverständigen, überhaupt nicht durch Befehl von oben, sondern einzig und allein dadurch zu gewinnen sei, dass „die Macht der Wissenschaft durch sich selbst das Richtige zur Anerkennung bringe.) S. 97 — 99. Dr. R. Hoppe empfiehlt V. Grimm's „Programm zur Bildung einer allgemeinen Sprache" der Beachtung und stellt einige allgemeine Sätze hinsichtlich der zu lösenden Aufgabe und der nöthigen Vorarbeiten auf.) — Auch in den der Stenographie gewidmeten Aufsätzen findet sich für die Sprachlehre viel Bemerkenswerthes und manches Neue (z. B. in der Kritik des Arendsschen „Leitfaden einer rationellen Stenographie," S. 154 — 176). was zu erwähnen wir nicht für überflüssig halten, da der Name der „stenographischen" Zeitschrift einer weiteren Verbreitung derselben ausserhalb der stenographischen Kreise im Wege zu stehen scheint, obwohl die Stenographie selbst, namentlich das Stolzesche System, überall auf dem Grunde der Sprachwissenschaft ruht.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur. 2. Band.

Inhalt: L'Enéide de Henri de Veldeke et le Roman d'Eneas, attribué à Benoit de Sainte-More par Alex. Pey. — Die spanischen Sprichwörter von José Amador de los Rios. — Le dit du Magnificat von Jean de Condé von Adolf Tobler. —

2. Heft: Zur Geschichte der romantischen Poesie von Felix Liebrecht. — Virués Leben und Werke, vom Freiherrn von Münch. — Der erste historische Roman im spanischen Süd-Amerika von Ferd. Wolf. — Das Neueste zur Ossian-Frage von Dr. Heller.

3. Heft: Zur Geschichte der catalanischen Literatur von Adolf Ebert. — Der catal. Cançoner d'amor der Pariser Bibliothek von Karl Bartsch. — Guicciardini's unedirte Werke von Enrico Cornet. — Die Quellen der Barlaam und Josaphat von Felix Liebrecht. — Inedita aus dem Breviari d'amor von Dr. Sachs. —

4. Heft: Die englische Nationalliteratur im Jahre 1859 von Dr. H. Beta. — Die Nationalliteratur der vereinigten Staaten von Nord-Amerika in den Jahren 1858 — 59 von F. A. March. — Die italienische Nationalliteratur im Jahre 1859 von Justus Grion. — Die spanische Nationalliteratur im Jahre 1858 — 59 von José Amador de los Rios. — Bibliographie des Jahres 1859.

In Bezug auf das Jahrbuch können wir nur die anerkennenden Worte wiederholen, die wir in diesem Blatte dem ersten Bande gewidmet haben.

Les anciens poëtes de la France.

Gui de Bourgogne. — Otinel. — Floovant. 1. Band. 1859. — Doon de Mayence. 2. Band. 1859. — Gaufrey. 3. Band. 1859. — Paris. Vieweg. Maison A. Franck.

Durch kaiserliches Dekret vom 12. Februar 1856 wurde die Veröffentlichung einer Sammlung altfranzösischer Dichter anbefohlen. Der vom damaligen Minister Fortoul entworfene Plan zur Ausführung dieses Unternehmens wurde von seinem Nachfolger Rouland modificirt, und es wurde beschlossen, die Herausgabe zunächst auf die Dichter des karlovingischen Cyclus zu beschränken. Der Buchhändler Jannet, der verdienstvolle Begründer der Bibliothèque Elzevirienne, wurde mit der Veröffentlichung beauftragt. Umstände verhinderten Jannet's Mirwirkung, und es ging demnach die Sammlung in den Viewegschen Verlag über, aus dem bereits die oben bezeichneten drei Bände in dem bekannten handlichen Format und mit den Charakteren der Bibliothèque Elz., die nun zu erscheinen aufgehört hat, hervorgegangen sind. Die wissenschaftliche Leitung ist einer vom Minister ernannten Commission anvertraut, die aus folgenden 6 Mitgliedern besteht: Marquis de la Grange, Präsident, Gustave Rouland, F. Guessard, Francis Wey, Henry Michelant, Servaux, Schriftführer. Guessard leitet speciell die Publikation. 40 Bände sind dieser Sammlung bestimmt, von denen zwei der Bibliographie und der Aufzählung sämmtlicher mittelalterlicher chansons de geste gewidmet sein werden, während die übrigen 38 die stattliche Anzahl von 57 Poemen enthalten werden.

Ein jeder Band wird 5 Franken kosten; nur bei einigen, die längere Gedichte enthalten, wird der Preis auf 6 Franken gesteigert werden. Es wird hier absichtlich hervorgehoben, dass jeder Band, der ein oder mehrere Gedichte umschliesst, so wie ein jedes Gedicht, das mehrere Bände erfüllt, auch besonders verkauft wird, da in einem viel gelesenen, der ausländischen Literatur gewidmeten Blatte irrthümlich behauptet wurde, es würden nur öffentliche Bibliotheken und reiche Privatleute an dem Unternehmen käuflich sich zu betheiligen im Stande sein. Hoffentlich werden gerade durch den Einzelverkauf recht viele von den zahlreichen Kennern und Freunden des Französischen in Deutschland angeregt werden, dem Altfranzösischen ihre Neigung zuzuwenden. Die epischen altfranzösischen Gedichte sind einmal viel leichter zu verstehen als die lyrischen, von denen wir zwei schöne Sammlungen von Mätzner und Wackernagel besitzen. Zweitens waren aber die epischen Gedichte, sowohl das Wenige, was Deutsche herausgaben, wie die französischen Ausgaben, bisher theuer und wenig zugänglich. Die Mässigkeit des Preises eines Einzelbandes dieser Sammlung hilft diesem Uebelstand ab. Auch sollte es jedwede Lehrerbibliothek einer preussischen Realschule oder andrer höherer Schulen, die Speciallehrer des Französischen haben, für ihre Pflicht halten, die ganze Sammlung zu erwerben.

Wie dem Unternehmen an und für sich, das uns reiche Fundgruben altfranzösischer Dichtung und Sprache erschliessen wird, die lebhafteste

Theilnahme nicht versagt werden kann, so kann man auch der Art und Weise der Ausführung, wie sie in den jetzt publicirten Bänden vorliegt, den aufrichtigsten Beifall schenken. Wenn man an die Unbefangenheit denkt, mit der sonst höchst beachtenswerthe Werke, in denen altfranzösische Texte mitgetheilt wurden, von deutschen Herausgebern in dem ganzen Wuste der handschriftlichen Irrthümer edirt worden sind, so stechen dagegen die handlichen Octavgaben unsrer einen verbesserten Text bietenden Sammlung auf das Freundlichste ab. Da der Druck auf starkem Papier und sehr leserlich ist, da die Lücken der Handschrift durch die in Parenthese gestellten, aber mit dem Texte fortlaufenden Conjecturen der Herausgeber ergänzt sind, so kann auch der, den nur die literarische Seite der Gedichte anzieht, das Gedicht mit Leichtigkeit lesen, während der Philologe die zur Erhellung der Lesarten und der Redaction dienenden Noten am Ende hinter dem Gedichte findet. In einer literarischen Einleitung wird über die Stellung des Gedichts zu den übrigen des Cyclus, über Abfassungszeit, Quellen, Bearbeitungen des vorliegenden Stoffes in andern europäischen Literaturen und Manuscripte gehandelt. Daran schliesst sich ein an der Spitze des Gedichts stehendes, recht ausführliches sommaire, das namentlich denjenigen, die einen Band dieser Sammlung als einleitendes Studium in die Kenntniss des Altfranzösischen benutzen wollen, wesentliche Dienste leisten wird, da es ihnen oft als Glossaire dienen kann. Ein wirkliches Glossaire ist keinem Gedicht beigefügt; der Herausgeber stellt in Aussicht, ein solches nach Herausgabe der ganzen Sammlung zu liefern; ein Specialglossaire jedem einzelnen Bande anzuhängen würde, sagt er, zu ewigen Wiederholungen Anlass geben. Wir theilen diese Ansicht; nichts destoweniger möchte es wünschenswerth scheinen, seltenere Wörter und Formen gleich unter dem Texte auf der entsprechenden Seite zu erklären; denn so sehr man sich auch mit der Herausgabe beschleunige, zehn Jahre werden mindestens hingehen, bevor das versprochene Glossaire auch nur begonnen werden kann. Wir erwähnen noch, dass die Zahl des Bandes auf der Kehrseite des ersten Titelblatts unten etwas zu versteckt angegeben ist.

Das Hauptverdienst der ganzen mühseligen Arbeit fällt auf Guessard, unter dessen bewährter Leitung die Mss. abgeschrieben werden. Die Namen der sonst Betheiligten werden unten bei Gelegenheit der einzelnen Gedichte mitgetheilt werden.

Gui de Bourgogne. Chanson de Geste. Publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Tours et de Londres par M. M. F. Guessard et H. Michelant. (4304 Verse.)

Der Stoff dieses Gedichts findet sich weder in der französischen noch einer andern Literatur wieder. Es geht jedoch aus zwei Versen des dit des deux bordeors ribaus:

Si sai de Guion d'Aleschans
Et de Vivien de Borgoigne

durch die von dem satyrischen Inhalt des Gedichtes bedingte Umstellung der Namen hervor, dass man das Gedicht zum répertoire eines ordentlichen Jongleurs zählte. Karl der Grosse ist bereits 27 Jahre in Spanien, wo ihn die Belagerung von Luiserne aufhält. In Frankreich ist Verwirrung. Zur Abstellung derselben wird „das Kind" Gui de Bourgogne zum König erwählt. Dieser aber befiehlt sofort den andern „Kindern" sich zu rüsten und ihren Vätern in Spanien zu Hülfe zu eilen. „Als die Kinder es hören, sind sie erschrocken. Da verflucht jeder die Stunde, wo er gekrönt ward."

Quant li anfant l'entendent, es les vos esfrees.
Lors maudit chascuns l'eure que il fu queronez.

Dieser Vers wiederholt sich, sobald Gui, statt gerade auf Luiserne zuzugehen, vorher sein Heer vor verschiedene andere Städte führt, um sie einzunehmen, bis er zuletzt auch Karl erlöst.

Die chansons de gestes fallen in die Zeit der Kreuzzüge, alte in Vergessenheit gerathende Traditionen in eine Zeit, die bereits von andren Interessen auf's Tiefste bewegt wurde. Und so wird man unwillkürlich durch diesen Zug der Kinder nach dem Lande der Heiden und Sarracenen an den Kinderkreuzzug erinnert. Der Dichter legt Beziehungen seiner Gegenwart in die alte Sage; ja er baut vielleicht das ganze Gedicht auf dieser Grundlage erst auf,

Das Gedicht ist in den bekannten einreimigen, zwölfzeiligen Versen. Der Reim ist in diesem Gedichte oft nur Assonanz. So reimen sich denn in der Tirade S. 3 dire, contralie, biche, conquise, Gile, dites, mire, so dass der Consonant zwanglos geändert wird.

Vers 31 und sonst schreiben die Herausgeber. E[n] nom Dieu. Da die Formel jedoch häufig wiederkehrt, so wäre doch wohl einfach E nom Dieu beizubehalten, sei es dass man sie sich aus dem durch häufigen Gebrauch abgeschwächten En nom Dieu hervorgegangen denkt, sei es dass man E dann als Interjektion fasst. Vers 1169 Chascuns selon sa puissance et selonc sa bontés ist wohl falsch. Statt puissance ist ein zweisilbiges Wort zu setzen. Wäre nicht Vers 1348, 1354, 2855 und sonst anprist statt an prist zu schreiben? Vers 1482 steht verdruckt oiant für ioiant Vers 3350 erfordert die Caesur Estout [de Lengre] ausi, nicht: ,ausi. Ebenso Vers 3915: Par tel aïr les brochent, .

Otinel. Chanson de Geste. Publiée pour la première fois, d'après les manuscrits de Rome et de Middlehill. Par M. M. F. Guessard et H. Michelant. (2133 Verse.)

Das römische Manuscript, unvollständig, n⁰ 1616 im Katalog der Bibliothek der Königin Christine von Schweden, ist in Keller's Romwart nicht erwähnt. Die Handschrift von Sir Thomas ist von Dr. Sachs (in Brandenburg) auf seiner im Auftrage Fortoul's nach England unternommenen Reise copirt worden; sie ist vollständig, aber so incorrect, dass die Herausgeber das römische ms. zu Grunde gelegt und aus dem englischen ms. ergänzt haben.

Das Gedicht ist aus der Zeit des Verfalls der alten Epik. Es behandelt einen Zug Karls des Grossen gegen den König Garsile in der Lombardie, als er nach der Einnahme Pampelona's aus Spanien zurückgekehrt ist. In Paris fordert ihn Otinel, ein Abgesandter des heidnischen Königs auf, diesem zu huldigen; der Abgesandte selbst aber bekehrt sich bald und wird der heftigste Feind Garsile's. — Die Verse sind zehnsylbig.

Vers 47 wird Karl le viel redois qui ait maléiçon genannt. Danach bewährt sich nicht, was Burguy im Glossaire zur Stelle des Sachsenliedes

Lor cheval sont tuit las, escauchie et redois

unter redois sagt: Ce mot a été changé dans sa forme pour la rime. Vers 109 vielleicht, um des Verses willen, statt: Un chevaler i sist qui fu ma, senez zu lesen: qui par fu mal senez. Vers 122 En halt s'escrie: Baruns. ne vos remuez, wird durch Weglassung von vos richtig. Ebenso Vers 1351 Vers 137 wird jo zu streichen, 139 u. 40 statt Espanie Espaine, statt Sidonie Sidoine zu lesen, Vers 178 jus zu streichen sein. Vers 473 kann es nicht Il poins heissen, da Roland eine Hand braucht, seinen Schild zu fassen (Vers 474).

Floovant. Chanson de geste. Publiée pour la première fois d'après le manuscrit unique de Montpellier par M. M. F. Guessard et H. Michelant. (2533 Verse.)

Floovant, nach dem Dichter Chlodwig's ältester Sohn, wird auf 7 Jahr von seinem Vater aus Frankreich verbannt, weil er seinem Hofmeister den Bart abgeschnitten. Die Geschichte dieser 7 Jahre wird im Gedicht erzählt. Die Herausgeber bestimmen auf Grund von Urkunden der Stadt Metz den Dialect als lothringisch. Es wäre wünschenswerth gewesen, dass sie dabei zu einer Darstellung dieses Dialektes geschritten wären. Das Gedicht ist in den gewöhnlichen 12zeiligen Versen. Vers 530 lautet: Par la cite s'adobent mentem communemant. Das Wort mentem heisst nichts. Die Herausgeber sagen: Ce mot nous paroît avoir le sens de maint; il n'en diffère, selon nous, que comme certain diffère de cert, par la simple addition d'une terminaison. Es ist dies die einzige Note in den drei Bänden, bei der man den Kopf schütteln muss. Mir nichts dir nichts eine Endung, die sonst nicht weiter vorkommt, keine Analogien, kein Etymon hat, — denn ain in certain geht doch auf anus zurück — einem Worte deutschen Stamms, maint, das an und für sich gar keine Nöthigung zu einer Endung bietet, hinzufügen zu wollen, widerspricht doch allem etymologischen Gebrauche!

Doon de Maience. Chanson de Geste. Publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Montpellier et de Paris par M. A. Pey. (11,505 Verse, wovon die ersten 6038 die jeunesses Doolin besingen.)

Herr Pey hat bereits im Jahrbuche für romanische und englische Literatur. I. p. 320 — 49 eine ausführliche „Notice“ über dieses namentlich in seinem ersten Theile höchst anziehende Gedicht gegeben, so dass wir, in der Voraussetzung, dass das Jahrbuch in jedes modernen Philologen Hand ist oder sein müsste, hier nur einige Bemerkungen anzufügen haben. Warum haben die Herausgeber nicht statt des falschen Titels Doon de Mayence sich entschlossen, den richtigen Do de Mayence zu setzen. Wenn in unsrem Gedichte selbst der Nominativus und Accusativus gelegentlich verwechselt werden, so ist im Ganzen doch Do für den Nominativus so vorwiegend, dass daraus hervorgeht, der mittelalterliche Gebrauch sei der richtigen Form zugeneigter gewesen. Wenn aber jener für das Richtige war, warum sollte dann die moderne Gelehrsamkeit für das Falsche sein wollen?

Die für den Namen auftretenden Formen sind Do, Doon, Doet, Doolin, Doonnet. Die drei letzten sind Diminutivformen, Doet von Do, Doonnet von Doon, auch Doolin für Doonin von Doon. Die Form Doonnet glaubt Referent in Do(on) de Mayence nicht einmal gefunden zu haben, dagegen kommt sie häufig im Roman Gaufrey von einem Sohne Do's vor, so dass Doonnet mit Absicht gewählt scheint, um der Verwechselung mit Doolin, das an allen Stellen am Passendsten mit „der kleine Do“ übersetzt wird, vorzubeugen. Die Form Doolin ist die eigentliche Form des ersten Theils unsres Gedichts Jenneses Doolin, um so zutreffender mit „Des kleinen Do Jugendfahrten“ zu übersetzen, als im zweiten Theile der Name Doolin nicht einmal vorkommt. Doet ist dagegen eine gleichgültigere, in den beiden Theilen des Do wie im Gaufrey vorkommende Form. Aus Vers 10,385 und 10,428, wie aus Gaufrey v. 4918, 4948, 9607 ist die eigenthümliche Form quiex für chies (chez) anzumerken.

Gaufrey. Chanson de geste. Publiée pour la première fois d'après le manuscrit unique de Montpellier par Mm. F. Guessard et P. Chabaille. (10,731 Verse.)

Enthält die Geschichte der zwölf Söhne Do's, nach deren ältestem Gaufrey es betitelt ist. Das Hauptinteresse gebührt jedoch dem riesenstarken Robastre, dem Mann mit der Axt, dem Sohn eines Kobolds, einer ungemein humoristischen Gestalt. Plump und gutmüthig, von ungeheurer Körperkraft und treuer, aufopfernder Ergebenheit, seltsam in seinem ganzen Gebahren, bildet er eine charakteristische Figur, wie sie in solcher Ausgeprägtheit wohl selten in den alten Epen zu finden sind.

Vers 28 war vom Herausgeber eine Lücke anzudeuten. Es fehlt ein Satz, in dem G. seinen Vater um Schiffe bittet. Vers 1306 wäre, um den Vers herzustellen, statt il se desperera zu schreiben: desesperra oder se auszulassen; v. 1879 u. 81 sind zwei Druckfehler anzumerken; nach vosire quemant fehlt fesons, nach souspecho das u. Vers 1938 statt sel zu lesen les, v. 2950 statt n'eu zu lesen j'eu, v. 3966 statt on zu lesen ou. In Vers 4133 ist das Komma zu tilgen und zu construiren Et a fet trousser par dessus l. Franc oehis. Vers 4199 statt ton zu lesen son. Vers 4470 stimmt entour nicht, da die Heiden nicht ringsumher, sondern im Thurme sind; vielleicht also en tour, wobei man freilich den Artikel ungern vermisst. Der heillose Wirrwarr Seite 142, der auch in den Noten vermerkt ist, geht mit den auffallend schlechten Reimen 4701 — 9, mirable, mirable, fablez, avenable, sage, avenable, sage, Kalles parallel, die deswegen von ungeschickter Hand eingeschoben zu sein scheinen. Vers 5074 statt III zu lesen II. Vers 5159 statt obéir vielleicht otreir statt otreer? Vers 6850 statt li zu lesen il. Die Verse 7419 — 25 können nicht gut als unverdächtig erscheinen. Es wird angekündigt, dass von Robastre gehandelt werden wird, von dem aber für's Erste nicht die Rede ist. Seite 240 u. 41 stimmen die angeführten Zahlen der Lastthiere und Treiber nicht. Vers 8928 werden die Berruier, ganz wider die gewöhnliche Auffassung, in einer Reihe mit dem Lombarden als feige Leute aufgeführt. Sollte deswegen Berruier hier falsch sein? Vers 9841 statt huchié zu lesen hauchié.

Wir schliessen das Referat, indem wir den Herausgebern für die Mühe und Sorgfalt, die sie dieser trefflichen Sammlung widmen, aufrichtig danken und mit dem Wunsche, dass die von ihnen veröffentlichten Quellen auch bei uns dem Studium des Altfranzösischen zahlreiche Freunde zuführen mögen.

G. Büchmann.

Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen, für den ersten Unterricht bearbeitet von Adolf Mussafia, Docenten der ital. Sprache und Literatur an der k. k. Universität zu Wien, 1860; Wilh. Braumüller, k. k. Hofbuchhändler; gr. 8.

Der Massstab für die Beurtheilung dieser Sprachlehre ist in dem Ausdruck gegeben, dass sie für den „ersten Unterricht“ bestimmt ist. Unter erstem Unterricht ist hier im Allgemeinen zu verstehen, dass der zu Unterrichtende von der italienischen Sprache noch keine Vorkenntnisse besitze; weiter aber ist zu unterscheiden, ob er gleichzeitig noch überhaupt ohne Sprachkenntnisse sei, oder ob er deren nicht etwa schon an andern Sprachen erworben habe. Denn es bedarf kaum der Erinnerung, dass Kinder, die noch überhaupt keine fremde Sprache kennen, anders in eine solche eingeführt werden müssen als Vorgerücktere, die bis auf einen gewissen

Grad z. B. schon mit dem Französischen oder Lateinischen bekannt geworden sind. Bei Ersteren kommt es darauf an, die Wortformen und wesentlichsten Wortfügungen einzuüben und dadurch vorerst das äusserliche Material herbeizuschaffen; bei Letzteren, die sich dessen mit Hülfe der sonst schon gewonnenen Sprachkenntnisse leichter und schneller bemächtigen, ist es dagegen von Wichtigkeit, von vorn herein ein Verständniss und Bewusstsein der neu hinzutretenden Sprache zu erstreben und auf ein etwaniges späteres Studium derselben vorzubereiten. In unserm nördlichen Deutschland, wo das Italienische überhaupt seltner betrieben wird, kommt dasselbe erst in den obersten Klassen höherer Schulen und Gymnasien an die Reihe, so dass es erst mit dem vierzehnten Lebensjahre oder noch später begonnen wird. Hier ist also nur die zuletzt angedeutete, schon mehr wissenschaftliche, jedenfalls nicht mehr bloss elementare Unterrichtsweise zu fordern. In den östreichischen Staaten mag dies anders sein. Die näheren Beziehungen zu Italien mögen dort bei einer grösseren Verbreitung der italienischen Sprache auch einen früheren Anfang des Unterrichtes in derselben bedingen. So viel ist klar, dass die vorliegende Sprachlehre nicht für eine schon vorgerücktere und entwickeltere Bildungsstufe, sondern für den „ersten Unterricht“ in dem Sinne berechnet ist, dass noch überhaupt keine oder nur wenige fremde Sprachkenntnisse vorhanden oder vorauszusetzen sind. Sie will nur erst das Material herbeischaffen.

Die Einrichtung des Buches ist demnach folgende. Nachdem das Nothwendigste über Aussprache, Accent etc. vorgebracht worden, ist S. 6 von den Geschlechtsformen der Haupt- und Beiwörter und des bestimmten Artikels die Rede, womit sogleich eine Anzahl einfacher, nur vermittelst des Zeitwortes è, ist, gebildeter italienischer und deutscher Sätze (Il padre è buono. Das Haus ist klein.) verbunden ist, welche beziehungsweise ins Deutsche und ins Italienische übersetzt werden sollen; die dazu gehörigen Vocabeln sind vorangestellt. In gleicher Weise folgen dann die entsprechenden Pluralformen mit allmäliger Heranziehung des unbestimmten Artikels, der demonstrativen Fürwörter questo und quello und der possessiven mio, tuo, suo etc.; die Uebungssätze erhalten dabei zugleich das plurale sono, sind. S. 12 werden die Praesentia der Hülfszeitwörter avere und essere nebst den persönlichen Fürwörtern io, tu, egli etc., S. 15 die Infinitive und regelmässigen Participien der drei Conjugationen angegeben; die Uebungssätze verbinden das Particip mit jenem Präsens der Hülfsverba. S. 18 flg. werden die Besonderheiten der Pluralbildung der Haupt- und Beiwörter auf ca, ga — co, go — cio, gio etc. etc. nachgeholt, S. 21 die Substantiva mobilia, S. 24 flg. die Casuszeichen di, a, da und deren nebst anderer Präpositionen (con, in, su, per) Zusammenziehungen mit den verschiedenen Formen des bestimmten Artikels hinzugefügt. S. 31 flg. kommen die Hauptwörter, welche den Pluralis auf a bilden, und die Zahlwörter an die Reihe; S. 36 flg. die Eigennamen, insofern sie mit oder ohne Artikel stehen; S. 39 das Präsens der ersten Conjugation, S. 43 der Gebrauch des Infinitiv mit den Partikeln di, a, da, S. 44 das Präsens der zweiten und dritten Conjugation mit besonderer Berücksichtigung der Verba dire und condurre (tradurre etc.) und Angabe des Particips, S. 46 das Particip auf so der Zeitwörter auf dere oder ndere, S. 47 das Particip auf to (tto) derer auf gere (ggere) und das von coprire, offrire etc., S. 50 das Präsens auf isco, S. 51 wie die deutschen zusammengesetzten Hauptwörter im Italienischen wiedergegeben werden, S. 53 der Theilungsartikel, S. 55 Bildung der Adverbien auf mente, S. 57 wie die Stunden der Uhr ausgedrückt werden, S. 58 Bildung des Futurs, S. 62 das Präsens von andare und Gebrauch der Präpositionen in und a zur Angabe des Ortes, S. 64 Präsens, Futurum, Particip von tenere, venire, porre, rimanere, S. 65 Passivum mit essere und venire, S. 67 persönliche Fürwörter, S. 69 Präpositionen, welche sich mit di verbinden lassen, S. 70 fernere persönliche

Fürwörter, S. 76 einige unregelmässige Präsentia der zweiten und dritten Conjugation, S. 81 reflexive Zeitwörter, S. 83 noch andre Fürwörter, S. 87 Zusammenziehungen zwischen Fürwörtern, S. 90 die höfliche Anrede, S. 93 der Imperativ, S. 101 der Comparativ etc., S. 116 das relative Fürwort etc. In einer zweiten Abtheilung,*) welche S. 119 beginnt, werden in derselben Art und mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen unregelmässigen Verba die Bildungs- und Gebrauchsweisen des Imperfects, des Perfects, des Conditionalis, des Conjunctivs, des Infinitivs, des Gerundiums und der noch übrigen Fürwörter gelehrt und durchgängig in zahlreichen italienischen und deutschen, stets mit ihren Vocabeln versehenen Sätzen aufgewiesen und eingeübt. Sehr zahlreiche Sätze mit den Präpositionen di, a, da, con, in etc. machen den Beschluss. Verschiedenes Einzelne ist noch überall gelegentlich eingestreut, zum Theil in Noten hinzugefügt.

Das Gesetz dieser Anordnung ist leicht zu erkennen. Es ist das der pädagogischen Zweckmässigkeit. Der Herr Verfasser hatte sich, wie aus der Vorrede zu ersehen, die „strenge Durchführung des Grundsatzes“ vorgenommen, „dass keine Form, keine Fügung dem Schüler geboten werde, welche er auswendig lernen muss, ohne sich über dieselbe Rechenschaft geben zu können.“ Unter „Rechenschaft“ ist hier augenscheinlich keine wissenschaftliche zu verstehen; es ist nur gemeint, dass der Schüler die dargebotenen Formen und Fügungen immer sogleich in ihrer Anwendung sehen und sich in ihrer Anwendung üben solle. Dabei ist allerdings höchst wünschenswerth, dass nirgend Etwas von ihm gefordert werde, worüber er noch nicht belehrt worden. Dieser Grundsatz darf gewiss auf allgemeine Zustimmung rechnen. Zu untersuchen wäre jedoch, ob derselbe eine Anordnung nöthig mache wie die, welche der Herr Verf. getroffen hat. Es geht da doch etwas gar zu bunt her. Wenn ein Schüler, der bereits zu den späteren Uebungen vorgedrungen ist, Etwas aus den früheren, das er vergessen, wieder aufzusuchen und nachzulesen wünscht: so dürfte ihm das schwer werden, zumal da weder ein Register noch ein Inhaltsverzeichniss noch auch nur hinreichende Ueberschriften der einzelnen Abschnitte gegeben sind. Diese könnten nun freilich hinzugefügt und so der Schwierigkeit einigermassen abgeholfen werden. Ernster und gerechter aber ist das Bedenken, dass der Weg, den das Buch verfolgt, den Schüler nicht dazu führen wird, von der grammatischen Gliederung des Sprachstoffes eine Vorstellung zu gewinnen. Von dieser, von dem organischen Bau der Sprache, wird hier so wesentlich abgewichen, dass sich statt eines klaren, übersichtlichen Ganzen nur ein zusammenhangloses Durcheinander in der Vorstellung des Schülers festsetzen wird, und wenn auf diesen „ersten Unterricht“ nachmals ein andrer folgt: so wird er Mühe haben, Licht und Ordnung da hinein zu bringen. Die Kritik kann sich mit der Art und Weise, wie der obige Grundsatz hier zur Ausführung gebracht ist, schwerlich einverstanden erklären.

Was nicht nur den Herrn Verf., sondern auch Andere dazu verleitet hat, der grammatischen Gliederung des Sprachstoffes in dieser oder ähnlicher Weise Gewalt anzuthun, ist eine irrige Auffassung des gedachten Grundsatzes. Wenn Herr Mussafia die vorhandenen auf denselben Zweck gerichteten Uebungsbücher, wie er in der Vorrede andeutet, ungenügend findet: so liegt die Ursache davon nicht sowohl in der verfehlten Ausführung — diese muss immer verfehlt sein, wo das Princip verkannt ist — als vielmehr in dem Missverständniss dessen, was ihnen zur Richtschnur dient und oben pädagogische Zweckmässigkeit genannt worden. Der pädagogische Zweck fordert keinesweges eine Zerreissung des Sprachstoffes und Zersplitterung seiner Elemente, sondern nur Beschränkung und Vereinfachung des-

---

*) Die Angabe „erste Abtheilung“ findet sich nicht vor; sie wird auf Seite 6 zu setzen sein.

selben. Das jugendliche Fassungsvermögen (dieses ist doch das Massgebende) bedingt nur, dass ihm die grammatischen Formen und Verhältnisse zugänglich und fasslich gemacht werden; dies aber werden sie nicht durch Umstellung und Durchbrechung der in ihrem Wesen begründeten Ordnung, sondern durch eine richtige, d. h. wiederum ihrem Wesen entsprechende Behandlung. Der Sprachlehrer, der sich seiner Aufgabe bewusst ist, wird schon beim „ersten Unterricht" darauf Bedacht nehmen, dass aus den Theilen, die er einzeln und jeden für sich überliefert, schliesslich doch ein wohlgeordnetes, organisch gegliedertes Ganze in der Vorstellung des Lernenden hervorgehe — ein Ganzes nämlich, in welchem die Theile auch wirklich ihre Einheit, ihren Zusammenhang und ihre Berechtigung finden. Nur so wird alsdann auch der Lernende etwas Rechtes gelernt, sich seines Gegenstandes wirklich bemächtigt haben.

Ein zweiter Irrthum, der mit dem so eben besprochenen vielfach verflochten und eigentlich die Ursache desselben ist, ist dieser, dass man meint, man müsse schon die einzelnen Formen, näher die Flexionsformen, von Hause aus innerhalb des Satzes zeigen und einüben. Möge der Lehrer bei den Formen-Uebungen, die er mit seinen Schülern anstellt, nach Gelegenheit und Belieben immerhin auch kleine Sätze bilden lassen; nur zum Princip muss man das nicht erheben. Es ist allerdings richtig, dass die Flexionsformen zum Ausdruck syntaktischer Verhältnisse dienen; aber es wird nicht minder richtig sein, dass diese syntaktischen Verhältnisse an sich noch etwas Andres sind als jene Formen, durch welche sie ausgedrückt werden, und dass jene Formen eben so ihrerseits noch einen andern Werth haben als ihren syntaktischen. Die Mannichfaltigkeit in der Pluralbildung der Haupt- und Beiwörter z. B. ist zum Theil eine bloss orthographische, die mit den Satzverhältnissen Nichts zu schaffen hat. Dasselbe ist mit gewissen Eigenthümlichkeiten der Präsens- und Futurbildung (cerco, cerchi; cercherò; truovo, troviamo u. dgl. m.) der Fall. Die Bildung, sowohl die regel- wie die unregelmässige, der Zeitformen überhaupt ist eine schlechthin formale, von den syntaktischen Beziehungen ganz verschiedene und unabhängige. Wird nun dieser Unterschied des Formalen und des Syntaktischen übersehen und der Schüler genöthigt, die Formen, die ihm eben erst in Ansehung ihres Daseins und ihrer unmittelbaren Beschaffenheit vorgelegt werden, ohne Weiteres auch schon in syntaktischen Zusammenhängen zu üben: so enthält seine Aufgabe sogleich zwei Elemente statt eines, und er muss seine Aufmerksamkeit, anstatt sie auf den eigentlich gemeinten Punkt zu concentriren, gleichzeitig noch auf einen ganz andern hin ablenken. Dass dies nicht förderlich, sondern nur störend und verwirrend für ihn sein kann, leuchtet so sehr ein, dass es unerklärlich ist, wie dieser Versuch immer aufs Neue wiederholt werden kann. Die Formen sind, so lange es sich um ihre Bildung handelt, für sich allein, ausserhalb ihrer syntaktischen Anwendung, zu üben; treten sie innerhalb des Satzes auf: so ist es dieser, der mit seinen mannichfaltigen Verhältnissen und Beziehungen die Aufmerksamkeit zu beschäftigen hat, und jene Formen müssen dann schon so geläufig sein, dass ihre Bildung keine Schwierigkeiten mehr macht. Kurz, Formlehre und Satzlehre müssen principiell streng unterschieden und aus einander gehalten werden, besonders beim ersten Unterrichte.

Man mache nicht geltend, dass die isolirte Einübung der Formen, wie sie hier gefordert wird, langweilig sei und den Gedanken nicht beschäftige. In den Formen liegt die Technik der Sprache, und alles Technische erscheint im Verhältniss zur höheren Gedankenthätigkeit, wenn man so will, langweilig. Nichts desto weniger ist die Uebung darin nothwendig; sie kann auf dem Sprachgebiete so wenig entbehrt und erlassen werden wie auf jedem andern. Uebrigens wissen die Kinder Nichts von dieser Langweiligkeit. Sie haben für die Fertigkeit, die sie erwerben sollen, so viel Eifer, und an der erworbenen so viel Freude als wir Alten an unsern Beschäftigungen, und die

Anwendung, welche sie zunächst davon machen, ist die, dass sie es darin einander zuvor zu thun suchen. Langweilig ist ihnen der Unterricht nur dann, wenn ein ungeschickter Lehrer nicht weiss, was er mit ihnen anfangen soll.

Mit zur Sache gehört es, hier noch die weiteren Folgen zu betrachten, die jenes missverstandene Princip nach sich zieht. Sätze sollen nun einmal überall sein. Da sie nun mit dem Einen, worauf die Uebung gerade gerichtet ist — es sei z. B. das Präsens von essere und avere (S. 12) — zu einförmig ausfallen würden: so werden sie gelegentlich noch mit manchem Andern ausgestattet, oder umgekehrt als willkommene Gelegenheiten benutzt, manches Andere daran anzuknüpfen. Die Aufmerksamkeit des Anfängers wird dadurch in noch vermehrtem Grade getheilt und zerstreut. Das ist dann vollends übel, wenn der Zusatz einen subtileren Fall betrifft, wie z. B. die Anwendung oder Nichtanwendung des unbestimmten Artikels nach essere (suo fratello è medico, è un medico valente, S. 14). Die Angabe, dass es darauf ankomme, ob das Hauptwort „allein stehe“ oder „ein Beiwort bei sich habe,“ ist nicht durchgreifend, denn sonst dürfte man weder „Austerlitz è un vilaggio“ noch mit Boccaccio „il giudeo, il quale veramente era savio uomo“ sagen. Der Schüler wird sich damit ein unrichtiges Urtheil einprägen. Es ist immer misslich, da, wo es auf eine Gedankenbestimmung ankommt, ein bloss äusserliches Merkmal anzugeben, wie Herr Mussafia nur allzu oft thut. Wenn sich ein Fall nicht bis zu derjenigen Einfachheit und Klarheit bringen lässt, welche der Einsicht des Anfängers gemäss ist: so lasse man ihn beim ersten Unterricht lieber ganz weg und behalte ihn einem späteren vor. Der erste Eindruck ist hartnäckig und in der Folge schwer zu tilgen und zu berichtigen. Weil ferner solche Zusätze eben nur als „Zusätze,“ als gelegentliche und beiläufige Hinzufügungen behandelt werden, die ihren Gegenstand nirgend zu einer vollständigen und allseitigen Erörterung bringen: so fallen sie nur allzu leicht mehr oder weniger einseitig und ungenau aus, was einen neuen Uebelstand abgiebt. So heisst es z. B. S. 11: „Die zueignenden Fürwörter (Beiwörter ist offenbar ein Druckfehler) haben immer (?) den Artikel vor sich, il mio libro; ausgenommen ist nur (?) der Fall, wenn ein Verwandtschaftsname in der Einzahl ohne Beiwort darauf folgt, mio fratello.“ Man sagt doch auch: questo libro ò mio, egli può diventare tuo nemico, in casa sua u. dgl. Eben so wird S. 116 gelehrt, das Relativum welcher werde im Nom. mit che, im Acc. mit che oder (deutlicher) cui, „nach Vorwörtern immer (?) mit cui“ übersetzt. Die Verbindungen di che, a che, in che, con che sind doch eben so gebräuchlich und unangefochten, und nur da che und per che vermeidet man gern, um nicht Verwechslungen mit dacchè und perchè zu veranlassen. Man kann sich nicht genug davor hüten, ein Gesetz allzu sehr zu verallgemeinern oder es allzu ausschliessend zu fassen, besonders dem Anfänger gegenüber, der sich dann mit den abenteuerlichsten Vorstellungen darauf beruft und damit die Lehrer zu dem Geständnisse, wenigstens zu der Einsicht nöthigt, die Sache nicht recht ausgedrückt zu haben. Auf der andern Seite kann es Einem, indem man nur so gelegentlich auf Dies und Jenes zu sprechen kommt, begegnen, dass man gerade das Wichtigste vergisst. Die Methode, auch die einfachsten Formen, selbst bloss orthographische Eigenheiten derselben, durchaus in vollen Sätzen zu zeigen und zu üben, sollte doch wohl Gelegenheit nehmen, eben auch vom Satze zu reden. Man sucht vergebens danach. Nirgend ist vom Satze, nirgend von Subject und Prädicat, den Bestandtheilen desselben, die Rede, noch weniger von dem Unterschiede zwischen Haupt- und Nebensatz oder von den Verbindungsweisen der Sätze. Und doch muss allerdings auch der erste Unterricht hierauf Rücksicht nehmen. Aber freilich, wie soll man's machen? Denn eigentlich müsste man damit anfangen. Man müsste zuerst sagen, dies (z. B. il padre è buono, das Haus ist klein, S. 7) sei ein Satz, dies seien seine Bestandtheile und so verhalten sie sich zu einander. Dazu aber

würde gehören, dass der Anfänger mindestens mit den Haupt-, Bei- und Zeitwörtern — mit den Elementen des Satzes — und deren Formen schon bekannt sei, und doch sind es gerade diese Elemente, diese Formen, mit welchen man ihn im Gegentheil eben erst bekannt zu machen vorhat. Man kommt so in den Fall, umgekehrt und stillschweigend vorauszusetzen, der Anfänger sei schon mit dem Satze bekannt, und es handle sich nur noch um die einzelnen Elemente desselben. Man fängt voraussetzungsweise mit dem an, womit man schliessen sollte, und findet schliesslich keine Gelegenheit mehr, ausdrücklich davon zu reden, weil ja schon Alles beiläufig und implicite dagewesen. Wenn irgend Etwas geeignet ist, die Verkehrtheit dieser Methode anschaulich zu machen, so ist es eben dies.

Was hiernach das Einzelne betrifft: so ragt besonders das Bestreben hervor, die fremden Ausdrücke, deren sich die Grammatik bedient, durch deutsche zu ersetzen. Dies Bestreben ist an sich lobenswerth, aber es hat auch seine Grenzen, die nicht ungestraft überschritten werden. Die Benennungen Hauptwort, Beiwort, Zeitwort, Fürwort, Bindewort, Empfindungswort, Zahlwort sind untadelhaft und anerkannt; statt Vorwort und Nebenwort, die der Herr Verf. gebraucht, ist Verhältnisswort und Umstandswort treffender und üblicher. Artikel hat sich bei den Versuchen, die damit gemacht worden, als unübersetzbar erwiesen; auch hat Herr Mussafia dies Wort beibehalten. Die Zeitformen mit Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft oder gegenwärtige, vergangene, zukünftige Zeit zu benennen, ist für das Verständniss derselben sehr gefährlich; wem diese Ausdrücke angewöhnt worden, ist einer richtigen Erkenntniss der Zeitformen so lange unfähig, bis er sie sich gründlich wieder abgewöhnt hat, weil sie ihn beständig veranlassen, den Moment der Handlung (dass sie nämlich eine geschehende, abgeschlossene oder bevorstehende ist) mit dem Zeitraume zu verwechseln, dem sie an und für sich angehört und mit welchem die Zeitform Nichts zu thun hat. Die Ausdrücke Abwandlung, unbestimmte Art, anzeigende Art, verbindende, gebietende Art, Mittelwort werden erst verständlich, wenn man sieht, dass Conjugation, Infinitiv, Indicativ, Conjunctiv, Imperativ, Particip damit gemeint sind. Jene Ausdrücke, obschon sie deutsch sind, lassen das, was mit den alten gemeint ist, nicht unmittelbar erkennen; sie bedürfen der Erklärung so gut wie diese und stören durch die Nebenbeziehungen, die der heutigen Sprache beiwohnen. Geradezu abenteuerlich ist der meines Wissens von Fornasari aufgebrachte Ausdruck Endung statt des allgemein bekannten und gebrauchten Fall (Casus); jener Ausdruck ist um so wunderlicher, als das, was er eigentlich bezeichnet, im Italienischen gar nicht vorhanden ist. Anderes dieser Art lässt vermuthen, dass Herr Mussafia kein Deutscher ist, und verdient deshalb Entschuldigung. Er übersetzt z. B. das franz. son mouillé mit „Wasserlaut“ (S. 2), parole piane und tronche mit „ebene und zugestutzte“ Wörter (S. 3), wie er sich denn andrerseits z. B. so ausdrückt: Männliche Wörter auf c etc. gehen (im Plur.) auf i (S. 7), statt enden auf i, oder: das weibliche Geschlecht übergeht in das männliche (S. 28), statt geht in das männliche über. Dergleichen soll hier, wie gesagt, nur erwähnt, nicht gerügt werden.

Ausserdem mögen folgende Einzelheiten hier noch Erwähnung finden.

S. 4. „Zwei Selbstlaute in einer Sylbe bilden einen Doppellaut. Ihre Aussprache bietet nichts Bemerkenswerthes.“ Bemerkenswerth ist doch wohl, wenigstens für deutsche Schüler, dass die einen Doppellaut bildenden Vocale im Italienischen stets getrennt zu sprechen, nicht nach deutscher (auch nicht nach französischer Weise) zu einem einfachen oder gemeinsamen Laute zusammenzuziehen seien. Was heisst übrigens: zwei Selbstlaute in einer Sylbe? Wenn sie wirklich Selbstlaute sind: so stehen ihrer zwei niemals in einer Sylbe, sondern jeder von ihnen begründet eine besondere. Es wären also die Bedingungen anzugeben, unter welchen zwei Vocale zu einer diphthongischen Einheit zusammentreten. Seltsamer Weise befindet sich die

italienische (überhaupt romanische) Grammatik, der antiken gegenüber, bis auf den heutigen Tag über diesen Punkt in einer Art von Rathlosigkeit, die auch Herr Mussafia theilt, wie ich aus seiner mir gleichzeitig vorliegenden, übrigens vortrefflichen und gründlichen Recension der ital. Grammatik von Wiggers ersehe. Es sei mir erlaubt, deshalb auf mein so eben in zweiter Auflage erschienenes Lehr- und Uebungsbuch der italienischen Sprache hinzuweisen.

S. 5. „Mehr als zwei Consonanten können in der Regel nicht auf einander folgen, wobei zu bemerken ist, dass l und r nach einem Consonanten nicht als solche gezählt werden.“ Dies Letztere ist unverständlich. Die gegebenen Beispiele Costantino etc. gehören nicht hierzu. Man kann nur an acclamare, apprendere und Aehnliches denken; darin aber sollen l und r nicht als Consonanten gelten? — Ausserdem wird hier die Note hinzugefügt: „Wenn von zwei Wörtern, die auf einander folgen, das erste mit einem Mitlaute endigt und das zweite mit zwei solchen anfängt, so wird am Anfange des zweiten Wortes ein i hinzugefügt: non iscrivo, per istrada“ Auch non icredo, per iriticare? Es soll heissen: wenn das zweite mit unreinem s anfängt. — Ebendaselbst befindet sich die Note, dass die Elision (quest' uomo) nur dann Statt finde, „wenn die zwei Wörter in einem innigen syntaktischen Verhältnisse zu einander stehen.“ Das ist richtig, hätte aber auch auf die unmittelbar vorher besprochene Apokope (buon padre) ausgedehnt werden sollen.

S. 6. „Die Namen männlicher Personen oder Thiere sind männlich, die Namen weiblicher Personen oder Thiere sind weiblich.“ Wie verhält es sich demnach mit la volpe (Fuchs), la tigre (Tiger), la colomba (Taube) u. s. f.? Oder wenn Jemand z. B. eine Stute besässe, dürfte er dann nicht von seinem cavallo reden?

Ebend. „Der Ausgang e ist beiden Geschlechtern gemeinschaftlich, und den Unterschied lehrt bloss (?) die Uebung erkennen,“ doch bloss für den Anfänger, der sich allerdings vorläufig darauf beschränken mag.

S. 8. „Non wird stets (?) vor das Zeitwort gesetzt.“ Nur gewöhnlich oder in den meisten Fällen, ma non sempre.

S. 20. „Die Hauptwörter auf io mit unbetontem i haben in der Mehrzahl î.“ Man pflegt studj u. dgl. zu schreiben, auch studii; studî scheint eine gewagte und wenig empfehlenswerthe Neuerung.

S. 24. Warum zählt der Herr Verf. „da“ nicht mit zu den Casuszeichen? Von Casus-Formen lässt sich im Italienischen allerdings nicht reden, aber die Casus-Verhältnisse sind doch vorhanden, und unter diesen das durch da bezeichnete Ablativ-Verhältniss so gut wie das durch di und a bezeichnete des Genitiv und Dativ.

S. 46. „Man sieht, dass viele Zeitwörter auf dere ein unregelmässiges Mittelwort auf so haben (ridere, riso), und dass, wenn sich vor dem d der unbestimmten Art ein n findet (difendere), dieses vor dem s des Mittelwortes (difeso) wegfällt.“ Diese Ungenauigkeit ist dahin zu berichtigen, dass vor dem s der Participial-Endung so (auch vor dem der Perfect- oder besser Aorist-Endungen si, se, sero) der Charakter d, und wenn diesem ein n vorangeht, gleichzeitig auch dieses wegfalle. Ueberhaupt ist hierbei die von dem Herrn Verf. befolgte Bezeichnungsweise der Infinitive auf dere, gere, rire u. s. f. zu rügen. Die Infinitiv-Endungen sind einfach are, ere, ire, und wenn der Anfänger doch, wie nicht anders sein kann, genöthigt wird, auf den diesen Endungen vorangehenden Consonanten (den Charakter des Zeitwortes) zu achten: so kann er auch dazu angehalten werden, ihn ausdrücklich davon zu unterscheiden. Er gewinnt hieran den grossen Vortheil, deutlich den Punkt zu erkennen, an welchem die Unregelmässigkeit haftet oder von welchem sie bedingt wird.

S. 55. „Die (?) Nebenwörter werden vom weiblichen Geschlechte der Beiwörter gebildet, indem man diesem die Endung mente anhängt.“ „Soll

heissen: Beiwörter werden in Nebenwörter umgewandelt, indem man der weiblichen Form derselben die Endung (eigentlich das Wort) mente anhängt. Denn ove, onde, oggi etc. sind auch Nebenwörter. — Das ebendaselbst angeführte parimenti statt parimente ist nicht nachahmenswerth; nur altrimenti (st. altrimente) ist allgemein gebräuchlich.

S. 61. „Die Zeitwörter der 2. Abwandlung, welche das e in der vorletzten Sylbe der unbestimmten Art betont haben, werfen in der künftigen Zeit dieses betonte (!) e weg.“ Dies thun nur diejenigen, welche einen Halbvocal (ausser m) und einige von denen, welche ein v, p oder ein d, t zum Charakter haben, insbesondere also dolere, valere, volere, rimanere, tenere, parere nebst avere, dovere, sapere, vedere, potere. Nicht aber thun es temere, persuadere, giacere, piacere, tacere; nicht durchaus cadere, calere, selten und nicht nachahmenswerth sedere, godere, natürlich auch nicht bere. Herr Mussafia hält aber an seiner Behauptung so strenge, dass er sich S. 77 mit den Worten darauf beruft: „In der künftigen Zeit muss (!) das e (von volere, potere, dovere), weil (!) es in der unbestimmten Art betont ist, wegfallen;“ er wiederholt dies Weil auch S. 110 (bei sapere) und kommt auch S. 126 darauf zurück. Man staunt mit Recht darüber, dass gerade die Betonung eines Vocals die Ursache seiner Wegwerfung sein solle. So lange ein Vocal den Accent des Wortes trägt, kann er in keinem Falle weggeworfen werden. Dies ist erst dann möglich, wenn er den Accent an einen andern Vocal abgegeben hat und für sich tonlos geworden ist. Hierin liegt der Grund jener synkopirten Futurformen. Nicht das betonte e des Infinitivs, sondern das im Fut. tonlos gewordene ist da verschwunden, und zwar wird sein Verschwinden gerade durch die Halbvocale, in denen es verstohlen fortklingt, und durch das gleichfalls intonationsfähige v motivirt, wogegen nach d, t, p die Ausstossung des e schon mit Härte verbunden und darum nur bei wenigen Verben zu allgemeiner Geltung gekommen, nach c aber geradezu unmöglich ist.

S. 83. „Bei Nr. 12 wurde gesagt, dass egli, ella, eglino, elleno sich nur auf Personen beziehen; eben so werden lui, lei, loro nur von Personen gebraucht“ — soll heissen vorzugsweise; die Beziehung auf Sachen kommt häufig vor und lässt sich nicht verbieten. „Statt dieser Fürwörter wird esso, a, Plur. essi, e gesetzt, das nach Vorwörtern unverändert bleibt — di esso, a; di essi, e.“ Hierin steckt wohl ein unglückliches Versehen. Erstlich hat Herr Verf. wohl sagen wollen: „Statt dieser Fürwörter wird esso, essa etc. gesetzt, wenn von Sachen die Rede ist,“ wobei freilich dieselbe Beschränkung zu wiederholen wäre, dass dies nur vorzugsweise geschehe; denn auch auf Personen findet sich esso so gut bezogen wie egli etc. auf Sachen. Zweitens hat es wohl heissen sollen: „das vor persönlichen Fürwörtern unverändert bleibt,“ denn allerdings sagt man esso lui, esso lei, esso loro.

S. 101 flg. ist der Unterschied zwischen che und di (als) nach dem Comparative nicht ausreichend oder eigentlich gar nicht bestimmt.

S. 104. „Die dritte Vergleichungsstufe wird dadurch gebildet, dass man der zweiten den bestimmenden Artikel vorsetzt.“ Das hätte Herr Mussafia seinen Vorgängern nicht nachsprechen sollen. Il più prudente heisst nur der Klügere, worunter jedoch nach italienischer Auffassung nicht nur der verstanden wird, der klüger ist als ein Andrer, sondern auch der klüger ist als jeder Andre. Im Deutschen kann für die letztere Beziehung die Form der Klügste eintreten; dies ist ein wirklicher Superlativ, aber nicht vermöge des Artikels, womit er sich zufällig verbindet, sondern vermöge der (häufig zu blossem st abgekürzten) Endung est, (klügester, klügster). Die solchem Superlativ entsprechende Form fehlt dem Italienischen; denn die Form auf issimo (prudentissimo) bedeutet nur: sehr klug. — Was Herr M. auf S. 108 und 109 weiter über diesen Gegenstand sagt, namentlich dass „bei Relativsätzen (auch in andern) die zweite Vergleichungsstufe der Ad-

verbien (auch der Adjective) mit der Bedeutung der dritten gebraucht" werde, hätte ihn bei ernsterer Verfolgung auf den rechten Weg führen können.

S. 127. „Die zwei oben angeführten Zeiten (Conditionalis und Conjunctiv-Imperfect) sind ihrem Ursprunge nach gleich (?), indem das Condizionale nur eine spätere (umschreibende) Form der vergangenen Zeit der verbindenden Art ist." Letztere Zeitform, das Conj.-Imperfect (amassi etc.) ist aus dem lat. Plusquamperfectum Conjunctivi (amassem etc.), der Conditionalis dagegen aus dem Infinitive mit affigirtem Aorist von avere (wie das Futurum aus dem Inf. mit affigirtem Präs. v. avere) gebildet. Beide haben somit ganz verschiedenen Ursprung.

S. 133. „Im Deutschen wird das Bindewort dass häufig weggelassen; im Ital. darf dies nie (?) Statt finden. Es ist allerdings erlaubt, wenn auch seltner als im Deutschen von dieser Erlaubniss Gebrauch gemacht wird.

Doch ich will dies Register nicht weiter fortsetzen, um für die erfreulichere Bemerkung Raum zu erübrigen, dass sich Herr Mussafia durch manche andre Bestimmungen sehr vortheilhaft vor seinen Vorgängern auszeichnet. Dahin gehört z. B., dass er fare und dire nicht zur 1. und 3., sondern zur 2. Conjugation rechnet; dass er bevo acqua und bevo dell'acqua (S. 53) nach qualitativer und quantitativer Beziehung des Inhaltes unterscheidet; dass er für den Conditionalis (S. 127) stets eine bedingende Voraussetzung annimmt, auch wenn sie nicht ausdrücklich gesetzt oder anders als durch einen Satz ausgedrückt ist; dass er dem Gerundium (S. 144) ausser der temporalen auch eine causale und conditionale (er hätte hinzusetzen können auch eine instrumentale und concessive) Bedeutung vindicirt etc. etc. Namentlich legt seine schon erwähnte gründliche und gediegene Recension der ital. Grammatik der Gebrüder Wiggers ein achtungswerthes Zeugniss von seiner trefflichen und selbst gelehrten Kenntniss der ital. Sprache ab, die sich bei etwas grösserer Sorgfalt und bei veränderter Methode selbst für den „ersten Unterricht" künftig gewiss noch besser wird verwerthen lassen als bei dem gegenwärtigen „ersten Versuche" (Herr M. bezeichnet ihn selbst als solchen) gelungen ist.

Zum Schluss ist zu bemerken, dass von S. 193 an unter der Bezeichnung „Esercizî di lettura e di traduzione" ein Lesebuch hinzugefügt ist, welches kleine Erzählungen, Sprichwörter und Sentenzen, Fabeln, Legenden, Briefe und zwei Biographien enthält. Zuletzt folgt ein Verzeichniss der unregelmässigen Zeitwörter, doch mit Ausschluss derjenigen, welche nur im „Definito und im vergangenen Mittelworte" abweichen; diese sollen in dem „allgemeinen Wörterverzeichnisse" nachgesehen werden, das sich, in Bezug auf die deutschen Uebungssätze, am Ende des Buches befindet und worin die bezüglichen Seitenzahlen angegeben sind. Da dies Wörterverzeichniss jedoch deutsch-italienisch ist: so wird der Anfänger wohl in einiger Verlegenheit sein, wo er z. B. assolvere oder strignere suchen soll, wenn er nicht weiss, unter welcher deutschen Bedeutung es dort aufgeführt ist.

Prof. Dr. Staedler.

Lehr- und Uebungsbuch der Italienischen Sprache, zum Schul-, Privat- und Selbstunterrichte, von Dr. Gustav Leopold Staedler, Professor. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1860. II. Auflage.

Dies ist die zweite Auflage eines Buches, dessen Zweckmässigkeit und Gediegenheit sich bereits bewährt hat. Nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, alle Freunde der Italienischen Sprache auf diese zweite Auflage des-

selben aufmerksam zu machen, bei deren Bearbeitung der Verfasser den Sprachstoff zunächst nicht nur vollständiger dargelegt und eingehender behandelt, sondern auch, zur Erläuterung der Wort- und Flexionsformen das Lateinische, das man bei Erlernung der romanischen Sprachen nicht ganz ignoriren kann, mit in den Gesichtskreis gezogen; bei den unregelmässigen Zeitwörtern hat er die Bedingungen scharf hervorgehoben, auf welchen die Unregelmässigkeiten beruhen, der Syntax aber eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt, namentlich da, wo es sich um Eigenthümlichkeit italienischer Auffassungs- und Ausdrucksweise handelt, wie z. B. bei dem substantivischen Infinitive, dem Comparative, dem Gerundium und der Participial-Construktion. — Dadurch ferner, dass er den praktischen Theil dazu benutzte, nicht nur der Grammatik überhaupt neue und treffende Beispiele zuzuführen, sondern nach Seiten- und Zeilenzahl auch die Stellen zugänglich zu machen, wo dieselben in ihrem jedesmaligen Zusammenhange nachgesehen und geprüft werden können, hat er die Lernenden in den Stand gesetzt, sich von dem eigentlichen Sinne des Beispiels und von dem Falle, den es darstellt, ein sicheres Urtheil und individuelles Verständniss zu bilden; er hat aber hierdurch auch Grammatik und Lesebuch in ein engeres Verhältniss gebracht, ein Verfahren, das nur gerühmt werden kann.

Es ist dieser zweiten Auflage ferner ein mit Rücksicht für das Lesebuch zusammengestelltes ital.-deutsches Wörterbuch beigefügt worden, welches von grosser Genauigkeit und Sachkenntniss zeugt.

Der Verfasser hat sich der Einführung aller blossen Redensarten und sonstigen Gedächtnissstoffes sorgfältigst enthalten, da es ihm mehr darum zu thun war, dem Lernenden zu einer eindringlichen, dem gegenwärtigen Stande der neueren Sprachwissenschaft entsprechenden Erkenntniss der Sprache, als zu einem nur äusserlichen Anlernen derselben zu verhelfen. Das Buch zeichnet sich zugleich durch Correktheit und Schönheit der Ausstattung aus und verdient die wärmste Empfehlung.

Prof. A. Boltz.

Miscellen.

Themata aus Vossens Idylle: „Der siebzigste Geburtstag."*)

Der Sohn des Schulmeisters.

Zacharias war der einzige Sohn, mit welchem die Mutter ihren geliebten Gatten, den Schulmeister Tamm in dem Dorfe Stolp, während ihrer langen Ehe beschenkte. Der biblische Name, welchen der Knabe in der heiligen Taufe empfing, war gewissermassen eine Vorbedeutung des frommen Berufs, zu dessen Verwaltung Zacharias von der Vorsehung bestimmt war. Aber der Sohn zeigte auch selbst schon frühzeitig eine entschiedene Neigung zu dem geistlichen Stande. Denn wenn er mit ernsthafter Haltung von dem Schemel herab predigte, schien er trotz des zarten Alters, in welchem der Knabe stand, im Innern zu fühlen, dass er zum Predigtamte berufen sei. Mit Wohlgefallen bemerkten die Eltern dies Treiben, denn nach Art solcher Dorfschulmeisterfamilien konnten sie sich keine grössere Freude denken, als wenn sie einstmals ihren lieben Zacharias im priesterlichen Amtsrock erblicken könnten. Doch wagten sie nicht eher mit der Wahl der theologischen Laufbahn für ihren Sohn hervorzutreten, als bis der Pfarrer des Orts, welcher dem Gebahren des Knaben ebenfalls mit Verwunderung zugesehen hatte, die feste Ueberzeugung aussprach, dass der Junge einmal ein rüstiges Werkzeug der Kirche werden würde. Freilich verhehlten sich die Eltern die Kostspieligkeit der langen Ausbildung des Sohnes nicht. Aber der Vater, welcher ein unerschütterliches Vertrauen auf den Beistand des allmächtigen Gottes besass, schickte den Knaben getrost in die Stadt auf die lateinische Schule. Hier nun wurde es zwar dem Gymnasiasten Tamm schwer, sich durchzuschlagen, aber wenn ihm auch die Nahrung knapp genug zugemessen war und die Kleidung armselig aussah, so machte er doch durch Fleiss und gutes Betragen seinen Eltern und Lehrern grosse Freude und solche Fortschritte, dass er bald mit den besten Zeugnissen versehen von der Schule entlassen werden konnte. Während der Schulzeit hatte er Gelegenheit, eine Eigenschaft zu zeigen, welche als der hervorragendste Zug in seinem Charakter zu betrachten ist: die Beharrlichkeit, vermöge deren er das vorgesteckte Ziel nicht aus den Augen liess, sondern fest und unverrückt verfolgte. Jetzt bezog der hoffnungsvolle Jüngling die Universität, auf welcher er wieder dem Studium mit Eifer oblag und sich durch seine ernste Haltung die Liebe und Achtung der Professoren erwarb. So konnte ihm Jeder, der den wackern Studenten kannte, die gewisse Aussicht stellen, dass er sehr bald mit einem Pfarramte betraut werden würde. Und so ge-

*) Vgl.: „Die höhere Bürgerschule" Jahrgang 1857. S. 158 — 161. Der Schulmeister.

schah es: denn als er das theologische Examen bestanden hatte, wurde der Candidat in dem Dorfe Merlitz durch einstimmige Wahl der Gemeinde zum Pfarrer berufen. Jetzt nun war auch die Zeit gekommen, wo er an einen eigenen Heerd denken konnte. Er heirathete also die wirthschaftliche Tochter des seligen Pfarrers, welcher sein Vorgänger im Amte gewesen war, und begründete sich so ein dauerndes Familienglück. Aber der liebende Sohn vergass die alten Eltern nicht, und besonders jetzt zeigte sich eine willkommene Gelegenheit, wo er seine kindliche Liebe recht deutlich an den Tag legen konnte. Denn der alte Schulmeister wollte seinen siebzigsten Geburtstag feiern. Da beeilte sich denn Zacharias, zur Verherrlichung dieser Feier seinem Vater schon vorher mit der Fracht edlen Taback und stärkende Weine zu senden, indem er durch diese Geschenke, welche den Neigungen des alten Tamm entsprechen, seinen Vater zu überraschen gedachte. Doch noch eine grössere Freude wollte er ihm bereiten, er versprach nämlich in dem Briefe, mit welchem er die Geschenke begleitete, dass er mit seiner freundlichen Gattin, wenn nicht Hohlwege und verschneiete Gründe die Durchfahrt hemmten, sicherlich kommen würde, um das Fest mit dem Vater zu feiern und von ihm und der würdigen Mutter den Segen zu seiner geschlossenen Verbindung zu empfangen. Denn dem Hochzeitsfeste hatten die bejahrten Leute, weil sie nicht mehr rüstig genug waren zu einer so weiten Reise, nicht beiwohnen können. Wie gerührt waren die alten Eltern, als sie diesen neuen Beweis der kindlichen Liebe ihres Sohnes erfuhren! Daher kann man sich nicht wundern, dass sie am Geburtstagsfeste beim Mittagsmahl mit einem gewissen Stolze die Gesundheit ihres Sohnes ausbrachten, welcher, des wirbelnden Schneegestöbers und des stürmenden Ostwinds nicht achtend, noch vor Tagesanbruch sich auf den weiten Weg gemacht hatte. Es dauerte nun nicht lange mehr, so kam Zacharias mit seiner Gattin auch wirklich in einem Schlitten angefahren, welcher vom Berge in das Dorf herabklingelte und dann in den Hofraum einlenkte, wo die Wohnung des Schulmeisters stand. Der junge Pfarrer lebte in leidlichen Verhältnissen, was man daraus ersehen kann, dass er ausser einem solchen Fahrzeug muthige Rosse mit blankem Geschirr besass. Doch wir sind begieriger zu erfahren, wie sich der Sohn bei der Ankunft benahm. Der Schlitten war noch nicht ganz an der Thür angelangt, als der junge Mann schon den Verdeckstuhl halb öffnete, weil er ungeduldig war, zu den alten Eltern zu gelangen. Als er nun die Mutter vor der Hausthür ihnen gegenüber stehen sah, wollte er es nicht dulden, damit sie sich nicht bei dem scharfen Winde eine Erkältung zuzöge. Dann entsprang er, sobald die dampfenden Renner schnaubend anhielten, in rüstiger Jugendkraft rasch dem Schlitten, dessen Sorge jetzt dem Gesinde überlassen wurde. Nun ward er von der Mutter an der linken Hand eilig in das Haus gezogen, während seine Gattin an der rechten Seite ging. Es war dem liebenden Sohne gleich auffallend, dass sich der alte Vater noch nicht sehen liess; er fragte daher mit besonderer Angelegentlichkeit nach seinem Befinden. Doch wurde er darüber sehr bald beruhigt von der Mutter, welche nunmehr, nachdem sie ihre Kinder zum Ablegen der beschneiten Wintervermummung in das heute von der lernenden Jugend nicht besuchte Schulzimmer geführt hatte, ihren Sohn mit Freuden ans Herz drückte und ihm die innigsten Segenswünsche darbrachte. Welche Freude hatte er seiner Mutter durch den Besuch gemacht! Denn es gab für sie keine grössere Wonne, als ihren Zacharias im Amtsrock zu erblicken und ihn mit einer wackeren Frau vermählt zu sehen. Auch zeigte sich deutlich, dass die junge Frau ihren Gatten von Herzen liebte, denn sie dankte der Mutter noch besonders dafür, dass sie so einen trefflichen Sohn geboren und erzogen hatte. Aber auch Zacharias war stolz auf sein Weib, welche ihm in ihrer schlanken Zartheit mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt zu sein schien. Wie er ihr unbedingtes Vertrauen schenkte, so konnte er sie auch ihrer Schwiegermutter vorstellen mit den Worten:

„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben!“ Bei dieser Gelegenheit zeigte er, dass er nicht etwa die feierliche Amtsmiene auch in den Familienverkehr übertrug, sondern dass er auch einen schalkhaften Scherz zu machen verstand, indem er die Befürchtung aussprach, dass seine Gattin vielleicht der Mutter das Herz des Vaters abschwatzen könnte. Doch jetzt ging man in das Wohnzimmer, wo die junge Pfarrersfrau der Verabredung gemäss ihren Schwiegervater mit einem Kusse aus dem Schlaf erweckte. Zacharias aber war von seiner Frau an der Hand hineingeführt und schloss nun gerührt seinen geliebten Vater in die Arme. —

Der Ort der Handlung.

Um den weiteren Schauplatz zu erkennen, auf welchem sich die Begebenheit in dem gelungensten Idyll Vossens bewegt, muss man sich an die Sitten oder auch bloss an gewisse Ausdrücke des Gedichtes halten, welche deutlich die niederdeutsche Heimath des Dichters, also eine nördliche Provinz unseres grossen deutschen Vaterlandes verrathen.

Lassen wir unsere Phantasie walten, so erblicken wir, auf einem Berge innerhalb dieser Landschaft stehend, unter uns in einem fruchtbaren Thale das Dorf Stolp, welches mit seinen stattlichen Häusern einen wohlhabenden Eindruck macht. Lässt man das Auge bis an den tieferen Hintergrund schweifen, so gewahrt man ein Gewässer mit Fischkasten. Im Dorfe selbst, das wir jetzt betreten, fällt uns das ansehnliche Rittergut in die Augen; aber wenn sich auch mit ihm das Patronatsrecht über Kirche und Schule verknüpfen mag, so dürfen wir doch den gesegneten Ort für ein Freidorf halten, welches dem Herrenhause keine Frohndienste zu leisten oder Abgaben zu zahlen braucht. Im Weitergehen sehen wir das Gotteshaus mit hervorragendem Glockenthurm. Sollte der Ort wohl ein blosses Kirchdorf sein? Doch halt! Hier steht ja das Pfarrhaus, in welchem der für das Seelenheil der Freisassen sorgende Ortsgeistliche wohnt.

Nicht weit von dem Hause des Landpredigers ist die Wohnung des Dorfschulmeisters, welche wir heute, wo er den siebzigsten Geburtstag feiert, in näheren Augenschein nehmen wollen. Man gelangt zu ihr durch eine Hofthür, neben welcher sich ein Thor befindet, dessen breite Flügel heute zur festlichen Einfahrt des Merlitzer Pfarrschlittens geöffnet werden. Wir können nunmehr den ganzen Hofraum mit den angränzenden Gebäulichkeiten bequem überschauen, wobei sich uns die wohlthuende Bemerkung aufdrängt, dass für alle Bedürfnisse des schulmeisterlichen Hausstandes ausreichend gesorgt ist. In der Mitte des Hofes ragt ein Taubenhaus empor, dessen buntgefiederte Bewohner der Familie besonders im Sommer einen malerischen Anblick, aber auch oft willkommene Speise gewähren müssen. Von hier aus kann man, wenn man den Schlag mit Hülfe einer Leiter ersteigt, jedes Gefähr, welches vom Berge herabkommt, mit scharfem Auge erspähen. Das Taubenhaus umgibt in angemessener Entfernung ein Kranz von Gebäuden und Räumen. Dahin gehört eine Scheune, wo der rüstige Knecht Thoms gerade Häckerling schneidet, mit einem Thor zur Einfahrt für die Getreide- und Heuwagen, da mit der Schulstelle der Niessbrauch von Feldern und Wiesen verbunden ist. Weiter unten sieht man den Garten, welcher das Hauswesen mit dem nöthigen Obst und Gemüse versorgt. An ihm befindet sich das Backhaus, aus welchem uns die Wärme von dem frischen Gebäck des festlichen Brotes anweht. Auch in den Viehstall werfen wir einen Blick, wo wir den Stolz Mariens, der geschäftigen Magd, die glänzenden wohlgenährten Kühe und Kälber bewundern, aus denen die wirthliche Hausfrau manchen willkommenen Gewinn zieht.

Doch treten wir jetzt in das Schulgebäude selbst ein, da ohnehin das Schneegestöber draussen zur Flucht in das gastliche Haus mahnt. Die Einrichtung der Amtswohnung ist bald erkannt. Wir treten von dem Estrich

der Hausflur zunächst in das Schulzimmer, welches zwar an dem heutigen Feste die lernbegierige Jugend des Dorfes nicht einschliesst, aber durch Tische und Stühle, Schreibzeuge, bezifferte Tafeln und Pflöcke seine Bestimmung deutlich verräth und diesmal noch besonders im Schmucke einer gründlichen Säuberung prangt. Ein rummelndes Geräusch wie von einer Winde lockt uns, einen Blick in ein anderes Zimmer zu thun, welches wir sogleich als die Gesindestube und den Schauplatz der spulenden Thätigkeit Mariens erkennen. Hieran schliesst sich die Küche mit einem steinernen Heerde, von welchem der Rauch des Feuers unmittelbar in den Schornstein aufsteigt. An dem Schornstein läuft ein russichtes Gesims hin, denn man braucht in der Nähe des Heerdes einen erhöhten Raum, um allerlei Dinge wegzustellen oder wegzulegen, wie wir denn hier auf ihm die Kaffeemühle, das Beil und den maschigen Karpfenbeutel bemerken. Auch sieht man neben dem Heerde in der Wand eine mächtige durch eine Eisenthür verschliessbare Oeffnung, in welcher von Neuem Feuer angemacht ist, um die Wohnstube, deren Ofen in die Küche mündet, tüchtig zu heizen.

Wir verlassen nunmehr die Küche, um endlich, die Hand auf den Drücker legend, unsere Neugier auf das Zimmer der Hausfrau zu befriedigen, wo das greise Ehepaar von den Geschäften der Schule auszuruhen pflegt. Wir müssen aber darauf verzichten, Alles auf einmal übersehen zu können, denn gar Manches vereinigt sich hier auf einem Sammelplatze. was sonst in wohlhabenden Bürgerhäusern auf verschiedene Räume vertheilt wird.

Wir wollen deshalb jedes Einzelne verweilend betrachten. Da fällt uns zuvörderst der Stubenthür gerade gegenüber eine andere Thür in's Auge, welche wohl den Eingang zum Schlafzimmer der alten Leute bildet. Richtig: denn wir brauchen nur die Gardinen, mit welchen die in der Mitte der Thür eingesetzten Glasscheiben verhängt sind, ein wenig emporzuheben, um sogleich den Alkov zu erkennen, dessen einziges Wandfenster jetzt gerade offen steht, um die frische Luft in das Gemach dringen zu lassen.

Zur Seite des Schlafzimmers an einer von den Wänden bemerken wir mit besonderem Wohlgefallen ein grünes, durch einen bebilderten Deckel ausgezeichnetes und unten noch mit einem Pedal versehenes Clavier, welches uns ein günstiges Vorurtheil für den alten Schulmeister erweckt, da er gewiss manche Mussestunde der holden Tonkunst weiht und sich durch das Spielen auf dem Instrumente einen der edelsten Genüsse bereitet. Beinahe hätten wir in dieser befriedigenden Wahrnehmung übersehen, dass auf dem Pulte des Claviers noch ein offnes Choralbuch liegt: der fromme Greis wird also wohl schon am Morgen des Festes aus innigem Dankgefühl gegen Gott eins von den alten kräftigen Kirchenliedern angestimmt haben!

An der andern Seite des Alkovs ragt, die ganze Breite der Wand einnehmend, ein mächtiger eichener Schrank empor, der wegen seines altmodischen Aussehens wohl ein vor langen Jahren zum Brautschatz gekauftes Möbel sein mag. Es gewährt ein besonderes Vergnügen, so ein altfränkisches Prachtstück mit seinen geflügelten Köpfen und Schnörkeln, schraubenförmigen Füssen und messingenen Schlüsselschilden näher zu betrachten. Oben stehen auf Stufen sogar noch einige ausnehmende Zierden: zwei Gipsfiguren, einen Hund und einen Löwen mit herausgestreckter Zunge darstellend; schöne Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern; irdene Tassen und Aepfel, sowie zinnerne Theekannen, welche eine gemüthliche Erinnerung an die erwärmende Kraft des würzigen Getränks unter dem nordischen Himmel hervorrufen.

Noch einladender sieht der ungefähr in der Mitte des Zimmers stehende, ebenfalls aus unvergänglichem Eichenholze zusammengefugte Klapptisch aus, auf dessen Tritte gerade jetzt auch eine Katze in Erwartung kommender Gäste behaglich schnurrt, immer von Neuem das Pfötchen sich leckt und mit dem Putzen ihres Bartes und Nackens beschäftigt ist. Dann auf

dem grossen rothblumigen Teppich, mit welchem die gastliche Tafel stattlich behangen ist, liegt an der oberen Ecke eine glänzende Tischdecke von fein gemodeltem Drillich ausgebreitet. Die auf ihr stehenden Kaffeetassen harren des winterlichen Labetrunks, neben ihnen prankt eine blecherne, heute einmal mit grossklumpigem Zucker gefüllte Dose, deren verführerischer Inhalt jetzt schon von einigen sumsenden Fliegen umschwärmt wird. Für den alten Tamm und seine Gäste liegen daneben auch Thonpfeifen, welche theils mit grünen, theils mit rothen Posen als Spitzen versehen sind, um den Lippen der Raucher den harten Biss zu ersparen, und mit dem auf dem zinnernen Teller befindlichen edlen Taback gestopft werden sollen.

An der unteren Ecke des Tisches liegt — ein ehrwürdiger Anblick! — auf einer Postille, in welcher der fromme Alte mit Hülfe der ihm jetzt entglittenen Brille erst gelesen haben muss, das silberhaarige Haupt des seinen Mittagsschlummer haltenden Schulmeisters niedergebeugt. Neben ihm bewundern wir die entfallene Mütze von violettenem Sammet, welche, mit Fuchspelz verbrämt und mit goldener Troddel geschmückt, gewiss als die Staatskappe zu Ehren des Tages aufgesetzt war. Ueberhaupt scheint sich Tamm, dessen übriger Körper in einem Lehnstuhl ruht, heute mit seinem sonntäglichen Hauskleide herausgeputzt zu haben: wie festlich prangt nicht der Greis in gestreifter Jacke von kalmankenem Zeuge! Doch vergessen wir nicht, den Lehnstuhl selbst in näheren Augenschein zu nehmen! Er ist in der That unserer Bewunderung würdig, da er sich, nach dem Geschmack jener Zeit mit Schnitzwerk und braunnarbigem Juchtenleder geziert, als das zweite stattliche Prachtmöbel des Zimmers darstellt. Auf seinem schwellenden Polster lassen wir den schlafenden Hausherrn gemüthlich ruhen und wärmen uns jetzt ein wenig an dem zur Seite des Lehnstuhls aus der Wand hervortretenden Steinofen, während uns ein hinter demselben grünender Korb Maililien erfreut. In der Nähe des Ofens bemerken wir auch eine Wanduhr, deren Dasein uns nicht entgehen konnte, da wir das Tiktak des Pendels vernehmen. Es fällt aber auf, dass die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel gehängt ist, was gewiss die Frau Schulmeisterin gethan hat, damit das klingende Glas und der Kuckuk den Mittagsschlaf des Vaters nicht störe. Ist durch die Schwarzwälder Uhr der Pünktlichkeit im Gebrauche der Zeit, welche eine für einen Schulmeister unerlässliche Tugend ist, Vorschub geleistet, so fehlt doch auch „des Spiegels kleine Nothdurft“ nicht, welcher zwischen den Fenstern hängt. Wenn die schmucke Greisin manchen zufriedenen Blick bei dem wichtigen Geschäfte der Ankleidung in ihn werfen mag, so wird sie doch hierauf gewiss nicht zu viel Zeit verwenden, denn in der Nähe steht ja ein Spinnrad, um dessen schnurrende Spindel die emsige Hausfrau, auf dem binsenbeflochtenen Stuhle sitzend, schon manchen Faden gedreht hat, während sich die Blumenliebhaberin des spanischen Pfeffers und Goldlacks, der knospenden Rosen und Levkojen am sonnigen Fenster erfreute. Zuletzt betrachten wir mit Verwunderung ein oben an den Wänden entlang laufendes Gesims, auf welchem sich sonderbarerweise eine Unmasse von Gegenständen der Haushaltung befinden. So fallen neben einigen Thonpfeifen besonders eine stattliche Reihe von zinnernen Tellern und Schüsseln in die Augen. Auch hängen an Pflöcken ein Paar im Geschmacke der Zeit blaugeblümte stettinische Bierkrüge, ein messingener Feuertopf zur Erwärmung der Füsse, ein Mangelholz, eine Waage und eine zierliche Elle von Nussbaum.

Ueberschauen wir nun die Stube noch einmal im Ganzen, so können wir ihr mit vollem Rechte das Lob einer recht freundlichen Behausung ertheilen. Denn nirgend sieht man ein Spinngewebe an den Wänden, oder ein Stäubchen auf den Gewächsen; die Dielen sind heute mit feinerem weissem Sande bestreut; die blinkenden Zinngeräthe, das schimmernde Clavier, der mit glänzendem Wachse gebohnte Schrank, die weisse Tischdecke machen einen

erheiternden Anblick, und die reinen Gardinen am Fenster und Alkov vollenden den Eindruck einladender Sauberkeit und Behaglichkeit, welcher dem ganzen Wohn- und Gastzimmer eigen.

Crefeld. Dr. Niemeyer.

Die Nibelungenstrophe als das epische Maass der neudeutschen Sprache.

Diess ist der Titel eines dem Jahresberichte von 1857 über die hiesige Königsstädtische Realschule beigefügten, von Dr. Döllen, Oberlehrer dieser Anstalt verfassten Aufsatzes, in welchem aus einander gesetzt wird, wie die alte Nibelungenstrophe zu verbessern sei, und dass ihr für das jetzige Bedürfniss mehr Freiheit eingeräumt werden müsse. Er scheint mir aber die Grenzen zu sehr zu erweitern.

Die alte Nibelungenstrophe besteht aus vier je zwei gereimten Zeilen mit sechs Hebungen (die vierte oder Schlusszeile darf auch sieben haben), das heisst, betonten Sylben, deren jede mit einer oder zwei unbetonten Sylben oder Senkungen begleitet sein, also einen Jambus, einen Anapäst, oder einen Trochäus, einen Daktylus bilden muss. Das jambische Zeitmaass herrscht aber vor, z. B. gleich im Anfang der Nibelungen:

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären, von grosser arebeit,

wo nur die zweite Hälfte des ersten Verses trochäisch ist. Jede Zeile theilt sich nämlich in zwei Hälften oder Halbzeilen mit dem Einschnitt nach der Senkung der dritten Hebung, auch wenn die vierte Zeile sieben Hebungen hat, so dass also nicht ihre erste, sondern ihre zweite Hälfte um eine Hebung vermehrt ist, z. B.:

von chuner rechen striten | muget ir nu wunder horen sagen.

Bisweilen steht aber auch eine Hebung, eine einzige lange Sylbe allein ohne vorhergehende oder nachfolgende Senkung, z. B. in der zweiten Hälfte des Verses:

Danchwart der vil snelle, von Metzen Ortavin

die Sylbe Ort. Indess geschieht diess nur selten, in der ersten Aventure von 76 Zeilen nur etwa sechsmal, also ausnahmsweise wie der Spondeus in dem fünften Fusse des homerischen Hexameters.

Der Verbesserer des Nibelungenverses stellt dagegen die Regel auf: „Ausfallen darf jede Senkung.“ Hienach dürfte nun die Zeile aus blossen Hebungen bestehen, und so würden die sechs Wörter:

Wald, Baum, Strauch, Ast, Zweig, Blatt —

oder die Zahlwörter:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs —

einen Nibelungenvers bilden. Solch einen Vers hat denn freilich der Verfasser in den beigegebenen Proben nicht vorzulegen gewagt. Die Nibelungenzeile bedarf, wie gesagt, ausser den Hebungen oder betonten Sylben auch Senkungen oder unbetonte Sylben, und die wesentlichste derselben ist die nach der dritten Hebung des ersten Halbverses, so dass dieser mit einem Trochäus schliesst. Solche Halbverse, drei Hebungen mit einer unbetonten Sylbe nur nach der dritten hat der Verfasser gebildet, z. B. „Tiefaufath-

mend," und auch einen noch schlimmeren, wahrscheinlich verderbten aus den Nibelungen beigebracht, nämlich: „Torst ich dir'n," wo sogar die unbetonte Sylbe nach der dritten Hebung fehlt, und die zweite Hebung „ich" eigentlich gar keine ist; ja, er hat sogar den folgenden ganzen Vers gedichtet:

„Drum diess Opfer, unfruchtbar"

der, die einzige Senkung der zweiten Sylbe des Wortes Opfer ausgenommen, nur aus Hebungen besteht.

Wenn nun Halbverse und ganze Verse dieser Art zu missbilligen, oder doch nur als Gerippe zu betrachten sind, so kann ich mich doch nicht gegen die Aufeinanderfolge von zwei betonten Sylben ohne Dazwischenkunft einer unbetonten Sylbe erklären, und billige daher Halbverse wie „mächtig aufathmend" oder „die Landgrafen kamen," oder „Gott sprach zu Adam," weil sonst viele deutschen Wörter, besonders zusammengesetzte wie „aufathmen, Landgrafen, frühmorgens, kleingläubig" im Nibelungenmaass gar nicht zu brauchen wären. Der Fehler, der dabei stattfindet, dass die unbetonte lange Sylbe, die zweite in den zuletzt angeführten Wörtern, betont, und die vorhergehende, eigentlich betonte, häufig nicht betont wird, nämlich in den Zusammensetzungen, ist schon längst herrschend geworden, besonders durch Voss, wenn es z. B. in seiner Uebersetzung der Ilias heisst:

„Gegen ihn rief antwortend der Völkerfürst Agamemnon"

wo man antwor'tend, statt ant'wortend lesen muss. Wie hier der Ton von der ersten auf die zweite Sylbe übergeht, so behält aber in dem vorher angeführten Halbverse „mächtig aufathmend, auch die erste Sylbe „auf" den Ton, ohne dass ihn die zweite „ath" verliert. Eben so hat der Halbvers „die Landgrafen kamen," zwei Hebungen in „Landgrafen," während eigentlich nur die erste betont, und in gewöhnlicher Aussprache Land'grafen zu lesen ist. Aber ohne eine solche Behandlung der Längen würde es unmöglich sein, den Bau mancher griechischen Verse nachzuahmen, oder, wenn es doch gelänge, z. B. bei den Hexametern, diese sowohl wie die Nibelungenverse zu einförmig würden.

Hinlängliche Mannichfaltigkeit lassen aber letztere zu, wenn wir die Grundbedingungen festhalten, wonach der Vers jambisch (anapästisch) oder trochäisch (spondeisch) anfängt, zwei Hebungen in der Regel durch eine oder zwei Senkungen getrennt sind, der erste Halbvers durchaus mit einer Senkung schliesst, die zweite Hälfte der vierten Zeile auch vier Hebungen haben kann, und nächstdem der männliche Reim, besonders in den beiden ersten Zeilen vorherrscht. Ausnahmsweise können auch zwei Hebungen auf einander folgen, ohne durch eine oder zwei Senkungen getrennt zu sein, der erste Halbvers daktylisch statt trochäisch schliessen und eben so der Reim kindlich sein. Gefährlich ist es, den Vers mit einer unbetonten langen Sylbe anzufangen (und dasselbe findet bei der zweiten Hälfte statt) weil diese lange Sylbe leicht betont wird und der Halbvers dann vier Hebungen haben würde. Der Halbvers „Wacht auf', mei'ne Freun'de" liesse sich daher noch billigen, insofern der Leser „wacht" nicht betont. Aber in dem Halbvers „Laut schnauben die Stürme" würde man mit Recht geneigt sein, die Sylbe laut zu betonen, und dann vier Hebungen haben. Doch darf man wohl mit dem Verfasser sagen: „Solche Verstärkung ist so lange erlaubt, als der Vers übersichtlich bleibt.

Wenn ich so die Grenzen der Nibelungenzeile und Vierzeilen, wie aus dem Gesagten erhellt, nicht zu sehr erweitern möchte, stelle ich zugleich anheim, ob man nicht diesen Vers noch bestimmteren Gesetzen unterwerfen wolle, nämlich ohne Ausnahme die ersten beiden Zeilen männlich, die letzten beiden weiblich oder, nur selten, wie sich von selbst ergibt, kindlich reimen, und zugleich die erste Hälfte der beiden letzten männlich, d. h. mit der dritten

Hebung ohne Hinzufügung einer Senkung schliessen. Das wäre allerdings eine wesentliche, aber Mannichfaltigkeit und Wohlklang befördernde, auch von einigen Dichtern schon versuchte Veränderung z. B.:

> Am herrlichen Maienmorgen sitzen wir vereint
> Gesund und ohne Kummer, die goldne Sonne scheint,
> Der grüne, belaubte Hain, die Berge, Thäler und Auen
> O lieblicher Aufenthalt, wie schön sind sie zu schauen!

Die ersten Hälften zu reimen, wie bekanntlich in dem ersten Gebinde des Nibelungenliedes, ist nicht zu rathen. Der Vers zerfällt dadurch zu hörbar in zwei Hälften, und erhält ein lyrisches Gepräge, wie wenn die obigen Zeilen etwa so verändert würden:

> Am herrlichen Maienmorgen sitzen wir vereint,
> Gesund und ohne Sorgen, die goldne Sonne scheint,
> Der grüne, laubige Wald, die Berg' und Thäler und Auen,
> O lieblicher Aufenthalt, wie schön sind sie zu schauen!

Endlich darf ich wohl auf Zustimmung rechnen, wenn ich als Regel aufstelle, — eine freilich auf alle Verse anwendbare — dass der Nibelungenvers nur auf Eine Weise zu lesen sein müsse. Der von Dr. Döllen gebildete S. 20:

> „Arbeite mutig fürder, du Vielgetreuer“

lässt sich aber hinter mutig oder hinter fürder theilen. Im erstern Falle sind die Hebungen folgendermassen zu bezeichnen:

> Ar′bei′te mu′tig | für′der, du Viel′getreu′er,

im zweiten:

> Arbei′te mu′tig für′der, | du′ Viel′getreu′er.

Auch folgender Vers lässt sich doppelt lesen:

> Al′kibi′ades schie′ne | und wä′re, den E′cho beklagt′,
> Alkibi′ades schie′ne und wä′re, den′ E′cho beklagt′.

Mehr Freiheit wünsche ich übrigens nicht nur der Nibelungenstrophe, sondern andern Versen, z. B. dem fünffüssigen Jambus (dem reimlosen dramatischen), der sich bereits den trochäischen oder choriambischen Anfang erobert hat z. B. in Schlegel's Uebersetzung des shakspearischen Hamlet: „Auf der Terrasse“ oder „Muss ich gedenken?“ und der sich auch den Anapäst erlauben sollte, z. B.:

> Ich grüss' euch, meine verehrten Vettern alle.

Und diese Freiheit, die der Knittelvers, der echtdeutsche Vers, von jeher gehabt hat, sollte den gereimten Jamben, und daher den italienischen Achtzeilen, dem Sonett, dem Trimeter und der Terzine auch gestattet sein. Aber diese Freiheit bleibe immer eine gemässigte! Der von dem Verfasser gebildete Nibelungenvers:

> Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht —

scheint mir ihn ganz unkenntlich zu machen. Da wären ja die freien Rhythmen, wie in Goethe's „Mahomet's Gesang,“ oder — Prosa vorzuziehen.

Räumen wir denn unserm, auch mit den von mir gewünschten Beschränkungen noch immer selbst den Hexameter an Mannichfaltigkeit übertreffenden Nibelungenmaasse nicht zu viele Freiheit ein, und ahmen wir darin den

weisen, kunstsinnigen Griechen nach, die den Wechsel der Versfüsse im Hexameter auf den Daktylus und Spondeus begrenzten, und die übrigen, welche sie früher auch dazu benutzten, z. B. den Tribrachys und den Antibacchius mehr und mehr daraus verbannten!

Berlin. K. L. Kannegiesser.

Die göttliche Komödie,

ein Gemälde des Professors Vogel von Vogelstein.

Dante Alighieri's divina Commedia ist von jeher nicht nur ein Gegenstand der Forschung und Erklärung der Gelehrten gewesen, auch die einzelnen Künste haben an ihrer Verbreitung und Verherrlichung theilgenommen und sie als Quelle für ihre Darstellungen benutzt, am mindesten jedoch die Tonkunst und Bildnerei, geschweige die Baukunst. Wenigstens sind in der bibliotheca Dantesca von Batines (Prato 1845) nur vier Tonstücke dieser Art angeführt, und alle betreffen dieselbe Person, den Ugolino im 33. Gesange der Hölle. Das erste, il lamento betitelt, ist ein Werk des Vaters des grossen Galilei, die übrigen sind zwar neueren Ursprungs, aber theils ungedruckt, theils, wenn auch gedruckt, unbekannt geblieben. —

Nicht viel mehr hat sich die Bildnerei mit Dante beschäftigt. Ausser Büsten des Dichters, Schaumünzen, ihn selbst oder Personen aus seinem Gedichte betreffenden erhobenen Arbeiten, und einer Marmorgruppe des Paolo und der Francesca von der Signora Felicitá de Fauveau, ist das bedeutendste grössere neuere Werk das 1829 errichtete Grabdenkmal Dante's von M. Stephano Ricci in der Kirche S. Croce zu Florenz, welches Artaud de Montor in seiner Geschichte Dante's beschreibt. Auf einer breiten Unterlage erhebt sich die einfache Graburne, über ihr der Dichter sitzend, halb ernster, halb freudiger Miene, auf der einen Seite das Standbild Italiens, auf der andern das der Dichtkunst. — Auch in Ravenna ward ihm schon 1483 ein prächtiges Denkmal errichtet.

Zahlreicher haben Dichter den Dante, aber doch mehr ihn selber als sein grosses Gedicht, oder doch nur Einzelnes aus demselben besungen oder zum Gegenstande eigener Schöpfungen gemacht, ausser Italienern besonders Engländer, Franzosen und zumal Deutsche, und es wäre der Mühe werth, diese Dichtungen zu sammeln, da sich einige werthvolle darunter befinden, z. B. Byron's „the prophecy of Dante," Victor Hugo's „après une lecture de Dante," Giacomo Leopardi's „sopra il monumento di Dante, che si preparava in Firenze," Uhlands „Dante" betiteltes Gedicht, Lebrecht Fromm's „die Höllenstrafe der Frömmler" u. s. w. Unter diesen Gedichten sind auch Bühnenstücke. Eines derselben von Gerstenberg hat den Hungertod des Ugolino zum Gegenstand, und das Conversationslexicon von Brockhaus sagt von dem ersteren: „Den grössten Ruhm erwarb sich Gerstenberg durch sein 1768 in Hamburg erschienenes Trauerspiel Ugolino, das durch seine freie Bewegung, geniale Haltung und energische Sprache alle übrigen mitzeitigen Dramen überragte, und, obschon bis zum Crassen gesteigert, noch jetzt als eine bedeutsame Erscheinung angesehen werden darf." Gerstenberg's Trauerspiel veranlasste noch einige, aber unbedeutende, desselben Inhalts. Siehe Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig, 1807. II, 107. — Zwei andre betreffen das Schicksal der Francesca von Rimini, von denen das eine den Italiener Silvio Pellico, das andre unsern Paul Heyse zum Verfasser hat. Das gediegenste ist wol das dänische „Dante" betitelte

von Molbeg, welches das Priorat Dante's, seine Liebe zu Beatrice und seine Verbannung behandelt und in den Blättern für literarische Unterhaltung (Nro. 24, 1855) von mir besprochen ist.

Die Malerei dagegen und besonders die Wand- und Oelmalerei hat sehr früh Personen und Vorgänge der göttlichen Komödie zur Darstellung gewählt. Es sind deren so viele, dass ich mich begnüge, die vor etwa vierzig Jahren erschienenen Umrisse von Flaxmann, sowie die späteren von Koch und Genelli (siehe Petzholdt's catalogi etc. specimen nonum, Dresdae 1855) hervorzuheben, um sodann bei einem Bilde des jetzt in München lebenden Malers, Prof. Vogel von Vogelstein, zu verweilen, eines Mannes, der sich vorzugsweise der Erforschung der göttlichen Komödie und der Darstellung derselben durch seine Kunst, und auf eigenthümliche und erfolgreiche Weise gewidmet hat. Das Gemälde, welches er zuerst vor etwa zwanzig Jahren entwarf und in Oel ausführte, zehn und eine halbe Palme hoch und acht breit, ziert einen der Säle des Palastes Pitti in Florenz, und ein Nachbild desselben in verjüngtem Maassstab, zugleich mit einem den ersten Theil des Faust von Goethe darstellenden Seiten- oder Gegenbilde, den Palast delle Crociette daselbst; ein drittes Bild behandelt die Aeneis auf gleiche Weise. Von diesem kleineren Gemälde der göttlichen Komödie liegt mir eine etwa drei Viertelelle hohe und etwas schmälere Lithographie vor. Die Eigenthümlichkeit des Bildes besteht darin, dass es das Gedicht durch eine Anzahl von einzelnen Darstellungen zu umfassen sucht, wie man in neuern Zeiten eine Gegend, etwa den Harz, oder eine Stadt behandelt hat, indem das Hauptbild, welches das Ganze darstellt, z. B. der Harz, in der Mitte von den kleineren Bergen und Ortschaften der Harzes umringt wird. Vogel's Bild hat freilich schon durch seine Gestalt eine künstlerische Eigenthümlichkeit. Es ähnelt der dreigegliederten Vorderseite einer gothischen Kirche, und zwar des Doms von Orvieto; der untere Theil enthält drei Räume oder Felder für die Hölle, der mittlere etwas schmalere fünf, nämlich je zwei über einander auf beiden Seiten, und zwischen den Paaren das gleich hohe aber breitere Mittelbild, der obere abermals drei aber giebelförmige Felder, von welchen die beiden äusseren und niedrigeren Spitzen, rechts vom Beschauer das Standbild des römischdeutschen Kaisers, links das des Papstes, und die mittlere höhere Spitze das Kreuz tragen.

Das Mittelbild, um von diesem anzufangen, enthält nicht etwa, wie man nach der vorhergehenden Vergleichung erwarten dürfte, eine Uebersicht des ganzen Gedichtes, sondern den, seinem bekannten Bilde aber unähnlichen Dichter selbst in grösserem Maass als alle übrigen in den kleinen Räumen befindlichen Personen. Dante sitzt in begeisterter Stellung auf einem in einer Blende stehenden erhöhten Thron oder Lehnsessel, dessen Arme in schlangenumwundene Köpfe auslaufen, und dessen Seitenlehnen zwei Engel bilden, das unbedeckte, lorbeerumkränzte Haupt und die Augen gen Himmel gewandt, in der Linken eine Schreibtafel, in der erhobenen Rechten eine Schreibfeder, wie mit der Aufzeichnung seines Gedichtes beschäftigt. Unter seinen Füssen sieht man die Leiche der Beatrice im offenen Sarge und die ihr vorausgehenden und nachfolgenden Begleiter; und im Hintergrunde zu beiden Seiten das an seinen Gebäuden, besonders dem alten Palast und dem Dom, kenntliche Florenz.

Von den drei unteren der Hölle gewidmeten Feldern zeigt uns das erste linke Eckbild den Dichter, wie er im Walde, von drei wilden Thieren verfolgt, den Virgil erblickt, der auf das Höllenthor hinweist, das mittlere seine Fahrt über den Styx auf dem Boote des Phlegyas zu der flammenden Höllenstadt, im achten Gesange, indem ihn die Zähzornigen umringen, das rechte Eckbild den Dis oder Lucifer des letzten Gesanges, den König der Hölle im Mittelpunkte der Erde. In dem unteren rechten Eckbilde der vier mittleren Felder tritt Dante, dem Schlussverse der Hölle gemäss, aus dem Schlunde der Erde hervor, wo er den Berg der Reinigung erblickt und von dessen

Wächter, dem älteren Cato, angeredet wird, im unteren rechten Eckbilde, das den zweiten Gesang des Fegefeuers darstellt, findet er unter denen, welche erst in der Todesstunde ihre Sünden bereut haben, seinen Freund Casella, den Tonkünstler, in dem oberen rechten Eckbilde steht er, laut neunten Gesanges am Thore des Fegefeuers vor dem dasselbe bewachenden, auf einem Throne sitzenden Engel, der ein Schwert und zwei Schlüssel in Händen hat, in dem oberen Eckbilde zur Rechten sieht man ihn vor dem Feuer, das ihn von Beatrice trennt, im siebenundzwanzigsten Gesange. — Das linke Eckbild der oberen drei Felder gehört noch dem Purgatorium: Beatrice erscheint dem Dante als Stellvertreterin des verschwindenden Virgil, im dreissigsten Gesange, und macht ihm Vorwürfe wegen seiner Fehltritte. Die beiden andern erläutern den zehnten und dreiunddreissigsten Gesang des Paradieses, und Dante erblickt in dem ersteren, dem Eckbilde zur Rechten den Kranz der Gottesgelehrten in der Sonne, unter Andern den Thomas von Aquino, und im letzteren in der Mitte den dreieinigen Gott selbst. Unter jedem Bilde steht der darauf bezügliche Vers des Gedichtes.

Mit diesen elf, oder eigentlich nur zehn Bildern, denn das in der Mitte ist abzurechnen, hat der Maler freilich nur einen kleinen Auszug aus dem reichen Inhalt der göttlichen Komödie geliefert. Einmal ist er auch von dem Gedichte abgewichen, nämlich in der Darstellung der Dreieinigkeit am Schlusse, wo Dante nur von drei Kreisen und drei Farben in Einem Lichte spricht, der Maler aber, der gewöhnlichen Vorstellung gemäss, Gott den Vater und Sohn, und über ihnen die Taube abgebildet hat, wogegen Flaxmann es nicht verschmähte, die freilich wenig malerischen drei Farbenkreise mit dem menschlichen Ebenbilde wiederzugeben. Aber theils ist die Auswahl für die kleineren Bilder nicht zu tadeln, theils ist das Möglichste geschehen, das Fehlende im Hintergrunde, neben unten und oben bei den einzelnen Bildchen hinzuzuthun. Und wenn dies in dem Steindrucke wegen der Kleinheit des Maasses bisweilen undeutlich und fast unkenntlich geworden ist, so muss man bedenken, dass die Ausführung in grösserem Maassstabe auf Wänden oder Glasfenstern diese Unvollkommenheit ganz oder doch grossentheils wegräumen würde; und in der That wäre für die Darstellung der gewaltigen Gegenstände der göttlichen Komödie eine riesenhafte Grösse zu wünschen.

Wenn der Maler so des fast uneingeschränkten Lobes würdig erscheint, das ihm Giambattista Giuliani in seinem 1844 zu Rom erschienenen discorso ertheilt hat, so drängt sich die Frage auf, ob diese Art der malerischen Darstellung, ich meine die Zersplitterung des Ganzen in mehrere Theile als Einfassung eines grösseren Mittelbildes durchaus befriedigend sei. Flaxmann's 111 Umrisse, je 38 für die Hölle und das Fegefeuer und 34 für das Paradies nebst einem Titelbilde genügen freilich nicht. Aber Giuliani selbst beschliesst seine Abhandlung mit dem Wunsche, dass ein Fürst den Künstlern Gelegenheit geben möge, nach dem trefflichen Beispiele Vogel's, die göttliche Komödie in Marmor oder in einem grossen Frescobilde auszuführen (al nobile esempio offertoci scolpire un marmor o dipingere un grande affresco). Dann erst werde der Dichter ein Denkmal erhalten, das man sich kaum grösser und würdiger werde denken, vergebens wünschen können. Die Worte al nobile esempio offertoci dal Vogel sind entweder im allgemeinen Sinne (wenn Jemand irgend ein Bild) oder im besondern zu nehmen, wenn Jemand ein solches Bild wie Vogel's, das heisst eine Vereinigung von mehreren einzelnen Bildern in Marmor oder al Fresco ausführte. Im letztern Falle würde ich der Aeusserung nicht beipflichten, sondern ein einziges Marmor- oder Frescobild vorziehen, etwa in der Art, wie in dem palazzo Massimi Schnorr Ariost's, Overbeck Tasso's und Cornelius Dante's grosses Gedicht behandelt hat. Indess würden mich auch diese drei Bilder nur befriedigen, wenn jeder der drei Künstler das ganze Gedicht zu Einem grossen Ganzen verarbeitet hätte. — Kleinere Gedichte lassen sich auf diese Weise

leichter behandeln, wie z. B. der bekannten Marmorgruppe Laokoon's mit seinen beiden Söhnen die Beschreibung Virgil's im zweiten Buch der Aeneide zum Grunde liegen soll. Und dennoch hat der unbekannte Bildhauer, wie Lessing in seiner Abhandlung gezeigt hat, nur dadurch ein so vortreffliches Kunstwerk hervorgebracht, dass er, sofern er später lebte als Virgil und dessen Aeneide kannte, diesem keineswegs durchaus folgte, sondern so weit von ihm abwich, als es seine Kunst erforderte. Ob eine solche einzelne umfassende Darstellung der göttlichen Komödie einem Maler oder Bildhauer möglich sei, getraue ich mir weder zu verneinen noch zu bejahen. Oder wie, wenn die Bildnerei und Baukunst sich verbänden, die letztere ein Gebäude errichtete, dessen unterirdisches Gewölbe die Hölle, der mittlere Theil den Reinigungsberg und der obere Stock das Paradies mit den Dreieinigkeitsringen an der inneren Seite des Daches darstellte, die Bildnerei es mit den nöthigen Gestalten bevölkerte und die Malerei auch an ihrem Theile mitwirkte! Doch nein, das möchte mehr eine Nachäffung als ein Kunstwerk werden; dem schöpferischen Geiste ist freilich auch das Schwierigste nicht unmöglich. Dennoch möchte ich behaupten, dass eine andere Kunst diese Schwierigkeiten eher überwinden dürfte, obgleich sie es noch nicht versucht hat, ich meine die Tonkunst. Denn sie gehört gleich der Dichtkunst zu den zeitlichen Künsten, die Malerei, Bildhauerei und Baukunst zu den räumlichen. Letztere können nur das Miteinander oder in gleiche Zeit Fallende, den Moment ausdrücken, oder höchstens, wie Schubart in seiner Zeitschrift Paläophron und Neoterpe (Berlin 1823, I. Heft), von dem Abendmahle des Leonardo da Vinci rühmt, drei Momente, Ursach, Wirkung und Folge, oder ausser dem Gegenwärtigen das Vorhergegangene und das Nachfolgende anschaulich darstellen, ich möchte lieber sagen, ahnen lassen. Die Tonkunst kann aber das Gedicht, das kleinere Vers für Vers, das grössere doch in der Folge der einzelnen Ereignisse und Handlungen begleiten, wenngleich zu besorgen wäre, dass sie für die Darstellung eines umfangreichen Gedichtes mehr Zeit fordern würde, als man der Aufführung eines tonkünstlerischen Werkes einzuräumen pflegt, wie ich denn auch mehr an eine freie Umbildung und neue Schöpfung denke, etwa in der Form des Oratoriums und der Oper. Beide würden der Zusammenziehung des dichterischen Stoffes, oder der Vertheilung wenigstens in drei Abschnitte, in welche ja die göttliche Komödie sich selbst theilt, bedürfen, das Oratorium nur das Ohr durch Gesang und Tonbegleitung, die Oper auch das Auge durch die Bühnenausstattung, also auch die Malerei und Bildnerei in Anspruch nehmen. Hier wäre den vereinten Künsten unter Vortritt der Dicht- und Tonkunst ein weites Feld geöffnet; denn ausser der Darstellung des Ganzen oder der Hauptheile könnte auch Einzelnes bearbeitet werden, und es wäre dann mit Giuliani zu wünschen, dass ein reicher Gönner der Kunst einen hohen Preis für ein gelungenes Werk dieser Art aussetzte, aber nicht minder, dass die würdigsten Tonmeister, gleich Händl und Gluck, als Bewerber auftreten.

Berlin. K. L. Kannegiesser.

Nachbildungen englischer Dichter.

Matthew Arnold.

Neckan.

Wo sich das Vorgebirge
Hin in die Ostsee zieht,
Sitzt Neckan mit der goldnen Harf'
Und singt sein Trauerlied.

Grün rollet unterm Berge,
Grün rollt die Wog' im Wind —
Und drunter, unter Neckan's Fuss,
Sein Weib und Kinder sind.

Er singt nicht von den Wellen,
Korall' und Ros' im Meer —
Von Erden, Erden Neckan singt,
Er hat kein' andre Mähr.

Er sitzt am Vorgebirge
Und singt mit Ach und Weh',
Was auf der Erd' er sah und fühlt',
Fern von der grünen See.

Singt, wie er fuhr als Ritter
Bei Schloss und Fels und Stadt. —
Doch härter ist des Menschen Herz,
Denn das ein Seekind hat.

Er singet seine Brautfahrt,
Pfaff, Ritter, Frau'n zumeist. —
„Und wer bist Du," hub an der Pfaff,
„Herr Ritter, der Du freist?"

„Ich bin," sprach er, „kein Ritter,
Die Wellen sind mein Reich."
Die Ritter zogen, Frauen schrie'n,
Der Pfaff stand stumm und bleich.

Er singt, wie von der Kirche
Mit seinem Lieb er schwand
Und trug sie fort zum See-Palast
Tief, tief im Nixenland.

Er singt, wie sie sitzt weinend
Mit Muscheln rings umher.
„Der falsche Neckan theilt mein Bett,
Kein Christenmensch ist er."

Er singt, wie durch die Wogen
Zur Erd' er stieg zurück,
Den Priester suchen, der ihm sollt'
Erfleh'n des Himmels Glück.

Er singt, wie eines Abends
Er, unter Birken bleich,
Sass spielend seine goldne Harf'
An einem kühlen Teich.

Am Teich sass Neckan, Thränen
Im Auge blau und kalt.
Auf weissem Maulthier von der Brück'
Ritt bei ein Priester bald.

„Was sitzt Du da, o Neckan,
Und spielst die goldne Harf?
Mein Stab trägt eher grünes Laub
Eh' ich Dich segnen darf."

Fort ritt der Kupuziner
Bis er und Thier verschwand,
Und Neckan in der Dunkelheit
Am Teiche weinend stand.

Wo sich das Vorgebirge
Hin in die Ostsee zieht
Sitzt Neckan mit der goldnen Harf'
Und singt sein Trauerlied.

Requiescat.

Streut auf sie Rosen, Rosen,
Doch keinen Eibenzweig. —
Ihr Schlummern stört kein Tosen —
Wollt', dass ich wär' ihr gleich.

Sie sonnten sich gemeinsam
In ihrem Freudenschein,
Doch ihr Herz war einsam, einsam;
Und nun bleibt sie allein.

Ihr Leben ist vergangen
In wechselndem Sturm und Braus,
Doch Ruh' war ihr Verlangen —
Jetzt ruht sie friedlich aus.

Ihr grosser Geist, entsprungen
Aus Fesseln und aus Noth,
Hat diese Nacht errungen
Sich Raum im weiten Tod.

Sehnsucht.

Im Traum komm zu mir, dass mir mag
Recht wohl sein wiederum am Tag,
Denn dann bezahlt die Dunkelheit
Mehr als des Tages Traurigkeit.

Komm, wie Du kamest tausendmal,
Ein Bot' umsonnt vom Freudenstrahl,
Und lächelnd auf Dein neues Reich
Sei andern und mir hold zugleich.

Komm, wie Du nie Dich botest dar,
Und lass mich träumen, es sei wahr;
Streichle mein Haar und küsse mich
Und sprich: mein Lieb, was quälet Dich?

Im Traum komm zu mir, dass mir mag
Recht wohl sein wiederum am Tag,
Denn dann bezahlt die Dunkelheit
Mehr als des Tages Traurigkeit.

George Mac Donald.

Lieb - Lielchen.

Weisses Lieb-Lielchen
Sass bei dem Stein,
Schmachtend, und wartend
Auf Sonnenschein.
Weisses Lieb-Lielchen
Trank Sonnenlicht,
Weisses Lieb-Lielchen
Ihr Haupt aufricht't.

Weisses Lieb-Lielchen
Sprach: Habe Dank
Für weisses Lieb-Lielchens
Kleidung und Trank.
Weisses Lieb-Lielchen
Geputzet als Braut,
Die Kron' auf dem Haupte,
Weiss glänzend die Haut.

Weisses Lieb-Lielchen
Härmet sich blass,
Wartend und harrend
Auf Regen nass.

Weisses Lieb-Lielchen
Den Kelch aufhält,
Schnell kommt der Regen
Und drein er fällt.

Weisses Lieb-Lielchen
Sprach: o wie gut,
Wenn durstig, zu trinken
Des Regens Fluth.
Jetzt bin ich stärker,
Gekühlet und wohl,
Hitze brennt nicht mehr,
Meine Adern sind voll.

Weisses Lieb-Lielchen
Duftet so süss;
Das Haupt von der Sonne,
Vom Regen die Füss'.
Regen kam wechselnd
Mit Sonnenschein,
Machten Lieb-Lielchen
Fröhlich und rein.

Bristol. L. Meissner.

La Villemarqué „Les chants populaires de la Bretagne.“ (Tom I.)

La Villemarqué führt in seinem Werke „les chants populaires de la Bretagne“ drei bretonische Volkslieder auf den Barden Gwenchlan zurück, — einen Sänger, dessen Zeit aus allen Gründen umsichtiger Kritik in das sechste Jahrhundert verlegt wird.

Um die Gedichte ihrem Werthe nach zu würdigen, ja, um sie bis in's Einzelne verständlich zu machen, erlauben Sie, dass ich in einer kurzen Charakteristik die Zeit vergegenwärtige, der sie angehören.

Das armorikanische Gallien war durch seine geographische Lage, seine Wälder und durch das Meer — bekanntlich — von jeher, mehr als die übrigen Theile Galliens, vor den Einflüssen des Römerthums geschützt. Hier war es auch, wo sich der Gesang der celtischen Barden längere Zeit frei und unangefochten erhalten hatte. Ja, seit dem vierten und fünften Jahrhundert hatte die Kraft des Bardenthums, durch Einflusse von aussen her, sogar Stärkungen erfahren, durch celtische Einwanderungen von England herüber. Besonders nachdem im sechsten Jahrhundert die Sachsen in England siegreich Fuss gefasst hatten, wurde Armorika ein Land, das vom celtischen Stamme gedrängt erfüllt war. Und der sogleich darauf folgenden

Zeit, da die leidenschaftlichsten Kämpfe des Christenthums gegen das celtische Heidenthum hier geführt wurden, gehören die Lieder jenes Barden an, die bis auf uns gekommen sind.

Geschichte und Lebensverhältnisse des Barden Gwenchlan lassen sich aus seinen Liedern wenigstens in grossen, übersichtlichen Zügen zeichnen. Von Jugend auf hatte er dem Gesange gelebt. Aber sein Leben fiel nicht in eine Zeit, die geeignet war, dass auch der Gesang, die höchste und am meisten erhebende Kraft der Seele, ihn froh machen konnte. Er hatte in dem Kampf seines Stammes gegen die christlichen Feinde wohl die Ausdauer und Leidenschaft der Seinen erfahren und rühmen können. Aber der Sieg war ihnen nicht immer zu Theil geworden. Und selbst musste er die Uebermacht der Feinde an einer ihm zugefügten Grausamkeit empfinden. Man hatte ihn geblendet, und die Jahre des Alters brachte er hin, um in seiner Seele die Stimmungen des Schmerzes über die Niederlage der Seinen und die des Hasses gegen den feindlichen Sieger immer wieder zu durchleben. Ein dunkles Bild aus der Zeit eines in seiner Reinheit und Naturkraft untergehenden Stammes. —

Die drei Gedichte bilden in der Reihenfolge, in der ich sie vortragen werde, eine natürliche Stufenleiter, — sowohl in Bezug auf den poetischen Werth, den sie in sich tragen, — wie in Bezug auf die Kraft der Stimmung, die sie eingegeben hat.

Das erste Lied ist von ganz allgemein lyrischer Art. Es könnte von jedem Dichter gesungen werden, dessen Klänge einen Kummer vortragen, der die ganze Seele beherrscht und niederdrückt. Aber seine charakteristischen Merkmale, — einerseits eine auffallende Kürze, andrerseits eine grosse Sicherheit und Präcision, mit der es die ganze Natur und das Leben anschaulich macht, endlich die bis auf das äusserste Maass gediehene Einfachheit des Wortes, mit dem es das Geheimniss des Herzens löst, — diese Merkmale erheben es zu einem der originellsten Produkte prunkloser Naturpoesie

Das zweite Gedicht ist bedeutend belebter, — ein Schlachtgesang von hoher Kraft, ebenso der Phantasie, wie der Empfindung. In poetischen Bildern wird Feind und Freund vorgeführt. Alles ist symbolisch — aber eine Symbolik der Anschauung, nicht der Reflexion; eine Symbolik des selbstständigen Lebens, nicht nach matter Berechnung; eine Symbolik des Auges, nicht des Verstandes, — ähnlich so gross wie die in der Vision des Propheten Ezechiel. Und durch die kühnen Bilder des Gedichts geht der Nerv des Lebens, das Feuer leidenschaftlichen Wollens.

Das dritte Lied endlich ist ein wahrhaft diabolischer Ausdruck heidnischer Rachestimmungen. Ich versuche nicht, es im Voraus zu charakterisiren.

Das erste Lied könnte füglich überschrieben werden:

Der blinde Barde Gwenchlan.

Wenn die Sonne sich senkt,
Wenn das Meer aufschwillt,
Sing' ich auf der Schwelle meiner Thür.

Als ich jung war, sang ich;
Nun ich alt bin, singe ich noch.

Ich singe bei Nacht, ich singe bei Tag,
Und ich bin kummervoll dennoch. —

2. Kriegsgesang des Barden Gwenchlan.

Ich sehe den Eber,
Der aus dem Gehölz kommt;
Er hinkt, ist verwundet.
Sein klaffender Rachen voll Blut,
Sein Haar ist gebleicht vor Alter.
Von seinen Jungen ist er umschlossen,
Sie grunzen vor Hunger.

Dort aber seh' ich das Meerross,
Ihm zu begegnen, kommt es;
Da zittert vor Schrecken das Ufer.
Auch das Ross ist weiss,
Doch wie der blitzende Schnee;
Es trägt an der Stirne
Hörner von Silber.
Unter ihm brudelt das Wasser
Beim Feuer des Donners seiner Nüstern.
„Bleibe fest!
Meerross, bleibe fest!
Hau ihm auf das Haupt!
Schlage stark, schlage!"

Die nackten Füsse gleiten im Blut.
„Stärker noch! schlage zu! stärker noch!"

Ich sehe bis an die Kniee das Blut ihm steigen,
Ich sehe das Blut, wie eine Lache.

„Stärker noch! schlage zu! stärker noch!
Morgen wirst Du Dich ruhen."

3. Rachevision des geblendeten Barden Gwenchlan.

In meinem kalten Grabe,
Als ich sanft eingeschlafen war,
Hört' ich den Adler rufen
Hin durch die tiefe Nacht.
Er rief nach seinen Jungen,
Nach allen Vögeln des Himmels.
Und wie er sie rief, da sagte er ihnen:
„Hebet Euch rasch auf Euren beiden Flügeln!
's ist nicht verfaultes Fleisch von Hunden und Schafen,
Christenfleisch ist es, das wir brauchen!" —

„Alter Meerrabe, sage mir,
Was hältst Du hier?"

„Ich halte das Haupt des Armeehäuptlings,
Will haben seine beiden rothen Augen.
Ich kratze die Augen ihm aus,
Er hat ja die Deinen ausgekratzt." —

„Und Du, Fuchs, sage mir,
Was hältst Du hier?"

„Ich halte sein Herz,
Es war so falsch, wie das meine;
Es hat Deinen Tod verlangt,
Dich umkommen lassen seit langer Zeit.“ —

„Und Du, sage mir, Kröte,
Am Winkel seines Mundes,
Was machst Du dort?“

„Ich habe mich hierhin gelegt,
Seine Seele zu erwarten, wenn sie hindurchgeht.
In mir wird sie wohnen, so lang' ich lebe,
Zur Busse der Schandthat, die er beging
Gegen den Barden, der ehemals wohnte
Zwischen Roch-Allaz und Porz-Gwenn.

Werner Hahn.

Coraula.

Une chanson satirique sur le Prince de Savoie assez insignifiante en elle-même, mais qui pourrait peut-être intéresser maintenant que les regards de l'Europe sont dirigés sur les événements qui se passent de l'autre côté des Alpes, se trouve insérée dans une collection de fragments en patois suisses publiée à Lausanne en 1842, c'est-à-dire longtemps avant que les diplomates les plus clairvoyants eussent pu deviner le rôle que la Sardaigne était destinée à jouer en Italie et l'influence qu'elle devait avoir sur le bonheur des peuples désunis de cette terre classique, longtemps avant qu'une ancienne maison princière vendît le berceau de ses aïeux à un puissant voisin.

Cette chanson dans le recueil est intitulée Coraula. Le compilateur la fait précéder d'une explication dans laquelle il nous dit que le Coraulé ou ronde est une chanson nationale. Ce mot patois dérivé de l'italien Caróla, ronde, danse en rond, Ringeltanz, meistens mit Gesang begleitet, selon Filippi, rappelle le mot anglais Cárol, a joyful song, selon Webster, mais il n'existe pas en français.

Il serait d'assez mince importance de vouloir fixer l'époque à laquelle cette chanson fut écrite, mais il est évident qu'elle doit son origine aux sentiments de joie éprouvés par les Suisses en conséquence de leurs victoires sur leur voisin et pour justifier le ton satirique de la chanson il suffit de se représenter les idées d'un peuple accoutumé à triompher d'un côté des Autrichiens, de l'autre des Bourguignons et d'un troisième des Savoyards, idées bien naturelles à un peuple qui voit encore de nos jours arriver chaque année un contingent de ramoneurs, de montreurs de marmottes et de joueurs de vielle (Leier) savoyards, de maquignons et de châtreurs de cochons de la Bourgogne, de rémouleurs de la Lorraine et de chaudronniers ambulants de l'Auvergne.

Mais afin que l'on ne se méprenne pas sur les motifs qui m'ont engagé à communiquer ce petit poème, j'ajouterai que, tout en respectant sincèrement le principe de la légitimité et tout en plaignant le malheur d'un Prince qui se voit arracher ce qu'il a été habitué, dès sa naissance, à considérer comme son patrimoine, on ne saurait se refuser à admirer le courage de son adversaire et le service signalé qu'il rend à l'humanité en resserrant dans les bornes de l'ordre un mouvement irrésistible dont l'éruption aurait pu produire des calamités plus sanglantes encore que celles de la révolution française à la fin du siècle passé.

Voici la chanson qui est en patois de Gruyères mêlé de français et d'expressions savoyardes, telle que mardjuga, ma foi; — vertuchou, ventre bleu.

Noussbron Prinschou de Schavoye
Liè mardjuga on boun infan;
Y l'ya léva oun' armée
Dé quatrouvans païjans,
O, vertuchou, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Notre Prince de Savoie
Il est ma foi un bon enfant;
Il a levé une armée
De quatre vingt paysans,
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant!

Y l'ya léva oun' armée
De quatrouvans païjans,
Et pour général d'armée
Christophliou de Carignan,
O, vertuchou, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Il a levé une armée
De quatre vingt paysans,
Et pour général d'armée
Christophe de Carignan,
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant!

Et pour général d'armée
Christophliou de Carignan.
Oun ânon tzerdzi dé ravé
Por nuri le régiment.
O, vertuchou, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant.

Et pour général d'armée
Christophe de Carignan.
Un âne chargé de raves
Pour nourir le régiment.
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant.

Oun ânon tzerdzi dé ravé
Por nuri le régiment,
Pour toute cavalerie
Quatro pitis cayons blians.
O, vertuchou, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Un âne chargé de raves
Pour nourir le régiment
Pour toute cavalerie
Quatre petits cochons blancs.
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant!

Pour toute cavalerie
Quatro pitis cayons blians,
Et pour toute artillerie
Quatro canons dé fer blian.
O, vertuchou, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Pour toute cavalerie
Quatre petits cochons blancs,
Et pour toute artillerie
Quatre canons de fer blanc.
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant.

Et pour toute artillerie
Quatro canons dé fer blian.
Quan nou fum' sur la montagne,
Grand Dieu! qué lou monde est grand!
O, vertuchon, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Et pour toute artillerie
Quatre canons de fer blanc.
Quand nous fûmes sur la montagne,
Grand Dieu! que le monde est grand.
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant.

Quan nou fum' sur la montagne,
Grand Dieu! qué lou monde est grand!
Fajin vito ouna détzerdze
E pu retornin nojan.
O, vertuchon, gare, gare, gare!
O, rantamplan, garda dévant!

Quand nous fûmes sur la montagne,
Grand Dieu! que le monde est grand!
Faisons vite une décharge
Et puis retournons nous-en,
Oh ventrebleu, gare, gare, gare!
Oh rataplan, gare devant!

Trachsel.

Einige Worte zur Entgegnung auf die Beurtheilung meiner Programmschrift im Archiv (XXVII. 4. Heft p. 465 u. f.) von Herrn Dr. Immanuel Schmidt.

Womit der geehrte Herr Recensent schliesst, damit muss ich anfangen. Er hat nämlich allerdings „einen falschen Massstab an die Arbeit angelegt.“ Für Gelehrte und das müsste doch wohl heissen für Sprachgelehrte oder moderne Philologen war sie nicht bestimmt. Was ich bei der Arbeit beabsichtigte, war, mich, den Ausländer, als mit der englischen Sprache und ihrer Literatur vertraut zu dokumentiren und das Studium beider zu empfehlen, wie das ja auch im Titel deutlich genug gesagt ist. Dass ich dabei zunächst nur denjenigen Kreis, für welchen eigentlich allein das Programm bestimmt ist, nämlich den Vorstand der Lehranstalt und die Eltern der Jünglinge, im Auge hatte, versteht sich von selbst. Bei einem so umfangreichen Gegenstande und so knapp zugemessenem Raume musste ich natürlich von einem näheren Eingehen auf die verschiedenen Punkte, die ich zu berühren hatte, absehen. Mit dem aber, was Herr Dr. Schmidt p. 467 oben rügt, hat es eine andere Bewandtniss. Ich hatte nämlich die Absicht, auf manche Ungereimtheiten in der französischen Sprache, wie z. B. auf den Gebrauch des männl. pron. possess. für eine weibl. Person und umgekehrt, hinzuweisen, als es mir einfiel, dass ich damit den unsre Anstalt besuchenden Franzosen zu nahe treten könnte, wie ich das auch im Nachsatz ausgedrückt habe. Da ich, vielleicht eigensinnigerweise — wedded to my words, wie der Engländer sagen würde — den einmal hingeschriebenen Satz nicht wieder streichen wollte, so half ich mir mit dem Gedankenstrich und dachte mir dabei sapienti sat. Die sprachlichen Berichtigungen des Herrn Dr. Schmidt sind nicht stichhaltig. Wenn er p. 466 sagt, „affecting the mind“ sei kein glücklich gewählter Ausdruck, so habe ich darauf zu erwidern, dass die in allen mir zugänglichen Wörterbüchern zuerst angegebene Bedeutung jenes Wortes: „to act on“ ist. Das p. 467 nach „as“ von ihm eingeschaltete „of“ ist ein Versehen seinerseits. „Historians“ etc. ist nämlich nicht von walks, sondern von „shining forth“ abhängig, Also: shining forth as historians etc. Wenn er am Schlusse auf das einzige Gute, was er von der Arbeit zu sagen weiss, wieder halb zurückkommt, so erinnert mich das an eine bei einer ähnlichen Veranlassung gemachte Bemerkung meines verstorbenen Collegen Mr. Monicke. „They are nothing if not critical,“ waren seine Worte, die Worte eines Mannes, der wohl urtheilsfähig in solchen Dingen war. Uebrigens erlaube ich mir schliesslich noch das Urtheil einer andern Autorität, die ja auch Herr Dr. Schmidt gelten lässt, hier noch hinzuzufügen: „I have read Dr. Asher's Essay,“ so schreibt R. C. Trench, „on the Study of the English Language with profit and pleasure, and think it might be usefully reprinted here. It would open out to many English students of their own language some interesting points from which to regard it, and suggest better works hearing upon it, which otherwise they might not have heard of. Any weakness which it has in respect of the absolute or relative value of English authors does not materially affect its value.“

Leipzig. Dr. David Asher.

Schiller's Ode an die Freude,

in gereimte lateinische Verse übersetzt von Füglistaller.

(Aus Ludwig Eckart's Monatsschrift: Die Schweiz.)

Gaudium divinum! claris
Genitum Cœlitibus!
Adsumus, en! tuis aris
Pleni sacris ignibus.
Vincula disrupta malis
Moribus tu reparas.
Regibus sub tuis alis
Mendicantes socias.

Chorus.
Vos, Milleni, amplexamus,
Sumite hacc oscula!
Illic super sidera
Pater est, in quo amamus!

Fida quem conjunxit rara
Sorte amicitia;
Cui data conjux cara,
Promat sua jubila!
At, qui animam nec unam
Suam dicere queat,
Deflens miseram fortunam
Lacrimans hic abeat.

Chorus.
Quidquid habet orbis totus
Sympathiae serviat!
Ad superna evocat,
Ubi habitat Ignotus.

Rebus omnibus natura
Sua præbet ubera,
Probis improbisque cura
Panis pandit gremia.
Osculi nos suavitate,
Vino, amicitia;
Vermes beat voluptate,
Cherubos ambrosia.

Chorus.
O Milleni, num prostrati
Creatorem quaeritis?
Sursum in sidereis
Fulgent sedes Adorati.

Gaudium est, quod potentem
Mundi ciet animam;
Rotat gaudium ingentem
Universi machinam.
Elicit ex cœlo soles;
Florum trudit germina
Et sphærarum volvit moles
Per ignota Spatia.

Chorus.
Uti soles exultantes
Pervolant sublimia;
Sic per vestra stadia,
Fratres, currite certantes!

Veritatem indaganti
Luce ridet flammea,
Dux præcedit laboranti
Ad virtutis ardua.
Ejus signa gloriosa
Fidei irradiant
Et per loca tenebrosa
Tumulorum fulgurant.

Chorus.
Quis non fratrem perdurabit!
Manent meliora nos;
Digna inter Superos
Laurea nos coronabit.

Diis quid retribuemus?
Imitentur Cœlites!
Nobis lætis advocemus
Mæstos atque pauperes!
Memor ita extinguatur,
Hosti detur gratia;
Neque lacrimis uratur,
Neque conscientia!

Chorus.
Debita sint aboleta!
Esto pax cum omnibus!
Deo, quæ decernimus,
Erunt et in nos decreta.

Gaudii divinitatem
Spirat fervens poculum;
Scythæ dat humanitatem,
Desperanti animum.
Fratres! sedibus surgamus,
Quando ambit amphora!
Spumis istis salutamus
Vos, benigna Numina!

Chorus.
Quod est stellis celebratum;
Hymno quod seraphico —

Numini sidereo
Merum hoc sit propinatum!

Vi malorum opponamus
Animum intrepidum!
Quod vel hosti adjuramus,
Nullum solvat sæculum!
Viri mente confidenti
Stemus coram regibus!
Laurea sit commerenti!
Perfido interitus!

Chorus.

Vincla sacrius ligate!
Vina hæc perrubea,
Vota vos solemnia
Præstituros, conjurate!

Ruat Despotum catena!
Impius resipiat!
Moribundos spes serena
Facie affulgeat!
Vivant vita restaurata
Quosquos habet tumulus!
Mala malis sint donata,
Nec sit porro tartarus!

Chorus.
Levem nobis det extremum
Diem; dulcem requiem!
Mitem nobis judicem
Praestet Numen se supremum.

Nachlese vom Schillerfeste.

Das Schillerfest steht in seiner Art einzig da. So wird man uns einige Nachträge zu demselben zu liefern wohl gestatten.

Am Harze lebt bekanntlich noch der Sohn eines von Schiller's Leipziger Freunden: V. A. Huber. Aus dem Harze ist nur von einer grossen Jagd zu Ehren Schiller's bei der Einhornshöhle unweit Scharzfeld berichtet worden. Schiller habe diese Höhle einst besucht. Wo findet sich Näheres über diesen Besuch und was ist darüber zu ermitteln?

Zufällig wurden wir darauf aufmerksam, dass der Festfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster nirgends gedacht ist. In den grossen, von Baukunst und Malerei verherrlichten Räumen desselben versammelten sich die Schüler erst am 11. November. Die Festrede hielt Herr Professor Bollmann. Alsdann pflanzte man unter der Klosterkirche eine Schillerlinde. Herr Director Bellermann hielt hier eine Ansprache. Es wurde neben dem Baume gesungen:

Lass durch Deiner Zweige Grün
Dieses Tags Erinn'rung blühn.
Denn den Enkeln sollst Du's sagen,
Wie wir ihn geehret heut',
Wenn sich einst in späten Tagen
Dieses Jubelfest erneut.

Möge die Schillerlinde nach hundert Jahren mit der Schule zusammen grünen und blühen!

An Druckschriften erwähnen wir:

Eine Rede von Dr. A. Steudener: „Ueber Schiller's Bedeutung für die heutige Bildung. (Programm der von der Familie v. Witzleben gestifteten Klosterschule zu Rossleben. Halle, Druck der Waisenhausbuchdruckerei. 1860.)

Die Rede füllt S. 3 — 12 des Programmes. Steudener II, der Verfasser eines vortrefflichen, für den deutschen Unterricht sehr brauchbaren

Programmes über Ludwig Uhland, spricht sich in derselben über die verschiedensten Punkte in Betreff Schiller's aus. Im Ganzen ist wohl der Abdruck solcher Arbeiten in Zeitschriften und die Benutzung der Programme für weniger allgemeine Gegenstände zu empfehlen.

Ferner erschien:

Rede zur Schillerfeier in Halberstadt. Von Hermann Masius. Glogau. Druck und Verlag von Karl Flemming. 1859.

Der treffliche Masius, jetzt Realschuldirector in Dresden, hat diese Rede öffentlich in Halberstadt gehalten. In diesem einen Druckbogen starken Schriftchen spricht sich der bekannte Verfasser der Naturstudien mit der glühendsten Begeisterung über Schiller aus.

Wir führen noch an:

Festweihe zur Schillerfeier, im wissenschaftlichen Kunstverein gesprochen von der Königl. Hof-Schauspielerin Frau Orelinger. Berlin, den 14. November 1859. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Umfasst einen Foliobogen und enthält am Schlusse die Unterschrift Friedrich Forster. In Forster's Gedichte wechseln Pathos und Humor sehr rasch. Am Schlusse reichten sich die Künstler nach Art der Rütliscene die Hände und sprachen: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr.

Pröhle.

Herr Julius Wollenberg hat Archiv XXVII, S. 264, ein altfranzösisches Marienlied mitgetheilt, das Wackernagel in den Altfranzösischen Liedern und Leichen S. 69 bereits nach einer andern Handschrift edirt hat. Beide Texte verbessern sich gegenseitig, wenn gleich der Woll. Text der bessere ist. Bei Woll. ist vielleicht für enheluez zu lesen enherbez, das im Dolopathos allerdings Vergiftung des Getränks andeutet, seiner Natur nach aber sehr wohl gewürzt heissen kann. No desfaut bei Woll. ist wohl nur Druckfehler für ne desfaut. Statt des folgenden Verses empfiehlt sich der Wack. Text:

Et Estelle marine.
Por la bonte
De ta clarte
Nos cuers tous enlumine

schon des Verses halber. Ebenso ist tu es li tres douz paradis bei Wack. die bessere Lesart.

Auffallendes im Gebrauch der deutschen Sprache.

„Das Hohe Unterrichtsministerium hat 1 Exemplar „Illustrirte geographische Bilder“ in 2 Bänden zum Schulprämium herablangen lassen.“ (Progr. des Gymn. zu Neusohl 1858, p. 32.) — „Unterrichtsministerium hat die Verfügung getroffen, dass die österreichische Volkshymne in sämmtlichen Landessprachen bei allen Schulbücherverschleissen 100 St. p. 20 Kreuzer erhalten werden kann.“ (Das. p. 30.) „Die Ausfolgung dieser Bücher an die Schüler besorgt der Gymnasiallehrer Herr Kriz.“ (Das. p. 27.) „Die Obsorge über das Cabinet führt der Gymnasiallehrer Herr Zenger.“ (Das. p. 27.) „Alle Gymnasialschüler, welche nicht nach Troppau zuständig sind, haben sich zu ihrem hierortigen Aufenthalte behufs der Fortsetzung der Studien mit dem Passe zu versehen.“ (Progr. des Gymn. zu Troppau 1859, p. 71.) — „Einer der besten Schüler erblindete auf das eine Auge.“ (Progr. des Gymn. zu Czernowitz 1859, p. 36.) — „Desto heller strahlt, weil vom dunkeln Hintergrunde umgeben und von demselben um so greller abstechend, das erste 50jährige Jubiläum, welches das Gymnasium beging. Es wäre mehr als Stumpfsinn, es wäre der schwärzeste und unverzeihlichste Undank gewesen, diesen Tag in träger Gleichgültigkeit vorübergehen zu lassen.“ (Das. p. 36.) — „Möge der Segen dessen, der nichts Gutes unbelohnt lässt, und wäre es auch nur ein einem Durstenden dargereichter Trunk Wasser oder gar blos ein guter Gedanke, auf dem frommen Werke des Unterstützungs-Vereins auch ferner ruhen!“ (Das. p. 38.) — „Geschenk von der Frau Rosa Hönig, Professors-Gemahlin.“ (Progr. des Gymn. zu Pressburg 1859, p. 26.)

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Steinthal. Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. (Berlin, Dümmler.) 2 Rthlr.
F. W. Farrar, An essay on the origin of language. (London, Murray.) 5 s.
H. Weber, Etymologische Untersuchungen I. (Halle, Waisenhaus-Buchhandlung.) 15 Sgr.

Lexicographie.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch v. W. Müller u. F. Zarncke, 3 Bände, 5. Lieferung. (Leipzig, Hirzel.) 1 Rthlr.
A. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. 1 Livr. (Bruxelles, Muquardt.) 12 Sgr.

Grammatik.

A. Schleicher, Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. (Weimar, Böhlau.)
Grammaire comparée des langues de la France par Louis de Baecker. (Paris, Franck.) $1^2/_3$ Thlr.

Literatur.

H. Düntzer, Würdigung des goetheschen Faust, seine neuesten Kritiker und Erklärer. (Leipzig, Dyk.) 15 Sgr.
H. Düntzer, Neue Goethestudien. (Nürnberg, Bauer & Raspe.) $1^2/_3$ Thlr.
San Marte, Parcival-Studien, 1. uud 2. Heft. (Halle, Waisenhaus-Buchhandlung.) 5 Rthlr.
Das Nibelungenlied. Uebersetzt und mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen versehen von Oswald Marbach. (Leipzig, Lorck.) 1 Rthlr.
O. Vilmar, Zum Verständnisse Goethe's, Vorträge. 2 Aufl. (Marburg, Elwert.) 1 Rthlr.
Le roman du renard. Mis en vers d'après les textes originaux p. Ch. Potvin (Leipzig, Dürr.) $26^1/_2$ Sgr.
Châteaubriand. Etude historique p. L. Figuier. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Milton's Comus. Uebersetzt und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet von I. Schmidt. (Berlin, Haude & Spener.) 20 Sgr.

Lord Macaulay, his life and writings by G. J. Clements. (London, Whittaker.) 2 s. 6 d.

Political Ballads of the seventeenth and eigteenth centuries. Annotated by W. Waker Wilkins. 2 Vols. (London, Longman.) 18 s.

G. Th. v. Rudhart, Rede auf Sir Th. B. Macaulay, den Essayisten und Geschichtsschreiber Englands. (München, Franz.) 5 Sgr.

W. Shakspeare, Julius Caesar übersetzt v. A. Kolb. (Stuttgart, Schaber.) 10 Sgr.

A. Woyke, Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik. (Berlin, Nicolai.) $1^1/_3$ Thlr.

L. Wihl, les Hirondelles, poésies allemandes, traduites en français; avec un essai sur la littérature juive. (Paris, Hachette.)

Hilfsbücher.

A. Peschier, Entretiens familiers à l'usage des écoles. (Stuttgart, Neff.) 12 Sgr.

J. H. Schmick, Sketches from english history. (Bremen, Müller.) 8 Sgr.

Shakspeare's Julius Cæsar; erklärt v. Th. Jancke. (Cöln, Dumont.) 12 Sgr.



